



10011065868

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library



Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT

California

LANGUAGES
UNIVERSITY



Evangelisches
Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Albert Ostertag.

~~~~~  
Vierter Jahrgang. 1860.  
~~~~~

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaier's Buchh. (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schulze.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
AND
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

I n h a l t.

	Seite.
Japan. Erste Abtheilung: Allgemeines	3
" Zweite = Früherer Verkehr mit dem Ausland	57
" Schluß. Die neuesten Verträge	281
Blumhardt und die Basler Mission. Sechster Artikel. (Die Universitätzeit. Zweite Hälfte.)	83
Samuel Hebich und das Götzenfest in Taliparambu	105
Die Eingeborenen von Neuhoiland. Erste Abtheilung	153
" " " Zweite Abtheilung. Missions- versuche der Brüdergemeinde	242
Die Dien-kien oder Lu-tschu Inseln, die Brücke zu Japan	189
Das Neutralitätsprincip der indobritischen Regierung in Sachen der Religion	329
Sir Herbert Edwardes, und was er am 1. Mai 1860 in London gesprochen	349
Der Bauern-Aufstand in Bengalen	385
Neuseeland — einst und jetzt. I. (Geographisches und Ethnogra- phisches)	422
" " " II. (Samuel Marsden und die An- fänge der Mission unter den Maori.)	477
Skizzen aus dem Hornba-Land	525
Missionszeitung:	
Die Mission in Central-Südafrika	46
Sir George Grey und die Kaffern	55
Etwas von den Andamanen-Inseln	234
Gottes Gedanken über Afrika	239
Römisch-katholische Missionen	278
Chegesetz für die eingeborenen Christen in Indien	383
Die Vorgänge in Syrien	418
Algerien	467
Statistik der evang. Missionsgesellschaft in Basel (1. Jan. 1860)	471
Statistik der Brüdermissionen, am Ende des Jahres 1859	473
Japan	475
Die nationale Bewegung in Neuseeland	515
Die Erweckungen in Nord-Tinnevelly	522

Missionsliteratur:

Nacht und Morgen, von Leonharbi	103. 384
Kleine Missionsbibliothek, von Dr. G. F. Burthardt	103
Die Volksstämme der Nilagiris, von J. F. Meß	104
Les Bossoutos ou vingt-trois années de séjour et d'observations au sud de l'Afrique, par E. Casalis	187
Atlas der evang. Missionsgesellschaft zu Basel, bearbeitet von Inspektor Josenhans	158
Christian Friedrich Schwarz, der Sendbote des Evangeliums in Indien, von Dr. Gottlieb Heinrich v. Schubert	328

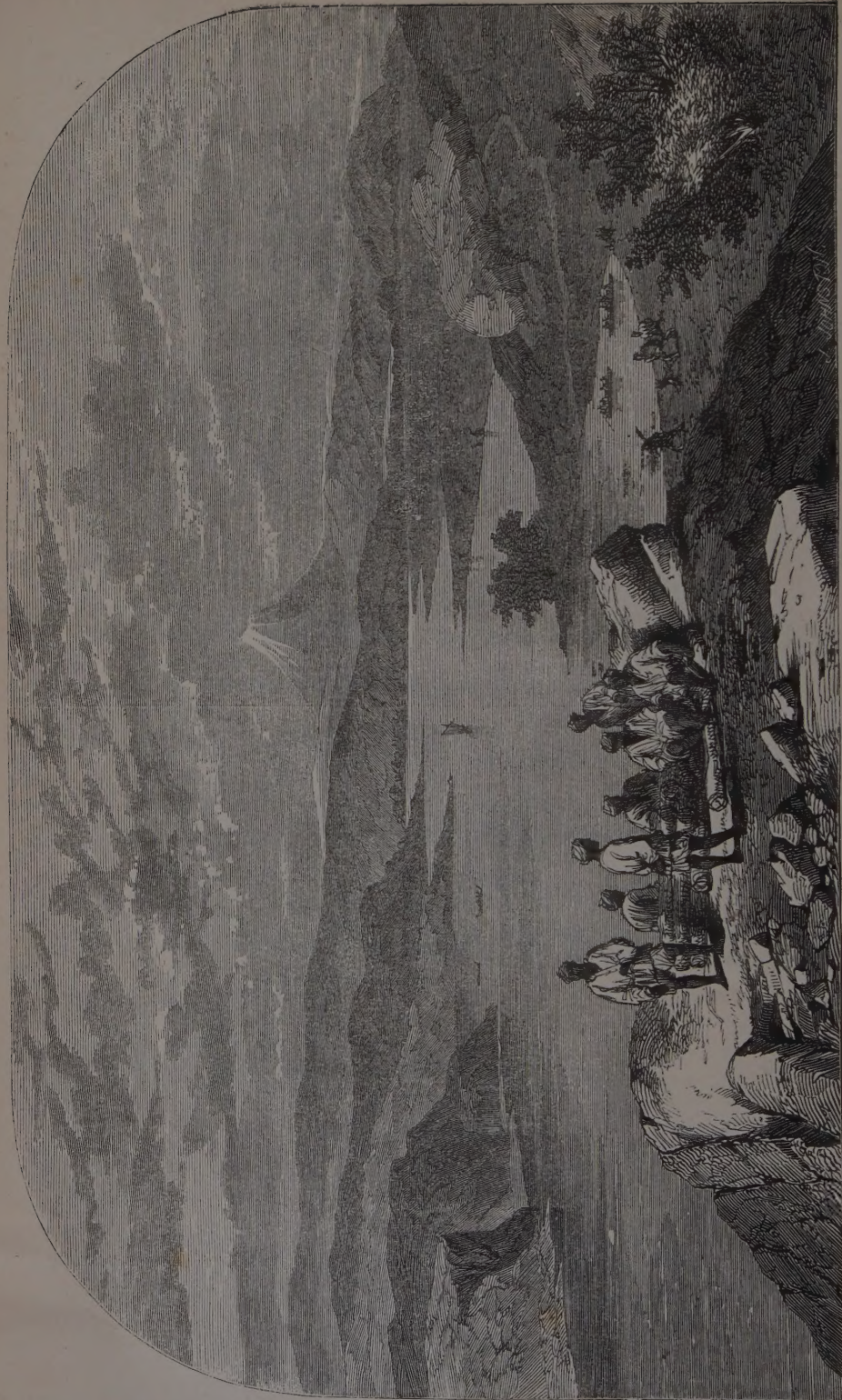
Bibelblätter:

- I. Dr. Ebenezer Henderson, ein Mann der Bibel.
- II. Graf von Rochester.
- III. Das Buch für alle Menschen und für alle Zeiten.
- IV. Oguyomi, oder das Sklavenkind und seine Mutter.

Bibelzeitung: Etwas von den alten Handschriften der Bibel. —
Die Bibel in Rußland. — Aus vergangenen Zeiten.

Illustrationen.

1. Die äußere Bucht von Jeddo, mit der Aussicht auf den Fuji-yama.
2. Karte von Japan.
3. Die holländische Faktorei auf dem Inselchen Desima, in dem Hafen von Nagasaki.
4. Festzug eines indischen Götzenfestes.
5. Buddhistenpriester in Japan, vor der Gebetsmaschine.
6. Buddhisten-Tempel auf Lu-tschu.
7. Nächtlicher Tanz der Eingeborenen von Neuholland.
8. Auswechslung der Vollmachten zwischen Lord Elgin und den japanischen Commissären.
9. Der große Bazaar oder Marktplatz in Peshawer.
10. Scene aus dem Aufstand der Santhals.
11. Der Taupo-See in Neuseeland, mit dem Tannaraberg im Hintergrund.
12. Gruppe von ordinirten Eingeborenen im Tinnevely-Distrikt, um den ehrwürdigen Missionar Thomas her.
13. Karte von Neuseeland.
14. Karte vom Hornba-Land.
15. Ausbessern der Mauern in Abbeskuta. (S. 536.)
16. Neue Kirche zu Ibadan, mit Miss. Kefers Grab. (S. 551.)



Die äußere Bucht von Jeddo, mit der Aussicht auf den Fusi-yama.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

J a p a n.

Erste Abtheilung: Allgemeines.

1. Die Zeiten Gottes und die Mission.

An hat unsere Zeit in politischer Hinsicht das Zeitalter der Revolution, in religiöser Beziehung aber die Zeit der Mission genannt. Und wer wollte verkennen, daß eben darin die charakteristischen Merkmale unsrer gegenwärtigen Weltzeit liegen? Daß aber beide sich gegenseitig widersprechenden und widerstrebenden Erscheinungen, die Revolution und die Mission, zu gleicher Zeit und neben einander in der christlichen Welt auftreten, ist eines der auffallendsten Zeichen der Gegenwart. Denn die Revolution ist die bittere Frucht des Abfalls der Christenheit von dem lebendigen Gott, die Mission aber ist die edelste Blüthe des Glaubensgehorsams gegen Den, der unser Haupt und unser König ist. Die Gleichzeitigkeit beider Erscheinungen wäre für uns das seltsamste Räthsel, wenn nicht das Wort Gottes schon längst Alles vorher verkündigt hätte. „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu, erschrecket nicht. Denn das muß Alles geschehen; aber es ist noch nicht das Ende. Denn es wird sich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden sein Pestilenz und theure Zeit und Erdbeben, hin und wieder. Aber das Alles ist nur der Anfang der Wehen. . . . Und es wird gepredigt werden dieses Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen.“ Matth. 24, 6—14. Einer unsrer jetzt lebenden Gottesgelehrten, Rudolph Stier, bemerkt hiezu: „Wenn die zwei verbundenen Vorzeichen in ihrem wunderbar widersprechenden Zusammentreffen am

völligsten vorhanden sind: Verfall der Christenheit [in Folge davon die Revolution] und Ausbreitung der Heidenmission — dann kommt das Ende."

Man kann wohl nicht sagen, daß das zweite Vorzeichen, „die Ausbreitung der Heidenmission" oder die Predigt des Evangeliums vom Reich in der ganzen Welt, jetzt schon „völlig vorhanden" sei. Denn obgleich im Lauf der letzten 50 bis 60 Jahre das Wort vom Königreich Jesu in einer Weise und Ausdehnung, wie es wohl kaum je da gewesen, in den Ländern der Heiden verkündigt wurde, so liegen doch die großen Hauptmassen der Heidenwelt — Afrika, China und Japan — noch in tiefem Todes Schatten da, und kaum erst ihre Ränder sind vom Morgenlicht des Evangeliums beleuchtet. Allein zwei eigenthümliche Umstände sind doch des ernstesten Beachtens und Aufmerkens werth.

Der erste ist die unaufhaltsame Gewalt, mit welcher der neu erwachte Missionsgeist innerhalb der evangelischen Christenheit sich Bahn bricht. Es hat zu allen Zeiten in der Kirche Christi einzelne Regungen des Missionstriebes gegeben; aber es waren eben nur vereinzelte Erscheinungen, die weder einen tiefen und festen Halt in der Gesamtheit der lebendigen Glieder der Kirche zu gewinnen vermochten, noch auch Kraft genug besaßen, etwas Großes daheim oder draußen auszurichten. Nicht als ob es der evangelischen Kirche bis dahin an der rechten Glaubenskraft dafür gemangelt hätte; hat es doch zu allen Zeiten seit der Reformation in der evangelischen Kirche nicht an den herrlichsten Männern Gottes gefehlt. Aber es war noch nicht die Zeit Gottes. Gleichwie in der Ordnung des göttlichen Haushalts die Zeiten bestimmt waren für die mächtige Erregung der Krenzzüge und für den glorreichen Sieg der Reformation, so hat Er für das Ende der Weltzeit das Erwachen des Missionsgeistes vorbehalten. Und diese Zeit ist da. Soweit der Name der evangelischen Kirche reicht, so weit reicht nun auch das Interesse für die Mission. In Nordamerika, in Großbritannien, in Dänemark, Schweden und Norwegen, in Holland und Frankreich, im Norden und Süden Rußlands, in Deutschland und der Schweiz ist bald keine evangelische Gemeinde mehr, wo nicht die Sache der Mission bekannt und geliebt wäre. In England, Schottland und Irland bestehen 14 Missionsgesellschaften, in Nordamerika 16, in Deutschland und der Schweiz (die Brüdergemeinde eingeschlossen) 8, in Frankreich, Holland

und Norwegen je eine. Um diese her schaaren sich Tausende von Hilfsvereinen und Millionen von Freunden und Mitarbeitern. In dem kleinen Württemberg allein werden jährlich gegen 50 Lokal-Missionsfeste gefeiert; in Baiern giebt es unter 860 evangelischen Gemeinden nur 50 bis 60, aus denen nicht regelmäßige Beiträge für die Mission einlaufen; und ähnlich verhält sich's in andern Ländern. Es stehen gegenwärtig etwa 1560 europäische und amerikanische Missionare, abgesehen von den Frauen und Jungfrauen und den unzähligen eingeborenen Gehülfsen, in der Arbeit unter den Heiden, und in Basel allein melden sich alljährlich 50 bis 60 junge Männer, die in den Weinberg des Herrn auszuziehen bereit sind. Und während in Hunderten von Missionsblättern die Sache der Mission vertreten wird, kann auch die weltliche Literatur unsrer Zeit nicht mehr die große Thatsache ignoriren, daß die Mission nach Gottes Willen eine Macht geworden ist. Das sind Erscheinungen, die in der Kirche nie dagewesen sind.

Dem Allem entspricht eine zweite, höchst denkwürdige Thatsache. Es ist die Eröffnung der ganzen heidnischen Völkerwelt für die Predigt vom Königreich Jesu. In dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, eben als in der Heimath selbst die neue Missionszeit anbrach, that sich eine ganz neue Welt — die Südsee — vor den Augen der Christenheit auf; zwei Jahrzehnte später eröffnete sich Indien für die Mission. Dann folgte Birma und der indische Archipel. Afrika war zwar an seinem westlichen und südlichen Saum schon längst zugänglich, aber das Innere und der Osten war verschlossen. Verschlossen mit ehernen Riegeln war China und Japan und die ganze muhamedanische Welt. Da geschieht, was auch die kühnste Hoffnung kaum zu hoffen wagte: in den beiden letzten Jahrzehnten öffnet sich der Reihe nach China, der afrikanische Continent, die muhamedanische Welt, und zuletzt nach Allen auch Japan. Die Interessen der Politik, des Welthandels und der Wissenschaft wirken zusammen, um alle Riegel der Völkerwelt aufzustoßen. Dazu müssen die Kräfte des Dampfes und der Elektrizität mitwirken, um die entlegensten Punkte der Erde in unglaublich nahe Berührung mit der alten Christenheit zu bringen.

Ist diese Eröffnung der Heidenwelt in ihrem gleichzeitigen Zusammentreffen mit dem Erwachen des Missionsgeistes in der Christenheit etwa ein merkwürdiger Zufall? Wer könnte so thöricht reden? —

Oder ist der Sinn für die Mission erst hernach unter uns recht lebendig geworden, nachdem die Länder der Heiden sich aufgethan haben? Wer den Verlauf der Dinge im gegenwärtigen Jahrhundert mit aufmerksamem Auge verfolgt hat, wird nicht also reden. Wenn die Zeit des Frühlings da ist, so steigt die Sonne höher am Horizont empor und ihre Strahlen werden kräftiger. Die dichte Eisrinde, die den erstarrten Boden gefangen hielt, löst sich langsam und allmählig und die Erbschollen werden entbunden und erweicht. Auf den Hügeln und Bergen schmilzt der Schnee und klare Bächlein strömen herab ins Thal. Von der Kraft des Lichtes und der Wärme geweckt, regen sich die Elemente der ganzen Natur. Der Boden kleidet sich in saftiges Grün, die Augen der Blumen erschließen sich und die Frucht- und Blüthenknoten an Bäumen und Sträuchern brechen auf. Alles wird lebendig und frei. Es ist eben Frühlingszeit geworden. Ist's nicht gerade so im Reich des Geistes? Es ist, wie Zinzendorf singt:

Gottes Hand ist immer rege;
 Aber seine Stundenschläge
 Richten sich hoch allewege
 Nach der vorbestimmten Zeit.

Nach dieser Wahl und Vorbestimmung Gottes ist nun die Missionszeit angebrochen. Darum regt sich daheim unter uns der Missionsgeist kräftiger als je, und Ströme des Geistes werden in Amerika, in Irland, Wales und Schottland, in Norwegen und Schweden und will's Gott wohl auch bald in Deutschland ausgegossen, um die evangelische Christenheit zu ihrer Aufgabe auszurüsten. Und eben darum müssen auch draußen in der Völkerwelt alle Bewegungen zusammenwirken, um Seinen Rath zur Erfüllung zu bringen. Die Kinder dieser Welt und vor Allem die Reichen, Klugen und Mächtigen der Erde, setzen sich zwar ihre eigenen Ziele: Ausdehnung der politischen Macht, Ausbreitung des Handels und Förderung der Wissenschaft. Aber mit dem Allem müssen sie einem unendlich höheren Ziel, der Predigt des Evangeliums vom Reich in der ganzen Welt, bewußt oder unbewußt, mit Willen oder wider Willen dienen. Gottes Rath muß unter den Völkern der Heiden erfüllt werden, und diesem Rath muß alles Andere dienstbar sein. Die Mission ist das Geheimniß aller gegenwärtigen Weltbewegung, und ist zugleich ihr Ziel. Um ihrer, nicht um der Machtstellung Englands willen ward Indien aus dem Militär-Aufstand gerettet und die Türkei, diese

Hauptmacht des Islam, gedemüthigt. Um ihret-, nicht um der Wissenschaft willen ward vor einem Livingstone, einem Dr. Heinrich Barth und Andern der Weg bis in das Herz Afrika's geebnet. Um ihret-, nicht um des Welthandels willen ist China und Japan geöffnet worden. Denn es muß in den Tagen der Endzeit das Evangelium vom Reich gepredigt werden in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker. — Doch wir treten dem Lande näher, das die Ueberschrift nennt.

2. Umrisse von Land und Leuten.

Unter die wichtigsten und für die Mission folgereichsten Ereignisse des verflossenen Jahres gehört unzweifelhaft die Eröffnung Japan's. Es ist wahr, für die freie und ungehinderte Predigt des Evangeliums in diesem Reiche ist noch keine Bürgschaft gewonnen; aber es ist die Weise unsres Gottes, nicht mit Einem Mal Alles zu geben. Was Er aber mit wunderbarer und mächtiger Hand angefangen, das wird Er auch zu vollenden wissen; denn auch die 37 Millionen dieses Inselreichs gehören zu den Völkern, zu welchen nach dem Worte der Verheißung das Zeugniß von Christo kommen muß.

Die massiv gegliederte Ostküste Asiens bietet dem Auge auf den ersten Blick zwei große Halbinseln dar: im hohen Norden das russische Kamtschatka, weiter nach Süden das chinesische Korea. Diese beiden Vorsprünge des asiatischen Continents sind durch einen bogenförmigen Kranz von kleinen und großen Inseln mit einander verbunden. Von Kamtschatka aus zieht sich die schmale, lange Kette der Kurilen bis zur langgestreckten, nahe ans Festland sich anlehnenen Insel Larrakai. Dieser Inselbogen, im Süden vom großen Ocean bespült, schließt gegen Norden das ochoktsische Meer, auch Meer von Larrakai genannt, ab. Damit sind wir schon auf japanischem Boden. Denn die südwestliche Hälfte der Kurilen und die Südhälfte der Insel Larrakai gehört dem Kaiser von Japan, während der übrige Theil dieser Eilande, obwohl früher Bestandtheil von Japan, nunmehr dem russischen Reiche einverleibt ist.

Ein zweiter Bogen viel größerer und herrlicherer Inseln zieht sich von Larrakai bis zur Südspitze von Korea. Er umschließt nach Westen (der Manttschurei zu) das gefährliche, nie ruhende japanische Meer, während nach Osten hin der große sturmreiche Ocean uner-

meßlich sich ausdehnt. Dieser Inselkranz umfaßt das eigentliche Japan. Es besteht aus vier großen und unzähligen kleineren Eilanden. Lernen wir die ersteren näher kennen.

Die erste, von Larrakai durch die Straße de la Perouse getrennte Insel ist Jesso, an Umfang etwas größer als das Königreich Baiern. Sie ist, wie man glaubt, im Innern wenig bevölkert oder ganz unbewohnt, während die Küsten reich an Städten und durch bedeutenden Handelsverkehr belebt sind. Die Hauptstadt Matsmai, mit einer Bevölkerung von mehr als 50,000 Seelen, ist Sitz des japanischen Lebensfürsten und bildet zugleich den Mittelpunkt des Handels. Für die abendländische Handelswelt wichtiger aber ist die im Osten von Matsmai gelegene Hafenstadt Hakodade, von der wir aus den Berichten der nach Japan 1853 und 1854 unternommenen amerikanischen Expedition unter Commodore Perry nähere Kunde haben.

Hakodade liegt auf der Südküste der Insel und besitzt einen trefflichen Hafen. „Wenn man in den Hafen einfährt,“ heißt es in jenem Bericht, „so bietet sich dem Auge ein höchst überraschender Anblick dar. Die Stadt dehnt sich eine Stunde lang am Fuß eines hoch emporragenden dreizackigen Vorgebirgs aus. Die Wände der drei Berggipfel sind spärlich mit Fichten und Zwergtannen bekleidet, die Spitzen selbst sind nackt und häufig mit Schnee bedeckt; aber am Fuße des Berges breitet sich eine Fülle der üppigsten Vegetation aus. Hochgewachsene Cypressenwälder, stattliche Hornbäume und eine Menge köstlicher Obstbäume, darunter besonders Pflaumen und Pfirsiche, erquicken das Auge. Die Stadt enthält mehr als tausend Häuser, die fast nur Eine lange Straße längs dem Ufer bilden, während einige kleinere Straßen am Abhang des Hügels hinauf sich ziehen. Die Ähnlichkeit der ganzen Landschaft mit der von Gibraltar fiel Allen auf unsern Schiffen auf. Hakodade ist regelmäßig und in rechtwinklig sich schneidenden, in der Regel 30 bis 40 Fuß breiten Straßen gebaut. Längs den Häusern befinden sich Rinnen zum Ablauf des Regenwassers, sowie die Stadt überhaupt treffliche Abzugskanäle für das Abwasser und den Unrath besitzt, die nach der Meeresbucht münden. Ueberhaupt ist Hakodade, wie alle Städte Japans, durch große Reinlichkeit ausgezeichnet. Auf beiden Seiten der Straßen laufen Trottoirs hin, die von den Fußgängern benützt werden, obwohl man von Räder-Fuhrwerken nichts weiß. Die Straßen selbst sind durch hölzerne Thore oder Barrieren in einzelne Abtheilungen geschieden.

„Es herrschen hier, wie überall in Japan, strenge städtische Ordnungen. Jede Straße oder Straßenabtheilung bildet mit ihren Bewohnern gewissermaßen für sich ein Gemeinwesen, dem ein Beamter (Ottona genannt) vorsteht. Dieser ist verantwortlich für das gute Verhalten seiner Pflégbefohlenen, sowie die Ottona's unter einander sich gegenseitig zu überwachen haben. Am Ende jeder Straßenabtheilung befindet sich ein Schilderhäuschen für den Wächter, der jegliche Unordnung zu verhindern und Feuersgefahr anzuzeigen hat. Eine merkwürdige Ruhe und Stille herrscht in den Straßen. Da ist nichts von jenem Lärm und Getöse, das einer Handelsstadt eigen ist. Keine Wagen oder Gefährte rollen über das Pflaster; kein Händler ruft seine Waaren aus; kein wandernder Krämer ladet mit gelender Stimme zum Kauf seiner Sachen ein; keine unruhige Volksmasse stört die allgemeine Stille. Nur da und dort wird die lautlose Ruhe unterbrochen durch den Ruf eines Ochsentreibers oder Pferdeknechts, der sein störriges Thier in Ordnung zu halten bemüht ist, oder ein Amtsdienner ruft dem Volke zu, vor seinem hinter ihm folgenden Herrn sich niederzuwerfen, oder es tönt der Hammerschlag des Schmieds aus der nahen Werkstatt. Gleichwohl erhält der Fremdling den Eindruck, daß Hakodade ein blühender Ort ist, wenn er von Zeit zu Zeit die schwerbeladenen Packpferde durch die Straßen ziehen, oder die Hunderte von Handelsbschunken im Hafen vor Anker liegen, die zahllosen Boote hin und her eilen und die vielen reichgekleideten, mit zwei Degen geschmückten, japanischen Edelleute und Beamte stattlich einherschreiten oder auf reichverzierten Rossen dahinreiten sieht.

„Die Häuser sind meist einstöckig mit Vorhallen von wechselnder Höhe. Der obere Theil der Wohnungen unter dem Dach bildet häufig noch ein bequemes Zimmer, wird aber in der Regel nur als Waaren- und Kumpelkammer benutzt, oder als Wohnung für die Dienstboten. Die Höhe der Dächer beträgt selten mehr als 25 Fuß vom Boden. Sie sind immer stark geneigt und mit kleinen handgroßen Schindeln gedeckt, die durch querliegende Dielen und schwere Steine zusammengehalten werden. Die Giebelseite steht nach der Straße zu. Auf allen Dächern befindet sich ein immer volles Wasserfaß, das in Stroh eingebunden ist zum Schutz gegen Sonne und Wetter, und das gegen Feuersgefahr stets bereit gehalten wird. Auch in den Straßen stehen überall solche Wasserfässer samt Feuerspritzen

für den Fall von Feuersgefahr. Die verkohlten Balken und Trümmer an vielen Stellen, wo noch vor Kurzem Hunderte von Häusern standen, zeigen deutlich, wie nothwendig solche Vorsichtsmaßregeln sind.

„Etliche wenige bessere Häuser, sowie die Tempel, sind mit braunen Ziegeln gedeckt, während die Armen sich mit Strohdächern begnügen müssen. Die Wände der Häuser sind in der Regel von ungemalten Fichtenbrettern, was in Folge des Verwitterns einen armseligen und verkommenen Anblick gewährt; an beiden Giebelseiten sind die Bretter beweglich, indem sie am Tag weggenommen werden. Hinter denselben befinden sich dann die gleichfalls beweglichen Fenster mit Scheiben von Oelpapier. An den Kaufläden wird gewöhnlich die ganze Vorderseite geöffnet, um die Waaren zur Schau zu stellen; bei den Privatwohnungen und Handwerksstätten aber bergen sich die Bewohner gerne durch Bambusgitter vor dem Auge der Vorübergehenden. Jedes Haus besitzt eine Art von Zauberschutz in dem über den Thürpfosten angebrachten gemalten Götzen oder auch nur einem gedruckten oder beschriebenen Papier, das vor Feuer und anderem Unfall Schutz gewähren soll.

„Die erhöhte Plattform, die fast das ganze Innere des Hauses einnimmt, ist mit weißen Matten belegt, welche durch eine Unterlage von Stroh dick und weich gemacht sind. Die Größe der letzteren — drei Fuß breit und sechs lang — ist gesetzlich vorgeschrieben. Auf diesen Matten sitzen die Leute mit unterschlagenen Beinen, um zu essen, ihre Waaren zu verkaufen, ihre Pfeisen zu rauchen, mit ihren Freunden zu schwätzen und bei Nacht zu schlafen. Im letzteren Fall kleiden sie sich nicht aus, wohl aber wird eine gesteppte Matte zur Decke und eine kleine, harte Kiste zum Kopfsitzen gebraucht. Die häusliche Einrichtung ist höchst einfach und das Geräthe kärglich. Da Jedermann auf den Fersen zu hocken oder mit unterschlagenen Beinen zu sitzen, oder auch zu knien und zu liegen gewohnt ist, so bedarf es keiner Stühle oder Tische, obgleich beides bei Staatsgelegenheiten vorkommt. Als Geräthe bei der Mahlzeit dienen lakirte Becher, Schüsseln und Tassen, Porcellangefäße, die unvermeidlichen Gießstäbchen und jeweilen ein irdener Löffel. Ihre Suppen trinken sie direkt aus der gemeinsamen Schüssel, nachdem sie mit ihren Gießstäbchen die darin herumschwimmenden Stückchen Fisch herausgeholt haben. Ihre Theekessel, die ununterbrochen am Feuer stehen, sind aus Bronze, Silber oder Thon. In der Mitte des Zimmers befindet sich ein viereckiges,

mit Backsteinen ausgemauertes und mit Sand gefülltes Loch, in welchem stets das Kohlenfeuer brennt mit dem Dreifuß und Theekeßel darüber. So ist stets eine Tasse Thee für den eintretenden Gast in Bereitschaft. Dieses Getränk wird immer schwach und ohne Zucker genossen. Die besseren Häuser sind meist mittelst einer Kohlspanne erwärmt, die auf einem lackirten Untersatz steht und leicht von Zimmer zu Zimmer getragen werden kann, was freilich nicht selten für die Sicherheit der Wohnungen bedenkliche Folgen hat. Zu Hafodabe schienen die Leute viel von der winterlichen Witterung zu leiden; die ärmeren Klassen hielten sich meist drinnen in ihren armseltigen Hütten, die mit ihrem düstigen Kohlfeuer, ohne Kamin und mit Fenstern von Pappier, überaus kalt, düster und unbehaglich ausfahen. Die reicheren Leute suchten sich dadurch warm zu erhalten, daß sie eine Menge Kleider über einander anlegten; dennoch klagten auch sie beständig über Kälte.

„Die reicheren Bewohner der Stadt haben Landhäuser auf den Anhöhen hinter der Stadt, oft in der schönsten, reizendsten Lage. Ihre Wohnungen selbst sind übrigens fast ganz wie die der Andern, nur geräumiger. Der Reichtum und Glanz zeigt sich hauptsächlich in ihren schönen Gärten. Diese sind sehr nett angelegt und mit grünen, blühenden Hecken umzäunt, während Baumgruppen und Blumenbeete in geschmackvoller Weise abwechseln. Um die Landgüter her läuft meist eine hohe Wand von Brettern, wodurch diese reizenden Orte gegen die lästigen Blicke der Vorübergehenden geschützt sind.

„Die Kaufläden enthalten in der Regel wohlfeile Waaren, die den Bedürfnissen der armen Bevölkerung angepaßt sind. Dicke, grobe Baumwollensstoffe, geringere Seidewaaren, irdene und Porcellangefäße, lackirte Schüsseln, Becher und Bretter, Eßstäbchen, wohlfeile Messerschmiedswaren und fertige Kleider — das sind im Allgemeinen die Dinge, welche zum Kauf ausgestellt sind. Pelze, Lederwaren, Glaswaren und kupferne Gefäße sieht man seltener; auch Bücher und Papier findet man nur wenig. Die Läden für Lebensmittel und was sonst zum Leben gehört, enthalten Reis, Weizen, Gerste und andere Hülsenfrüchte, getrocknete Fische, Seegras, Salz, Zucker, Saki (ein berauschendes Getränk), Steinkohlen, süße Kartoffeln, Mehl und Aehnliches, meist in großer Fülle. Einen öffentlichen Markt giebt es nicht. Rinder, Schweine und Schaafe werden nicht zur Speise verwendet, Geflügel höchst selten. In den Straßen werden zubereitete

Gemüse und n Präparat von Bohnen und Reismehl, das wie Käse aussieht, feilgeboten, und dieß bildet die Hauptmahlzeit der ärmeren Klassen. Es bestehen hier überall feste Preise und vom Markten weiß man nichts."

So schildert der amerikanische Bericht (abgesehen von Tempeln und religiösen Zuständen, wovon später) die Stadt und Bevölkerung von Hakodade. Wir ziehen aber auf der japanischen Inselkette weiter nach Süden.

Von Jesso durch die Straße von Sangar getrennt, liegt recht eigentlich in der Mitte des japanischen Inselkranzes die Hauptinsel Nippon*). Sie ist etwa halb so groß als Spanien. Hier liegt an der Ostküste, an einem der schönsten Häfen der Welt, Jeddo, die Residenz des (weltlichen) Kaisers, zugleich die größte Stadt auf dem Erdboden. In einem Umfang von 12 bis 15 Meilen schließt sie ein Menschengewimmel von mehreren Millionen in sich. Nimmt doch die kaiserliche Residenz allein mit den Palästen der Frauen, der Fürsten und Krondiener, mit den Prachtgärten, Gainen und Teichen, mehr als eine Quadratmeile (etwa gleich dem Kanton Baselstadt) ein. Wahrscheinlich hat Jeddo diesen ungeheuern Umfang dadurch erhalten, daß alle Lehensfürsten des Reichs jährlich sechs Monate lang in der Hauptstadt sich aufhalten, während die übrigen Großen und Statthalter der Städte wenigstens von Zeit zu Zeit ihre Aufwartung bei Hofe machen müssen. Auch werden die Söhne der Fürsten und Großen unter den Augen des Kaisers erzogen und dürfen sich ohne Erlaubniß nicht entfernen. Auch die Frauen der Großen müssen sich als Geiseln in Jeddo aufhalten. Es gehört dieß zur japanischen Sicherheitspolizei.

Es war am 8. Juli 1853, daß die amerikanische Expedition unter Commodore Perry in der (äußern) Bucht von Jeddo zum ersten Mal Anker warf. „Der Morgen war neblig," heißt es in ihrem Bericht, „und nur unbestimmte Linien der steilen Küsten und hügeligen Erhebungen des Innern stellten sich dem Auge dar. . . . Nach und nach aber brach sich die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen Bahn durch die dunstreiche Atmosphäre und zerstreute den Nebel.

*) Die Japanesen nennen ihr ganzes Reich Nippon oder Nipon, die Chinesen aber Japon, was „Land des Lichts" oder „des Sonnenaufgangs" bedeutet. Auch der Name Yanghu oder Sipangu, d. h. Quelle des Lichts, ist bei den Chinesen gebräuchlich.

Da erschienen durch die sich spaltenden Wolken zuerst die kühnen Spitzen und steilen Lavabedeckten Seiten des Vorgebirgs von Idzu, und nach und nach konnte man die Bergketten verfolgen, die von da aus ins Land hinein sich zogen. Endlich erschien auch der große Fusi-yama aus der weiten Ferne, dessen kegelförmiger Gipfel mehr als 12,000 Fuß hoch in die Luft emporragt und eben mit einem weißen Hut bedeckt war, ohne daß man unterscheiden konnte, ob es Schnee sei oder ein Lager von floßigen weichen Wolken." . . . „Eine kühn gezeichnete Küste," heißt es an einer andern Stelle des amerikanischen Berichts, „gelegentlich durchbrochen von steilen Abfällen kahler grauer Felsen, dehnte sich längs der Bucht aus, abwechselnd mit wellenförmigen Strecken, die mit glänzendem Grün, mit reizendem Buschwerk und zerstreuten Baumgruppen bedeckt waren. Weiter landeinwärts erhob sich das Land zu sanft ansteigenden Hügelreihen, deren Abhänge den Anblick des üppigsten Pflanzenwuchses darboten. Eine Stunde weiter abwärts von der Stelle, wo unsere Schiffe ankerten, war das Ufer weniger steil und die Küste reicher bebaut." . . . „In Wahrheit, nichts konnte reizender sein, als die Landschaft, die dem Auge, wohin es sich wandte, überall sich darbot, und die Mannschaft der Schiffe konnte des Anblicks nicht satt werden. Da es eben Frühsommer war, so schienen die Felder und terrassenförmigen Gärten wie mit einem Teppich frischen und saftigen Grüns bedeckt. Die Camellien, die an der Bucht von Jeddo in Fülle wachsen und bis zu der ungeheuern Höhe von 40 Fuß emporsteigen, waren eben in voller Blüthe und entfalteten mit ihren glänzend rothen Blumen einen Farbenreichtum und eine Pracht, mit der nichts zu vergleichen ist. Der reiche Anbau des Landes, das tiefe frische Grün der Pflanzenwelt, die unzähligen, wohlhabenden Dörfer, die im Schooß von üppigen Baumgruppen gebettet waren und meist am oberen Ende eines kleinen Küsten-Einschnitts lagen, zusammen mit den Bächen und Flüschen, die von den grünen Hügeln herabkamen und still durch die saftigen Matten sich durchwandten, — das Alles bot dem Auge eine Vereinigung von Schönheit und Fülle dar, an deren Anblick man nicht satt werden konnte." — Freilich, als die amerikanischen Schiffe am 11. Febr. 1854, also zur Winterzeit, wieder dahin zurückkehrten, wie ganz anders sah das Land aus! „Die eigenthümlichen Umrisse der Landschaft," heißt es da, „wurden sofort wieder erkannt, aber Alles hatte einen ganz andern Charakter angenommen. Der

gewaltige Bergfegcl des Fusi-yama lag ebenso deutlich als früher vor unsern Augen, aber er war in sein weißes Winterkleid gehüllt. Das umliegende Land hatte sein reiches Grün und seine sommerliche Fülle verloren und sah trübselig, verwelkt und düster aus. Die höher gelegenen Gegenden waren nicht mehr in ihr grünes, saftiges Gewand gekleidet und nicht mehr durch die reichen Blättertrönen der Bäume gegen die Sommerfonne beschattet; sie lagen öde und wüste da, während die weiter entlegenen Berge kalt und ernst, in ihr Winterkleid gehüllt, auf die Landschaft herabsahen. Das Wetter war kalt und stürmisch. . ." So schildert der Bericht des Commadore Perry die Bucht von Jeddo.

Ghe wir die amerikanische Expedition weiter begleiten, haben wir einige Bemerkungen über den vulkanischen Charakter der Insel Nippon und überhaupt aller übrigen Glieder des Inselreichs einzuschalten. Man kann sagen, Japan ist ein durch die Kraft des unterirdischen Feuers emporgehobenes Gebirgsland. Denn die Inseln alle sind von mächtigen vulkanischen Gebirgen durchzogen, welche zum Theil bis hoch über die Schneeregion ansteigen. Gegen 24 Vulkane sind noch in voller Thätigkeit, unter ihnen die furchtbaren Feuerberge Sira und der obengenannte Fusi-yama, die zwei höchsten Schneepyramiden des Reichs, beide auf der Insel Nippon. Auch die zahlreichen warmen Quellen und die häufig wiederkehrenden Erdbeben zeugen von der stets fortgehenden Arbeit der Vulkane. Das entsetzliche Erdbeben vom Jahr 1854 ist auch in den europäischen Blättern erwähnt worden. Es fand statt am 23. Dezember des genannten Jahres und wurde an der ganzen Küste von Nippon empfunden. Die Hauptstadt Jeddo selbst erlitt große Beschädigungen, Osaka im Süden wurde gänzlich zerstört, und von der bedeutenden Seestadt Simoda, von der wir nachher ausführlicher reden werden, blieb nur ein geringer Rest übrig. „Alle Häuser auf der flachen Küstenebene,“ heißt es im amerikanischen Bericht, „und alle öffentlichen Gebäude waren nur Ein Trümmerhaufen geworden; nur wenige Tempel und die stärkeren Bauwerke, die auf den Anhöhen standen, entgingen dem allgemeinen Ruin; von allen Gebäuden der Stadt waren im Ganzen nur sechszehn übrig geblieben. Die Eingeborenen sagten, dieser Ruin sei nicht unmittelbar durch die Erschütterung des Bodens verursacht worden, sondern durch die Bewegungen des Meers, die regelmäßig den Erdstößen folgten. Die Gewässer in der Bucht

und in der Nähe des Ufers seien zuerst in heftige Aufregung gekommen; dann seien sie plötzlich zurückgewichen, bis der Hafen, wo das Wasser gewöhnlich fünf Klafter tief ist, fast vollständig leer war; aber kurz darauf seien sie zurückgekehrt und in einer Springfluth auf's Ufer gestürzt, die fünf Klafter über die gewöhnliche Höhe gieng. Diese Fluth hätte die Stadt bis zu den Spitzen der Dächer überschwemmt und Alles hinweggeegt. Die entsetzten Bewohner hätten auf die umliegenden Hügel sich zu flüchten gesucht, aber ehe sie die Höhen zu erreichen vermochten, seien sie von den überstürzenden Wasserfluthen erreicht worden und zu Hunderten ertrunken. Auf diese Weise sei das Meer verschiedene Male zurückgewichen und wiedergekehrt, habe Alles vor sich her niedergerissen und das Ufer mit Trümmern von Häusern und Schiffen bedeckt."

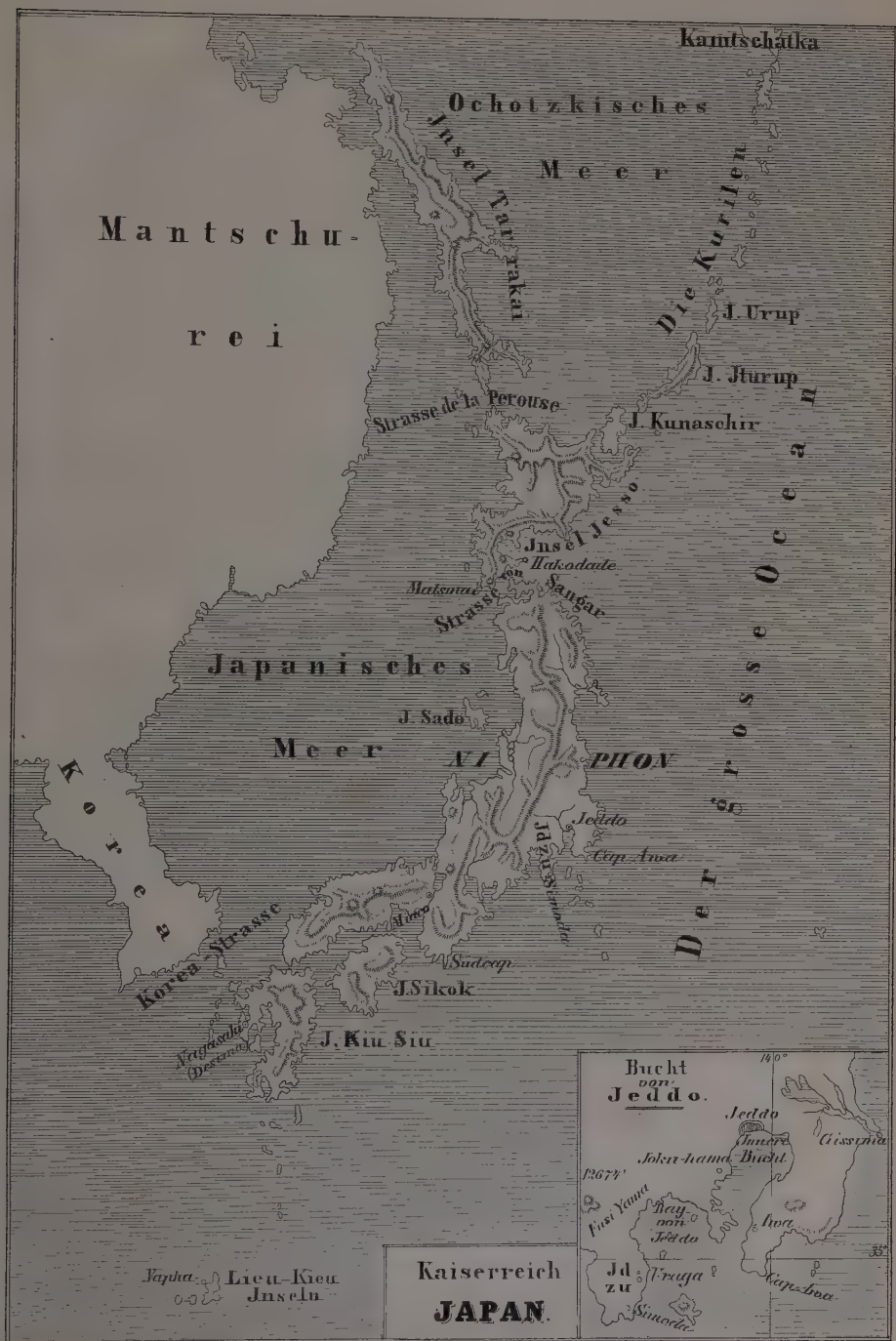
Merkwürdig ist auch, was die russische Fregatte Diana erfuhr, die eben in dieser Schreckenszeit im Hafen von Simoda vor Anker lag. „Als das Wasser zurückwich," heißt es im Bericht, „kochte im Hafen der Schlamm wie aus tausend Quellen auf; als aber die Gewässer wiederkamen, wirbelten und kochten sie wie ein Maelstrom und zwar mit solcher Schnelligkeit und Gewalt, daß die Fregatte in 30 Minuten nicht weniger als 43 Umdrehungen machte. Die Offiziere und Matrosen wurden durch dieß kreisende Wirbeln so schwindlich, daß sie sich kaum auf den Beinen zu halten vermochten. Vorher war das Wasser sechs Klafter tief; als das Wasser zurückwich, konnte man den Grund sehen. Steuerruder und Kiel erhielten schwere Beschädigungen. . . ."

Doch wir kehren zu den Schilderungen zurück, welche der Bericht der amerikanischen Expedition uns von Land und Leuten gibt. Von den südlichen Ankerplätzen der äußeren Bucht von Jeddo rückten ihre Schiffe, trotz alles Abwehrens der japanischen Behörden, bis in die innere Bucht von Jeddo vor, wo sie aus der Ferne, obwohl durch Nebel vielfach gehindert, die berühmte Hauptstadt übersahen. „Die allgemeinen Umrisse der Stadt," heißt es im Bericht, „konnten deutlich gesehen werden. Es war eine ungeheure, dicht zusammengedrängte Masse von Häusern und größeren Gebäuden, die eine unabsehbare Strecke Landes bedeckten. Die Wohnungen mit ihren niedern seltsamen Dächern und die terrassenförmig angelegten Gärten scheinen denen in den andern Städten an der Bucht ganz gleich zu sein, während auf den Anhöhen und hervorragenden Punkten der Stadt

die gewöhnlichen, mit Luchwänden verdeckten Festungswerke lagen. Doch haben wir vielleicht im Nebel die Buddhistentempel für Festungswerke gehalten. Das Ganze ist mit Ringmauer und Wassergraben umgeben. Gegen die Wasserseite hin ist Jeddo mit einer Linie hoher Ballisaden geschützt, mit jeweiligen Oeffnungen für Boote und kleine Dschunken. Ob sie zur Vertheidigung der Stadt oder zum Schutz der Landungsstellen gegen das Meer bestimmt sind, konnte nicht ausgemittelt werden."

Am Südwest-Ende der äußeren Bucht von Jeddo liegt die bedeutende und für den abendländischen Verkehr gleichfalls wichtig gewordene Hafenstadt Simoda. Sie ist seit 1854 dem ausländischen Handel geöffnet. „Simoda," heißt es in dem Bericht von Perry, „liegt am Südwest-Ende des Golfs von Jeddo, auf einer Ebene am Eingang eines fruchtbaren Thals. Sein Name stammt ohne Zweifel von seiner niedrigen Lage, indem Simoda 'niedriges Land' bedeutet. Ein kleiner Fluß, der aus dem Innern kommt, mündet hier in den Hafen. Die Landschaft umher ist ausnehmend reizend und höchst mannigfaltig; Thäler und Hügel voll üppigen Grüns wechseln in anmuthigster Weise. Simoda soll die größte Stadt im Distrikt von Idzu sein und war einst der Stapelplatz eines bedeutenden Handels. Jetzt ist es tief herabgekommen und verhältnißmäßig ein armer Ort. Doch besteht noch ein Transithandel zwischen dem Innern und den verschiedenen Häfen der Küste. . . . Die Stadt selbst ist eng zusammengebaut und ziemlich regelmäßig angelegt. Die Straßen schneiden sich in rechten Winkeln, und die meisten von ihnen sind durch leichte hölzerne Thore oder Barrieren abgeschlossen, auf denen die Straßennamen stehen. Ein kleines Flößchen, von Steindämmen eingefast und von vier Brücken überspannt, strömt durch die Stadt. Die Straßen sind in der Regel zwanzig Fuß breit und theils chaussirt, theils gepflastert. Für den Wasserablauf und die Unreinigkeiten sind unterirdische Kanäle gegraben, die in's Meer ausmünden, wodurch die Stadt auffallend reinlich gehalten wird.

„Die Häuser und Kaufläden sind äußerst leicht gebaut und oft nur mit Stroh gedeckt. Nur wenige Wohnungen sind von Stein; in der Regel aber sind es Bambushütten, deren Seiten mit Lehm und darüber mit einem farbigen Kalkanstrich übertrüncht sind. Die von weißem Kalk darauf abgebildeten Felber geben den Häusern ein eigenthümliches Aussehen. Die Dächer sind häufig mit abwech-



selbst schwarzen und weißen Ziegeln gedeckt und springen etwas vor, um Schutz gegen die Sonne zu gewähren, während die Fensterscheiben von geöltem Papier sind. Oben über die Dächer steht man nicht selten Drähte gespannt, um die Raben und Krähen abzuhalten, ob aus Aberglauben, weil diese Vögel eine schlimme Vorbedeutung haben, oder zum Schutz gegen ihre Verheerung auf den Dächern, ist nicht deutlich. Da übrigens die Wohnungen keine Kamine haben, so muß der Rauch durch die Ritzen und Spalte seinen Ausgang suchen, wenn nicht irgendwo sonst absichtlich ein Loch in der Mauer für diesen Zweck gelassen ist. Die Häuser sind fast alle einstöckig, obwohl manche von ihnen eine von Säulen getragene Vorhalle haben.

„Vor oder hinter den Wohnungen befindet sich in der Regel ein eingehägter Raum, der als Gemüsegarten oder als Spiel- und Erholungsplatz dient, immer aber mit blühenden Sträuchern, mit kleinen Teichen voller Goldfische und andern Liebhabereien geschmückt ist. Die innere Einrichtung der Häuser und Kaufläden von Simoda ist einfach und überall gleichartig, mit geringem Wechsel, je nach der Stellung und Beschäftigung der Bewohner. Die Hausthüre ist entweder zur Rechten oder zur Linken, geschützt durch das vorragende Dach, unter welchem die gröberen Waaren ausgestellt sind, und wo der Handel mit den Kunden abgeschlossen wird. Von der vorderen Hausthüre führt ein Gang direkt nach dem Ausgang nach hinten, wo sich die verschiedenen Seitengebäude befinden. In eines Kaufmanns Wohnung ist dieser Gang stets mit Körben, Kisten und Schäften (letzte an beiden Seiten des Ganges bis hoch hinauf) angefüllt, welche Waaren enthalten.

„Unter den Seiten- oder Nebengebäuden war insbesondere eines, das unsere Aufmerksamkeit wiederholt auf sich zog. Es war das Familien-Heiligthum, wo die Hausgötter täglich verehrt werden. . . . In dem Innern des Hauses findet man überall ein großes Gestell, eine Art Plattform, die zwei Fuß hoch vom Boden sich erhebt. Sie ist mit Matten belegt und durch bewegliche Zwischenseiten in verschiedene Abtheilungen getheilt. Hier ist's, wo man schläft, ißt, Geschäfte macht, Besuche empfängt und andere Sachen treibt. Auf dieser Plattform treiben die Handwerker stets ihr Gewerbe; nur die Schmiede und Steinhauer arbeiten auf dem Boden.

„Die Gasthäuser sind in der Regel reinlich und immer mit den gewöhnlichen weichen und dicken Matten belegt, die zum Sitzen bei

Tag und zum Schlafen bei Nacht dienen. Die Namen der Gäste werden außen auf den Thürpfosten gegen die Straße angeschrieben. Der japanische Adel aber, wenn er irgendwo herbergt, läßt draußen vor dem Hause sein weißes Banner mit seinem Wappen aufpflanzen. Das Innere dieser Hotels ist keineswegs glänzend oder reich ausgestattet. Von Tischen, Stühlen, Sopha's, Lampen und andern Bequemlichkeiten ist keine Rede; auch fehlt es an Gemälden, Spiegeln und andern Zierrathen, was dem Ganzen für das Auge eines europäischen Reisenden einen kahlen, öden Anblick gewährt.

„Man schätzt die Zahl der Häuser in Simoda auf etwa 1000, und die Einwohnerzahl mag sich auf 7000 belaufen, wovon etwa der fünfte Theil aus Händlern und Handwerkern besteht. Unverhältnißmäßig zahlreich, wie überall in Japan, sind auch hier die Beamten, Soldaten und Diener der verschiedenen Fürsten und Würdenträger des Reichs, die nichts arbeiten, wohl aber die Frucht der Arbeit der unteren Klassen verzehren. Diese müssen viel Dienstleistungen für Jene verrichten, ohne dafür eigentlich entschädigt zu werden. Das gemeine Volk hat übrigens im Ganzen ein wohlhabendes Aussehen, und es ist selten, daß man einen Bettler sieht. Doch gibt die Stadt, mit Ausnahme der Hauptstraße, nicht das Ansehen von Geschäftigkeit und Thätigkeit. Es gibt keinen öffentlichen Markt, und alles Kaufen und Verkaufen geht so still und ruhig vor sich, daß ein Fremder den Eindruck erhält, Simoda stehe fast außer dem Verkehr des übrigen Weltlebens.

„Die gewöhnliche Nahrung der Bewohner von Simoda besteht aus Fischen und Pflanzkost. Man findet wohl Hühner, Gänse und Enten, sowie hin und wieder ein Stück Vieh; allein letzteres wird zum Lasttragen gebraucht und nie zur Speise. Reis, Gerste und süße Kartoffeln sind die Hauptartikel, die in und um Simoda angebaut werden, obgleich auch gewöhnliche Kartoffeln, Weizen, Mais, Bohnen, Kohl, Salat und andere Gewächse nicht selten vorkommen. Zu der Feldarbeit werden jeweilen Ochsen und Pferde gebraucht, die meiste Arbeit aber geschieht mit der eigenen Hand.“

So schildern die Amerikaner Simoda. Wichtiger als diese Stadt ist Miako (d. h. Hauptstadt, auch Kio, d. h. Sitz genannt). Es ist die alte Reichshauptstadt und noch jetzt Residenz des geistlichen Kaisers, ist auch schöner gebaut als Jeddo. In einer trefflich angebauten Ebene gelegen, zählt sie, abgesehen von den Palästen und dem

Gefolge des Kaisers, mehr als 600,000 Einwohner. Die Residenz des Letzteren bildet eine Stadt für sich mit dreizehn Straßen und ist von Gärten und Mauern umgeben. Im Ganzen besitzt Miako 500 Tempel. In dem Haupttempel befindet sich das 83 Fuß hohe Standbild des Buddha, und im Thurm hängt die größte Glocke der Erde (2,400,000 holländische Pfund schwer und 17 Fuß hoch). Es ist der Hauptsitz japanischer Gelehrsamkeit, besitzt eine Universität, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, die große kaiserliche Bibliothek, viele gelehrte Schulen und eine ganze Reihe von Buchdruckereien. Außerdem befindet sich hier die kaiserliche Münzstätte und eine große Menge von Fabriken und gewerblichen Anstalten. Es ist der Hauptsitz des Handels. —

Südlich von der Hauptinsel Nippon, da wo sich der ganze Inselbogen an Korea anlehnt, liegen die beiden größeren Gilande Siko (im Osten), etwa so groß als Württemberg, und Kiu-siu (im Westen), an Größe dem Kirchenstaat gleich, umgeben von einer Reihe kleinerer Inseln. In der Geschichte des Handelsverkehrs mit Japan ist die letztere dadurch am wichtigsten geworden, daß dort (auf der Westseite) die Seestadt Nagasacki (oder Mangasacki) liegt, — bis zum Jahr 1854 der einzige Hafen, der einer europäischen Seemacht (den Holländern), sowie den Schiffen der Chinesen und Koreaner offen stand. Die Stadt, in ihrer ganzen Erscheinung wenig unterschieden von den andern japanischen Städten, zählt 70,000 Einwohner, hat 35 Brücken, welche die verschiedenen Stadttheile mit einander verbinden, und nicht weniger als 62 Tempel. Hier befinden sich auch neben zahlreichen Fabriken die bedeutendsten Schiffsarsenale. Der Verkehr aber mit dem Ausland macht den Hafen zu einem der belebtesten des Reichs.

Während aber die Chinesen und Koreaner auf dem Festlande selbst ihre Faktoreien besitzen und verhältnißmäßig frei unter dem Volke sich bewegen, ist den Holländern ein Miniatur-Inselchen, Desima genannt, angewiesen, das nur 600 Fuß lang und 240 breit ist und durch eine eingehängte, mit Thoren und Wachen besetzte Brücke mit der Stadt in Verbindung steht. Aus diesem engen Raume dürfen sie ohne ausdrückliche Erlaubniß der Behörden und ohne wenigstens zwölf japanische Polizeiwachen nicht auf's Festland sich wagen. Auch kann sich ein solcher Ausflug nur bis zur einbrechenden Nacht ausdehnen. Wir werden später darauf zurückkommen.

Von der Insel Kiu-siu an zieht sich endlich ein dritter Inselbogen bis zur großen chinesischen Insel Formosa. Es sind lauter kleinere und weit von einander gelegene Gruppen von Eilanden. Doch sind unter ihnen die Lieu-kieu oder Lu-tschu Inseln für die Handelswelt wie für die Mission von hoher Bedeutung geworden. Wir werden später ausführlicher davon zu reden haben. Nichten wir vorerst unsere Aufmerksamkeit auf das Innere des japanischen Volkslebens.

3. Das öffentliche Leben.

Die Bevölkerung Japan's, 37 Millionen zählend, besteht aus eigentlichen von Ostasien her eingewanderten Japanesen, mongolischen Stammes, mit eigener, dem Chinesischen nahe verwandten Sprache; und aus den Ainos, gleichfalls von mongolischem Stamm, welche die Ur- und Hauptbevölkerung der Inseln Jesso, Larakai und der Kurilen bilden. Letztere scheinen mit ihren Stammesfürsten im Lebensverhältniß zum Reich zu stehen. Was die Regierungsform des Landes betrifft, so ist Japan eine theokratisch-despotische Erbmonarchie. Das göttlich verehrte Oberhaupt des Reichs führt den Titel Mikado, d. h. Kaiser, wird auch wohl Darai-Sama (Herr des innern Palastes) oder Ten-si (Sohn des Himmels) genannt. Doch hat er nur noch die Ehre und den Titel als Kaiser ohne die weltliche Macht, während ihm die geistliche Gewalt geblieben ist. Sein Geschlecht wird in gerader Linie bis auf 660 Jahre vor Christo hinaufgeführt und unmittelbar von den Göttern abgeleitet. Nach seiner Thronbesteigung ist er selbst ein lebendiger großer Name, d. h. Gott. Kein Laie darf ihn ansehen oder ihm nahen. Um diese Heiligkeit zu behaupten, darf er nie gehen, sondern muß getragen werden. Nicht einmal die Sonne darf ihn bescheinen. Nur im Schlafe werden ihm Nägel und Bart beschnitten und sein Leib gereinigt. Früher mußte er jeden Morgen mit der Krone auf dem Haupte einige Stunden unbeweglich auf dem Throne sitzen; denn jede Bewegung, jeder Seitenblick, so wähnte man, würde Unglück in die Gegend bringen, nach der er gerichtet war. Jetzt setzt man statt seiner bloß die Krone auf den Thron. Alle Speisen werden ihm jedesmal in neuen thönernen Gefäßen aufgetragen und die alten zerbrochen. Kraft seiner eigenen Heiligkeit und Göttlichkeit versetzt er große und verdiente Männer unter die Reihe der Götter, besetzt die eifrig gesuchten Stellen und Würden

an seinem Hofe und in der Hierarchie überhaupt mit den Männern seiner Wahl, bestimmt die Tage für religiöse Feierlichkeiten etc. Er residirt in dem Prachtpalast zu Miako (Insel Nippon) und verläßt denselben nur, um jeweilen einzelne Haupttempel des Reichs auf feierlicher Wallfahrt zu besuchen.

Seit 700 Jahren hat der in Jeddo residirende Kio-gun oder „Oberfeldherr“ die weltliche Gewalt. Er bekennt sich als ersten Unterthan des geistlichen Kaisers, dem er alle Jahre eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken sendet, und von dem er Ehrentitel empfängt. Die Regierungsgeschäfte werden unter ihm von sieben Ministerien (für Staatsökonomie und Einkünfte, für Schifffahrt und Handel, für öffentliche Bauten, für die Polizei, für die Gesetzgebung, für den Krieg und für die geistlichen Angelegenheiten) besorgt, an deren Spitze das Staatsministerium steht. Früher bestand Japan aus einer Menge selbstständiger Fürsten (Daimjō's), die nun aber meist zu Lehensfürsten oder Statthaltern der Provinzen herabgesunken sind. Eine überaus wachsame Polizei, wahrhaft einzig in ihrer Art, und gute Gesetze, die oft mit Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und großer Strenge gehandhabt werden, suchen den wohlgeordneten gesellschaftlichen Zustand zu erhalten und den bösen Sitten überall eine Schranke zu setzen. Die Einkünfte des Landes (117, nach Andern 336 Millionen Gulden) übersteigen die Ausgaben weit und machen den Staatsschatz zu einem der reichsten in der Welt. Das stehende Heer soll mehr als 100,000 Mann zu Fuß und 20,000 gepanzerte Reiter zählen. Bis jetzt besteht ihre Bewaffnung vornemlich aus Pfeil und Bogen, Säbeln, Lanzen und dergleichen; doch bahnt sich auch dort das leichte und schwere Feuergeschütz allmählig den Weg.

Japan zählt acht verschiedene Stände, doch ohne eine Spur von Kastenthum. Zu oberst stehen die regierenden Fürstengeschlechter, die ihr Land zu Lehen tragen und erblich sind. An sie schließt sich der zahlreiche Adel mit großen Vorrechten an; er ist im Besitz fast aller höheren Staatsämter. Dann folgt die Geistlichkeit, der Kriegerstand (ohne die Offiziere, die dem Adel angehören), die Kaufleute, die Handwerker und Künstler. Tief unten stehen die Lastträger und zuletzt die Sklaven, welche Nachkommen früherer Kriegsgefangenen sind. — Das Land selbst ist in acht große Landschaften, 68 Provinzen und 622 Distrikte getheilt. In Städten und Dörfern stellt sich ein reichsangebildetes Volksleben fast auf allen Punkten dar.

Was den Stand des Volksunterrichts betrifft, so gibt es wohl kein heidnisches Land der Erde, das auf so hoher Stufe stünde, wie Japan. Die Erziehung, der Elementar-Unterricht bei Knaben und Mädchen ist musterhaft. Jedermann kann lesen und schreiben, und ist mit der Religion und den Gesetzen des Vaterlandes bekannt. Zu Jeddo, Miako und in anderen Städten befinden sich höhere Schulen und Universitäten, während jedes Dorf seine Elementarschule hat. Das Studium der Sprache, Geschichte, Geographie, Astronomie, Medizin und Philosophie wird eifrig betrieben. Die Vermessungskarten der Japanesen von ihrem eigenen Lande stehen den europäischen wenig nach. „Die höheren Klassen unter den Japanesen,“ heißt es in dem amerikanischen Bericht, „mit denen wir in Berührung kamen, waren nicht nur mit ihrem eigenen Lande gründlich bekannt, sondern wußten auch etwas von der Geographie, den materiellen Fortschritten und den gleichzeitigen Vorgängen der übrigen Welt. Es wurden oft Fragen an uns gemacht, welche, wenn man ihre isolirte Lage bedenkt, uns wahrhaft in Erstaunen setzten, bis wir aus ihrem eigenen Munde die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung vernahmen. Sie erhalten nemlich jährlich einmal durch die Holländer in Nagasaki die Zeitschriften aus Europa, — Blätter über Literatur, Wissenschaft, Kunst und Politik, und daraus wird Manches übersetzt, gedruckt und durch das ganze Reich verbreitet. So waren sie im Stande, über Eisenbahnen, Daguerreotypen, Pairhans-Kanonen und Dampfschiffe zu reden, ehe sie das Alles mit Augen gesehen. Auch sprachen sie mit viel Verstand über den europäischen (orientalischen) Krieg, über die amerikanische Revolution, über Washington und Bonaparte.“

Zu den Unterrichtsgegenständen für die Knaben der höheren Stände gehört freilich auch eine Anweisung, die glücklicherweise nur Japan kennt: die Anweisung zur scheußlichsten Art des Selbstmords. Es ist das „Harikari“ (zu deutsch: „glückliche Beförderung“ d. h. aus der Welt) oder das Aufschlitzen des Unterleibs, wozu Staatsbeamte oder andere Männer von Stand nach der herrschenden Sitte gezwungen sind, wenn es gilt, einen erlittenen Schimpf dem Beleidiger zum Trotz zu rächen, (denn der Gegner muß das Gleiche thun, wenn er nicht auf immer entehrt sein will), oder einer schmachvollen Leibes- und Lebensstrafe zu entgehen. Es ist ähnlich dem weitverbreiteten Brauch des Selbsterschießens bei den Negern Westafrika's, und weicht im Grunde nur wenig ab von der auf der Christenheit noch ruhenden Schmach

des Duells. Daß aber die vornehme Jugend von Japan darin Unterricht erhält, gehört freilich nur diesem Lande an. Der Bericht des Commodore Perry enthält in dieser Beziehung eine lehrreiche Stelle. „Einige Offiziere,“ heißt es darin, „hatten in Simoda ein Bild gekauft, auf welchem eine Kreuzigung dargestellt war. Da nun einige Reisebeschreibungen behaupten, diese Todesart komme in Japan nicht vor, so fragte der Commodore den japanischen Dolmetscher, einen erfahrenen Mann, ob jenes Bild bloß ein Phantasiestück vorstelle. Denoske (der Dolmetscher) bejahte das, fügte aber gleich hinzu, daß Königsmörder in dieser Weise hingerichtet würden, nur mit dem Unterschied, daß die Missethäter zuerst ans Kreuz genagelt und dann mit einem Speer durchstoßen würden. Auf dem Bilde nemlich war der Mann nur ans Kreuz gebunden. Enthauptung sei jedoch die gewöhnliche Art der Todesstrafe für Mörder; Erdrosselung oder Aufknüpfen am Galgen komme in Japan in der Regel nicht vor. Auf die Frage, ob das 'Harikari' noch immer vorkomme, erwiederte Denoske, daß einer seiner Amtsgenossen auf diese Weise vor seinen Augen sich das Leben genommen habe, als sie zusammen in Nagasaki gewesen seien. Der Commodore fragte dann, ob es wahr sei, daß der Statthalter von Nagasaki im J. 1808, als Capitän Pellieu (sprich: Pelju) den Hafen besuchte, sich durch Bauchanschlitzeln den Tod gegeben; worauf Denoske versicherte, daß nicht bloß der Statthalter dieß wirklich gethan habe, sondern noch zwei andere höhere Würdeträger und zehn von seinen untergeordneten Beamten seien seinem Beispiel gefolgt.“

Der Kunstfleiß und die Kunstfertigkeit der Japanesen ist weit und breit berühmt, und sie ist um so erstaunlicher, je mehr es ihnen an bedeutenderen technischen und mechanischen Hilfsmitteln mangelt. In der Fabrikation von lakirten Waaren wird es kein anderes Volk ihnen zuvorthun. Auch in der Bearbeitung von Metallen ist Japan berühmt. Sie haben Gold-, Silber-, Eisen- und Kupferhütten, sowie Eisen- und Kupferhämmer und Gießereien. Ihre Damascener-Klingen sind berühmt. Das Vergolden verstehen sie trefflich. Sie haben Thermometer, Barometer, Uhren und Spieluhren von großer Vollkommenheit. In der Seideweberei, namentlich in der Vereitung schwerer brodirter Stoffe, werden sie nur von den Chinesen übertroffen, während ihre Baumwollenzuge gering sind. Eine Menge Fabriken aller Art sind in den Städten vorhanden. Die Baukunst ist noch

nicht ausgebildet, doch sind ihre Tempel zum Theil mit viel Geschmack gebaut und die Brücken mit Tüchtigkeit ausgeführt. Auch in der Bildhauerei sind sie zurück; ihre Götterbilder sind plump und roh; dagegen sind ihre Schnitzarbeiten oft bewundernswürdig fein. In ihren Malereien ist das Colorit ausgezeichnet, aber die Zeichnung unrichtig; sie malen ohne Licht und Schatten, obwohl sie die Perspektive beobachten. Ueberhaupt ist die ideale Seite der Kunst in Japan wenig ausgebildet, während Alles, was zur praktischen Seite des Lebens gehört, bis zu großer Vollkommenheit entwickelt ist. Auch fehlt es ihnen doch eigentlich an selbstständiger Erfindungsgabe. Um so erstaunlicher ist ihre Fertigkeit in der Nachahmung, ihr Wissensdurst, ihr Trieb nach Fortbildung. Als die Dampfschiffe der amerikanischen Expedition an den Küsten Japan's lagen, da wollte Jeder, der in ihre Nähe zu kommen Gelegenheit fand, lernen, nur lernen. Man untersuchte Alles, was neu war, richtete verständige Fragen an die Fremdlinge, begriff rasch die gegebenen Erklärungen und suchte das Schwierigste sofort nachzubilden. Da war nichts von jenem blöden, einfältigen, kindischen Staunen, das die Naturvölker charakterisirt, wenn sie mit europäischer Civilisation in Berührung kommen; vielmehr trat überall jene Wißbegier zu Tage, die selber zu lernen und den Kampf mit dem überlegenen Nebenbuhler aufzunehmen den Muth hat. Hat doch die Kunstfertigkeit der Japanesen ohne Lehrmeister ein Dampfschiff zu Stande gebracht nach dem Muster desjenigen, das dem Kaiser zum Geschenk gemacht war.

„Ihre Neugier,“ heißt es im amerikanischen Bericht, „schien unersättlich, und die japanischen Künstler waren, wo sie nur Gelegenheit fanden, stets beschäftigt, Zeichnungen von den Maschinen aufzunehmen und ihre Construction, sowie die Geseze ihrer Bewegung zu begreifen. Bei einem Besuch an der Küste fand einer der Offiziere bei einem Japanesen eine vollständige Zeichnung der ganzen Dampfmaschine, in richtiger Proportion und nach allen ihren verschiedenen Theilen ausgeführt. Sie war, wie der Offizier versicherte, so richtig, als nur irgend ein Ingenieur im Abendland sie hätte machen können.“ Auch die kleine Lokomotive samt den für eine halbe Stunde weit reichenden Schienen und der Miniatur-Telegraph, welche die amerikanische Gesandtschaft nach Jeddo brachte, war weniger Gegenstand kindischen Staunens, als der Wißbegier und des Nachahmungstrieb's. Selbst das gemeine Volk brannte vor Begierde, Neues von

den Amerikanern zu lernen. „Wenn die Offiziere oder die Matrosen der Expedition ans Land giengen,“ heißt es im Bericht, „so wurden sie förmlich von allen Seiten belagert. Durch alle möglichen Zeichen wurden sie nach den Namen der Dinge gefragt, die sie am Leibe trugen, vom Hut bis zu den Schuhen, und dann waren beständig Bleistift und Papier thätig, um die neugelernten englischen Worte aufzuzeichnen.“ Was kann aus Japan werden, wenn Gottes Hand die Schranken vollständig entfernt, die dieß reiche Land jetzt von dem ungehinderten Verkehr mit der christlichen Welt ausschließen!

An Büchern hat Japan Ueberfluß. Sie sind, gleich den Chinesischen, mittelst Holzplatten gedruckt und umfassen alle möglichen Gebiete des Wissens. Besonders auffallend war den Amerikanern das Vorhandensein illustrirter Druckschriften. „Die Einfachheit der Zeichnung,“ heißt es in ihrem Bericht, „und die Richtigkeit im Colorit, fern von der Ueberschwenglichkeit des orientalischen Geschmacks, zeigten überall eine genaue Beobachtung der Natur von Seiten des Künstlers.“ Die Offiziere erhielten ein Buch mit trefflich ausgearbeiteten Abbildungen des Pferds, worin in verschiedenen Farben die Rassen, und diese wiederum in allen möglichen Stellungen dargestellt sind; sodann ein Buch, worin in gutgezeichneten Holzschnitten die Thaten von Ringkämpfern abgebildet waren; endlich eine illustrierte Kinderchrift, die für wenige Pfennige zu haben war und allerlei belehrende, unterhaltende und komische Bilder enthielt. „Auf der ersten Seite,“ so sagt der Bericht, „befindet sich ein japanisches Haus mit allen seinen Theilen, mit hübscher Perspektive. Das zweite Blatt stellt den Herkules von Japan dar, der das Land von Schlangen und wilden Thieren reinigt. Wieder auf einem andern Blatt erscheint ein alter Krämer, mit der großen Brille auf der Nase, und um ihn her eine Menge von Kisten und Körben, Alles voller Waaren. In einer Ecke steht ein rundes Fischglas mit Golbfischen, deren Bewegungen von einer Kaze mit gierigen Blicken beobachtet werden. Anderswo sieht man ein paar Sänfenträger, die sich ausruhen und gemächlich ihre Pfeifen anzünden. Wiederum findet man einen Arzt, der mit bedenklicher Miene das kahle Haupt seines Patienten untersucht, während um ihn her die Schüsseln, Töpfe und Instrumente liegen, die zu seiner Kunst gehören.“ —

Von höchster Wichtigkeit ist, was die Berichte über die Stellung des weiblichen Geschlechts in Japan sagen. Denn wer könnte

die Bedeutung verkennen, welche die Frau in Mitten ihres Volkes hat? Allerdings macht uns die Scene, mit welcher uns der amerikanische Bericht zum ersten Mal in das häusliche Leben einer japanischen Familie einführt, eher einen peinlichen Eindruck. Commodore Perry gieng mit etlichen Begleitern bei Jeddo ans Ufer und erlangte die Gestattung, dem Beamten einer Bezirksstadt einen Besuch zu machen. Der Beamte empfing sie äußerst zuvorkommend und bewirthete sie reichlich mit Thee, Backwerk und andern Leckerbissen. Dabei waren auch seine Frau und Schwester emsig mit Aufwarten beschäftigt. Diese aber verblieben bis ans Ende auf den Knien^{*)} und verrichteten alle Geschäfte in dieser entehrenden Stellung. „Sie liefen auf den Knien umher,“ heißt es im Bericht, „präsentirten Thee und Kuchen, gossen Wasser in den Kessel und waren dabei unerschöpflich höflich, indem sie beständig mit dem Kopfe Verbeugungen machten. Die Frau Stadträthin war gutmüthig genug, uns auch ihren Säugling herbeizubringen, dem wir aus Höflichkeit, trotz seines schmutzigen Gesichts, allerlei Schönes sagen mußten. Wir reichten ihm ein Stückchen Backwerk, worauf das arme Tröpfchen, zur großen Befriedigung der Mutter und Tante, in altkluger Weise sich mit dem Kopfe verneigen mußte.“

Weiter sagt der Bericht: „Die Frauen waren barfuß und in dunkelfarbige Kleider gehüllt, die unsern Nachtröcken gleichen und mittelst eines Gürtels um die Lenden befestigt sind. Ihre Gestalten waren wohlbeleibt und schwerfällig, wozu ihre unschöne Kleidung nicht wenig beitrug. Doch waren ihre Gesichter ausdrucksvoll, besonders durch die schönen, leuchtenden Augen, die, wie das Haar, schwarz waren. Letzteres ist auf dem Scheitel in einen Knoten gebunden und fällt von da entweder schlicht oder in Locken über das übrige Haupt herab. Ihre Lippen waren roth gefärbt, während der Mund beim

^{*)} Im amerikanischen Bericht heißt es an einer andern Stelle: „Vom Kaiser an bis herab zum ärmsten Bettler im Reich findet ein unausgesetztes Niederwerfen und Knien statt. Der Kaiser wirft sich, in Ermangelung eines Höheren über ihm, vor den Götzenbildern nieder, und jeder seiner Unterthanen, vom Fürsten bis zum Bauer, hat irgend Jemand, vor dem er sich in den Staub werfen muß. Die Japanesen haben darin eine wunderbare Fertigkeit. Die gewöhnliche Weise ist folgende: Man sinkt auf die Kniee, kreuzt die Füße und kehrt die Fersen samt den Beinen einwärts, so daß die Beine unmittelbar sich berühren. Oft hockt man nur nieder, mit den Sohlen fest am Boden, die Kniee gebogen und den Körper möglichst gebückt.“

Lächeln eine Reihe schwarzer Zähne und schwarzes Zahnfleisch zeigte. Es ist dieß die Folge einer häßlichen Sitte in Japan. Die verheiratheten Frauen nemlich haben das Recht, die Zähne zu färben, was durch eine Mischung von Eisenfeilspänen und Branntwein geschieht. Diese Masse aber ist so äzend, daß Zahnfleisch und Lippen, wenn sie davon berührt werden, ein verbranntes und äußerst häßliches Aussehen erhalten. Deshalb werden die Lippen wohl auch mit rother Schminke gefärbt. Oft beginnen junge Mädchen diese Sitte in dem Augenblick, wo sie sich verloben."

Erfreulicher aber lauten folgende Züge: "Die Frau ist in Japan nicht wie im übrigen Orient eine Skavin, sondern eine Gehülfin und Genossin des Mannes. Allerdings ist ihre Stellung nicht so veredelt, wie sie sich in den vom Evangelium erleuchteten Ländern allein findet; aber sie steht höher, als in irgend einem andern heidnischen oder mohamedanischen Lande. Schon der Umstand, daß es keine Vielweiberei giebt, ist charakteristisch für Japan. . . Die japanischen Mädchen sind wohlgebildet und fast hübsch; sie besitzen viel von der Lebhaftigkeit und wohlthuenden Freimüthigkeit, welche die Frucht der Achtung ist, die das weibliche Geschlecht genießt. In den gewöhnlichen, geselligen Zusammenkünften von Freunden und Verwandten finden die Frauen und Jungfrauen fast immer sich ein, und Theevisiten sind dort so häufig als in England oder Amerika. Daß in den größeren Städten, wie überall, große Liederlichkeit sich findet, ist wahr; aber es ist unsere Pflicht, zu Ehren der japanischen Frauenwelt es auszusprechen, daß, so lange unsere Schiffe an jenen Küsten lagen, auch nicht Ein Fall von Mangel an Bescheidenheit und Züchtigkeit vorkam. Die Japanesen sind unverkennbar das sittlichste und gebildetste Volk des Ostens, und die Wirkung davon ist vor Allem in der edleren Haltung des weiblichen Geschlechts und in dem häufigeren Vorhandensein häuslicher Tugenden sichtbar."

Ein Vorfall auf den Lu-tschu (Lieu-tien) Inseln scheint diese Darstellung zu bestätigen. Dort war ein amerikanischer Matrose im Zustand der Betrunktheit in eine der Privatwohnungen der Eingebornen eingedrungen und hatte Ungehörliches gegen eine Tochter des Hauses versucht. Auf ihr Geschrei eilten einige Nachbarn herbei, hörten mit äußerster Entrüstung, was geschehen, und steinigten ohne Weiteres den Frevler, bis er besinnungslos zu Boden fiel. Im Fallen stürzte er ins Wasser und ertrank. — Aber freilich reden andere Be-

richte von einem Zustand der Dinge in Japan, der eine sehr dunkle Schattenseite dem Auge darstellt. „Heile Dirnen,“ heißt es da, „sind in Menge vorhanden. Sie stehen unter dem Schutz des Gesetzes und wohnen in eigenen, oft fürstlich geschmückten Häusern. Sie werden hiezu von den Besitzern der Theehäuser, welche stets solche Dirnen halten, eigens auf bestimmte Zeit von armen Eltern gekauft oder gemiethet, kehren nach Ablauf ihrer Dienstzeit in die bürgerliche Gesellschaft wieder zurück und werden oft züchtige, wackere Hausfrauen, ohne daß irgend ein Makel von ihrem früheren Leben an ihnen haften bliebe. Jedermann besucht solche Häuser ohne die mindeste Scheu.“

Wie könnte dieß auch anders sein in einem Lande, das noch unter dem Fluch des Heidenthums liegt! Wir wundern uns nicht darüber, daß auch in Japan solcher Pöuhl des Lasters vorhanden ist, wohl aber darüber, daß es in unsern eigenen, sogenannten „christlichen“ Städten nicht anders ist.

4. Die religiösen Zustände.

Die wichtigste Frage bei einer Nation ist immer die nach seiner Religion. Japan hat in dieser Beziehung, wie alle ostasiatischen Nationen, eine Reihe von Wandlungen durchgemacht. Der ursprüngliche, obwohl nun mit vielen fremden (namentlich chinesischen) Elementen vermischte Glaube des Reichs ist die Sinto-Religion (von Sin, d. h. Weg oder Verehrung, nemlich der einheimischen Volksgötter). Sie ist ein dunkles Gewebe von märchenhaften Sagen, deren phantastische Ausbildung eine Welt von 800,000 Göttern ausgeborn hat und ohne allen Einfluß auf die Hebung der öffentlichen Sittlichkeit geblieben ist. Zwei höchste Geister, ein männlicher und ein weiblicher, von Sonne und Mond entsprossen, Stifter der japanischen Dynastien, werden im Symbol der höchsten Reinheit — im Spiegel — angebetet, aber nicht als in Tempeln wohnend gedacht. Der geistliche Kaiser ist Abkömmling derselben und wird somit als irdische Gottheit verehrt. Auf zweiter Stufe stehen die Geister der verstorbenen Helden und Heldinnen (Kami), welche der geistliche Kaiser zu Göttern erklärt hat. Nur sie werden in Tempeln verehrt. Die Seelen tugendhafter Menschen lösen sich nach dem Tode in das allgemeine Weltleben auf, die der lasterhaften wandern in Thierkörper, namentlich in den als eine Verkörperung des Bösen verabscheuten

Fuchs. Äußere Beobachtung der Gesetze der Natur und der Obrigkeit sind die wichtigsten religiösen Vorschriften. Dazu kommt Enthaltung von Blut, von Fleischspeisen und von Leichen. Auch Beobachtung der Feste, Wallfahrten nach heiligen Orten und Kasteiung des Leibes gehört zum religiösen Leben. An den Festen und Tempeltagen badet man sich und geht in reinem Kleid zum Tempel, wäscht sich im Vorhof die Hände, geht mit niedergeschlagenen Augen auf die Vorhalle des Tempels, betet, wirft ein Almosen in den Opferkasten, schlägt an eine dort aufgehängte Glocke, geht nach Hause und vergnügt sich den Nachmittag. Die Wallfahrten, zu denen jeder Japanese verbunden ist, bringen Sündenvergebung, Seligkeit nach dem Tod und mancherlei zeitliche Wohlfahrt.

Während die Oberpriester, sowie die unter ihm stehenden Priester zweiten Grads unverheirathet sind, sind die eigentlichen Tempeldiener nicht Priester, sondern weltliche, verheirathete Personen. Beim Dienste tragen sie weite weiße oder gelbe Chorröcke über den gewöhnlichen Kleidern. Sie besorgen den Tempeldienst, die Hochzeiten und Begräbnisse und werden für letzteres vom Volke bezahlt.

Dies ist im Allgemeinen der Sinto=Dienst, der die eigentliche Volksreligion ist, zu dem auch der geistliche Kaiser in Miako als Oberhaupt desselben sich bekennt.

Daß der Buddhismus, der im siebenten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung von Vorderindien aus über ganz Ostasien sich verbreitet hat, bei seiner Ähnlichkeit mit jener Sinto=Religion leichten Eingang in Japan finden mußte, ist erklärlich. Er bildet nun die Staatsreligion des Reichs und hat, wenigstens unter den Vornehmen, den Sinto=Glauben nahezu verdrängt. Der Buddhismus ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem geistigen Gebiete der Völkerwelt. Aus einer Reaktion gegen den Bramanismus Vorderindiens hervorgegangen, stellt er der ungezügelter Phantasie des bramaischen Systems den praktischen Verstand, seiner vielgestaltigen Götterlehre die Pflichtenlehre, den Büssungen der indischen Heiligen die Tugendübung entgegen. Alle Tugend aber hat nach dem Buddhismus ihr Ziel in der Bezwingung, ja Vernichtung der Sinnlichkeit. Denn die irdische Welt, die nach ihm nicht das Werk eines anfangslosen Schöpfers aller Dinge, sondern aus dem Leeren von selbst entstanden, ist mit ihrer Eitelkeit und Vergänglichkeit, mit all ihrem Leid und Genuß an und für sich selbst das eigentliche Grundübel; und von

ihrem Einfluß, überhaupt von allen Eindrücken der Sinnenwelt sich immer freier zu machen, das ist die Aufgabe des tugendhaften Menschen. Alle Sinne der Außenwelt verschließen, in das Leere, ins Nichts sich versenken und endlich in die höchste Vergeistigung des Daseins, das heißt in die Vernichtung sich auflösen, das ist der höchste Stand der Vollkommenheit und Seligkeit. Die vollendetste Darstellung dieses Zustandes ist in Buddha Gautama (mehr als 1000 Jahre vor Christo) erschienen, und ihm nach zur gleichen Stufe zu ringen, ist das Ziel des Frommen. Die Diener Buddha's, das heißt die Priester, haben vor allen Andern durch Entsagung und Tugend zu leuchten. Unter dem strengen Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams sammeln sie sich in Klöstern. Sie bilden, durch ihre Vollkommenheit hochgeehrt, den festen Kern der Gemeinde und die Vermittlung zwischen den Unmündigen und dem vollkommenen Buddha. Es gibt keinen Unterschied der Kasten, denn alle Menschen sind von Natur gleich; aber es besteht ein Unterschied der Vollkommenheit, bei welchem die Einzelnen durch Tugendübung und dann durch den unabsehbaren Verlauf der Seelenwanderungen von einer Stufe zur andern emporsteigen, bis sie im seligen Nichts mit Buddha verschmelzen. „Sie treiben,“ wie Judson schön sagt, „getragen von ihren verdienstlichen Werken, über den Ocean des Daseins dahin nach dem jenseitigen Ufer, wo das Dasein selbst aufhört und wo Leid und Lust in der Vernichtung sich endigt.“ Als Hülfsmittel zur Tugendübung sind die fünf Pflichten Jedermann eingeschärft: kein lebendiges Wesen zu tödten, nicht zu stehlen, nicht der Wollust zu fröhnen, nicht zu lügen, aller berausenden Getränke sich zu enthalten. Dazu kommt die Almosenspende, besonders an die Geistlichen. Den Priestern, die in mancherlei Ehrengraden sich abstufen, liegt die Bestattung der Todten und zu gewissen Zeiten das Predigen über religiöse Gegenstände, sowie der Unterricht der Jugend ob, während Gebete und Opfer von den Laien selbst dargebracht werden. Mit jedem Tempel ist ein Kloster, mit jedem Kloster eine Schule verbunden.

Daß ein so trostloses Religionsystem, auch wenn es nicht in der Praxis noch tausend Verunstaltungen erfahren würde, in der großen Masse der ostasiatischen Völkervelt so allgemeine Aufnahme finden und in ihr so festen Halt gewinnen konnte, müßte das seltsamste Räthsel sein, wenn nicht das Heidenthum überhaupt ein Räthsel

wäre. Indem aber der Buddhismus weder einen einigen, persönlichen und heiligen Gott, noch auch eine Vielheit von persönlichen, wenn auch unheiligen Göttern lehrt, sondern seinen Bekennern nur von einem höchsten absoluten Nichts und einem zufälligen Werden der sichtbaren Welt aus sich selbst redet; indem er dem sehnennden Gemüthe nur eine unendliche Seelenwanderung und als letztes Ziel die Vernichtung in Aussicht stellt; indem er endlich die höchste Tugendübung in völlige Abkehr von der sinnlichen, creatürlichen Welt und in ein Versenken in das form- und eigenschaftslose Nichts setzt, — ist es da zu verwundern, wenn durch ein solches System die Seelen verödet, und wenn sie um dieser Unnatur willen gerade den Gewalten preisgegeben werden, denen es sie entziehen will? Deßhalb muß der Buddhismus, wie in Ceylon, Hinterindien und China, so auch in Japan es dulden, daß die vornehme Welt dem völligen Atheismus, das Volk aber dem Götzendienste der Sinto-Religion anheimfällt; und daß auf dem Boden seines der Theorie nach so menschenfreundlichen Systems die üppige Saat der Unbarmherzigkeit und Grausamkeit, der Wollust und Unzucht, der Lüge und des Verraths so überaus kräftig aufsteigt. Daß diese Früchte, die in allen buddhistischen Ländern reichlich wuchern und reifen, in Japan weniger grell zu Tage treten, mag in der strengen Polizei, welche die Regierung übt, und in der gesunden Natur des Volkes seinen Grund haben.

Neben dem Buddhismus und der Sinto-Religion hat sich die Lehre des Confuzius von China her auch in Japan Bahn gebrochen. Doch hat sie nur in den höheren Klassen Eingang gefunden und ist ohne bedeutenden Einfluß auf das Volk im Ganzen geblieben.

Hören wir nun, was die Berichte der amerikanischen Expedition über die gottesdienstlichen Stätten Japans und über das religiöse Leben des Volks überhaupt uns melden. „Si moda,“ heißt es darin, „hat nicht weniger als neun Buddhisten-Tempel und einen großen Sinto-Tempel, samt vielen größeren und kleineren Götterschreinen oder Kapellen. Die Namen jener Buddha-Tempel sind seltsam genug. Buddha's gehorames Kloster, Groß-Friedens-Kloster, Erkenntnisquell-Kloster, Reisfeld-Kloster, Seligkeitsbrunn-Kloster, Vernunftquell-Kloster, Ewig-Freude-Kloster, Langlebens-Kloster u., — das sind Bezeichnungen, die beispielsweise genannt werden mögen. Diesen Tempeln sind 25 Priester mit etlichen Tempeldienern beigegeben, deren Unterhalt von den Leichen- und andern Gebühren bestritten

wird. Die Tempel sind von Holz mit vorragenden Dächern, das Innere mit dem berühmten japanischen Lack bedeckt. Der erhöhte Fußboden ist mit Matten belegt. An der Thüre des Hauptgemachs befindet sich links eine Trommel, rechts eine Glocke, welche beide beim Anfang des Gottesdienstes angeschlagen werden, um, wie sie selbst sagen, die Götter aufzuwecken, damit sie die Gebete der Andächtigen vernehmen. Zwischen der Thüre und dem Hauptschrein stehen mehrere niedrige Lesepulte, neben denen immer ein geschnitztes Stück Holz liegt, mit welchem während des Gesangs, dieses Haupttheils des Gottesdienstes, der Lact geschlagen wird.

„Der Schrein, in welchem die Ahnentafeln nischenartig angebracht sind, sowie die Buddha-Bilder, sind stets reinlich und sauber gehalten. Hier und da hängt auch eine gemalte Motivtafel an den Wänden, auf der irgend ein Ereigniß abgebildet ist, bei welchem der gläubige Buddha-Verehrer die Hülfe seines Gottes erfahren zu haben glaubt. Verschiedene Kistchen waren da und dort aufgestellt, die wir Anfangs für Opferbecken hielten zum Behuf wohlthätiger Zwecke; aber die Inschrift lautete: 'Um hungrige Dämonen zu speisen; wer etwas einlegt, deß Verdienst wird unendlich sein.' Auf der Vorderseite der Tempel sieht man jeweilen ein Edikt angeschlagen, das Jedermann verbietet, geistige Getränke oder Fleischspeisen in die heiligen Räume zu bringen.

„Mit jedem Tempel oder Kloster ist ein Begräbnißplatz verbunden, auf welchem sich eine große Mannigfaltigkeit von Denkmälern und Grabsteinen befindet. Es sind einfache Steinplatten oder aufrechtstehende Grabmäler und Obelisken, meist von grünem Stein. Hin und wieder stehen Buddha-Bilder von der Größe eines Mannes bis herab zur Höhe einiger Zolle. Der Gott ist bald stehend, bald in verschiedenen Lagen sitzend dargestellt. Wohlthuend ist die Fülle von Blumen, die überall auf diesen Felbern des Todes sich findet. Man stellt sie täglich frisch in Vasen oder andern Gefäßen neben den Gräbern auf. Auch andere Opfergaben sieht man vor den Götterbildern aufgestellt. Auf den Denkmälern liest man die Lebensumstände, den Stand, die Verdienste und den Todestag der Verstorbenen, während neben den frischen Gräbern wohl auch Tafeln oder Plösten stehen, auf denen Ermahnungen an die Lebenden geschrieben sind, insbesondere Aufforderungen, die heiligen Bücher Buddha's fleißig zu lesen oder durch Priester in seinem Namen lesen zu lassen, und so das eigene

Verdienst zu mehrern. Die Kürze des Lebens, die Vergänglichkeit der Welt und die Seligkeit der Verstorbenen wird in folgender Strophe hervorgehoben:

Was für eine Dauer besitzt die Herrlichkeit dieser Welt?

Sie verschwindet vor dem Auge, wie der Morgenthau vor der Sonne.

Wer in die Freuden des himmlischen Lichts einzugehen wünscht,

Der möge ein wenig von dem Dufte der Vorschriften Buddha's kosten.

„Außer den neun Buddha-Tempeln, welche sämmtlich in den Vorstädten stehen, liegen auf den nahen Abhängen und Hügeln mitten unter Baumgruppen viele Schreine und Kapellen, zu denen man auf steinernen Stufen emporsteigt. Sie beherbergen in ihrem Innern rothe Bilder, oft auch nur Inschriften, die den Schutzgöttern des Ortes geweiht sind. Vor der Thüre oder vor den Schreinen selbst findet man immer Papierstreifen, Kupfermünzen, Blumensträuße und ähnliche Dinge, die als Sühnopfer oder als Gaben des Danks für erfahrene Wohlthaten von den Andächtigen dargebracht werden.

„Der große Sinto-Tempel liegt gleichfalls in einer der Vorstädte. An einem Pavillon vorüber führt der Weg auf Stufen zu der Haupthalle. Zwei steinerne Löwen von grotesker Gestalt bewachen den Eingang. Die Vorhalle wird von Pfosten getragen, auf denen Tiger- und Elephantenköpfe und ähnliche seltsame Dinge geschnitten sind. Das Innere enthält nur zwei Abtheilungen, die durch ein Bambusgitter von einander getrennt sind, nemlich die Haupthalle und den inneren Schrein. Im letzteren befindet sich das Bild des vergötterten Helben, dem der Tempel geweiht ist, samt andern Figuren. . . In der Umgebung von Simoda liegen auf den Abhängen und Gipfeln der bewaldeten Hügel in höchst reizender Lage eine Menge von Sinto-Kapellen, welche andern Schutzgöttern geweiht sind. Eine derselben zieht durch ihre bezaubernde Lage und durch die schöne Bauart die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Hier wird die Schutzgottheit der Seelente verehrt. Die Schiffer steht man beständig hieher eilen, sei es um die Hülfe der Gottheit anzurufen oder die Gelübde des Dankes zu bezahlen. Da sah man fortwährend Gruppen von Fischern, beladen mit ihren Körben voll Fischen, vor dem Tempelchen sich sammeln, um nach vorgeschriebener Weise ihren Dank abzustatten für den glücklichen Fang. Schiffbrüchige Seelente warfen sich vor dem Gözenbild nieder und bezahlten ihre Gelübde durch die Darbringung ihrer Haarbüschel und durch andere selbstauferlegte Büßungen, die sie

in der Stunde der Gefahr gelobt hatten. Im Schatten der Bäume sah man Bootsleute und Fischer eifrig mit dem Flicken ihrer Netze beschäftigt, und während ihre langen Ruder, ihre Körbe und anderes Material um sie her lagen, schienen sie um einen Segen für das Werk der folgenden Tage die Gottheit anzurufen. Dieser 'Seemanns-Tempel' ist eines der schönsten Gebäude von Simoda. Ueber dem Eingang ist aus Holz ein im Flug begriffener Kranich geschnitzt, — das Symbol des unstillen Lebens des Seemanns. An der Thüre hängt ein aus Stroh geflochtenes Seil, das mit einer Glocke im Innern zusammenhängt, und mittelst dessen der Andächtige die Gottheit drinnen zum Aufmerken wachruft."

Ähnlich lauten die Berichte über Hakodade auf der Insel Jesso. „Es befinden sich,“ heißt es im amerikanischen Bericht, „vier Buddhistentempel in Hakodade, mit denen immer Begräbnißstätten verbunden sind. . . . Auf einer der letzteren fanden wir die berühmte Gebetsmaschine. Es war ein acht Fuß hoher Pfosten, in welchen ein eisernes, leichtbewegliches Rad eingelassen ist, und zwar in einer Höhe, die von Jedem leicht mit der Hand erreicht werden kann; die Achse des Rades geht durch den Pfosten. An den drei Speichen desselben befinden sich je zwei eiserne Ringe, die bei jeder Bewegung einen lauten Klang von sich geben. Dieses Klingen soll die Gottheit zum Aufmerken wecken. Jeder, der vorübergeht, setzt das Rad in Bewegung und erlangt dadurch ein größeres oder geringeres Verdienst, je nach der Zahl der Umdrehungen des Rades. Auf den vier Seiten des Pfostens standen Inschriften oder Gebete, wie diese:

'Der runde Spiegel der Erkenntniß sagt: Weise und Thoren befinden sich in dem gleichen Boot; ob glücklich oder unglücklich, sie fahren beide über den tiefen See; die lustigen Segel hängen lose da, um den herbftlichen Luftzug aufzufangen; dann fahren sie straks in die leuchtenden Wolken und nehmen Theil an der himmlischen Erkenntniß.'

'Der hier [im Grabe] liegende Mann, welcher glaubte, hört auf alt zu werden.'

'Die gläubige Frau, die hier begraben ist, — glücklich war der Tag, da sie von Hinnen schied.'

'Ganze Schaaren füllen die Gräber.'

'Buddha allein kann machen, daß Einer die Wohnungen der Vollkommenen betritt und mit der gesammten Welt vollkommen zusammenstimmt. Durch den Sarg allein, und auf keinem andern

Wege, gehen wir in das Todtenreich ein. Nichts ist Buddha gleich, nichts in der ganzen Welt.'

'Wir Glieder des menschlichen Geschlechts, mit menschlichen Sinnen, Sinnen und Verstandeskräften, so wir Buddha's Bücher lesen, so genießen wir große Vortheile.'

'Der, dessen Voraussicht Erkenntniß entdeckt, spricht: Wie das auf dem Wasser schwimmende Gras vom Winde verweht wird, oder wie die schimmernden Farben des Herbstes verschwinden, wenn die Sonne niedergeht, oder wie das Schiff zu seiner alten Heimath wiederkehrt, so ist das Leben; es ist ein Rauch im Morgenwind.'

'Buddha selbst begehrt ernstlich, den Namen dieser Person [die hier begraben liegt] zu hören und wünscht, daß sie ins Leben eingehe.'

'Der Mann, der das menschliche Dasein verlassen hat, ist nun vollkommen gemacht durch Buddha's Namen, gleichwie verwelktes Moos wieder auflebt durch den reichlichen Thau.'

'Buddha's Buch sagt: Alle, die das selige Land erreichen, werden also gestaltet werden, daß sie nicht mehr zur Seelenwanderung können genöthigt werden.'

Es war in Hakodade, daß der amerikanische Schiffskaplan Jones eines Tages ans Ufer gieng und in einen Buddhistentempel trat, eben als die Japanesen im Gottesdienst begriffen waren. „Es befand sich da,“ so wird erzählt, „ein großer Altar, ganz ähnlich dem Hochaltar in einer katholischen Kirche, mit einem vergoldeten Bilde in der Nische. Auf dem Altar standen zwei schöne reichvergoldete Leuchter mit brennenden Kerzen; das Gleiche war der Fall auf zwei kleineren Seitenaltären. Vor dem Hauptaltar innerhalb eines Geländers knieten fünf Priester in ihren Chorröcken, der mittlere eine tassenförmige Glocke schlagend, während drei Andere mit gepolsterten Trommelschlägeln ein hohles, lackirtes, hölzernes Gefäß schlugen, das einen dumpfen Ton von sich gab. Die Gebete wurden im Takt nach den Schlägen dieser Musikanten hergeplappert. Nach dem Gesang erhoben sie sich, knieten dann wieder nieder und berührten den Boden mit der Stirne. Darauf traten sie vor die Seitenaltäre und machten auch da kurze Ceremonien. Als Alles vorüber war, trat einer der Priester zu Herrn Jones und fragt ihn, indem er auf das Bild deutete, wie man das in Amerika nenne. 'Nai,' erwiderte dieser, d. h. wir haben dergleichen nicht. Dann deutete der Priester auf die Altäre und machte die nemliche Frage, erhielt aber die gleiche Ant-

wort. Als der Kaplan den Tempel verließ, trat einer seiner japanischen Begleiter, die von Amtswegen überall ihm folgten, zu ihm und fragte: ob denn die Leute in Amerika auch beten? Jones bejahte es und gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß und wie sie zu einem unsichtbaren Wesen im Himmel beten. . ."

Ach, daß Japan bald, nicht durch halbverstandene Zeichen, sondern in seiner eigenen reichen und wohlklingenden Sprache das seligmachende Zeugniß vernähme von Dem, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist!

5. Die Politik der Abschließung.

Ghe wir auf den Verkehr Japan's mit dem Ausland zu reden kommen, müssen wir noch diejenige Seite seiner Stellung zur übrigen Völkerwelt ins Auge fassen, die es mit dem stammverwandten China gemein hat, und durch welche es vor Andern berühmt geworden ist: seine grundsätzliche Abschließung gegen das Ausland.

Diese Politik ist von verhältnißmäßig neuem Datum. Bis zum Jahr 1616 standen die Häfen des Reichs den fremden Nationen, wenn auch unter mannigfachen Beschränkungen, überall offen, und andererseits giengen japanische Handelschiffe bis in den Meerbusen von Bengalen, ja bis weit darüber hinaus. Erst die schmerzliche Erfahrung, daß die Portugiesen, diese Ersten unter den abendländischen Nationen, welche in Japan festen Fuß faßten, über einem Complot zum Umsturz der bestehenden Dynastie sich betreffen ließen, und daß die römisch-katholische Geistlichkeit auf japanischem Boden in der geringschätzigen Behandlung der Großen des Landes alles Maaß überschritt, — erst diese Erfahrung rief das neue strenge System der Abschließung hervor. Wenn seitdem für die Schiffe, die von Korea kamen, sowie für die Holländer, noch die Gestattung übrig blieb, mit Japan zu verkehren, so war einerseits dieser Verkehr ausschließlich auf den Hafen von Nagasaki beschränkt, anderentheils war er mit so demüthigenden Bedingungen verbunden, daß man denselben kaum als eigentlichen Verkehr bezeichnen kann.

Bis zum Jahr 1854 war es weder einem Fremden erlaubt, den japanischen Boden offen und ungehindert zu betreten, noch ist es bis auf den heutigen Tag einem Eingebornen des Reichs gestattet, das Ausland zu besuchen oder auch nur mit den ankommenden Ausländern

ohne amtliche Befugniß zu verkehren. Es liegt darauf noch heute unausweichlich die Todesstrafe. Selbst Schiffer, die durch die Ungunst der Witterung nach fremden Ländern verschlagen wurden, dürfen nicht wieder nach der Heimath zurückkehren.

Vor etwa 70 Jahren scheiterte ein japanisches Fahrzeug bei den Aleuten, einer Inselgruppe, welche Rußland zugehört. Die Mannschaft wurde gerettet und nach Irkutsk gebracht. Die russische Regierung suchte diesen Umstand zu benutzen, um mit Japan in Verbindung zu kommen. Sie ließ, freilich erst nach zehn Jahren, die Schiffbrüchigen durch eine glänzende Gesandtschaft nach Japan bringen, in der Hoffnung, die dortige Regierung werde durch ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit für die den gestrandeten Landeskindern erwiesene Güte sich veranlaßt sehen, gegen Rußland Gegendienste einzutreten zu lassen. Umsonst; weder die Schiffbrüchigen, noch die russischen Gesandten wurden angenommen. Fälle dieser Art sind zu Duzenden vorgekommen.

Ergreifender ist die Scene, welche der Bericht über die amerikanische Expedition unter Commodore Perry erzählt.

Es war im April des Jahres 1854, daß, nachdem der neue Handelsvertrag zwischen den Japanesen und Amerikanern bereits abgeschlossen war, etliche Offiziere der Expedition sich ans Land begaben und innerhalb des Reichthums der Stadt Simoda eine kleine Wanderung unternahmen. Bald bemerkten sie, daß zwei Japanesen ihnen aus der Ferne folgten. Man war der Anwesenheit von Spionen und Aufpassern so gewohnt, daß man der beiden jungen Männer anfangs nicht achtete. Als man aber zu bemerken glaubte, daß sie mit einer gewissen Aengstlichkeit sich zu nähern suchten, als wünschten sie mit den Amerikanern zu reden, machten diese Halt und ließen sie herankommen. Da erkannte man, daß es Leute von Stand und Ansehen sein mußten, indem Jeder zwei Degen als Zeichen höherer Stellung an der Seite trug und Beide in reichgestickte Seide gekleidet waren. Auch ihr Benehmen offenbarte jenen feinen, höflichen Anstand, wie man ihn nur bei den höheren Klassen Japan's findet. Zugleich aber lag in ihrem ganzen Wesen eine gewisse Verlegenheit und Unruhe, welche deutlich zeigte, daß es ihnen nicht ganz wohl bei der Sache sein müsse. Sie warfen ängstlich ihre Blicke umher, um zu sehen, ob sie nicht von irgend einem ihrer Landsleute beobachtet würden. Dann traten sie zu einem der Offiziere und ließen, unter dem

Vorwand, seine goldene Uhrkette zu bewundern, ein zusammengefaltetes Papier ihm in den Westenschoos gleiten. Zugleich legten sie bedeutend den Finger auf die Lippen, gleichsam um Verschwiegenheit bittend, und eilten dann schleunigst davon. Das Papier war ein japanischer Brief, der in wörtlicher Uebersetzung folgender Maassen lautet:

„Zwei Gelehrte von Jeddo übergeben diesen Brief den hohen Offizieren und Beamten zur Einsicht. Unsere Kenntnisse sind gering und unbedeutend, wie wir selbst klein und werthlos sind, so daß wir uns schämen, vor Sie zu kommen. Wir sind weder geübt im Gebrauch der Waffen, noch verstehen wir über die Regeln der Kriegskunst und der militärischen Disciplin zu reden. Unsere Jahre und Monate sind in unbedeutenden Bestrebungen und nichtigem Zeitvertreib dahingeschwunden. Doch haben wir in Büchern gelesen und durch Hörensagen erfahren, welches die Gewohnheiten und die Leistungen des Unterrichts in Europa und Amerika sind, und seit vielen Jahren tragen wir den Wunsch in uns, die fünf großen Kontinente zu durchreisen; aber die Gesetze unsres Landes in Allem was die Seefahrt betrifft, sind sehr strenge. Es ist ebenso unabänderlich den Fremden verboten, in dieß Land zu kommen, als den Eingeborenen, das Ausland zu besuchen. Unser Wunsch, fremde Länder zu sehen, ist deshalb in unsrer Brust in beständiger Bewegung hin und her gegangen, ebenso wie wenn Jemand im Athmen gehindert oder im Wandeln aufgehalten ist. Glücklicherweise hat die Ankunft Eurer vielen Schiffe in diesen Gewässern und Euer langes Verweilen hier, — wodurch uns Gelegenheit gegeben war zu angenehmen Bekanntschaften und mancher sorgfältigen Untersuchung, so daß wir von der Güte und dem Wohlwollen Eurer Herrlichkeiten ganz überzeugt sind, — diese Eure Gegenwart hat die Gedanken vieler Jahre wieder ins Leben gerufen, und diese suchen nun ernstlich einen glücklichen Ausweg.

„Jetzt ist somit die Zeit, um den Plan in Ausführung zu bringen, und nun senden wir heimlich diese Privatbitte, daß Sie uns an Bord Ihrer Schiffe aufnehmen mögen, sobald sie in See gehen; dann können wir Besuche machen rings in den fünf großen Kontinenten, und sollten wir damit auch das Verbot unsres eigenen Landes hintansetzen. Damit aber diejenigen, welche auf Ihren Schiffen den Befehl führen, nicht darüber böse werden und irgend welche Unannehmlichkeit davon haben, so sind wir bereit, in jeder möglichen Weise auf den Schiffen Dienste zu thun und allen Befehlen gehorsam zu

sein. Denn das ist außer allem Zweifel, daß wenn ein Lahmer Andere gehen sieht, so wünscht auch er gehen zu können; oder wie soll der Fußgänger seinem Wunsche genügen, wenn er einen Andern reiten sieht? Wir sind unser ganzes Leben lang [im Geiste] zu Euch gegangen, waren aber nicht im Stande, mehr als dreißig Grade östlich und westlich, oder 25 Grade nördlich und südlich zu gelangen. Nun aber, wenn wir sehen, wie Ihr [auf Dampfschiffen] über Stürme hinwegsetzt und auf den mächtigen Bogen hinsahret, mit Blitzesschnelle tausend und Myriaden Meilen durchmessend und die fünf großen Kontinente umkreisend, ist das nicht, wie wenn ein Lahmer ein Mittel findet zu gehen, und der Fußgänger Rath weiß, um zu reiten? Wenn Ihr, die Ihr den Befehl habet, unsrer Bitte Eure Aufmerksamkeit schenken wollt, so werden wir ein Gefühl des Dankes für diese Günst auf immer in uns bewahren; allein die Verbote unsres Landes bestehen noch, und wenn diese Sache bekannt werden sollte, so würden wir uns ohne Nutzen verfolgt sehen und unfehlbar sogleich hingerichtet werden. Ein solcher Erfolg müßte die hohe Menschlichkeit und Güte, welche Sie gegen Andere fühlen, höchlich betrüben. Wollten Sie unsre Bitte gewähren, so halten Sie unsern Irrthum, wenn wir solchen mit unsrer Bitte gemacht haben, in Stillschweigen eingehüllt, bis Sie abzufegeln bereit sind, damit nicht ernstliche Gefahr für unser Leben daraus erwachse; denn wenn wir mit der Zeit [von der Reise] wieder zurückkehren, so werden unsre Landsleute es nicht für der Mühe werth achten, vergangene Dinge zu untersuchen. Unsre Worte haben unsre Gedanken nur leise herausrieseln lassen, aber sie sind gleichwohl wahrhaft und aufrichtig; und wenn Eure Herrlichkeiten sich herablassen, sie freundlich in Betracht zu ziehen, so ziehen Sie dieselben nicht in Zweifel und widersprechen Sie unserer Bitte nicht. Wir bezeugen Ihnen mit einander unsern Respekt, indem wir Ihnen dieß übergeben. April 11."

Diesem Brief war noch folgende Note beigefügt: — „Das beifolgende Schreiben enthält die dringende Bitte, die wir seit vielen Tagen in uns tragen, und die wir mehrmals Ihnen in Joku-hama auf einem Fischerboot in der Nacht zuzustellen versuchten; aber die Polizeischiffe standen zu dicht, und Niemand durfte zu Ihren Schiffen kommen, so daß wir nicht wußten was machen. Als wir nun hörten, daß die Schiffe nach Simoda giengen, haben wir es gewagt, hieher zu kommen, in der Absicht, auf einem kleinen Boot bis zu Ihnen

zu gelangen; aber es ist uns nicht geglückt. Im Vertrauen auf Eurer Herrlichkeit Erlaubniß werden wir morgen Nacht, wenn Alles stille geworden ist, in einem kleinen Boot bei Kasi-kasi erscheinen, nahe am Ufer, wo keine Häuser sind. Da hoffen wir Sie zu treffen, in der Gewißheit, Sie werden uns aufnehmen und unsere Hoffnung zur Erfüllung bringen. April 25."

In der darauffolgenden Nacht wurde der Wache haltende Offizier an Bord des „Mississippi“ Morgens 2 Uhr durch eine Stimme aufgeschreckt, die von einem nahen Boote kam, und als er nach der Falltreppe gieng, um nachzusehen, wer es sei, nahm er ein Paar Japanesen wahr, welche bereits die Schiffsleiter heraufstiegen und mit Zeichen zu verstehen gaben, man möchte sie an Bord des Schiffes aufnehmen. Als dieß gewährt wurde, schienen sie auf's dringendste zu wünschen, da bleiben zu dürfen, und waren sichtlich entschlossen, nicht an's Ufer zurückzukehren. Der Kapitän des Mississippi wies sie nach dem Schiff des Commodore Perry, des Hauptes der Expedition, wohin sie auch auf ihrem Boot sofort ruderten. Als sie es, obwohl mit einiger Schwierigkeit in Folge der hochgehenden See, erreicht hatten, betraten sie kaum die Schiffsleiter, als ihr Boot, sei's zufällig oder absichtlich, den Wellen preisgegeben davonschwamm. Als sie das Verdeck erreichten, wurde der Commodore von ihrer Anwesenheit benachrichtigt. Er sandte seinen Dolmetscher, um sich nach der Absicht ihres Kommens zu erkundigen. Sie gestanden freimüthig, daß sie nach Amerika mitzugehen wünschen, um ihres Herzens Drang, die Welt zu sehen, befriedigen zu können. Man erkannte sie sogleich als die zwei Männer, die mit den Offizieren Tags zuvor auf dem Lande zusammengetroffen waren. Sie schienen vom Rudern sehr erschöpft, und ihre Kleider waren über und über von Seewasser bespritzt, obgleich man ihnen den höheren Stand unverkennbar ansah. Von den zwei Degen aber, die Jeder Standeshalber zu tragen das Recht besaß, hatte nur Einer von ihnen einen einzigen gerettet, indem die andern im Boot zurückgelassen und mit diesem davongeschwommen waren. Beide benahmen sich als feingebildete Leute und schrieben das Mandarin-Chinesische mit Gewandtheit und Eleganz, wie auch ihre Manieren äußerst fein und höflich waren.

Als dem Commodore dieß Alles mitgetheilt wurde, ließ er ihnen sagen, er bedaure herzlich, daß es nicht in seiner Macht stehe, sie ohne weiters aufzunehmen. Er werde sie aber mit Freuden mit

sich nach Amerika nehmen, wenn sie von ihrer einheimischen Regierung die Erlaubniß hiezu auszuwirken im Stande seien. Die Beiden waren darüber auf's äußerste bestürzt und erklärten, es bringe ihnen unfehlbar den Tod, wenn sie an's Land zurückkehrten. Allein all' ihr Bitten und Flehen, ihre Berufung auf das menschliche Gefühl und das Erbarmen der Amerikaner, es half Alles nichts; der Commodore beharrte freundlich, aber entschieden auf seiner Weigerung. Und wer wollte dem weisen und menschenfreundlichen Amerikaner dieß zum Vorwurf machen? Wenn er auch gewiß gewesen wäre, daß die Beiden keine Spione seien, welche die Zuverlässigkeit der Fremdlinge auf die Probe setzen sollten, so mußte er unter allen Umständen die Gesetze des Landes respektiren, mit welchem er soeben einen so folgereichen Traktat abzuschließen im Begriff stand. Hatte er bisher durch seine unbeugsame Geradheit und Ehrlichkeit die Achtung und das Vertrauen der Japanesen von Tag zu Tag mehr erworben, so durfte die Rücksicht auf zwei Männer, so liebenswürdig sie auch sonst sein mochten, und so gerne er ihrer geschont hätte, ihn nicht von dem eingeschlagenen allein richtigen Wege ablenken. Es ward ein Boot hinabgelassen; die zwei Japanesen stiegen nach einigem Widerstand und unter schmerzlichem Wehklagen über ihr unvermeidliches Unglück die Falltreppe hinab und wurden still und ohne Geräusch in der Morgenfrühe an's Ufer gerudert.

Wenn das Wagniß dieser beiden wackern Männer, die selbst ihr Leben auf's Spiel setzten, nur um ihre Wißbegier zu befriedigen, ein überaus rührendes und lehrreiches Zeugniß gibt von jenem allgemein herrschenden Drang nach Belehrung, der das Volk von Japan durch alle Klassen hindurch erfüllt, so gibt ihr ferneres Loos einen sehr bezeichnenden Beweis von der Wachsamkeit der japanischen Polizei, sowie von der Strenge ihrer Justiz. Die Männer waren in stiller Mitternacht nach den amerikanischen Schiffen gekommen und in früher Morgenämmerung wieder an's Land gesetzt worden. Und dennoch kam schon am Nachmittag ein Bote der Regierung auf's Flaggenschiff, um zu fragen, „ob nicht zwei irregeleitete Japanesen in der Nacht da gewesen, wie sie ausgesehen und ob sie Unheil angerichtet hätten.“ Man erklärte demselben, es seien allerdings zwei Leute da gewesen, man könne sich aber ihres Aussehens nicht mehr erinnern, da so Viele auf den Schiffen immer ab- und zugingen; auch hätten sie sich höchst anständig benommen und keinerlei Ursach zur Klage gegeben.

Doch hielt es der menschenfreundliche Commodore für nöthig, einen Offizier an's Land zu senden und in die Behörden zu dringen, daß den bezeichneten Männern, falls man sie ausfindig machen und zur Rede stellen sollte, kein Leid geschehe. Die Regierungsbeamten gaben darauf die Versicherung, daß die Sache so unbedeutend sei, daß der Commodore darüber sich keine Unruhe machen möge.

Einige Tage darauf schleuderten einige Offiziere der Expedition in den Vorstädten von Simoda umher und stießen zufällig auf das städtische Gefängniß. Was war aber ihr Erstaunen, als sie hier die beiden unglücklichen Japanesen in einer der ordinären Gefängnißzellen eingesperrt sahen. Es war eine Art Käfig wie für wilde Thiere, vorne mit eisernen Gittern vergittert und von äußerst beschränktem Raum. Die Unglücklichen waren schon am Tag nach ihrer Rückkehr an's Land von der wachsamten Polizei aufgespürt und verhaftet worden. Sie schienen ihr Loos mit Gleichmuth zu tragen und freuten sich nicht wenig, die amerikanischen Offiziere wieder zu sehen. Als die Letzteren dem Behälter sich näherten, schrieb einer der Gefangenen auf ein Stückchen Holz, das man ihm reichte, mit einem gleichfalls dargebotenen Bleistift folgende denkwürdigen Worte:

„Wenn einem Helden sein Wagniß mißlingt, so werden seine Thaten wie die eines Uebelhäters und Räubers betrachtet. Oeffentlich sind wir ergriffen, gebunden und für viele Tage in's Gefängniß gelegt worden. Die Aeltesten und Hauptleute behandeln uns verächtlich; ihre Bedrückungen sind wahrlich sehr schwer. Während wir aber getrost sind und das Bewußtsein in uns tragen, daß wir uns nichts vorzuwerfen haben, so wird sich's zeigen, ob ein Held sich wahrhaft als solcher beweist. Wir haben die freie Gestattung, die sechzig Provinzen des Reichs zu durchreisen, als viel zu wenig geachtet für unsre Wünsche, und deßhalb begehrten wir, die fünf großen Kontinente zu sehen. Das war seit langer Zeit unsres Herzens Verlangen. Plötzlich wurden unsre Pläne zertrümmert, und wir finden uns in ein Haus versekt, das nur die halbe Größe hat, wo Essen, Ruhen, Sitzen und Schlafen uns schwer fällt; wie können wir den Ausgang finden aus diesem Ort? Weinen wir, so hält man uns für Narren; lachen wir, so müssen wir als Schelmen gelten. Wehe uns, wir können nur stille sein. Nagi Kuda. Kivanatschi Mangi.“

Bei dieser Nachricht sandte der Commodore gleich am folgenden Tag abermals einen Offizier an's Land, um genau zu erfahren, ob

die Gefangenen wirklich jene nächtlichen Gäste seien. Der Behälter ward richtig aufgefunden, aber leer, und die Gefangenwärter erklärten, die beiden Männer seien diesen Morgen nach der kaiserlichen Hauptstadt Jeddo transportirt worden, in Folge höheren Befehls, der von dort eingetroffen sei. Ueber ihr Schicksal aber konnte nichts weiter erfahren werden. Mußten sie wohl ihren Drang nach Wissen mit dem Leben büßen?

Nichts stellt die Abschließungspolitik Japans deutlicher und ergreifender in's Licht, als diese Geschichte. Soll man die Regierung deshalb hart und strenge beurtheilen?

Zwei Betrachtungen sind es, welche die kaiserliche Regierung zu diesem System mögen veranlaßt haben. Die erste ist die Rücksicht auf den Frieden des Reichs. Japan hat seit mehr als hundert Jahren keinen auswärtigen Krieg mehr geführt. Die Lenker und Räthe des Staats aber sind viel zu klug, um nicht zu wissen, daß eben die ungehinderten Berührungen zwischen Staat und Staat es sind, aus denen Verwicklungen, Mißverständnisse, Reibungen und schließlich Kriegserklärungen sich erzeugen. Die Erfahrungen mit Portugal haben diese Ueberzeugung nur bestätigt. Japan selbst aber, so glaubt die Regierung, bedarf zu seiner Wohlfahrt keines Verkehrs mit dem Ausland. Es besitzt Alles hinreichend selbst, was zu einem glücklichen und gedeihlichen Volksleben nöthig ist. Das Land gibt reiche, überreiche Ernten, das Meer hat Ueberfluß an Fischen; Baumwolle, Seide und Pelze liefern Alles, was zu Kleidung und anderem Bedarf erforderlich ist. Gewerbe und Künste blühen; ein höchst lebendiger Binnenhandel setzt alle Kräfte in Bewegung, und will man je auch Antheil nehmen an den Produkten anderer Länder, so besteht in Nagasaki eine wohl überwachte Handelsfaktorei der Holländer, die allen Luxus des Auslandes zur vollen Genüge zu liefern vermag. Warum also mit dem Ausland gefährliche Verbindungen anknüpfen? Und was Bildung und Gelehrsamkeit, seine Sitten und die Bequemlichkeiten des Lebens betrifft, wer will sich — so reden die Staatsmänner — mit Japan messen? Von wem soll es noch lernen? Es könnte wohl der Lehrmeister der übrigen Welt sein; aber dazu hat es den Verus nicht.

Dazu kommt eine zweite, fast noch wichtigere Rücksicht. Es gibt keinen geordneteren Staat in der Welt, als Japan. Ein künstlich bereitetes Uhrwerk kann nach allen seinen Theilen nicht genauer ein-

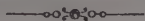
gerichtet, es kann nicht jedem Rad und Getrieb seine Stellung und Aufgabe bestimmter angewiesen, kein strengerer Regulator dem Einzelnen und dem Ganzen gegeben sein, als es mit dem japanischen Volksleben der Fall ist. Von Oben bis Unten ist Alles geordnet, gemessen, regulirt, festbestimmt. Maaß und Gewicht, Münze und Kaufpreis, Städteordnung und Staatsverwaltung, Gewerbe und Ackerbau, Volksschulen und Universitäten, Landverkehr und Schifffahrt, Zölle und Abgaben, Sitte und Etikette, — Alles läuft in festgeordneten Geleisen, wie in keinem andern Land der Erde. Und über all' dieses wacht ein Polizei- und Ueberwachungssystem, das feinere Spürorgane besitzt, als wir es zu fassen im Stande sind. Wie in einem kunstreichen Triebwerk die leiseste Störung an irgend einem Punkte sofort von dem überwachenden Auge des Maschinisten wahrgenommen wird, so weiß die japanische Polizei Alles, was vorgeht. Das Volk fühlt dieß vielleicht nicht als Druck; weil Alles geordnet ist und in festem Geleise geht, so läuft Alles leicht. Der Regierung aber erwächst daraus eine Gewalt, wie kein anderes Staatssystem sie zu verleihen vermag. Soll sie sich diese Gewalt nehmen und ihr ganzes Kunstwerk sich verderben lassen? Dieß müßte nothwendig dann eintreten, wenn Ausländer ungehindert unter ihr Volk sich mengen dürften. Abgesehen davon, daß die Nation leicht fremde Sitten annehmen und dadurch aus dem altgeordneten Geleise kommen könnte, so müßten ja dem Fremden besondere Rechte, eigene Gerichtsbarkeit (unter ausländischen Consuln), unüberwachbare Freiheiten gestattet werden. Wie vermöchte da die Regierung noch ferner die Staatsmaschine in gleicher Weise zu lenken, Störungen zu verhindern, unbeschränkte Macht zu üben? Lieber absolute Isolirung und völlige Ausschließung des Fremden! Ist aber dennoch die Zulassung fremder Elemente unabwendbar, so muß man es machen wie die Perlmuschel. Wenn das unruhige Meer jeweilen ein scharfes unbequemes Sandkorn in ihre Schale spült, — ein Sandkorn, das den zarten empfindlichen Leib des Schalenthiers reizt und beunruhigt, so umspinnt und umlagert es den fremden störenden Körper mit dem ausgeschwigten glänzenden Muschelschale, bis er unbeweglich eingemauert und unschädlich gemacht ist. Die holländische Faktorei auf dem Inselchen Desima (im Hafen von Nagasaki) gibt von diesem Verfahren der japanischen Regierung ein anschauliches Bild.

Wenn aber in diesen Betrachtungen die Berechtigung Japans

liegt für sein System der Abschließung, so hat zwar keine menschliche Gewalt, kein irdischer König, keine Handels- und Seemacht ein Recht, solches zu bekämpfen; aber der König aller Könige, der Herr im Himmel, hat höhere Rechte als der Kaiser des Inselreichs von Japan. „Saget unter den Heiden: Der Herr ist König! Erzählet unter den Heiden Seine Ehre und unter allen Völkern Seine Wunder. Denn der Herr ist groß und sehr löblich; fürchtbar ist Er über alle Götter. Denn alle Götter der Heiden sind Götzen. Bringet her dem Herrn, ihr Geschlechter der Völker, bringet her dem Herrn Ehre und Macht.“ „Die Erde ist des Herrn, und was sie erfüllt; der Erdboden, und was darauf wohnet. Darum machet die Thore weit und die Thüren der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe. Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr mächtig im Streit.“ „Denn Ihn sollen anbeten, ein Jeglicher an seinem Ort, alle Inseln der Heiden.“ (Ps. 96. 24. Jeph. 2.) Hat dieser König der Ehren kein Recht an Japan? Soll allein da hinein der süße Klang Seines Namens, die Predigt von Seiner Liebe, der Ruf: Lasset euch versöhnen mit Gott! nicht dringen? „Wendet euch zu Mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden. Denn Ich bin Gott und Keiner mehr. Ich schwöre bei Mir selbst, und aus dem Munde der Gerechtigkeit gehet ein Wort, da soll es bei bleiben: Mir sollen sich alle Kniee beugen und alle Zungen schwören,“ — auch die von Japan!

Wenn es aber wahr ist, daß nun die Zeit Gottes für die Mission gekommen, so muß auch Japan für das Evangelium sich öffnen. Der Herr gebraucht dazu die Hand der Großen dieser Welt, welche nach Macht und Gewalt ringen, die Handelsleute, die da irdischen Gewinn suchen, die Gelehrten, welche der Erd- und Völkerkunde dienen, die Seefahrer, die da geschützte Häfen und Brod und Wasser bedürfen. Es mag viel Klugheit und Unklugheit, viel Wohlwollen und Ungerechtigkeit, viel Ueberredungsgabe und Gewaltthat mit unterlaufen; das haben sie zu verantworten. Aber Japan muß, es muß sich öffnen, um des Namens Jesu willen. —

In einem folgenden Artikel werden wir die Versuche kennen lernen, die zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden, um den Verkehr mit diesem Reiche zu eröffnen.



Missions-Zeitung.

Die Mission in Central-Südafrika.

Die Reisen des Missionärs Dr. Livingstone, von dem Lande der Betschuanen an (gerade nördlich von der Kap-Kolonie) bis nach der portugiesischen Niederlassung Loando auf der Westküste von Afrika, und von da wiederum quer durch den Kontinent nach der Ostküste, sind bekannt. Das reiche üppige Flußgebiet des Zambesi, der an dieser Ostküste mündet, mit den umwohnenden zahlreichen und freundlich gesinnten Völkerschaften zog vor allen andern Gegenden seine Aufmerksamkeit und seine Hoffnungen auf sich. Hier müsse, wenn irgendwo, die Heerstraße liegen, auf welcher die Mission, der Handel und die christliche Civilisation ins Innere zu dringen habe. Diese Ueberzeugung theilte sich auch der ganzen englischen Nation mit. Die Missionsfreunde, die große Handelswelt, die Männer der Wissenschaft, die Gegner der Sklaverei und die Menschenfreunde überhaupt lenkten ihr Auge dorthin. Dr. Livingstone wurde von der brittischen Regierung in ihren Dienst gezogen und zum Consul für jene Gegenden bestimmt. Zugleich wurde ihm ein eigens für den Zambesi gebautes kleines Dampfboot, sowie eine Reihe von Ackerbauwerkzeugen und dergleichen, und eine Anzahl sachverständiger Gelehrten und Fachmänner mitgegeben. Die Londoner Missionsgesellschaft

ihrerseits ordnete eine Schaar von tüchtigen Sendboten des Evangeliums ab, um unter der einsichtsvollen Leitung des Missionärs Moffat, des erfahrensten und gediegensten Mannes in der südafrikanischen Mission, an den Zambesi auf dem Landweg vorzurücken und dort Stationen anzulegen. Endlich hat sich neuerdings ein kirchlicher (bischöflicher) Missionsverein in England gebildet, der ausschließlich Central-Südafrika zu seinem Arbeitsfeld gewählt hat und im Begriff steht, eine Anzahl junger Männer dahin auszusenden. Hören wir über alle diese Unternehmungen einige nähere Berichte.

Dr. Livingstone erreichte mit seinen Reisegefährten im Juni 1858 glücklich die Mündungen des Zambesi. In einem späteren Schreiben (vom 14. Sept. 1858) sagt er: „Ich habe Ihnen nun mitzutheilen, daß wir längere Zeit damit zu thun hatten, eine geeignete Einfahrt in den Zambesi aufzusuchen, da die Hauptmündung unfahrbar war. Endlich gelang es uns in einen Seitenarm einzulaufen, und wir brachten einen Monat damit zu, das ganze Netz von Flußmündungen zu untersuchen. Da aber der Strom rasch an Wassermasse abnahm, so beschloßen wir alle unsre Güter auf einer Flußinsel zu landen und sie dann nach und nach auf unserm

kleinen Flußdampfer weiter hinauf zu schaffen. Früher glaubte ich (was ich von den Portugiesen hörte), daß dieser Strom nur während sechs oder acht Monaten schiffbar sei; nun aber habe ich die Ueberzeugung, daß er wohl zehn Monate, wenn nicht das ganze Jahr hindurch, fahrbar ist für unser kleines Dampfboot mit 30 Zoll Tiefgang. Als wir nach Luyata kamen, wo der Fluß nicht mehr in viele Arme getheilt ist, hörten unsre Schwierigkeiten ganz auf. Wir fanden dort ein ungeheures Kohlenlager, und viele der Lagerschichten traten offen zu Tage. Mit solcher Fülle von Steinkohlen und mit dem unerschöpflichen Reichthum an Eisenerz kann Afrika nicht für ewig das in den Staub getretene Land bleiben. Unser kleines Fahrzeug war das erste, das bis nach Tete hinaufdampfte, und die Leute staunten es als ein wahres Meerwunder an. Leider herrscht im Lande der Krieg [zwischen den Portugiesen, welche die dortige Küste beanspruchen, und den Eingeborenen], und kein Portugiese durfte passieren; uns ward kein Hinderniß in den Weg gelegt, indem unser brittischer Name unser Paß war. Dieser Zustand der Dinge ist freilich für unsre Aussichten nicht günstig; denn Alles steht still oder geht rückwärts, wo der Krieg wüthet. Wir giengen von Zeit zu Zeit unbelästigt von einem Feldlager ins andere, und wurden von beiden Theilen gleich freundlich empfangen. Viele der [portugiesischen] Offiziere wünschten, ich soll vermitteln, und alle eingeborenen Rebellen wünschten es gleichfalls; aber der Gouverneur wollte nicht nachgeben. Ein entscheidender Schlag wird bald geschehen; doch werden die Eingeborenen, die

zum größten Theil entlaufene Sklaven sind, lange genug Stand halten. Zwei von ihnen, die uns als Bootsen gedient hatten, baten mich einmal, ich möchte sie kaufen, um aus der ganzen Affaire glücklich herauszukommen. Es ist überaus betäubend, ein so schönes Land in solchem Zustand sehen zu müssen. — Ueberall begegnet uns äußerst schöne Baumwolle, die an den Stellen, wo sie früher gepflanzt wurde, nun wild wächst. . . . Meine Leute [aus Inner-Afrika], die ich früher bei meiner Heimreise in Tete zurückgelassen, sind noch immer dort, obgleich dreißig von ihnen an den Pocken gestorben und sechs von einem benachbarten Häuptling erschlagen worden sind. Die armen Leute empfingen mich mit großer Freude, und ich war nicht weniger vergnügt, sie wieder zu sehen. Alles ist nun wohl. Wir hatten viel Krankheit, aber kein Küstenfieber. Der Grund mag wohl darin liegen, daß wir so rasch als möglich aus den Mangrove = Sümpfen an der Flußmündung herauszukommen suchten; denn sie sind die eigentlichen Treibhäuser der Fiebers.“

Einige Monate später schreibt Livingstone's Bruder, der die Expedition begleitet hat, unter dem 1. Januar 1859 aus Tete: „Der Fluß [Schire, ein in den Zambesi mündender Seitenfluß] ist überall tief und schmal, mit kleinen Stromschnellen, die übrigens ein tüchtiger Dampfer leicht überwinden kann. An solchen Stellen mußten wir aussteigen und zu Fuß über die Felsen klettern, was überaus mühsam ist. . . . Zwei Makololo sagten uns, weiter oben finde sich ein Wasserfall, andere läugneten es. Mein Bruder schloß darüber fast die ganze Nacht nicht, und am andern Morgen

vor 5 Uhr stand er auf und sagte: 'Ich will selbst sehen; ich werde allein mit zwei Makololo gehen und dort hin marschiren.' Dr. Kirk wollte mitgehen, und die Beiden mit vier Makololo brachen auf. Es war ein furchtbarer Marsch. Bei einem Dörflein suchten die Eingeborenen sie vom Weitergehen zurückzuhalten. 'Kein Elefant,' sagten sie, 'kann den Weg machen; kein Flusspferd, nicht einmal ein Alligator ist im Stande.' Endlich ließen sich zwei Männer des Dorfes bewegen, als Führer mitzugehen. Aber an einer Stelle bedurfte es eines halben Tages, um nur 20 Minuten weit zu kommen. Endlich waren die mitgekommenen Makololo ganz erschöpft und Einer sagte zu meinem Bruder: 'Jetzt kann ich nicht weiter; gerne wollte ich mit dir, aber meine Füße vermögens nicht.' Alle wünschten umzukehren. Endlich behaupteten sie, man sei ganz irre gegangen, und wollten umkehren. Man setzte sich und die Leute beriethen sich unter einander. Endlich sprangen die zwei Führer auf und riefen: 'Auf, laßt uns gehen!' Mein Bruder blieb ruhig sitzen und wollte sehen, ob sie rückwärts oder vorwärts zu wandern sich anschickten. Sie giengen vorwärts, und nun brachen Alle getrost auf, obwohl die Makololo übel zugerichtete Füße hatten. Bald trafen sie einen Fischer, der sein Netz stückte; der wies sie einen Weg, welcher sie nach wenigen Minuten auf einen Punkt führte, wo sie den Wasserfall sehen konnten. Er schien etwa 30 Fuß hoch — nicht senkrecht, sondern schräg abfallend — und auf beiden Seiten des Stroms erhoben sich die Felsen gegen 1000 Fuß hoch. Da nun der Fluß in jener Gegend, wenn er ganz

voll läuft, 40 bis 100 Fuß steigt, so ist es möglich, daß alsdann der Wasserfall ganz verschwindet, und daß Schiffe ohne Schwierigkeit diese Stelle passieren können."

Aus einem späteren Bericht entnehmen wir folgende interessante Notizen. „Etwa um die Mitte des Jahres,“ so schreibt Livingstone, „giengen wir mit unfrem kleinen Dampfer den Schire hinauf, einen der bedeutendsten Seitenflüsse des Zambesi, und fanden, daß er wenigstens 30 Stunden weit, von seinem Zusammenfluß mit dem Zambesi an gerechnet, schiffbar ist. Der Berg Merambala ist 4000 Fuß hoch und hat ein trefflich angebautes Hochland. In den Wäldern, die den Berg bedecken, wachsen Limonen, Orangen und Ananas wild. Auch gibt es mehrere schöne kleine Quellen, die etwas eisenhaltig sind. Die Bewohner sind unabhängig und sehr gastfreundlich. Die Aussicht von der Spitze über die Schlangenwindungen des Schire und über eine weite Ebene, deren Bewohner in Wirklichkeit Erde essen, ist glänzend und das Klima überaus köstlich. Auch fanden wir eine 174° Fahrenheit heiße Schwefelquelle am Fuß des Berges; gleichwohl benützen die Portugiesen diesen Berg nicht als Sanitarium (Ort zur Wiederherstellung der Gesundheit).

„Das Thal des Schire wimmelt an einer Stelle von Elephanten, und einmal zählte ich mehr als 500 dieser gewaltigen Thiere auf einer Ebene weidend. Sie haben prächtige Fangzähne. Ich glaube, sie werden von den Hügeln her durch die süßen Früchte der Palmwälder angezogen. Die Leuten betrachteten uns mit großem Argwohn, indem sie noch nie

von Europäern besucht wurden; doch behandelten sie uns höflich. Unsere Holzhauer wurden nie belästigt, doch sind wir Tag und Nacht von einer Wache umgeben. Sie sind mit Bogen und vergifteten Pfeilen wohl bewaffnet. Die Weiber tragen in der obern Lippe eine Zierrath, die ganz und gar wie ein Serviettenring aussieht. Der Anblick ist abscheulich. Die obern Theile des Schire sind trefflich angebaut, und wir kauften unsere Lebensmittel sehr wohlfeil. Man hat zwei Sorten von Baumwolle, und beide sind vortrefflich.

„Unser Zweck war zunächst nur der, ihr Vertrauen zu gewinnen; da wir nun bemerkten, daß ihr Argwohn sehr groß war, so hielten wir es für unklug, unser Schiff, das durch einen Wasserfall aufgehalten war, hier zurückzulassen, damit wir eine Fußparthie unternehmen könnten, zumal da wir wußten, daß zuweilen Araber in Booten vom See Nyanza bis hieher kommen. Deshalb kehrten wir (nach dem Zambesi) zurück, in der Hoffnung, daß ihr Mißtrauen mittlerweile sich verliere, gedenken aber in einem Monat dahin zurückzukehren. . . Der Schire ist in der Nähe seiner Mündung in den Zambesi mit Massen von Wasserlinsen bedeckt, was die Fahrt etwas erschwert, aber 8 Stunden weiter oben hört dieß auf, der Fluß erweitert sich und ist dennoch ganz frei von Sandbänken und tief. Er ist viel besser zu befahren als der Zambesi.“

Der Plan, auf's Neue diesen Fluß hinaufzugehen und dann über Land weiter zu wandern, ward bald hernach ausgeführt. Unter dem 1. Juni 1859 schreibt Dr. Livingstone an Sir George Grey, den (damaligen)

Gouverneur des Caplandes: „Als wir kürzlich abermals den Schire etwa 35 Stunden weit mit unsrem kleinen Dampfer hinauffuhren und dann noch weitere 15 Stunden zu Fuß giengen, entdeckten wir einen prächtigen See. Er heißt Schirwa, und der See Ngami [vgl. Miss.-Mag. 1858, S. 153 ff.] ist nur ein Teich gegen ihn. Besonders interessant aber ist er dadurch, daß die Eingeborenen, die an seinen Ufern wohnen, behaupten, er sei von dem großen Binnensee Nyanza oder Nyinvesi, welchen Capitän Burton aufsuchen will, nur durch einen schmalen Landstrich von anderthalb bis zwei Stunden getrennt. Wir konnten von Burton's Unternehmung nichts erfahren, und da wir seit fast einem Jahre nichts aus Europa gehört haben, so wissen wir nicht, ob es ihm gelungen ist oder nicht. Der See Schirwa hat keinen Abfluß, und sein Wasser ist bitter, doch trinkbar. Er wimmelt von Fischen, Blutekeln, Krokodilen und Flußpferden. . . Er ist sehr großartig und auf allen Seiten von hohen grünen Bergen umgeben. Der Berg Zomba ist mehr als 6000 Fuß hoch und steht dem Tafelberg (bei der Capstadt) nicht unähnlich, ist aber auf seinem Rücken bewohnt; andere Gebirgsstöcke sind eben so hoch, aber nicht zu ersteigen. Die ganze Gegend ist Hochland; der See selbst liegt 2000 Fuß über dem Meer, ist 7–10 Stdn. breit und 17–20 Stunden lang. Als wir auf einem Hügel standen, sahen wir in weiter Ferne zwei Gebirgsstöcke, die wie Inseln aus dem dunstigen Horizont emporragten. Im See selbst stand eine Berginsel nicht weit von dem Punkte, wo wir denselben zuerst entdeckten.

Nach der Gestalt der Wellen zu urtheilen, muß er tief sein.

„Dr. Kirk und ich samt fünfzehn Makololo bildeten d. Reisegesellschaft. Das Land ist gut bevölkert. Aus dem Marschboden entspringen viele Quellen und Flüsse, und die Vegetation ist üppig. Nie sah ich so viele Baumwollenpflanzungen als in den Thälern des Schire und Schirwa. Jedermann spinnt und webt. Es ist die Gegend, von der ich immer behauptete, daß es die rechten Baumwollen- und Zuckerdistrikte sein müßten; und sie sind es in außerordentlichem Maße. Aber die Leute lassen sich lieber zur Arbeit nach der Insel Bourbon anwerben, als daß sie hier arbeiten. Der einzige Handel, den sie kennen, ist der mit Sklaven, und die einzigen Zeichen unfreundlicher Behandlung erfuhren wir von einer Rotte von Bajana-Sklavenhändlern. Doch änderten diese ihr Betragen in dem Augenblick, da sie erfuhren, wir seien Engländer und nicht Portugiesen.“

Livingstone erwähnt oben der Untersuchungsexpedition, welche der Engländer Burton mit seinem Begleiter Speke unternahm, um die vielbesprochenen Binnenseen von Centralafrika aufzufinden. Die Missionare Dr. Krapp, Erhardt und Rebmann (in Ostafrika) nemlich hatten schon längst auf ihren Reisen ins Innere theils mächtige Schneeberge selbst gesehen, theils aus dem Munde zuverlässiger Eingeborenen von dem Dasein großer Binnenseen vernommen. Die vornehme gelehrte Welt sprach damals von „Willführ und Unkenntniß“, ja von „Aufschneideri“, weil ja die Angabe von verachteten Missionaren kam. Es sei ja „ganz un-

möglich“, daß dort so große Seen und gar unter dem Aequator Schneeberge sich befänden. Die „Unmöglichkeit“ hat sich aber nun eben doch als wirkliche und thatsächliche Wahrheit erwiesen, und der Vorwurf der „Willführ und Unkenntniß“, ja auch der „Aufschneideri“ fällt auf Andere zurück. Burton und Speke haben am 3. März 1858 den großen See Tanganyika oder Ujiji entdeckt und befahren, und dann auch die Südspitze des noch viel bedeutenderen Sees Nyanza (oder Ukerewe) erreicht. Der erstere dehnt sich zwischen dem 8. und 3. Grad südlich vom Aequator, der letztere, etwas östlicher gelegen, vom 3. Grad bis weit über den Aequator hinaus aus. Beide sollen „Süßwasser-Seen mit Krokodilen und Flußpferden sein, sehr reich an trefflichen Fischen, und die Uferländer dicht bevölkert mit achten Negerstämmen.“

Wenden wir uns nun zu den Missionsunternehmungen, zu welchen diese wichtigen Entdeckungen Livingstone's den Anstoß gaben. Es war natürlich, daß die Londoner M.G., in deren Dienst Livingstone ursprünglich stand, und welche in Südafrika so bedeutende Missionen unterhält, die erste war, die sich zu neuen Unternehmungen in jenen Ländern angetrieben fühlte. Sie sammelte einen eigenen Fonds für die „Centralafrika-Mission“ und sandte im Juni 1858 vier Missionare (Sykes, Thomas, Mackenzie und Price) nach der Capstadt. Dort am 14. Juli angekommen, zogen sie auf Ochsenwagen in Begleitung von Frau Livingstone, die ihrem Manne zu Lande nachzufolgen beschlossen hatte, zunächst nach der im Norden der Capkolonie

liegenden Missionsstation Kuruman, von wo sie unter der Führung des ehrwürdigen Missionars Robert Moffat und seines Sohnes John, sowie des trefflichen Miss. Helmore nach dem Zambesi zu ziehen gedachten. Allein ein höchst unerwartetes Hinderniß stellte sich ihnen in den Weg. Nachdem sie bereits die nöthigen Wagen und Ochsen gekauft und Alles zur Wüstenreise bereit gemacht hatten, erklärten die Boers [sprich Buhrs d. h. altholländische Kolonisten, vergl. Miss. Mag. 1858 S. 154 ff.] von der Transvaal-Republik, durch deren Gebiet der Weg geführt hätte, daß sie die Reisegesellschaft nicht werden passieren lassen. Der Vertrag, der zwischen dieser Republik und der britischen Kolonie 1852 abgeschlossen worden war, gab ihnen dazu nicht nur kein Recht, sondern setzte ausdrücklich fest, daß jeder britische Unterthan unbelästigt ihr Gebiet passieren dürfe. Aber es war ihr tödtlicher Haß gegen die Missionare, der sie zu diesem Schritt veranlaßte. Die Kommittee der Londoner M. G. wandte sich unverzüglich an den wackern Gouverneur der Capkolonie, Sir G. Grey, sowie an den Staatsminister für die Kolonien (in London), und verlangte Gerechtigkeit. Beide versprachen sofort ihre Vermittlung. Hören wir nun, was der ehrwürdige Veteran der südafrikanischen Mission, Robert Moffat, am 22. Juni 1859 nach London schrieb.

„Gott sei Dank,“ sagt er, „daß ich Ihnen nun schreiben kann, daß die finstre Wolke, die so lange über unsrem Unternehmen hieng, jetzt verschwunden ist. Die drohende Haltung der Transvaal-Boers hat uns viel Sorge, Unkosten und Zeitverlust verursacht. Da

ich besonders es war, auf den sie ihren tödtlichen Haß geworfen, so riethen mir Viele, ich soll um meiner persönlichen Sicherheit willen mich an einen andern Ort flüchten, da täglich ein Angriff auf Kuruman zu befürchten war. Aber ich erkannte klar, daß ein solcher Schritt, wenn die Boers wirklich kommen sollten, für die ganze Mission verderblich sein müßte. Dagegen hielten wir es Alle für rathsam, die Frauen und Kinder der Mission zu entfernen. Auch ließen wir unsre wichtigsten Papiere, Feuerwaffen, Portraits und dgl. hinwegbringen. Bruder Price und mein Sohn wollten um jeden Preis bei mir bleiben. Ich selbst war entschlossen, die Feinde getrost zu erwarten, um von ihnen zu erfahren, worin ich meine Christenpflicht verletzt oder Ursache zu ihrem Zorn gegen mich gegeben hätte. Wäre es mir möglich gewesen, ich wäre selbst und allein zum Präsidenten der Republik gegangen, um ihm zu sagen, daß ich eher einen öffentlichen Dank von ihrer Seite verdient habe, als am nächsten besten Baum aufgehängt oder erschossen zu werden. Uebrigens konnte ich nie den Glauben in mir aufkommen lassen, daß die Boers ihren Nordplan gegen mich wirklich ausführen würden. Doch fürchtete ich die unvermeidliche Zerstreuung unsrer eingeborenen Christen, Verlust an Leben und Eigenthum unter unsern Leuten und anderes Unglück. Wir vereinigten uns zu bestimmten Zeiten zu gemeinschaftlichem Gebet. Ach, unsre Gebete waren anhaltend und brünstig; auch wußten wir, daß sonst für uns gebetet wurde. Nun hat uns der Herr erhört. Die Gefahr ist abgewendet, und Mitte Juli werden wir an den Zambesi auf-

brechen. Dem treuen Herrn, in dessen Hand alle Herzen der Menschen sind, sei von Herzensgrund Lob und Dank dafür! Alles rüstet sich zur Abreise. Unsere Makololo-Brüder werden vorausgehen und gute Waideplätze aufsuchen. Auf der Station lasse ich einen trefflichen eingeborenen Lehrer zurück.“

Nach den neuesten Nachrichten ist die eine Parthie im Juli, Moffat mit der andern im August nach dem Zambezi aufgebrochen.

So weit reichen unsere Nachrichten von dieser Mission. Dagegen ist uns neuerdings die Kunde von einer andern Unternehmung zugekommen, welche durch Livingstone's Entdeckungen veranlaßt worden ist, deren Charakter aber wir noch nicht mit Sicherheit zu beurtheilen vermögen.

Auf den beiden englischen Universitäten Oxford und Cambridge hat sich nemlich ein eigener Missionsverein für Central-Afrika gebildet, an dessen Spitze in Cambridge der Vice-Kanzler der Universität und eine Reihe von Rektoren der verschiedenen Colleges, in Oxford aber der Bischof von Oxford, der Kanzler der Schatzkammer und Andere stehen, während unter den auswärtigen Mitgliedern der Bischof von Grahamstown (Südafrika), der Gouverneur des Caplandes, Sir George Grey u. genannt sind. Ein Theil dieser Namen repräsentirt die äußerste Rechte des anglikanischen Hochkirchentums, wie auch ihre Beschlüsse geradezu eine Opposition gegen die evangelischen Grundsätze der „englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft“ (in London) zu verrathen scheinen. Während nemlich die letztere dem bischöflichen Amt in

der Mission erst dann Bedeutung zuschreibt, wann einmal durch die freie und unbeengte Thätigkeit der Missionare eine größere Zahl von Gemeinden aus einem heidnischen Volk gesammelt ist, und wenn es somit gilt, diese gewonnenen Gemeinden in einen geordneten kirchlichen Verband mit einander zu bringen, so stellt das englische Hochkirchentum den Satz auf, daß jede Mission gleich von Anfang an mit der Aufstellung eines Bischofs beginnen müsse, und daß nur vom Bisthum aus eine gesegnete Frucht der Missionsarbeit ausgehen könne. Wo der Bischof fehle, da könne es gar keine eigentliche Mission geben. Man sieht, die englische Hochkirche ist wieder bei den ächt römisch-katholischen Grundsätzen angekommen.

Nach gehörigen Vorbereitungen fand am Dienstag den 1. Nov. 1859 die erste allgemeine Versammlung zu Cambridge statt, um die Gesellschaft förmlich zu constituiren. Der Zweck dieser Mission in Central-Afrika sei ein doppelter, einestheils die Verbreitung des Evangeliums unter den Eingeborenen, welche dasselbe willig aufzunehmen scheinen, und anderntheils die Civilisation Afrika's. „Dieser Plan,“ sagte der Bischof von Oxford, „direkte Missionsarbeit mit christlichem Handel zu verbinden, und zwar unter der Leitung apostolisch verordneter Führer, sei der eifrigsten Unterstützung werth.“ — Sir George Grey, der bisherige treffliche, evangelisch gesinnte Gouverneur des Caplandes, sprach: „Man darf nicht vergessen, daß das Volk, unter welchem die Mission unternommen werden soll, noch in wildem Zustand sich befindet. Leben und

Eigenthum sind unsicher, Kindermord ist allgemein, Mord und Todtschlag kommt täglich vor, grausame Martern finden immer wieder statt, wenn Jemand der Zauberei angeklagt wird.“ Dann kam er auf die falsche Politik zu sprechen, die von Seiten der britischen Regierung im Caplande befolgt worden sei. Man wolle offenbar die Eingeborenen in ihrem barbarischen Zustand erhalten und um keinen Preis das Licht des Evangeliums unter sie dringen lassen. Die einzig richtige Politik aber sei, zuerst diese Völker zu christianisiren und dann sie civilisiren.

Um dieses Wort Sir G. Grey's zu verstehen, muß man wissen, daß er selbst die ebenbenannte richtige Politik im Capland befolgte und die Mission unter Kaffern, Betschuanen u. mit allen Mitteln, die ihm zu Gebot standen, unterstützte; aber eben deshalb ward er von dem Ministerium Derby im verfloffenen Jahre abberufen. Seitdem aber dieses gestürzt und Palmerston Premier geworden ist, scheint Hoffnung da zu sein, daß Grey wieder dahin zurückkehre.

Die begeisterte Aufnahme, welche der Plan bei der ersten großen Versammlung fand, ermuthigte die Kommittee, den Beschluß zu fassen, sechs ordinirte Geistliche mit einem Bischof an der Spitze auszusenden, zusammen mit einem Arzt und einer größeren Anzahl von Handwerkern und Feldarbeitern (namentlich für den Baumbollenbau). Die ersten Kosten sind auf 20,000 Pf. Sterk. (Fr. 500,000) angeschlagen, während für die ersten 5 Jahre jährlich Fr. 50,000 erfordert würden. Später werde sich die Mission selbst erhalten. Bei der ersten Versammlung fielen 1610 Pf. St., und

176 Pf. wurden als jährlicher Beitrag zugesichert. Seitdem hat die Gesellschaft weitere bedeutende Gaben empfangen. Wichtiger aber ist, daß bereits der Mann sich gefunden hat, welcher als Bischof sich an die Spitze dieser Mission stellen soll. Es ist Archidiacon Mackenzie von Pietermaritzburg in der Natal-Kolonie, Südafrika, der schon seit einer Reihe von Jahren neben seinem kirchlichen Amte aus freiem Antrieb unter den Kaffern zu missioniren pflegte. Es ist aber eine denkwürdige Thatsache, daß der Bischof von Natal, welchem Mackenzie als Archidiacon beigegeben war, in demselben Augenblick seinen Bischofsstab niederlegt, um als einfacher Missionar unter die Zulu-Kaffern zu gehen, in welchem sein bisheriger Archidiacon um der Mission willen zum Bischof erhoben wird.

Wir können nicht umhin, aus den Reden, welche bei einer späteren öffentlichen Versammlung gehalten wurden, noch Einiges hier mitzutheilen. Mackenzie, der neu erwählte Missionsbischof, erklärte, daß er den Entscheid über die Frage, wo die Mission sich zunächst niederlassen solle, ausgesetzt sein lasse, bis er mit Livingstone selbst darüber gesprochen habe. Zunächst stünden ihm drei Punkte zur Wahl offen: einmal die Südküste unterhalb der Mündung des Zambesi; sodann das Hochland, von dem Livingstone's neuester Bericht (s. oben) rede; endlich die südlichen Uferländer des Zambesi. Dann erhob sich abermals Sir G. Grey. Seine Worte sind von hoher Bedeutung. Früher Gouverneur von Neu-Seeland, zuletzt vom Caplande, war er mehr als Andere im Stande, die Heiden sowohl als die Arbeit der

Missionare kennen zu lernen. Das Zeugniß eines solchen Staatsmannes dürfte doch wohl von Gewicht sein. „Der einzige Weg,“ sagte er, „wie England seinen Handel und Einfluß in der Welt ausdehnen und aufrecht halten kann, ist die Verbreitung des Christenthums unter alle die Völker, mit denen es in Berührung kommt. Das Christenthum ist im Stande, jeden Volksstamm auf eine hohe Stufe der Civilisation zu heben, und jeder andere Versuch, eine ausländische Nation unter dem Joch zu halten, muß schließlich fehlschlagen. Die ungeheure Ausdehnung, welche neuerdings unser Handel über den ganzen Erdkreis erhalten hat, muß vornemlich den Anstrengungen der brittischen Missionsfreunde zur Ausbreitung der christlichen Wahrheit zugeschrieben werden. Dabei ist es eine höchst merkwürdige Thatsache, daß, während unsre Kolonien in's Unendliche sich ausdehnen und unser Handel über alle Welt sich ausbreitet, dennoch die Missionsfreunde keinerlei Unterstützung von der Regierung erhielten. Und doch waren es eben die Missionare, welche überall unsrem Handel und unsren Kolonisten die Bahn brachen. Missionare wurden auf Kosten freiwilliger Liebe in alle Welt ausgesandt, und wenn nun unsre brittischen Handelsleute zu einem Volke kamen, das sie noch im wildesten Zustande zu finden glaubten, so fanden sie Leute, die bereits zu großem Theil christianisirt waren, und die mit Freuden unsre Kaufleute bewillkommten. Zuerst wurden die Inseln von Neuzeeland von den Missionaren der kirchlichen MG. besucht,

und der Erfolg war, daß die ganze Nation sich zum Christenthum bekehrte; schließlich aber stellten sich die Insulaner freiwillig unter den Schutz und das Regiment der brittischen Krone. Und jetzt bilden diese Inseln einen so herrlichen Theil des brittischen Reichs, als nur irgend anderswo sich finden mag. . . . Aehnliches bereitet sich vor in Südafrika, im Lande der Bassuto, wo durch die Arbeit der Missionare die christliche Civilisation unermessliche Fortschritte macht. Die französischen Protestanten sandten Missionare dahin, und nun scheint das Volk nicht nur bereit zu sein, sondern es von Herzen zu wünschen, daß es unter die brittische Krone zu stehen komme. Durch die Ausbreitung des Evangeliums hat Großbritannien ganze Nationen für sich gewonnen, und ich hoffe und wünsche, daß diese neue Gesellschaft in Central-Afrika denselben Erfolg habe. . . . Die beiden Universitäten meines Vaterlandes haben sich ein großes Ziel gesteckt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, diese beiden Sitze der Wissenschaft zu Einem Werke sich vereinigen zu sehen; aber merkwürdiger und erfreulicher noch ist es, sie in diesem edelsten, einer christlichen Universität so würdigen Werke Hand in Hand gehen zu sehen.“ —

So betritt also eine neue Missionsgesellschaft das große Arbeitsfeld unter den Heiden, — eine Gesellschaft, die wir, wenn auch mit einiger Sorge, dennoch darum mit Freuden begrüßen, weil die Männer der Universität, fast die Letzten auf dem Plan, endlich doch zu dem Gefühl ihrer Pflicht zu erwachen scheinen.

Sir George Grey und die Kaffern.

Wir haben oben öfters des trefflichen Gouverneurs des Caplandes, Sir G. Grey, erwähnt. In die Zeit seiner Verwaltung fiel jene seltsame Verwirrung der benachbarten Kaffernstämme, in welcher sie, veranlaßt durch einen ihrer Propheten, alles ihr Vieh, diese ihre einzige Nahrungsquelle, schlachteten, in der Hoffnung, es an einem bestimmten Tage in zahlloser Menge wieder auferstehen, die Europäer aber aus dem Lande verschwinden zu sehen. Die Folge war, daß eine unsägliche Hungersnoth und unnennbares Elend über das unglückliche Volk kam. Hunderte giengen aus Mangel an Nahrung zu Grunde; Tausende flüchteten sich auf brittisches Gebiet, um durch das Erbarmen der Engländer ihr Leben zu fristen. In dieser Zeit that Grey für die Unglücklichen, was nur Liebe, Erbarmung und Weisheit zu thun vermochte. Er stellte die Elenden bei öffentlichen Arbeiten an und verschaffte ihnen Brod; er baute ihnen Hütten 2c. 2c. Aber er that mehr. Er sorgte für ihren Unterricht, unterstützte die Missionare mit Geldmitteln, um ihr Liebeswerk unter den versunkenen Kaffern zu fördern und setzte sich in den Herzen Aller ein bleibendes Denkmal der Liebe. Dieß Alles aber verstieß gegen die unglückliche Neutralitäts-Politik des damaligen Ministeriums Derby, und Grey ward von seinem Posten abberufen. Der Unwille und der Schmerz der ganzen Cap-Bevölkerung war groß und eine ganze Reihe von Adressen des Dankes und des Bedauerns folgten dem Scheidenden. Darunter waren auch Zu-

schriften von Kaffern. Wir können nicht umhin, diese hier mitzutheilen.

Die Tingu's von Heald-Town sprechen sich, nachdem sie ihr Bedauern über seinen Abgang ausgedrückt, folgender Maassen aus: „Wir glauben, es sei für Eure Excellenz befriedigend, zu wissen, daß, so groß auch noch die heidnische Unwissenheit unter unsrem Volke ist, dennoch ein großer und immer wachsender Theil von uns den christlichen Glauben angenommen hat. Etwa ein Achtel der Bevölkerung, die sich an der Gränze des Caplandes ausbreitet, ist jetzt mehr oder weniger unter den Einfluß des göttlichen Wortes gestellt. Hier [in Heald-Town] zählt die Gemeinde Christi mehr als 500 Glieder; denn 290 Erwachsene und 252 Kinder haben die Taufe erhalten. Dieser Fortschritt trat ein, seit Eure Exc. zum ersten Mal uns besucht hat, d. h. seit Sonntag den 4. Febr. 1855 2c.“ Es folgen dann die Unterschriften, z. B. Tafela, Häuptling der Amants; Nobonda, Häuptling der Amabele 2c.

Die Zusage der Tingu's von Grahamstown lautet: „O großer Häuptling, höre uns! O Häuptling, wir wurden sehr betrübt bei der Nachricht, daß unsre große Königin jenseits des Meeres Dich zu sich gerufen hat. Bei Deiner Ankunft hier waren wir Waisen; wir waren nicht ein Volk, sondern schweiften umher ohne bestimmten Wohnort. Du hast uns Land gegeben, damit wir uns einen festen Wohnsitz machen. Wir streifen nicht mehr durchs Land wie Fremdlinge, sondern wir reisen umher wie die Engländer. Du hast uns große

Schulen gebaut, eine in Heald-Town, eine in Salem, eine in Fort-Peddie, eine in Vesseyton, und eine hier in Grahamstown. Darüber sind wir glücklich; denn unsre Kinder können nun in den Büchern lernen, was die weißen Kinder lernen, und gewinnen Weisheit in allen Dingen. Mehrmals besonders hast Du in Deiner Güte Dinge für uns gethan, deren wir heute, da wir von Deiner nahen Abreise hören, mit doppeltem Danke gedenken. Eines Tages ward einer unsrer Jünglinge durch einen Wagen verletzt; Du giengst in seine Hütte, ihn zu besuchen, und gabst ihm Geld, damit er sich besser könne heilen lassen. Einem Andern verbrannte sein Haus; Du gabst ihm gleichfalls Geld, damit er sich ein neues bauen könnte. Heute kommen uns diese Dinge zu Sinn und wir sagen Dir miteinander: Geh nicht fort, sondern bleibe bei uns; denn Du bist unser Freund und ein Bruder für Alle. Mach' uns nicht weinen, indem Du uns als Waisen zurücklässest.“

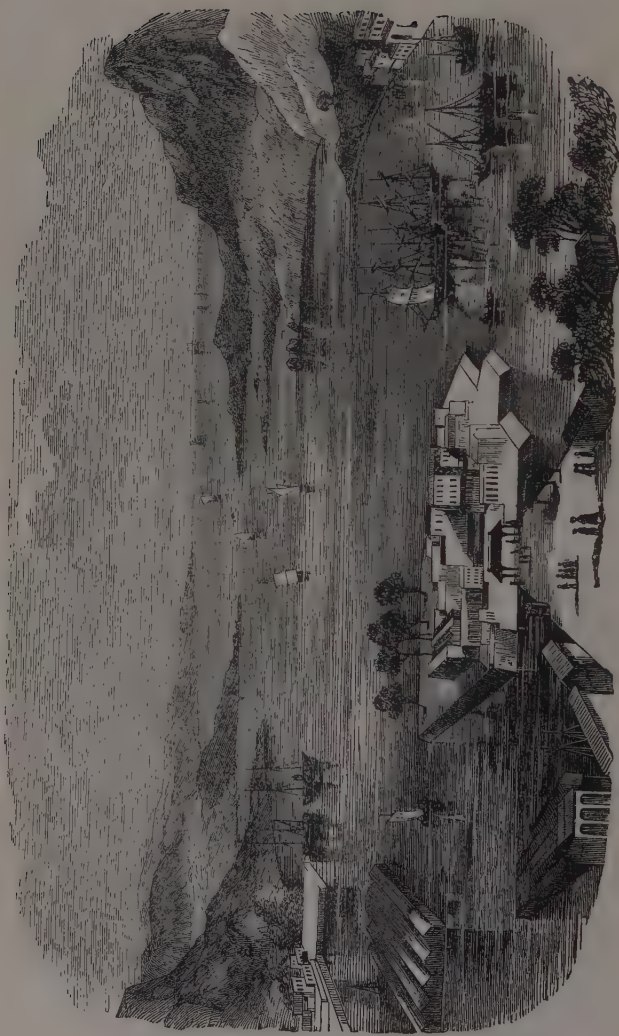
Diese gleichen Fingur's haben auch an die Königin von England eine Bittschrift gerichtet, die es wohl verdient, hier mitgetheilt zu werden.

„An die große Königin Viktoria.

„O unsre große Königin, würdige uns eines kostbaren Blicks! Wir, Deine Unterthanen, wohnhaft zu Grahamstown, begehren bis zu Deinen Füßen zu gelangen und Dir unsre Bitte vorzutragen. Seit langer Zeit leben wir unter Deiner Herrschaft und lieben Deine Geseke und Deine Sitten. In Deiner Güte hast Du Sir George Grey zu uns gesandt, daß er uns in Deinem Namen regiere.

Seitdem er bei uns angekommen ist, sahen wir, daß er eben der rechte Häuptling ist, dessen ein schwarzes Volk bedarf. Er hat uns seine Liebe gegen uns in allerlei Weise bewiesen. Er hat uns in allen Stücken geholfen. Er hat uns Land gegeben, damit wir nicht mehr wie Landstreicher und Fremdlinge wären, die keinen festen Wohnsitz haben. Er hat uns große Schulen gebaut, wo unsre Kinder Gutes lernen können, wie die englischen Kinder. Wir freuen uns aller dieser Dinge und sagen: Wir sind unter unsrer Königin Viktoria ein glückliches und gesegnetes Volk; denn wir sind wie Kinder, die einen Vater haben, der sie behütet, sie nährt und ihnen in allen Sachen hilft. Aber seitdem sind wir von einem großen Schmerze betroffen worden, indem wir die peinliche Nachricht vernommen haben, daß Du, o unsre große Königin, unsern Häuptling Sir G. Grey nach England zurückgerufen hast. Heute weinen unsre Herzen darüber und sind wie todt. Nein, o unsre große Königin, laß uns nicht hilflos, sondern höre unsre Bitten u. erlaube, daß unser Häuptling wieder zu uns komme und in unsrer Mitte lebe, uns zu trösten und unsre Thränen zu trocknen. Und möge der Herr des Himmels Dich gnädig ansehen, Dich mit allen Segnungen der Erde segnen und, wenn Du diese Welt einst verlassen wirst, Dir einen Thron im Himmel bescheeren!“ —

So lauteten diese Zuschriften. Wie man hört, so soll der Mann, dessen Abschied von der Capstadt so viel Trauer erweckt hat, unter dem Ministerium Palmerston wieder dahin zurückkehren.




Die holländische Faktorei auf dem Inselchen Desima, in dem Hafen von Nagasacki.

J a p a n.

Zweite Abtheilung. Früherer Verkehr mit dem Ausland.

1. Die Portugiesen und das Christenthum.

an erzählt von den ersten europäischen Ansiedlern in Bandiemens-Land, daß sie dort einen überaus fruchtbaren Boden, ein gesundes, herrliches Klima, prächtige Flüsse und eine Fülle von Naturschönheiten angetroffen hätten; allein Alles, woran sie in der eigenen Heimath von Kind auf gewöhnt waren, — die Thierwelt, die Singvögel, die köstlichen Früchte, die holden Blumen ihres Vaterlandes, — alles das wurde schmerzlich vermißt. Nichts aber liegt tiefer und unauslöschlicher im Herzen des Menschen, als die Liebe zum theuren Vaterland. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß, während von Seiten der Regierung die allgemein nützlichen Thiere und Fruchtarten eingeführt wurden, jeder Einzelne seinerseits die Lieblingsthiere und die freundlichen Blumen seiner besonderen Heimath auf den Boden des neuen Vaterlandes zu verpflanzen bemüht war. Bald sah man die Rosen und Veilchen Englands in eben so frischer Farbenpracht um die niedlichen Hütten der Ansiedler blühen, wie man daheim sie gewohnt war. Die Lieblingsrassen von Pferden, Hunden, Ziegen und Schafen, die mancherlei Variationen von Hühnern, Tauben und anderem Geflügel begegneten dem Auge bald überall, und man schien sich noch einmal in die Umgebungen seines Geburtsortes versetzt zu sehen.

Aber von zwei Versuchen dieser Art spricht man noch heute in Bandiemensland. Ein Engländer, Dr. Wilson, hatte mehrmals die Reise nach diesem fernen Lande gemacht und glaubte bemerkt zu ha-

ben, daß es der Insel an Bienen fehle, die den süßen Honig bereiten. Nun hatten wohl Andere es versucht, die heimatliche Lerche, den muntern Zeißig und andere Singvögel nach Vandiemensland überzusiedeln, aber diese Thierchen konnten das Klima nicht ertragen und starben schnell aus. Sollte es mit der Biene nicht gelingen? Wilson machte den Versuch. Auf einer seiner Reisen nahm er von England einen kräftigen, gesunden Bienenstock mit sich. Derselbe ward auf dem Verdeck des Schiffes aufgestellt und täglich fütterte man die kleinen Seefahrer reichlich mit angefeuchtetem Zucker. Die Bienen hatten volle Freiheit, und so weit sie auch jeweilen auf die unabsehbare Wasserwüste mit frischem Flug sich hinauswagten, so kehrten sie doch immer wieder zum Stock zurück und erreichten nach einer Reise von mehr als 3000 Meilen glücklich den Hafen von Hobart-Town. Wilson stellte den Bienenstock dem damaligen Gouverneur Arthur zur Verfügung, und dieser pflanzte ihn im Regierungsgarten auf. Und siehe, das Futter für die neuen Ankömmlinge fand sich so reichlich, das Klima erwies sich so wohlthätig für sie, daß sie bald ins Unglaubliche sich vermehrten. Man sagt, daß von einem einzigen Stock jetzt nicht selten in Einem Jahr zwanzig andere sich bilden, indem jeder ausfliegende Schwarm in kurzer Zeit wieder andere Schwärme erzeuge. Jetzt ist die Biene in allen Theilen der Kolonie zu finden, und der Honig findet sich sowohl in den Stöcken, als im Buschwald in hohlen Bäumen so reichlich, daß Bienenhonig und Wachs bald einen nicht unbedeutenden Ausfuhr-Artikel von Vandiemensland zu bilden den Anschein hat.

Aber wir müssen einen zweiten denkwürdigen Fall dieser Art erwähnen. Unter den neuen Ansiedlern befand sich auch ein schottischer Landmann. Im Wappen von Schottland, in seinen Volksliedern und in seinem gebirgigen Boden spielt die Distel eine wichtige Rolle. Was Wunder, wenn der wackere Schotte mit einem gewissen Stolz des Nationalgefühls unter den mancherlei Samen, die er mit sich in die neue Heimath nahm, auch ein Packet Distelsamen sich zurecht machte. Kaum war er in Vandiemensland angekommen und in seinem freundlichen Kolonistenhäuschen einheimisch, so ward auch der Same um seine Wohnung her ausgestreut. Er hatte bald genug die Freude, das Wahrzeichen seines Vaterlandes in stattlicher Fülle aufwachsen zu sehen. Groß war die freudige Bewunderung seiner Landsleute und Nachbarn bei diesem Anblick, und Etliche weinten,

als durch die Distel die süße Erinnerung ans theure Vaterland so lebendig in ihnen geweckt ward. Manche nahmen Samen davon mit sich, und bald erkannte man da und dort weithin im Lande an den üppigen Distelpflanzungen, daß Schotten hier sich angesiedelt hatten. Aber die Pflanze fieng in dem üppigen, jungfräulichen Boden an zu wuchern und weit über die Grenzen hinaus zu greifen, in die man sie gerne gebannt sehen wollte. Die Grasweiden, die saftigen Futterfräuter wurden da und dort von der Distel überwuchert und verdrängt. Nach einigen Jahren fiengen die Kolonisten an unruhig zu werden. Weit ausgedehnte Grasplätze waren von dem verderblichen Unkraut überwachsen, und an manchen Punkten stand die Distelpflanzung so hoch und dicht, daß weder Mensch noch Thier durchzubringen vermochte. Im Herbst steigen die Pflanzen manns hoch in die Luft und das Land sieht von der flaumigen Samenbildung aus, wie ein unabschbares Schneefeld. Der Schade ist nicht wieder gut zu machen, und die Distel kann nie mehr aus Vandiemensland ausgerottet werden.

Die Geschichte ist sehr lehrreich. Ein heidnisches Land und Volk, das noch nichts vom Evangelium gehört hat, gleicht einem frischen, jungfräulichen Boden, der erst urbar gemacht und bepflanzt werden muß. Es kommt Alles darauf an, welcher Same dahin gebracht wird. Bringst du die Biene dahin mit ihrem scharfen Stachel und ihrem köstlichen Honig, so werden es die kommenden Geschlechter zu genießen haben und dir tausendmal danken. Versetzt du die heimathliche Distel eines verworfenen, lasterhaften Kulturlebens oder einer unreinen, falschen Lehre dahin, so wird sie schnell und üppig wuchern und nicht nur den edlen ausländischen Samen überwuchern, der etwa dahin gebracht wird, sondern sogar das Gute, das auch dem einheimischen Heidenthum und seiner Sitte noch innewohnt, zerstören. Der Schade wird nicht oder kaum wieder gut zu machen sein.

Bei keinem Lande tritt dieß anschaulicher uns entgegen, als bei Japan. Die evangelische Kirche mit ihrem süßen Lebenshonig ist nicht die erste, die dem japanischen Volk gebracht ward; sondern es sind vor ihr andere dagewesen, welche die Distel und das Unkraut mit sich gebracht haben. Allerdings scheint es der eisernen Hand der Regierung gelungen zu sein, jenen unheilvollen Samen mit Stumpf und Stiel aus Japan auszurotten; aber man hat das Uebel nicht vergessen und ist bereit, auch den guten Samen, den nun die evangelische Mission mit sich zu bringen im Begriff ist, mit Mißtrauen

zu betrachten und abzuweisen. Dem Herrn, dem König und Richter der Völker, sei die Sache befohlen!

Wir haben im ersten Artikel die geographischen Verhältnisse und die Sitten Japans zu schildern versucht. Von seiner Geschichte ist wenig bekannt, und was man davon weiß, das ist entweder ein irrsinniges Sagensgewebe oder ohne irgend welches Interesse für uns. Auf der einen Seite hört man von blutigen Kämpfen oder von wolüstigem Serralleben der Fürsten, auf der andern von wohlthätigen Versuchen, höhere Gesittung, neue Religionslehren (von Buddha und Confuzius), chinesische Schriftzeichen und ähnliche Dinge einzuführen. Der göttlich verehrte, theokratische Kaiser hatte stets mit seinen Großen und Fürsten um die Gewalt zu kämpfen, bis ums Jahr 884 nach Christo einer seiner Oberfeldherrn die weltliche Obergewalt an sich riß und jenem nur die geistliche Hierarchie ließ. Er residirt seitdem als Sio-pun in Jeddo, während das geistliche Haupt als Ten-sin (Sohn des Himmels) in Miako seinen Palast hat.

Dieß Alles gieng in Japan vor, während man im Abendland von seiner Existenz fast kaum eine Ahnung hatte. Die erste Kunde davon kam durch den Venetianer Marko Polo nach Europa. Er begleitete seinen Vater und dessen beide Brüder 1271 zum Mongolen Großkhan Kublai und erhielt dann von diesem wichtige Aufträge nach China, von wo er die ersten Nachrichten von dem herrlichen Inselreich von „Zipango“ oder Japan erhielt. Seine glänzenden, wohl sehr übertriebenen Schilderungen von dem Reichtum des Landes, von den pur goldenen Dächern, Wänden und Geräthen der Japanesen u. stachelten die Habgier seines mongolischen Beschützers, und Kublai beschloß, Japan seinem eigenen Reiche einzuverleiben. Aber seine Flotte richtete nichts aus, und der Versuch ward nicht erneuert. Im Abendland aber führten Polo's Berichte zu viel wichtigeren Resultaten. Das Auge der seefahrenden Nationen wurde dadurch auf den Osten gerichtet, und die kühne, westliche Fahrt des Columbus, die zur Entdeckung Amerika's führte, war eigentlich auf Indien, China und Japan abgesehen.

Der erste Europäer, der selbst Japan betrat, war der berühmte portugiesische Länder-Entdecker Ferdinand Manbez Pinto, und so wichtig war den Eingeborenen diese fremdartige Erscheinung, daß

nicht nur die japanischen Geschichtsbücher derselben erwähnen, sondern daß noch heute Porträts von den europäischen Gästen in den Archiven aufbewahrt werden*). Die Umstände, unter denen dieser erste Besuch stattfand, sind folgende: — Das Schiff, das Pinto befehligte, wurde durch Stürme an die Küsten von Japan getrieben und warf endlich in dem Hafen von Bango, auf der Insel Kiu-siu, Anker. Die Japanesen, obgleich äußerst wachsam, zeigten sich auf's freundlichste bereit, die Fremdlinge aufzunehmen und in rücksichtslosen Verkehr mit ihnen zu treten. Man behandelte sie mit großem Wohlwollen und Anstand und hatte nichts dagegen, daß die Eingeborenen einen lebhaften Tauschhandel mit ihnen begannen. Ja, beide Theile fanden solches Gefallen an einander, daß der Lehensfürst von Bango die Portugiesen einlud, jährlich ein Handelsschiff mit Wollentüchern, Pelzen, Seidezeugen und anderen Waaren nach Kiu-siu zu senden. Die Zahlung an die Fremdlinge sollte in Gold, Silber oder Kupfer geschehen, an welch' letzterem Metall Japan unerschöpflich reich ist. Der Handelsverkehr ward auch sofort in Gang gebracht und jährlich liefen portugiesische Schiffe von Macao (in China) oder Goa (in Ostindien) aus in den Hafen von Bango.

Es war im Jahr 1549, sieben Jahre nach der ersten Entdeckung, daß ein junger angesehenener Japanese, Namens Hansiro, es nöthig fand, aus seinem Vaterlande zu entfliehen, um der ihm drohenden Strafe zu entgehen. Er ging nach Goa, an der indischen Westküste, dem Hauptsitz der römisch-katholischen Mission. Hier traf er mit Priestern dieser Kirche zusammen und ward von ihnen überredet, sich zu ihrem Glauben zu bekennen. Er war ein kluger, unternehmender Charakter. Es ward ihm nicht schwer, die portugiesischen Handelsherren in Goa auf die Bedeutung des Handels mit Japan aufmerksam zu machen und zugleich die Jesuiten zu überzeugen, daß in jenem Lande sich eine reiche Ernte für ihre Mission erwarten ließe. Der Distelsame ward emsig verpackt und zur Versendung nach Japan bereit gehalten. Ein Schiff mit Waaren und reichen Geschenken war bald ausgerüstet, um den Handelsverkehr in lebhafteren Schwung zu

*) Die nachfolgenden Mittheilungen sind zum größeren Theil entnommen einem von der Tractat-Gesellschaft in London 1858 herausgegebenen Büchlein: *Japan opened*, das kürzlich auch in französischer Uebersetzung erschienen ist unter dem Titel: *L'empire de la source du soleil, ou le Japon ouvert*. Paris 1860.

bringen, während für den zweitgenannten Zweck etliche Jesuitenpriester sich anschickten, auf dem gleichen Fahrzeug sich einzuschiffen. Unter ihnen befand sich der wahrhaft bewundernswürdige Mann, Franz Xavier, der unzweifelhaft in eminentem Maaße viele der wichtigsten Eigenschaften eines christlichen Missionars besaß, und dessen Arbeiten, wären sie der Verbreitung eines reinen und unverfälschten Evangeliums geweiht gewesen, unter Gottes Segen den herrlichsten und dauerndsten Erfolg hätte haben müssen. Mit Gaben der edelsten Art verband er einen Feuereifer, wie ihn Wenige kennen, und einen Muth, dem Keiner es gleich that.

Die Mission war begleitet von dem jungen neubefehrten Japanesen Sanfiro. Bei der Ankunft im Hafen von Bango wurden Alle mit offenen Armen empfangen, und nicht der leiseste Widerstand ward weder der Einführung der Handelswaaren, noch der neuen Religion entgegen gesetzt. Man wußte damals noch nichts von jenem System der Abschließung, das nur allzubald aus Schuld der Portugiesen ins Leben trat, und so groß war die allgemeine Toleranz, daß die Regierung ohne allen Anstand die Predigt des Christenthums gestattete. Die Portugiesen durften frei und ungehindert gehen, wohin sie wollten. Das Volk kaufte begierig die mitgebrachten Waaren und hörte aufmerksam der Verkündigung der neuen Lehre zu. Die Arbeit der Missionare war nicht ohne Erfolg. Im Besiz von einiger ärztlichen Kenntniß, bedienten sie bereitwillig und unentgeltlich die Kranken, und wurden von den Eingeborenen als Freunde betrachtet, deren Leben und Talente einzig ihrem Wohl gewidmet wären. Sie mischten sich nicht in Politik; unbelästigt von der Regierung, kümmerten sie sich auch nicht um ihre Sachen, und dem Beispiel des selbstverläugnungs-vollen Xavier folgend, beschränkten sie sich ausschließlich auf die eigentliche Aufgabe ihrer Sendung. Sie waren wirklich und aufrichtig vom Volke geliebt und geachtet, und dieses bewies sich eben so freundlich als gelehrig gegen seine neuen Wohlthäter. Nach Verlauf von wenigen Jahren zählten die Missionare schon viele tausend Befehte und eine ganze Reihe von Kirchen erhob sich im Lande. Ebenso vorthellhaft entwickelte sich der Handel. Die Portugiesen zogen, wie einer ihrer Geschichtschreiber sich ausdrückt, „das goldene Mark“ aus dem Lande. Viele von ihnen ehelichten die Töchter der reichsten bekehrten Familien des Reichs, und ihr Einfluß schien für alle Zeiten gesichert.

Aber all dieß Weltglück scheiterte nur allzubald an dem Benehmen

der römischen Priester, die gleich Heuschreckenschwärmen ins reiche Land einströmten. Die Geschichte alter und neuer Zeit kennt den Ehrgeiz der römischen Kirche, die mit dem Himmelreich auch die Weltreiche gewinnen will. Auch Japan hat davon zu erzählen. Wäre das Werk Xaviers von seinen Nachfolgern im gleichen Geiste der Selbstverläugnung und Demuth fortgeführt worden, Japan wäre längst ein christliches, wenigstens katholisches Land. Aber den ersten würdigen Missionaren folgten bald von Macao und Goa her, angezogen von dem reichen Heil, das in Japan blühe, ganze Schaa ren von Mönchen aus dem Orden der Dominikaner, Augustiner und Franziskaner. Sie wollten wenigstens miternten, was die Jesuiten gesät hatten. Zuerst zankten sich die Franziskaner und Dominikaner, und dann lagen Alle mit den Jesuiten in Kampf und Fehde. Die letzteren baten und flehten die Mönche, doch aus den schmerzlichen Erfahrungen in andern Ländern sich eine Lehre zu ziehen, diskret zu sein, ihre Händel aufzugeben und die Geseze des Landes und die Bräuche des Volkes zu achten und warnten sie vor den verhängnißvollen Folgen ihres tollern Verfahrens. Aber umsonst; die Fehden gingen fort und die eingeborenen Befehrten wurden naturgemäß in den Kampf und Streit mit hineingezogen.

Doch dieß war nicht Alles. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts war der Uebermuth, die Habgier und die Rücksichtslosigkeit auch von Seiten der portugiesischen Laien und Handelsleute nachgerade auf einen solchen Grad gestiegen, daß die Japanesen aufs Aeußerste entrüstet wurden. Die Geistlichen aber, wenigstens die meisten von ihnen, statt kraft ihres Amtes die Frebler freimüthig zu strafen und ihnen ihre Sünden vorzuhalten, schwiegen dazu oder bestärkten sie gar in ihrem Vornehmen. Und das war auch nicht zu verwundern, indem sie selbst es den Laien in unerträglicher Arroganz gleich oder zuvorthaten. Selbst die eingeborenen Christen sollen empört und mit Ekel erfüllt worden sein, als sie sahen, wie ihre geistlichen Väter ebenso begierig waren, ihr irdisches Gut an sich zu reißen, als ihre Seelen selig zu machen. Noch heute schreibt die japanische Ueberlieferung den Untergang des Christenthums im Reiche wenigstens theilweise der Habgier, der Fleischlichkeit und dem Uebermuth der Geistlichen zu. Es kam endlich dahin, daß die Letzteren die Ordnungen und Sitten des Landes mit unverhüllter Verachtung behandelten und die höchsten Beamten der Regierung durch wahrhaft planmäßige Oering-

schänkung verletzten und gegen sich aufreizten. Ein Fall insbesondere, der im Jahr 1596 vorkam, wird als die unmittelbare Ursache der großen Verfolgung bezeichnet, die bald hernach über alle Anhänger der römischen Kirche hereinbrach. Ein portugiesischer Bischof begegnete auf offener Heerstraße einem der höchsten Staatsbeamten, der eben auf dem Weg nach dem kaiserlichen Hof sich befand. Beide saßen in ihren Sänften. Die Sitte des Landes erforderte es, daß in einem solchen Fall die Sänfte des Bischofs stille halte und er selbst aussteige, um dem Edelmann seinen Respekt zu bezeugen. Statt diese Etikette zu beobachten, nahm der Bischof nicht die geringste Notiz von dem japanischen Würdenträger, wandte den Blick verächtlich auf die Seite und befahl seinen Trägern weiter zu gehen. Durch diese absichtliche Verhöhnung fühlte sich der Staatsbeamte tödtlich verletzt, und von da an trug er einen unverföhllichen Groll nicht gegen den Bischof allein, sondern gegen die Portugiesen überhaupt im Herzen. Er theilte die erfahrene Unbill sofort dem Kaiser mit, — einem Fürsten, der eben durch sein strenges Halten über den Gesetzen und Sitten des Reiches berühmt und deßhalb entschlossen war, dieselben nicht von einer Rotte anmaßender und undankbarer Fremdlinge mit Füßen treten zu lassen. War aber einmal des Kaisers Günst verscherzt, so konnte ihre Demüthigung und Verjagung nur noch eine Frage der Zeit und des bequemen Anlasses sein. Dieser sollte aber nur zu bald kommen.

Ein portugiesisches Handelsschiff wurde im Anfang des 17. Jahrhunderts auf seiner Fahrt von Japan nach Lissabon von den Holländern gekapert. Auf demselben fand man neben reicher Beute auch verrätherische Briefe, die ein gewisser Japanese, Namens Moro, an den König von Portugal geschrieben hatte. Dieser Moro war ein eifriger Katholik, ein warmer Freund der Jesuiten und einer der Hauptagenten der Portugiesen in Japan. Aus den aufgefangenen Briefen gieng hervor, daß die eingeborenen Christen, in Verbindung mit den Portugiesen, nichts Geringeres im Schilde führten, als den Sturz der herrschenden Dynastie; und dazu bedürfe es nur einer Sendung von Schiffen und Soldaten aus Portugal. Es mag schwer sein, alle Einzelheiten dieser Verschwörung mit Sicherheit zu ermitteln; aber über die Sache selbst kann kein Zweifel übrig bleiben.

Die protestantischen Holländer, die damals theils aus religiösem Haß, theils aus Handelsneid, die geschworenen Feinde der Portugiesen waren, verloren keine Zeit, die verrätherischen Briefe den japanischen

Behörden mitzutheilen, und die Folge war, daß im Jahr 1610 ein kaiserliches Edikt erschien, wornach „das ganze Geschlecht der Portugiesen mit ihren Müttern, Ammen und was immer zu ihnen gehört, für ewige Zeiten aus dem Reiche verbannt sein soll.“ Das nemliche Edikt erklärte, daß bei Todesstrafe kein japanisches Fahrzeug und kein Eingeborener von Japan das Land verlassen dürfe. Es verordnete, daß jeder Japanese, der vom Ausland nach Hause zurückkehren würde, dem Tode verfallen sei; daß, wer vom Ausland einen Brief nach Japan bringe, sterben müsse; daß kein Edelmann oder Soldat etwas von Ausländern kaufen dürfe; daß wer die christliche Religion auszubreiten sich unterfänge oder wer auch nur den Christennamen trage, den Tod zu erleiden habe; und endlich ward ein Preis ausgesetzt auf die Entdeckung eines Priesters oder eines eingeborenen Christen. Erschreckt von diesem furchtbaren Edikt ergriffen sofort viele Portugiesen die Flucht. Andere zögerten noch und hielten sich in ihrer Faktorei auf dem Inselchen Desima (bei Nagasacki) verborgen, in der Hoffnung, der Sturm werde bald vorübergehen. Aber der Kaiser war fest entschlossen, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. In den darauffolgenden Jahren wurden über 20,000 eingeborene Christen hingerichtet. Doch schien eine bessere Zeit kommen zu wollen. Der Nachfolger des christenfeindlichen Kaisers befolgte eine entgegengesetzte Politik. Er selbst war dem Christenthum zugethan und gewährte den Bekennern desselben so große Vortheile, daß in kurzer Zeit sein Hof und die ganze Armee wieder damit soll angefüllt gewesen sein. Aber diese Liebe zu dem ausländischen Glauben kostete ihn selbst im Jahr 1616 Thron und Leben; er ward gezwungen, sich in seinem eigenen Palast zu verbrennen. Sein Schwiegervater, der sich der Regierung bemächtigte, trat in die Fußstapfen des früheren christenfeindlichen Kaisers und vollendete sein Werk. Es blieb keine Wahl übrig; für Portugal war das Ende seines Handelsverkehrs mit Japan, für das Christenthum das Ende seiner Duldung im Reiche gekommen. Die römische Geistlichkeit aber wird es vor Gott und der Welt zu verantworten haben.

Es ist aber billig, daß wir hier der großartigen Standhaftigkeit nicht vergessen, mit welcher die Tausende von eingeborenen Christen lieber den grausamen Tod erlitten, als daß sie ihren Glauben verläugnet hätten. In den blutigen Kapiteln der Kirchengeschichte, welche von Christenverfolgung erzählen, giebt es kaum eine rührendere Seite,

als die, welche von den Martern und dem christlichen Selbdenmuth jener Männer, Frauen und Kinder berichtet, die ihren Glauben mit dem Blute besiegelt haben. Das Christenthum ist selbst in seiner Entartung und Verunreinigung doch noch mächtig genug, um dem, der es ins Herz aufnimmt, übermenschliche Kräfte mitzutheilen. Ach, was wäre aus Japan geworden, wenn es von Anfang das lautere Evangelium gehört und aufgenommen hätte!

2. Die Holländer.

Am Ende des 15. Jahrhunderts, zu der Zeit als von Portugal und Spanien aus ein überseeisches Land um das andere entdeckt ward, hatte der römische Papst kraft der von ihm beanspruchten göttlichen Machtvollkommenheit die noch unbekannten Länder alle, welche von den beiden Seemächten aufgefunden würden, als Eigenthum an sie vertheilt. Ein Meridian (Mittagslinie), der 100 (später 270) Seemeilen westlich von den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirgs durch den atlantischen Ocean gezogen war, sollte die beiden Reiche scheiden; was jenseits dieser Linie im Westen entdeckt wurde, sollte der spanischen Krone, was diesseits läge, den Portugiesen gehören. Diese beiden Nationen waren damals die wichtigsten Seemächte; ihre Selbstsucht aber wollte es nicht dulden, daß andere europäische Schiffe sich's herausnahmen, innerhalb des ihnen zugewiesenen Gebiets am unerschöpflich reichen Handel sich zu betheiligen. Wo sich deshalb unbewaffnete Fahrzeuge fremder Nationen in ihren Meeren treffen ließen, da wurden sie gekapert, ihre Ladung confiscirt und ihre Mannschaft als Seeräuber und Schmuggler behandelt. Die Holländer und Britten, die eben in dem Jahrhundert der Reformation auf dem Meere sich umzuthun anstiegen, konnten ebenso wenig jene Linie, welche das Meer zu Gunsten zweier Nationen in zwei Hälften schied, als überhaupt des Papstes Oberhoheit in göttlichen und weltlichen Dingen anerkennen. Spanien und Portugal aber stützte sich für sein Recht nicht minder auf die Unüberwindlichkeit seiner Waffen und Geschütze, als auf das allmächtige Wort des Statthalters Christi. Auch vor der Uebermacht der Waffen fürchtete sich der unternehmende feste Geist der beiden jungen protestantischen Seemächte nicht. Auch sie bewaff-

neten ihre Fahrzeuge und sandten sie in der Regel in größeren Geschwadern aus. Daß es unter solchen Umständen nicht an häufigen und verhängnißvollen Zusammenstößen fehlen konnte, ist natürlich, und die Seegeschichte jener Zeit ist reich an den abenteuerlichsten Scenen und kühnsten Unternehmungen.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts geschah es, daß die Holländer ihr Auge auf das ferne reiche Japan zu richten anfangen. Am 24. Juni 1598 verließ eine Flotte von fünf Segeln, ausgesandt von der niederländisch ostindischen Handelskompagnie, den Terel. An Bord des Admiralschiffes befand sich ein englischer Steuermann, Namens William Adams, dessen Bericht von dieser Expedition, voll hinreißender Einfalt, noch heute vorhanden ist. Seine Geschichte ist zu wichtig, als daß wir nicht etwas länger bei ihm verweilen sollten. „Euer Gnaden,“ schreibt er im Eingang, „wollen verstehen, daß ich ein Mann aus Kent bin, geboren in einer Stadt, genannt Gillingham, zwei englische Meilen von Rochester und eine Meile von Chatham, wo die Schiffe der Königin Elisabeth liegen.“ Nachdem er dann erzählt hat, wie er nach Ordnung und Brauch bei einem Seemann in die Lehre gethan und in Allem, was zum Handwerk gehört, wohl unterwiesen worden, fährt er fort: „Ich habe gedient als Schiffsmeister und Steuermann auf Ihrer [brittischen] Majestät Schiffen, und habe elf oder zwölf Jahre gedient der Ehren 'Verberei-Handelskompagnie,' bis der holländische Handel mit Indien aufkam, in welchem indischen Handel ich mit der geringen Kenntniß, die mir Gott gegeben hat, ein bischen Erfahrung zu sammeln den Wunsch hatte. So ließ ich mich als Oberstauermann bei einer holländischen Flotte von fünf Schiffen in Dienst nehmen u.“

Aber das „bischen Erfahrung“ schlug zu einer langen und schmerzlichen Prüfung aus. Krankheit, Hunger, Sturmwetter, Kaperei und andere Unglücksfälle verminderten die Flotte bis auf das einzige Fahrzeug, dessen Steuermann Adams war. Auf seinen Rath ward beschlossen, die Küste von Japan aufzusuchen, wo der feste einsame Segler denn auch, zwei volle Jahre nach der Abfahrt von Holland, in einem der Häfen von Bango (Insel Kiu-siu) Anker warf. Die arme ausgehungerte Mannschaft ward gastfreundlich aufgenommen; es wurde eine japanische Wache auf's Schiff gepflanzt, um den Raub der Waaren zu verhindern, am Ufer ward ein Haus für die Kranken zurecht gemacht, und für die Bedürfnisse Aller treulich gesorgt. Der

Statthalter von Bango aber berichtete nach Jeddo, um vom Kaiser Verhaltungsbefehle sich zu erbitten.

Um jene Zeit waren die Portugiesen noch in voller Gunst beim Kaiser und dem Volk. Nagasaki auf Kiu-siu war einer der Seehäfen, wo sie ihre Faktoreien hatten. Fünf oder sechs Tage nach der Ankunft der Holländer kam ein portugiesischer Jesuit an Bord, samt etlichen seiner Landsleute und einigen eingeborenen Christen. Die Römlinge aber schienen die Hand nach dem nicht eben beneidenswerthen Ruhm ausgestreckt zu haben, weniger Menschlichkeit gegen unglückliche Fremdlinge zu fühlen, als selbst die Heiden. Haß gegen die protestantischen Keger und Handelsneid wirkten zusammen, um die Herzen zu verhärten. Die Holländer wurden sofort von dem Jesuiten und seinen Gefährten als Seeräuber denunzirt. Die Folge war, daß die Schiffsmannschaft stündlich die Hinrichtung zu befürchten hatte. Glücklicherweise war ihre Ankunft bereits dem Kaiser zu wissen gethan, der den Befehl sandte, daß der Obersteuermann Adams und einer der holländischen Matrosen nach der Hauptstadt gebracht werde. Der Bericht des wackeren Seemanns über seine Audienz bei dem Monarchen ist voll lehrreicher und interessanter Schilderungen japanischer Sitten und Gebräuche. Er hatte Muster seiner Handelswaaren mitgebracht und bat den Kaiser, daß es ihm und seinen Gefährten gestattet sein möge, ebenso wie die Portugiesen Handel mit dem Lande zu treiben. Die Antwort ward in japanischer Sprache gegeben, aber Adams verstand sie nicht. Dagegen ward er ins Gefängniß abgeführt, was freilich eine deutliche Sprache war. Hier verblieb er, obwohl ohne eigentlichen Mangel, 41 Tage, während welcher Zeit die Jesuiten und Portugiesen keine Anstrengungen sparten, um ihn und seine Gefährten zu Grunde zu richten. Aber die Sonne der Ersteren neigte sich damals bereits zum Untergang, und daraus mag die Erklärung verständlich sein, die der Kaiser ihren Zubringlichkeiten entgegenstellte. „Die Holländer,“ soll er gesagt haben, „hätten bis jetzt weder ihm noch Einem aus seinem Volke irgend Leids gethan; deßhalb sehe er nicht ein, weshalb sie des Todes würdig sein sollten. Mit den Privathändeln der Portugiesen und Holländer aber habe er nichts zu schaffen.“

Endlich ward Adams noch einmal vor den Kaiser gerufen. Nach vielen Fragen, die dieser an ihn that, erhielt er die Erlaubniß, zu seinen Genossen zurückzukehren. Die Bitte aber, mit seinem Schiff

das Land verlassen und heimkehren zu dürfen, ward nicht gewährt. Da nach zweijährigem peinlichem Warten erklärte der Kaiser, das Fahrzeug könne nicht wieder herausgegeben werden; sie sollen sich anschicken, den Rest ihrer Tage friedlich in Japan zu verbringen. Die Holländer zerstreuten sich im Lande und verkehrten ungehindert mit den Eingeborenen, erhielten aber ihren Unterhalt ausschließlich von der Regierung. Adams selbst ward bei Hofe gehalten und erwarb sich durch seine Aufschicklichkeit, seine Kenntnisse und Leistungen so sehr die Gunst der Großen und des Kaisers selbst, daß er nach und nach zu hohen Würden und Ehren emporstieg. Er lehrte Seine Majestät selbst die Elemente der Mathematik, baute für die Regierung zwei stattliche Schiffe und war so geachtet, daß die Portugiesen selbst oft genug froh waren, seine Vermittlung beim Kaiser in Anspruch nehmen zu dürfen.

Es war im Jahr 1609, daß zwei wohlbewaffnete holländische Schiffe in den Gewässern von Japan erschienen. Ihr Zweck war, das große portugiesische Handelschiff abzufassen und zu kapern, das alljährlich die Fahrt von Macao nach Japan mit reichen Gütern zu machen pflegte. Der Plan schlug fehl. Sie wagten es aber, bei der kleinen japanischen Insel Firando (nahe bei Nagasaki auf Rin-siu) Anker zu werfen, von wo die Befehlshaber mit Geschenken nach dem Hof des Kaisers selbst sich begaben. Hier trafen sie mit Adams zusammen. Durch seine Vermittlung wurden sie freundlich empfangen und erhielten für ihre Nation die folgenreiche Erlaubniß, alljährlich ein oder zwei Schiffe mit Handelswaaren nach Japan senden zu dürfen. Damit begann der Handelsverkehr der Holländer mit diesem fernen Reiche. *)

Die beiden Handelsniederlassungen, einerseits die der Portugiesen auf Desima (bei Nagasaki), anderntheils die kleine holländische Faktorei auf dem nahen Firando lagen unaufhörlich in Fehde mit einander und eine suchte die andere herabzudrücken und bei den japanischen Behörden zu verdächtigen. Wir erinnern uns aber, daß eben 1610 und den folgenden Jahren der Stab über die Portugiesen und

*) Adams wünschte mit diesen Schiffen in sein Vaterland zurückzukehren, wo er ein junges Weib und ein Kind zurückgelassen hatte. Aber alle Bitten beim Kaiser waren umsonst. Er starb in hohen Ehren im Jahr 1519 oder 1520 zu Firando.

das Christenthum in Japan gebrochen ward. Die Holländer selbst hatten, wie oben erzählt, den verrätherischen Plan Portugals entdeckt und dem Kaiser mitgetheilt. Während aber der Sturm der Verfolgung über die Portugiesen ergieng, wurde den Holländern, in Anerkennung ihrer großen Dienste, die sie dem Reiche gethan, freier Verkehr mit dem Lande gestattet, während ihre Gegner in eiliger Flucht ihr Leben zu retten bemüht waren. Im Jahr 1639 befand sich kein einziger Portugiese mehr auf japanischem Boden.

Es war ein trauriger Sieg, den das ehrgeizige Holland über Portugal, die Reformirten über die Katholiken davon getragen hatten. Er sollte aber noch mit einem andern, blutigen Makel besetzt werden. Obgleich nämlich auch nicht Ein ausländischer Christ auf japanischem Boden sich mehr fand, so war doch unter den Eingeborenen der katholische Glaube noch keineswegs ausgerottet. Diese Unglücklichen, obschon ihrer europäischen Lehrer beraubt, blieben trotz Gefangenschaft, Folter und Tod dennoch ihrem Glauben getreu. Der unmen schliche Druck trieb sie zur Verzweiflung, zur offenen Empörung, und ein kleines Christenheer verschanzte sich gegen die kaiserlichen Truppen in der Hafenstadt Simabara. Die kaiserlichen Truppen konnten dieser Helden nicht Meister werden und riefen die Holländer zu Hülfe. Damals war ein gewisser Kockbecker — denn auch die Namen der Schensale der Menschheit sind der Geschichte verfallen, — Direktor des holländischen Handels in Japan. Er ließ sofort ein bewaffnetes Schiff auslaufen, und das schwere Geschütz desselben diente dazu, die Mauern zusammenzuschießen, hinter denen der letzte Rest der eingeborenen Christen Zuflucht gefunden hatte. Auch am Ufer ward eine holländische Batterie errichtet. Nach vierzehntägiger Beschiesung glaubten die Japanesen die ferneren Dienste Kockbecker's entbehren zu können; denn obgleich die Christen sich noch nicht ergeben hatten, so waren sie doch von solchem Verluste betroffen und der Platz war so zusammengeschossen, daß es klar war, sie konnten sich nicht mehr lange halten. Nur noch sechs Kanonen erbat man sich von den Holländern und dann entließ man sie. Nach kurzer Frist wurde die Stadt genommen. Ganze Massen der Unglücklichen waren während der Belagerung Hungers gestorben oder den Wunden erlegen; der Rest aber — Männer, Weiber und Kinder — ward nun schonungslos zusammengehauen. Die holländischen Reformirten hatten die Ehre, dieß Resultat möglich gemacht zu haben. Soll man fragen,

welche Schmach größer war, — die der Portugiesen, die gegen die heidnische Dynastie conspirirten, oder die der Holländer, die sich zu Henkern ihrer eigenen christlichen Glaubensgenossen hergaben?

Im Jahr 1541 wurden die Holländer auf Befehl des Kaisers — denn auch sie trugen ja den verhaßten Christennamen, — von Firando, wo bis dahin ihre Faktoreien lagen, nach dem von den Portugiesen verlassenen Desima übergesiedelt — einem kleinen Inselchen im Hafen von Nagasaki, das, wie ihr deutscher Arzt Kämpfer sagt, „mehr einem Gefängniß gleicht, als einem Handelsplatz.“ Hier wurden sie unter die allerstrengste Aufsicht gestellt und der demüthigendsten Behandlung unterworfen. „Aber,“ sagt Kämpfer, „so groß war die Habgier der Holländer und so mächtig wirkte der bezaubernde Reiz des japanischen Goldes, daß sie viel lieber eine ewige Gefangenschaft erdulden, — denn nichts anderes ist unser Leben auf Desima — und unsägliche Mühsal in einem fremden Heidenland sich gefallen lassen, als die Aussicht auf einen gewinnreichen Handel zu verlieren. Sie lassen sich's gefallen, an Sonn- und Festtagen ohne Gottesdienst zu sein, das Beten und Psalmensingen zu unterlassen, alle äußeren Zeichen des Christenthums in Gegenwart der Eingeborenen hinwegzuthun und zu vermeiden, und endlich geduldig und unterwürfig die schmähliche und entehrende Geringschätzung dieser hochmüthigen Heiden zu ertragen, die für ein edles und hochsinniges Gemüth unterträglich ist.“ Wir müssen zu dem Bilde, das hier ein Augenzeuge entwirft, hinzufügen, daß die Holländer dieß Alles bis in die neueste Zeit sich gefallen ließen. Ach, der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels. Man kann nicht Gott und dem Mammon dienen, und die christlichen Mammonsknechte sind schlimmer als die Heiden.

Desima hat die Gestalt eines Fächers und ist als Insel zum größten Theil erst durch künstliche Dämme und Wasserbauten entstanden. Seine größte Länge beträgt 600, seine Breite etwa 240 Fuß. Eine Steinbrücke verbindet das Eiland mit der Stadt Nagasaki. Am Eingang dieser Brücke ist stets eine starke japanische Wache stationirt, und Niemand darf weder auf die Insel noch von ihr heraus gehen ohne specielle Erlaubniß. Das Ganze ist von hohen Pallisaden mit Eisenspitzen umgeben. An der Nordseite befinden sich zwei Thore, um die holländischen Schiffe in den für sie bestimmten Hafenplatz einzulassen; dieselben sind beständig geschlossen, außer bei der Ein- und Ausfahrt dieser Fahrzeuge. Die Holländer dürfen auf der Insel

kein steinernes Haus bauen, ihre elenden Wohnungen sind von Lannenholz und Bambus. Die japanischen Spione, welche als Dolmetscher, Commis und Knechte Dienste thun, müssen von den Holländern unterhalten werden, und während diese selbst auf Desima beschränkt sind, müssen sie sich's gefallen lassen, fortwährend von der Polizei in Nagasaki heimgesucht zu werden. Ein widerwärtigeres und peinlicheres Spionirsystem, als das ist, dem die Holländer in ihrer Haft stets ausgesetzt sind, läßt sich kaum denken. Wenn ein Schiff ankommt, so ist das erste, was die japanischen Behörden vornehmen, daß sie alles Geschütz und alle Munition aus demselben entfernen. Dann wird das Fahrzeug durchsucht und ein Inventar seiner Ladung und aller Vorräthe aufgenommen. Jetzt erst darf die Mannschaft auf Desima landen, wo sie von nun an bis zur Abfahrt des Schiffes unter den wachsamten Augen der japanischen Wachen zu verbleiben hat. Jeder eingeborene Beamte aber, der mit den Holländern auf ihrer Faktorei etwas zu thun hat, ist gehalten, alljährlich zwei- oder dreimal durch einen feierlichen Eid allem Zusammenhang mit dem Christenthum zu entsagen, seinen Haß gegen dasselbe zu bezeugen und zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit Kreuze und Crucifixe unter seine Füße zu treten. Daß auch die Holländer dieß zu thun verpflichtet waren, ist unwahr; aber das ist unzweifelhaft, daß sie ihren Glauben wenigstens nicht offen bekennen dürfen. Man erzählt sich, daß während der großen Christenverfolgung zu Nagasaki Einer auf die Frage, ob er ein Christ sei, geantwortet habe: „Nein, ich bin ein Holländer!“ So tief wenigstens sind die katholischen Portugiesen nicht gesunken, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Japanesen die protestantische Kirche mit ebenso großer Verachtung zu betrachten gelernt haben, als sie die römische mit unauslöschlichem Haß von sich weisen.

Früher besuchte der Director der holländischen Faktorei in Desima samt dem Arzt und einigen anderen Herren jährlich einmal den Kaiser in Jeddo mit kostbaren Geschenken. Jetzt geschieht dieß nur alle vier Jahre. Bei diesen Gelegenheiten war es den Holländern möglich, Japan etwas näher kennen zu lernen, und Alles, was man früher von japanischen Verhältnissen wußte, ist geschöpft aus den Berichten von diesen periodischen Besuchen der Hauptstadt. Aber die Erzählungen alle sind so ganz und gar gleichförmig, daß man vermuthen muß, die Dinge und Verhältnisse, mit denen man die Fremdlinge in Berührung kommen ließ, seien absichtlich und grundsätzlich immer die gleichen

gewesen. Dr. Kämpfer sagt, daß zu seiner Zeit (1690—1692) es den Holländern erlaubt gewesen sei, ein- oder zweimal des Jahrs einen Ausflug in die Nachbarschaft von Nagasaki zu machen; aber sie waren überall mit Argwohn beobachtet und von Spionen umgeben. Neuerdings, wie uns Dr. Siebold, gleichfalls Arzt auf Desima, berichtet, muß jedes Glied der Handelsfaktorei, das auf's Land zu gehen wünscht, 24 Stunden vorher bei dem Statthalter von Nagasaki um Erlaubniß einkommen; dann wird ihm allerdings die Gestattung ertheilt, aber er ist von 20 bis 30 japanischen Dolmetschern, Polizeidienern und andern amtlichen Begleitern auf jedem Schritt und Tritt umringt. Jeder dieser unbequemen Gefährten darf überdieß von seinen Bekannten mitnehmen, so viele er will, und was das Schlimmste ist, der Holländer muß sie Alle verhalten. Bei dem Allem hat er das Vergnügen, von einem Rudel muthwilliger Buben sich verfolgt zu sehen, die ihm mit Grimassen nachschreien: Hollanda! Hollanda! Eine japanische Wohnung darf er bei schwerer Strafe nicht betreten, es sei denn, daß er von einem Eingeborenen die Einladung und vom Statthalter die Erlaubniß dazu erhalten hat. Mit Sonnenniedergang aber muß er unter allen Umständen in seine Haft auf Desima zurückgekehrt sein. Und solche Demüthigungen hat nun Holland seit mehr als 250 Jahren willig ertragen.

3. Britische Versuche.

Daß der kühne Unternehmungsgeist der britischen Nation die Handelsvorthelle der Portugiesen und Holländer im fernen reichen Japan nicht mit unthätiger Ruhe habe betrachten können, läßt sich von vorne herein begreifen. Wir müssen aber, um ihre ersten Versuche eines Handelsverkehrs mit Japan kennen zu lernen, abermals in die frühesten Zeiten zurückkehren.

Die Handelswelt von England war zuerst durch die Briefe des wackern Steuermanns Adams, den wir oben kennen gelernt haben, auf die Vorthelle aufmerksam gemacht worden, die aus einem freien Verkehr mit diesem Inselreiche sich schöpfen ließen. Damals bestand bereits jene Gesellschaft von Kaufherren in London, die nachmals unter dem Namen der Ostindischen Compagnie so mächtig und so berühmt geworden ist. Sie verlor keine Zeit, ein mit passenden Waaren be-

frachtetes Fahrzeug nach Japan zu senden. Es war die „Clove,“ die unter Capitän John Saris mit einem Schreiben des Königs Jakob I und mit reichen Geschenken für den Kaiser im April 1611 England verließ und nicht früher als im Juni 1613 Firando erreichte. Die Engländer wurden freundlich aufgenommen und Adams, der durch Boten sofort von Jeddo herbeigerufen ward, wußte seinen Landsleuten nicht bloß das Wohlwollen des Kaisers, sondern auch die günstigsten Bedingungen für einen künftigen Handelsverkehr auszuwirken, — Bedingungen, die unvergleichbar größere Freiheiten und Vortheile gewährten, als selbst die neuesten Verträge sie darboten. Es war die Zeit, wo dem christenfeindlichen Kaiser (s. oben) ein Gönner des Christenthums für kurze Zeit gefolgt war. Japan aber wußte damals noch nichts von einer ausschließenden Politik.

Schon im Jahr 1616 langten neue Schiffe von England an. Die Britten und Holländer hatten auf Firando, die Portugiesen noch immer auf Desima ihre Faktoreien. Allein die Waaren, welche England einfuhrte, waren ungeeignet und trugen wenig oder keinen Gewinn ein. Dazu kamen bald die blutigen Christenverfolgungen in Japan, die Verjagung der Portugiesen und die Beschränkung der Holländer auf Desima, was nothwendig auch auf die Engländer sich ausdehnen mußte. Dieß Alles entmuthigte die Ostindische Compagnie und da sich ihr eben um jene Zeit ein viel größeres Feld in Indien aufthat, so wurde die Faktorei auf Firando geschlossen, und der Handel mit Japan abgebrochen, nachdem sich ein Verlust von einer Million Franken herausgestellt hatte. Erst ein halbes Jahrhundert später ward ein neuer Versuch gemacht, in das versiegelte Kaiserreich einzubringen. Die Ostindische Compagnie war mittlerweile eine Königin des Ostens geworden, und ein fabelhaftes Weltglück war ihr auf jedem ihrer Schritte gefolgt. Was Wunder, wenn sie auch Japan in den Kreis ihrer unerschöpflichen Goldquellen ziehen zu können hoffte. Aber ein eigenthümlicher Umstand war es, an dem auch dieser neue Versuch scheiterte.

Zu der Zeit, als das brittische Schiff „Return“ (1673) die Fahrt antrat, saß der unglückliche König Karl II auf dem Thron Großbritanniens. Er war mit einer Prinzessin von Braganza vermählt und somit mit der königlichen Familie von Portugal nahe verwandt. Diese eine Thatsache war hinreichend, den Argwohn der Japanesen auf's höchste zu steigern. Hören wir Einiges aus den Unterredungen,

die zwischen dem englischen Befehlshaber und den japanischen Beamten stattfanden, und die uns noch in einem authentischen Dokument aufbewahrt sind.

„Seid ihr Engländer?“ fragte der Statthalter.

„Ja, wir sind's,“ war die Antwort. „Wir sind hieher gekommen mit der Erlaubniß unseres Souveräns, des Königs von England, um zu Gunsten der Ostindischen Compagnie Handel zu treiben und die Verbindungen wieder anzuknüpfen, die unsre Landsleute vor etwa 50 Jahren abgebrochen haben. Wir haben Briefe von unsrem Könige und von der Compagnie mitgebracht für Seine Majestät, den Kaiser von Japan,“ — und damit überreichte der Kapitän die Papiere und zugleich eine Abschrift des früheren Handelsvertrags, die in japanischer Schrift geschrieben war.

„Nun fragte der Gouverneur weiter,“ heißt es im Bericht, „ob England auf friedlichem Fuß mit Portugal und Spanien stehe; ob unser König schon lange mit der Tochter des Königs von Portugal vermählt sei; ob aus dieser Ehe Kinder da seien; was unsere Religion sei, und welche Gattung von Handelswaaren wir mit uns gebracht hätten.

„Unsere Antwort war, wir seien gegenwärtig mit aller Welt im Frieden; unser König sei nun elf Jahre vermählt und habe keine Kinder aus dieser Ehe; wir seien Christen, wie die Holländer, aber nicht Papisten; und was unsere Waaren betreffe, so sei die Ladung des Schiffes eine allgemeine.

„Bei einer folgenden Unterredung sagte der Gouverneur: 'Es ist nun fünfzig Jahre her, daß Engländer hier waren; ich möchte gerne den Grund wissen, warum ihr so lange nicht mehr erschienen seid.' Ich erwähnte den englischen Bürgerkrieg, die beiden Kriege mit Holland und die großen Kosten und Gefahren einer so langen Seereise als Ursachen, und diese Antwort schien den Beamten zu befriedigen. 'Ist Keiner unter euch,' fuhr er darauf fort, 'der zuvor schon in diesem Lande war?'

'Kein Einziger.'

'Wie konntet ihr denn den Weg hieher finden?'

'Vermitteltst der Seekarten, die uns ein sicherer Wegweiser sind.'

'Was ist denn die Religion der Portugiesen? Nennt man sie nicht die römisch-katholische? Haben sie nicht ein Bild von einer Frau, die man Santa Maria nennt, und von einem Mann, Namens Santo

Christo? Verehren nicht die Portugiesen diese Bilder? Und wie viele andere Heilige haben sie?’

‘Wir können die letztern Fragen nicht beantworten, da wir nicht genug von dieser Religion wissen.’

‘Worin besteht euer eigener Gottesdienst? Habt ihr nicht auch Bilder wie die Portugiesen?’

‘Nein, wir bekennen uns zur reformirten Religion, welche der der Holländer ziemlich ähnlich ist. Wir richten unser Gebet zu Niemand, als zu dem allmächtigen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, der alle Dinge mit seiner Allgegenwart erfüllt. Wir machen nie von ihm ein Bild oder Gleichniß, um ihn darzustellen.’

‘Köunt ihr mir sagen, wer jener Santo Christo ist, und wer die Santa Maria?’

‘Der erstere ist der Sohn Gottes und der Erlöser der Menschen, und die letztere ist die Jungfrau Maria; aber während wir jenen verehren, beten wir niemals zu der Jungfrau.’

‘Wie wird Gott von den Holländern verehrt?’

‘Gerade wie von uns, wie ich schon zuvor gesagt habe.’

‘Wie nennen sie ihn?’

‘Sie nennen ihn Gott.’

‘Und wie nennen sie Christus?’

‘Sie nennen ihn Christus.’

‘Mit welchem Namen bezeichnet ihr Holländer und Engländer die Religion der Portugiesen?’

‘Wir nennen sie Papisten, Römische, oder römische Katholiken.’

‘Und wie nennen die Portugiesen euch?’

‘Keger.’

„In diesem Augenblick wurde auf unserem Schiff die brittische Flagge aufgehißt. Sofort folgte die Frage: ‘Warum hißt ihr heute eure Flagge auf, und warum thatet ihr das nicht jeden Tag, seit ihr hier seid?’

‘Heute ist unser Sonntag, und es ist immer unser Brauch, am ersten Wochentag die Flagge aufzuziehen.’

‘Zu welchen Tageszeiten betet ihr?’

‘Jeden Morgen und Abend.’

‘Und die Holländer, — thun sie das Gleiche?’

‘Ohne Zweifel.’

„Aber das St. Georgskreuz in der brittischen Flagge beunruhigte

die Japanesen, und sie richteten eine Menge Fragen an uns, um zu erfahren, warum dieses Kreuz darauf sei. 'Wir führen das Kreuz nicht aus Aberglauben in unsrer Flagge,' erwiderte ich, 'noch hat es darin irgend eine religiöse Bedeutung. Es ist nichts mehr und nichts weniger als ein Unterscheidungszeichen, gerade wie der Löwe und das Einhorn im brittischen Wappen. Ueberdies ist unser Kreuz in der Flagge sehr verschieden von dem der Portugiesen.'

'Seid ihr je unter der Oberherrschaft von Portugal oder Spanien gestanden?'

'Nie. Unser Souverän ist König von drei Reichen. Er ist ein viel mächtigerer Fürst, als der König von Portugal.'

'Es kommt also nicht von einer dieser Nationen her, daß ihr das Kreuz in euer Wappen aufgenommen habt?'

'Wir haben es seit unvordenklicher Zeit besessen, — wenigstens seit sechs Jahrhunderten.'

„Trotz aller dieser Erläuterungen forderten uns doch die Japanesen, nicht befehlswise, sondern als Freunde, auf, die Flagge mit dem Kreuz nicht wieder aufzuhissen, indem das Volk darin die portugiesische Flagge zu erkennen meine. — Endlich kam die Antwort des Kaisers, dem die Bitte um Erneuerung des Handelsvertrags vorgelegt worden war. 'Wir haben Briefe empfangen vom Kaiser,' sagte der Regierungskommissär, 'eure Bitte, sowie die Gründe, mit denen ihr dieselbe unterstützt habt, sind reiflich erwogen worden. Aber es kann euch der Handel in diesem Lande nicht gestattet werden, weil euer König mit der Tochter des Königs von Portugal vermählt ist. Dieß ist der einzige Grund, warum eure Bitte abgeschlagen ist. Der Kaiser befiehlt, daß ihr abreiset und nie wieder kommet. Das ist sein Wille und wir können nichts daran ändern. Ihr werdet deshalb mit dem ersten günstigen Winde absegeln, und zwar auf's späteste innerhalb der nächsten zwanzig Tage.'

'Es ist unmöglich,' erwiderten wir, 'daß wir abfahren, ehe der Passatwind wechselt.'

'Nun, wie lange mag das gehen?'

'Zum mindesten 45 Tage; dann hoffen wir guten Wind zu erhalten.'

„Die Verlängerung der Frist ward gestattet. Als ich aber um die Erlaubniß bat, vorher noch meine Ladung zu verkaufen, erwiderte der Kommissär: 'Der Kaiser verbietet's; wir müssen gehorchen.'

Es ist eure unglückliche Verbindung mit Portugal, die euch im Wege steht.' "

Damit endigte der neue Versuch Englands, mit Japan in Handelsverbindung zu treten. Ohne Zweifel war die portugiesische Gemahlin des Königs nur ein willkommenener Vorwand, um die bereits grundsätzlich gewordene Ausschließungspolitik zu verdecken. Es wäre aber ein beneidenswerther Vorzug für England, wenn es in Japan keine andern Erinnerungen zurückgelassen hätte, als diese seine zufällige Allianz mit Portugal. Die Dinge stehen jedoch anders. Zwei nachmalige Besuche britischer Schiffe dienten dazu, den Namen der Engländer bei den Japanesen stinkend zu machen. Es war 135 Jahre nach jener eben erzählten Unternehmung, daß ein englisches Kriegsschiff (1808) unter holländischer Flagge in den Hafen von Nagasaki einlief. Es war eben die Zeit, daß das gewöhnliche Handelsschiff von Holland erwartet wurde. Der Director der Faktorei samt einigen seiner Beamten eilte harmlos in einem Boot hinaus, um seine Landsleute zu bewillkommen. Aber wie staunte er, dort nur Engländer zu finden! Er selbst mit seinen Gefährten ward ohne Weiteres verhaftet und die mitgekommenen Japanesen ans Ufer gesandt, um sofort frisches Wasser und Holz zu liefern. Wo nicht, so werde das Kriegsschiff seine Kanonenslücken öffnen. Wir gehen nicht in's Einzelne. Es sei genug zu sagen, daß unter den offenen Kanonemündungen des britischen Kriegsschiffs Holz und Wasser geliefert ward, worauf dann die Holländer freigegeben und die Anker des englischen Fahrzeugs gelichtet wurden, um auf offener See der gelungenen Kriegslift sich zu rühmen. Aber die Sache hatte eine sehr ernste Seite. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt des britischen Fahrzeugs war der Gouverneur von Nagasaki eine Leiche durch eigene Hand. Das Gesetz Japans war unter seiner Amtsführung gebrochen worden; er hatte die Schuld zu tragen, und nach dem entsetzlichen Brauch seines Landes schlitze er sich den Bauch auf. Die Offiziere der japanischen Garnison thaten dasselbe; die Dolmetscher von Nagasaki wurden nach Jeddo berufen und nie wieder gesehen. Selbst der Statthalter der ganzen Provinz, der zur Zeit der Affaire zufällig in Jeddo sich befand, ward begrabirt und ins Gefängniß gesetzt; das Wasser und Holz, das man auf dem Wege der Kriegslift sich zu verschaffen gewußt, war jenen Unglücklichen theuer zu stehen gekommen, und man hat in Japan diese Geschichte heute noch nicht vergessen.

Welche Berge von Unbill sind in dem unglücklichen Lande erst wegzuräumen, ehe der Christenname dort wieder zu Ehren kommen kann!

Fünf Jahre nachher (1813) folgte ein neues Unrecht von Seiten brittischer Herren. Die napoleonische Kriegezeit hatte alle europäischen Verhältnisse verändert. Holland war eine französische Provinz geworden; die niederländischen Besitzungen im indischen Archipel waren in die Hände Englands übergegangen; Java, die bedeutendste Kolonie Hollands, hatte in Sir Stamford Raffles einen brittischen Gouverneur erhalten. Von dem Allen wußte die einsame Faktorei in Desima nicht ein Wort; denn die Meere waren durch englische Flotten geschlossen und seit fünf Jahren war kein europäisches Schiff im Hafen von Nagasaki erschienen. Da fiel es dem sonst so besonnenen Sir Stamford in Batavia (Java) ein, die holländische Faktorei auf Desima als „Kolonie von Holland“ zu behandeln und das Recht der Gewalt ebenso auf sie auszudehnen, als auf die Inseln des indischen Meeres. Ein englisches Kriegsschiff erschien im Hafen und verlangte theils mit List, theils mit Gewalt die Uebergabe der Waarenhäuser, der Lagerbücher und Rechnungen. Wir wissen nicht, ob dieß Kriegerecht ist; aber der Schlag mißlang. Die Holländer überlisteten den Eindringling und die Britten mußten froh sein, glücklich aus dem Hafen zu entkommen. Aber die Sache diente nicht eben dazu, den früheren Makel an dem brittischen Namen auszulöschen.

Damit schloß der Verkehr Englands mit Japan bis zum Jahr 1858.

4. Rußlands Unternehmungen.

Ehe wir zu den neuesten glücklicheren Versuchen übergehen, die von Amerika und England aus gemacht wurden, um Japan in den allgemeinen Weltverkehr zu ziehen, haben wir noch einen Blick auf Rußland und sein früheres Verhältniß zu diesem Reiche zu werfen.

Rußland hat mehr als jede andere abendländische Macht ein natürliches und höchwichtiges Interesse, mit Japan in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Das Ostkap, dieser äußerste Punkt des asiatisch-russischen Reiches ist von den russischen Besitzungen in Nordamerika nur durch die schmale Beringstraße getrennt. Wiederum wird Rußland und Amerika weiter südlich durch die Inselkette der Aleuten wie durch eine Brücke verbunden. Aber diese nördlichen Ge-

wässer sind viel zu unsicher und sturmreich, als daß sie den Fahrzeugen Rußlands einen bequemen Seeweg eröffnen würden. Zudem muß es diesem mächtigen Reiche ein höchst wichtiger Zielpunkt seines Strebens sein, einen Einfluß auf die Inselwelt und den Seehandel des großen Oceans zu gewinnen. Gleichwie es in Europa und Asien von einem naturgemäßen Triebe immer weiter nach Süden sich gedrängt fühlt, so liegen auch im großen Ocean seine natürlichen Ziele im Süden. Diesem Zuge folgend hat es schon im vorigen Jahrhundert sich die nördliche Hälfte der Kurilen und der Insel Larrakai zugeeignet. Ohne Zweifel weiß der Kaiser von Japan nichts von diesem Abbruch, der dort seinem Reiche gethan worden, und die fast unabhängigen Lehensfürsten jener Inselgebiete halten vielleicht durch fortgesetzte Tributzahlungen an Japan diesen ihren ursprünglichen Lehnsherrn im Dunkeln über das, was geschehen ist. Aber auch diese hochnördlichen Eilande sind für Rußland nicht das, was es sucht, es sei denn, daß sie die bequemen Stützpunkte bilden sollen, um von da aus weiter zu schreiten. Es ist deßhalb begreiflich, daß von Rußland aus, seitdem der unaufhaltsame Proceß seiner ungeheuernacherweiterung begonnen hat, Versuche gemacht wurden, auch im eigentlichen Japan festen Fuß zu fassen. Es geschah dieß seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Es mögen etwa 80 Jahre sein, daß ein japanisches Fahrzeug bei einer der Aleuten-Inseln Schiffbruch litt. Die Mannschaft ward gerettet und in die russische Seestadt Ochotsk gebracht. Es erschien dieß der russischen Regierung als ein providentieller Anlaß, mit Japan in nähere Beziehungen zu kommen. Die schiffbrüchigen Japanesen wurden absichtlich zehn Jahre lang zurückgehalten, damit beide Theile, die Retter und die Geretteten, gegenseitig sich und ihre respectiven Sprachen kennen lernen. Nach Erreichung dieses wichtigen Zieles schickte man sich an, die Schiffbrüchigen in ihre Heimath zurückzuführen. Ohne Zweifel kannte Rußland das japanische Gesetz nicht, wornach kein Landeskind, das im Auslande gewesen, den heimathlichen Boden wieder betreten darf. Die Kaiserin Katharina II beauftragte den Statthalter von Sibirien, die Rückkehr der Japanesen zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit dem verschlossenen Reiche zu benützen. Mit diesem Auftrage erschien im Herbst 1792 der russische Lieutenant Larmann, begleitet von den heimkehrenden Japanesen, in einem nördlichen Hafen der Insel Jesso und überwinterte da. Im Sommer

darauf segelte er an die Südküste und warf in der schönen Bucht von Hakodade seine Anker. Er wurde mit Höflichkeit empfangen, aber zugleich auf's bestimmteste bedeutet, daß nur seine Unkenntniß der japanischen Geseze ihn und seine Begleiter vor dem unvermeidlichen Tode bewahre, dessen er sich durch seine Erscheinung vor Hakodade schuldig gemacht. Karman mußte sammt den Japanesen unverrichteter Dinge zurückkehren.

Erst Katharina's Enkel, Kaiser Alexander I, erneuerte 1804 den Versuch. Ein eigener kaiserlicher Gesandter, Resanoff, ward nach Nagasaki, dem einzigen Hafen, der für fremde Schiffe zugänglich war, mit kaiserlichen Briefen und Geschenken abgeordnet. Kaum aber erschien das russische Fahrzeug, so wurde es nach altem Brauch von japanischen Wachtschiffen in Masse umringt und aufgefördert, Waffen und Munition abzuliefern. Die letztere gab Resanoff heraus, weigerte sich aber seltsamer Weise, die ersteren aus dem Schiffe entfernen zu lassen. Auch bestand er darauf, seine Briefe an den Kaiser in Jeddo befördert zu sehen und dessen Antwort zu hören. Seine Beharrlichkeit setzte wenigstens dieses durch. Er ward in die Stadt Nagasaki zugelassen, um den kaiserlichen Kommissären feierlich seine Papiere zu übergeben; aber in den Straßen, durch die er zog, waren die Häuser auf beiden Seiten verhängt und allen Einwohnern war bei Todesstrafe verboten, sich blicken zu lassen. Resanoff zog wie mit verbundenen Augen in die japanische Stadt. Bei dem Allem ward er mit Höflichkeiten überschüttet. Nach kurzer Zeit kam die Antwort des Kaisers. Sie war klar und bestimmt genug. „Früher,“ so hieß es darin, „hatte unser Reich freien Verkehr mit verschiedenen Nationen; aber schmerzliche Erfahrung hat uns der Sicherheit wegen genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen. Es ist den Japanesen nicht gestattet, mit dem Ausland Handel zu treiben, noch ist es Ausländern erlaubt, unser Land zu betreten. . . . Was Rußland betrifft, so standen wir nie in irgend welchem Verkehr mit ihm. Vor zehn Jahren habt ihr gewisse schiffbrüchige Japanesen nach Matsmai [auf Jesso] gebracht, und damals machtet ihr uns Vorschläge zu einer freundschaftlichen Verbindung und zur Eröffnung freien Handels. Dießmal aber seid ihr nach Nagasaki gekommen, um diese Vorschläge zu erneuern. Dieß zeigt, daß Rußland einen starken Zug zu Japan fühlt. Es ist lange her, daß wir alle Verbindung mit Ausländern völlig abgebrochen haben. Zwar wünschen wir mit allen benachbarten Staaten

im Frieden zu leben; aber die Verschiedenheit, die zwischen uns und ihnen in Betreff der Sitten und des Charakters besteht, verbietet uns das Eingehen von Allianzen. Eure Seefahrten und eure Bemühungen sind deshalb ganz und gar nutzlos. Aller Verkehr zwischen uns und euch ist unmöglich, und es ist mein kaiserlicher Wille, daß ihr hinfort eure Schiffe nicht mehr in diese Gewässer bringt."

Nesanoff war aufs höchste entrüstet über diese scheinbar verächtliche Abweisung. Er reiste unverzüglich ab und sandte an seiner Statt ein russisches Kriegsschiff von Kamtschatka nach einer der südlichen Kurilen-Inseln, um Rache zu nehmen. Etliche harmlose Dörfer wurden geplündert, eine Anzahl der Einwohner, die sich zur Wehre setzten, erschlagen und mehrere japanische Handelschiffe als Beute mit fortgeführt. Es geschah dieß 1807. Dieß konnte freilich nicht geeignet sein, die japanischen Behörden günstiger für den mächtigen Nachbar zu stimmen. Als deshalb vier Jahre später (1811) der russische Kapitän Golownin in die japanischen Gewässer kam, zunächst um Seevermessungen bei den Kurilen vorzunehmen, ward er von den japanischen Behörden auf die Insel Kunaschir gelockt und dort mit dem Steuermann, einem See-Kadetten und vier Matrosen verhaftet. Seine Gefangenschaft dauerte eine Reihe von Jahren, und erst als man in Japan die Ueberzeugung gewann, daß jene Frevelthat auf den Kurilen nicht von dem russischen Czar selbst angeordnet war, ließ man Golownin mit seinen Genossen frei. Er erhielt aber ein Schreiben mit auf den Weg, worin die Russen gewarnt wurden, nie mehr eine Landung auf japanischem Boden zu versuchen oder auch nur Handelsverbindungen mit dem Reiche anknüpfen zu wollen.

Wir werden sehen, wie in der neuesten Zeit auch Rußland Gelegenheit fand, an den Vortheilen Theil zu nehmen, welche die Beharrlichkeit der Nordamerikaner in Japan errang.

Blumhardt und die Basler Mission.

Sechster Artikel.

(Die Universitätszeit. Zweite Hälfte.)

1. Der Eintritt in das Studium der Theologie.

Wir haben den jungen Blumhardt durch die ersten drei Halbjahre seines Universitäts- und Seminarlebens (Herbst 1798 bis Ostern 1800) begleitet. Die Zustände des theologischen Stifts in Tübingen, die politischen und socialen Zerrüttungen jener Zeit, die Bewegungen auf dem Gebiet der Philosophie und der Theologie, die ersten heilverkündenden Erscheinungen eines neuen Auflebens des Missionsgeistes, — dieß Alles mußte in kurzen Umrissen geschildert werden, damit uns die Einflüsse deutlich würden, unter welchen die Jugendjahre Blumhardts verliefen. Es war eine gewaltige Zeit, in welcher Hunderte entweder sittlich zu Grunde giengen, oder zu kräftigen, männlichen, gediegenen Charakteren gebildet wurden. Zu den letzteren gehörte aus Gottes Gnaden auch Blumhardt. Außerordentliche Gaben besaß er nicht; aber daß er mit dem empfangenen Pfunde in großer Treue wucherte, daß er mit gesammeltem Geiste all seine Arbeit that, und dabei aus dem Worte der heiligen Schrift und aus dem Gebetsumgang mit dem Heren täglich neue Kraft sich holte, daß er im Gehorsam, in der Geduld und in der Sanftmuth sich übte, und daß er die Schule der Trübsal für eitel Gewinn achtete, — das machte ihn zu dem gesegneten Werkzeug, durch welches Gott hernachmals so Bedeutendes ausgerichtet hat. Als Blumhardt von dem Sterbette seines Vaters in die Stiftsmauern zurückkehrte (Frühling 1800), da hatte er vor dem Uebergang zum Studium der eigentlichen Theologie noch für ein Halbjahr der Philosophie sich zu widmen. Die specielle Aufgabe dieses Semesters aber bestand in der Ausarbeitung von drei größeren Aufsätzen, durch welche er den Titel eines Magisters sich erwerben sollte. Zwei davon, der eine in lateinischer, der andere in deutscher Sprache, sollten als Probe seines wissenschaftlichen Erwerbs, der dritte (gleichfalls in lateinischer Sprache) als Grundlage für eine philosophische Disputation gelten. Der fleißige Blumhardt aber arbeitete vier Aufsätze aus, die noch vor uns liegen. Es sind die ersten selbstständigen Erzeugnisse seines Geistes. Die lichtvolle, schöne und

oft elegante Sprache, der reiche Zufluß der Gedanken, die harmonische Ordnung, in der das Einzelne zum Ganzen steht, das stete Zurückgehen auf das praktische Leben und dessen Bedürfnisse, und endlich die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die wie ein goldener Faden durch Alles sich hindurchzieht, lassen ebenso sehr in die schöne Begabung des jungen Stipendiaten, als in seine ganze damalige Stimmung und Richtung einen Blick thun. Gleichwohl fühlt man diesen Aufsätzen auch den Geist jener Zeit nicht un deutlich ab. Ist's doch oft ein kümmerliches Abmühen mit philosophischen Begriffen und Formeln, in denen kein Leben war, und in welchen Blumhardt schwerfällig und unbehaglich, wie der Hirtenknabe David in Sauls Rüstung, sich bewegte. Wir wissen nicht, welches Zeugniß er von seinen Lehrern für diese Arbeiten erhielt, und wie er in der Disputation bestand; nur so viel ist uns bekannt, daß Blumhardt um seiner „*pietistischen*“ Gesinnung willen bei seinen Repetenten, deren Urtheil ja über ihn zu entscheiden hatte, nicht in Gnaden stand. Genug, er wurde „*Magister*“ und nahm unter 22 Studiengenossen den zwölften Platz ein.

Der bedeutendste württembergische Gottesgelehrte in jener Zeit war Gottlob Christian Storr aus Stuttgart. Er war als 29jähriger Mann (1775) Professor der Theologie in Tübingen geworden und blieb über zwei Jahrzehnte lang die Zierde der Universität. Seine tief sinnige Frömmigkeit, verbunden mit außerordentlicher Gelehrsamkeit und scharfem Denken, machte ihn ganz zu dem Manne, dessen es damals bedurfte, um der immer stärker werdenden Strömung des Rationalismus einen Damm entgegenzusetzen. Seine exegetischen (Schriftauslegenden) Vorlesungen, namentlich über die Evangelien und den Hebräerbrief, gehörten zum Gebiegensten, was jene Zeit leistete. Mehr noch aber zeichnete er sich auf dem Gebiet der systematischen Theologie aus. Er schrieb ein Lehrbuch der christlichen Glaubenslehre in lateinischer Sprache, das, den Gegnern des Offenbarungsglaubens gegenüber, in bibelgläubigem Sinne „die Möglichkeit, Nothwendigkeit und Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung“ darlegte und die positiv-christlichen Lehren theils aus der Schrift aufstellte, theils aus dem „vernünftigen Denken“ begründete. Dieses Lehrbuch, das 1793 im Druck erschien, bildete von da an für lange Zeit, auch nachdem der Verfasser bereits die Universität (1797) und die Zeitlichkeit (1805) verlassen hatte, die Grundlage der dogmatischen Studien im Seminar, und auch Blumhardt schöpfte seine wissenschaftliche Erkenntniß von

dem christlichen Glaubensinhalte vornemlich aus diesem Buche. Er studirte dasselbe nicht nur mit dem lebhaftesten Interesse und dem angestrengtesten Fleiß, sondern er machte sich auch umfassende Auszüge, schrieb die dadurch angeregten eigenen Gedanken nieder, führte die Lehrsätze des Buchs, sie weiter entwickelnd und begründend, in Privataufsätzen aus und suchte sich so über den Inhalt seiner eigenen christlichen Ueberzeugung immer klarer und gewisser zu werden.

Freilich gieng dieß bei Blumhardt nicht so glatt und eben, als es scheinen möchte. Denn einestheils wirkte doch auch bei ihm der Sauerteig seines philosophischen Studiums noch lange nach, anderntheils hatte er das Mißgeschick, zum Lehrer in der christlichen Glaubenslehre nicht Storr selbst, der bereits nach Stuttgart versetzt war, sondern einen Mann zu haben, welcher der Schule des Rationalismus angehörte. Es war dieß der junge und gelehrte Professor Süskind, der eben vom Diakonat in Urach nach Tübingen berufen worden war. In seinen dogmatischen Vorlesungen versuchte er bei jedem Schritt, wenn auch mit kluger Vorsicht, die beengende Schranke zu überspringen, die ihm das bibelgläubige Lehrbuch des edlen Storr in den Weg stellte. Es war ein gelehrtes Umherstreifen in den Gebieten der Gegner des schriftmäßigen Christenthums, wobei er bald gegen sie anzukämpfen schien, bald ihre Sätze und Behauptungen halbherzig aufnahm. Dadurch aber versetzte er seine Schüler in eine Unsicherheit, die sich zwar eines gelehrten Vielwissens rühmte, aber nie eines festen, befriedigenden Besizes ersreute. Noch bedenklicher waren seine Schriftauslegungen. Hier stand ihm keine Schranke im Wege. Er legte unumwunden die Commentare von Paulus, dieses Vaters des vulgären Rationalismus, zu Grunde, und wenn er auch diesem Verstörer alles positiv Christlichen nicht allenthalben folgte, so rüttelte er doch überall an den Grundlagen des einfachen Bibelglaubens und mischte unendliches Auskehricht in seine Auslegungen der neutestamentlichen Schriften.

Bei ihm hörte Blumhardt in seinem ersten Magisterjahre (1800—1801) die Dogmatik, die Harmonie der vier Evangelien und die Hermeneutik (Methode der Schriftauslegung). Diese lektäre Wissenschaft insbesondere war es, durch welche Süskind am verderblichsten wirkte; denn während er einerseits als obersten Grundsatz mit gutem Rechte die Forderung feststellte, daß der Sinn einer Bibelstelle vor Allem durch Anwendung allgemein gültiger Regeln der Grammatik, sowie durch genaue Kenntniß der Zeit- und Ortsverhältnisse, unter

denen die Propheten, Evangelisten und Apostel schrieben, müsse ausgemittelt werden (grammatisch-historische Auslegung), so öffnete er andererseits durch eine zweite Forderung aller Willkühr wiederum Thür und Thor. Es müsse, sagte er, für's Andere untersucht werden, ob der Verfasser eines biblischen Buches die reine ungetrübte Wahrheit auch habe erkennen können; ob nicht herrschende Zeitvorurtheile sein Auge getrübt, mißliche Umstände sein Urtheil irre geleitet und am Ende gar irgend eine gute Absicht ihn verführt habe, Sagenhaftes als Wirklichkeit, Ungewisses als zweifellose Thatsache hinzustellen. Diese „historische Kritik“ müsse den Kern von der Schale, die Wahrheit vom Irrthum herauschälen, und das Wasser hiezu sei die „reine Vernunft.“

Blumhardt konnte von dem betäubenden Gifte dieser „falschberühmten Weisheit“ nicht ganz unberührt bleiben. Die Notizen, die er zu seiner eigenen Verständigung jeweilen niederschrieb, geben Zeugniß davon. Um so wichtiger war es für ihn, daß neben Süskind ein Mann ganz anderer Art damals die Theologie lehrte. Es war der edle fromme Joh. Friedr. von Flatt, der damals bereits in seinen reiferen Jahren stand, und in dessen Kreis mehr die praktischen Gebiete der Theologie fielen. „Vortrefflich, sehr lehrreich, mit wenig Rücksicht auf die Einwürfe der Gegner des positiven Christenthums, gründlich, wahrhaft erbauend war der unvergeßliche Flatt, besonders in seinen Vorlesungen über die paulinischen Briefe, wie in seiner, aus den Reden Jesu geschöpften, christlichen Sittenlehre.“ So schreibt Handel, der Herzensfreund und Studiengenosse Blumhardts. An diesen Lehrer hielt er sich auch vorzugsweise. Er hörte alle seine Vorlesungen mit steigendem Interesse und herzlichem Danke. Hier war Alles seinem eigensten Wesen, seinen innersten Bedürfnissen angemessen. Durch ihn gewann Blumhardt die Theologie erst recht lieb.

Noch von einer andern Seite her übte Flatt einen sehr bedeutenden Einfluß auf den strebsamen Stipendiaten. Während nemlich ein anderer Lehrer der Universität, Professor Gaab, die Kirchen- und Dogmengeschichte in ziemlich trockener, unerquicklicher Weise vortrug, — ein Mangel, den Blumhardt durch eifriges Privatstudium in diesem Gebiete zu ersetzen suchte, — erbot sich der fromme, ehrwürdige Flatt, wahrscheinlich durch die Bitte von Handel, Ranz und Blumhardt veranlaßt, für einen ganz kleinen auserwählten Kreis von Studenten eine Privatvorlesung über die Geschichte der neueren Missionen

zu halten, wie er sie aus den gedruckten und handschriftlichen Berichten der Halle'schen Anstalt, der Brüdergemeinde und anderswoher schöpfte. Durch diese ebenso gründlichen als anregenden und erbaulichen Vorträge gewann der in Blumhardt und seinem Freunde Handel geweckte Missionsinn erst die rechte Abklärung und das gesunde, nüchterne Verständniß, und wenn Blumhardt selbst später eine „Missionsgeschichte“ schrieb, so hatte er dafür in Platt's Vorträgen die Anregung und die ersten Grundlinien empfangen.

In eben jene Zeit fiel eine Anfrage an Blumhardt und seinen Herzensfreund Handel, welche ohne Zweifel einen nicht geringen Sturm von Empfindungen in ihren Gemüthern weckte. Ihr beiderseitiger Freund Steinkopf war im Herbst 1801 von Basel nach London berufen worden, um die Predigerstelle der deutsch-lutherischen Savoykirche zu übernehmen. Am 1. Advent jenes Jahres trat er sein Amt an. Schon wenige Monate später, am 16. Febr. 1802, richtete er ein Schreiben an die beiden Freunde in Lübingen, worin es heißt: „An Sie, liebe Brüder, gedachte ich nicht so bald zu schreiben, aber ich erhielt eine ausdrückliche Aufforderung dazu. Es ist Ihnen nicht unbekannt, was für ein Missionseifer seit mehreren Jahren die Herzen vieler tausend Christen in Großbritannien belebt. Ungeachtet die Londoner Missionsgesellschaft, welche aus vielen tausend Gliedern der protestantischen Dissenters zusammengesetzt ist, eine Reihe von Unglücksfällen [auf Tahiti und zur See] erfahren hat, so arbeitet sie doch mit ungeschwächtem Muth fort, und ihr Eifer hat auch den der rechtschaffenen Glieder der bischöflichen Kirche entflammt, so daß auch aus ihrer Mitte eine neue sehr respectable Missionsgesellschaft [seit 1799] sich gebildet hat, welche sich vorgenommen, solche Theile von Asien und Afrika mit dem Lichte des Evangeliums zu bestrahlen, in welche die andern Gesellschaften noch nicht gedrungen sind.

„Da diese Gesellschaft von mir hörte, so ließ sie mich rufen, und fragte mich mit Angelegenheit, ob ich keine erleuchtete und begnadigte Candidaten des Predigamts wüßte, die ich ihr für ihren großen und heiligen Zweck empfehlen könnte. Ich konnte ihr ins Ganze zu studirten und ächt evangelischgesinnten Männern wenig Hoffnung machen; doch fielen Sie Beide mir ein, und ich erinnerte mich an das, was Sie mir vor Jahren von Ihrem Missionstriebe gemeldet hatten. Ich sprach also der Gesellschaft von Ihnen Beiden als von hoffnungsvollen Jünglingen, die aber noch auf der Universität

sich befinden und daselbst ihren Studienkurs zu vollenden hätten. Die Kommittee der Gesellschaft ersuchte mich hierauf dringend, Ihnen Beiden zu schreiben und bei Ihnen anzufragen, ob sie noch immer einen Trieb zur Missionsache verspürten, und ob Sie wohl nach vollendeten Studien sich entschließen könnten, einen etwaigen Ruf zum Missionsdienste anzunehmen.

„Prüfen Sie, meine lieben Brüder, diese Sache ganz ruhig, ohne alle Rücksicht auf Menschen. Ich selbst kann Ihnen weder zu- reden noch abrathen; es kommt hier Alles auf Gottes Rath und Willen, auf Ihre eigene Ueberzeugung, auf Ihren Trieb und Neigung an. Ich fühle es, zu einem Missionar gehört viel. Er muß ganz auf den lebendigen Gott sehen; der Drang der Liebe Christi muß in seinem Herzen wirken; er muß dem Lamm nachfolgen lernen, wo es hingeht, und auch Gefahren, Leiden und Tod nicht scheuen. Nehmen Sie die Sache nicht leicht, — aber doch ja auch nicht zu schwer. Groß ist Christi Kraft in den Schwachen, vielvermögend der Segen des Gebets, welchen Missionare zu genießen haben, und unverwundlich ist die Krone des ewigen Lebens, welche auf treue Streiter wartet. Einige von den Missionaren, welche die Londoner MG. nach Tahiti gesandt hat, sind schwach im Glauben und untreu geworden. Da wäre es besser gewesen, sie hätten sich nie diesem heiligen Werke gewidmet. Dagegen sind ein van der Kemp, ein Richer und Andere treu geblieben und strahlen mit ihrem Lichte unter Heiden und Christen, und ihr Lohn im Himmel wird groß sein.

„Prüfen und überbieten Sie die Sache. . . O liebe Brüder, bleiben Sie Christo treu in diesen Zeiten des Abfalls, so geht es Ihnen gut, der Herr mag Sie nun zum Dienst unter Christen oder Heiden bestimmt haben. Mit wahrer Liebe Ihr Bruder

C. Steinkopf.“

Es ist Schade, daß die Antwort der beiden Freunde uns nicht zu Gebote steht; sie hätte sicherlich uns tiefe Blicke in ihr Inneres thun lassen. Keiner von Beiden ist selbst in die Heidenwelt ausgezogen, aber Beide haben ihr Lebenlang für die Mission gearbeitet. Jener Ruf aus London war unzweifelhaft in der Hand des Herrn ein Band, das Beide fest und für immer an die Sache der Mission knüpfte.

Blumhardt war ein überaus fleißiger Student. In den amtlichen Zeugnissen über ihn, welche von den neun Semestern seiner

Studienzeit vor uns liegen, heißt es vom ersten bis zum letzten ohne Ausnahme: „Sein Privatfleiß ist musterhaft“, „ist anhaltend und zweckmäßig“, „sehr anhaltend und zweckmäßig“, — das höchste Prädikat, das einem Stipendiaten konnte gegeben werden. Auch seine Collegienhefte, die mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit geschrieben sind und auf jedem Blatt von fleißigem Durchlesen zeugen, sind ein Beweis dafür. Nicht weniger reden seine Privatnotizen, die er zu jener Zeit in ein eigenes Heft schrieb, von der unausgesetzten geistigen Thätigkeit, mit der er seine Zeit ausfüllte. Es finden sich da längere und kürzere Aufsätze, worin er wichtige Fragen der Theologie sich zu beantworten suchte, wie: „Gedanken über das Wesen und den Geist des Christenthums“, „über die Bedeutung des Todes Jesu“, über die wahrscheinlichen Ursachen des Falles Satans“, „worin besteht die Strafe der Erbsünde, und wie läßt sie sich mit der Gerechtigkeit und Güte Gottes vereinigen?“ u. u. Es ist das erste Aufplattern einer jungen Taube, welche die Kraft der Schwingen versucht.

Auch in sein Herz eröffnen diese Notizen da und dort einen Blick. So sucht er einmal sich Rechenschaft zu geben über „die Bedürfnisse der menschlichen Natur“, und findet sie in der Wahrheit, in der Freiheit von aller Selbstanklage oder der Gewissensruhe, vor allem aber in der Liebe zu Gott. „Diese Liebe“, sagt er, „stilt die menschliche Natur am vollkommensten. Denn als Gut betrachtet, schließt sie alle andern Güter in sich; als Gesetz betrachtet, gebietet sie alles Andere mit; als Gesetzeserfüllung erfüllt sie alle andern Gebote mit; als Zweck ist sie selbst Zweck aller andern Zwecke; als Wohlsein ist sie die würdigste und seligste Freude; als Beschäftigung der Seele hat sie das vollkommenste Wesen zum Gegenstand und die Verherrlichung desselben zum Zielpunkt ihrer Seligkeit; als Gesinnung des Menschen, stellt sie die Natur des Menschen in ihrer höchsten Würde dar.“

„Dankgefühl gegen Gott“, schreibt er am 26. Mai 1801, „gegen diese Urquelle alles Guten und alles Wohlseins, Gehorsam gegen ihn, Sehnen nach ihm, Freude an ihm, Zuversicht zu ihm, Streben ihm zu gefallen, — mit Einem Wort: Liebe gegen Gott soll das Leben meiner Gedanken, Empfindungen, Handlungen, — das helle Licht sein, das alle meine Pfade beleuchtet. . . . Sie soll keine bloße Idee meines Verstandes, sondern Gesinnung, Grundgesinnung, mein thätiges Ich sein!

Als das höchste irdische Gut stand unfrem Blumhardt stets der tiefe innere Seelenfriede vor Augen. Denn er wußte, daß es nicht bloß keinen wahren Genuß, sondern auch keine gesegnete Thätigkeit ohne diesen Frieden des Herzens gebe. Zwar wußte er wohl, daß es „eine Unruhe gibt, die nur das Geburtswehe und der selige Vorbote der wahren Ruhe ist,“ wie er sich ausdrückt; aber immer und immer wieder ruft er aus: „Laßt uns muthig und anhaltend gegen Alles, was nicht gut, nicht göttlich ist, kämpfen; denn ohne Kampf kein Gutsein, ohne Gutsein keine Ruhe, ohne Ruhe keine Glückseligkeit!“

Sehr schön sagt er an einer Stelle: „Es ist mit den Freuden dieses Lebens, wie mit dem Aufsteigen auf einen Berg. Je höher du steigst, desto reiner wird die Lust, desto schöner die Aussicht, aber das Steigen wird immer mühsamer, und der höchste Gipfel, von dem aus man in das gelobte Land sieht, ist noch nicht das gelobte Land selbst. Unten im Thale wachsen die sinnlichen Freuden, unter denen die meisten Menschen ihre Hütte aufschlagen und am Ende auch sterben und modern. Nahe am Thale wachsen die Freuden der ordinären Wissenschaft, obwohl unter allerlei Dornstrauch, Unkraut und Wermuth. Etliche Stufen höher keimen die Freuden des Herzens, der Liebe und Freundschaft, des Wohlwollens und Gemeinnes, der Großmuth und Milde auf, und mitunter reist Thränenenernte, welche gerade die wohlthätigsten Seelen aus unzähligen Erfahrungen am besten kennen. Noch weiter hinaus sprossen die Freuden der Religion immer reiner und reiner bis an den Gipfel hinauf, — Freuden, von denen Leben und Kraft auf die tieferliegenden Pflanzen träufelt.“

Das Aufsteigen zu diesen Höhen hat Blumhardt in treuem Ernste versucht. „Aber“, sagt er irgendwo, „wir Menschen sind in unfrem jetzigen Zustand so lahm, daß wir selbst und allein nicht gehen können. Nun ist uns der Glaube als eine Krücke gegeben, mit welcher wir nach und nach zum Himmel hinhinken. Wenn wir nun daselbst angelangt sein werden, so werden wir diese Krücke wegwerfen, weil wir alsdann völlig gesund sein und demzufolge durch unsere eigene, von Gott gewirkte Kraft im Himmel wandeln werden.“

Doch nicht sich selber leben möchte Blumhardt, sondern sein höchstes Bestreben soll dahin gehen, „von Allem, was ich bin und habe, den besten Gebrauch für die Erleuchtung, Besserung und Beseeligung Anderer zu machen.“ Und dabei will er sich an die aposto-

liche Mahnung „Allen Alles zu werden“, mit treuem Ernste halten. Diese Mahnung erweitert sein Herz zu der mildesten Duldung gegen Andere, die Gott auf andern Wegen führt, als ihn selbst. „Wissenschaftliche Bildung, Temperament, Seelenstärke, Begeisterungsfähigkeit, Denkkraft, Wärme der Empfindung; andererseits Lebensschicksale, Erziehung, Lagen, Eindrücke der äußeren Umstände u. u., — willst du sie alle einerlei und gleichförmig machen? Kanust du aber das nicht, so zeichne nicht Allen nur Einen Pfad vor, wolle nicht Alle zwingen, den engen zu gehen, den du selbst Geschick und Beruf hast zu wandeln. Ehre und achte du alle die verschiedenen Pfade, auf welchen Gott seine Menschenkinder führt, vorausgesetzt, daß dein Gewissen dir sagt, daß auch sie auf den Hauptweg führen. Sorge dafür, daß du in der rechten Weise Allen Alles werdest.“

2. Der Wandel vor Gott.

Wenn schon aus den bisherigen Mittheilungen hervorgeht, daß Blumhardt über dem Studenten nicht den Christen, über seinem unablässigen Ringen nach Wissenschaft nicht die Sorge für das ewige Heil seiner Seele vergaß, so liegt es uns doch noch weiter ob, neben dem, was er dachte und empfand, auch zu zeigen, was er lebte.

Frägt man die amtlichen Zeugnisse seiner Lehrer über seine „Sitten“, so bleibt sich vom Herbst 1798 bis Frühling 1803 die Formel ganz gleich: „Seine Aufführung ist still, rechtschaffen und anständig, auch den Klostersgesetzen vollkommen angemessen; gegen Vorgesetzte ist er bescheiden und höflich, gegen Commilitonen [Stiftsgenossen] verträglich.“ Denkwürdig aber ist der Zusatz im ersten und zweiten Jahr: „Für Religion zeigt er große Achtung,“ dagegen vom dritten Jahre an bis zum Ende: „Religion unverdächtig.“ Es zeichnet dieß eher den Geist jener Zeit, als den Charakter Blumhardt's.

Sein Freund Ranz, der mit ihm von Anfang bis zu Ende auf Einer Stube wohnte, schreibt über ihn: „Daß mein seliger Freund während der ganzen Zeit seines Universitätslebens durch exemplarische Reinheit seines Wandels, durch unermüdet fortgesetztes Studium und die gewissenhafteste Anwendung seiner Zeit, durch die unerschütterlichste Consequenz im Festhalten seiner Grundsätze, durch unwandelbar be-

währte Treue gegen seine Freunde, durch die humanste Dulbung gegen Andersdenkende, wie auch durch eine freundliche und frohe Geselligkeit sich auszeichnete, darüber wird bei Allen, die ihn kannten, nur Eine Stimme sein. Ich lernte ihn in der langen Zeit unsres Zusammenwohnens genau kennen, und der Umgang mit ihm, sowie mit meinem ebenso vertrauten und treuen Freund Handel, und die Achtung vor ihrer beiderseitigen Persönlichkeit und ihrem Urtheil haben viel dazu mitgewirkt, mich während der Studienjahre auf der Bahn der Ordnung zu erhalten. — In dem Kreise seiner Freunde bewegte sich Blumhardt mit vieler Lebhaftigkeit, mit freundlicher Offenheit, mit unumwundener Darlegung seines großen Interesses für die Sache des Reiches Gottes, für die Theologie als sein Lieblingsstudium, auch für die Philosophie, soweit ihm das Studium derselben zur Theologie nöthig schien. Er faßte Alles, was er las, mit Leichtigkeit auf, ruhte nicht, bis er sich Alles klar durchdacht hatte, und wußte sich dann im Kreise der Freunde auch mit Klarheit und Gewandtheit darüber auszusprechen."

Sein Herzensfreund Handel fügt hinzu: „In allen Verhältnissen blieb sich Blumhardt immer gleich und derselbe, und bekannte seinen Heiland treulich, ohne zur Welt hinzuneigen, und kam daher auch nie in Gefahr, durch Andersdenkende von seiner Bahn abgelenkt zu werden."

Der Kreis, an den sich Blumhardt angeschlossen, bestand nur aus wenigen gleichgesinnten Freunden. Außer Handel und Manz gehörten dazu der nachmalige Oberhelfer Gayler in Reutlingen, Passavant aus Frankfurt, Reinhardt aus dem Elsaß und Höchstetter, nachmals Pfarrer in Oberösterreich. In weiterem Kreise, aber doch herzlich mit ihm befreundet, standen die ernster gesinnten Studenten Steudel (nachmals Professor der Theologie in Tübingen), Bahnmaier (später Dekan in Kirchheim), und endlich der theure Heinrich Zeller, jetzt Inspektor der Rettungsanstalt in Beuggen. Doch gehörten Letztere nicht zu den „Pietisten“, unter welche die Ersteren gerechnet wurden. Zeller selbst erzählt: „Wir hatten damals an den Sonntag Abenden ein Kränzchen, in welchem Aufsätze vorgelesen und nachher zum Gegenstand einer Besprechung gemacht wurden. Auch Blumhardt war Mitglied. Bahnmaier war Präsident. Einst, als die Reihe an mir war, las ich einen Aufsatz vor über das Thema: 'daß die Eroberung Kanaans durch die Israeliten die größte Un-

gerechtigkeit gewesen sei.' Dieß war zu jener Zeit der Ton, in welchem Manche unter uns dachten und sprachen. Freilich war auch (fügt Zeller hinzu), das Antichristenthum damals noch nicht so ausgebildet, als es jetzt ist." — Einst zog derselbe theure Mann gegen die „Pietisten" los, gegen welche er, wie er sagt, von Haus aus einen Haß gehabt hatte. Da rief ihm Bahumaier zu: „Höre, Zeller, verachte Keinen, der ernster im Christenthum ist, als du." Dieß hastete bei ihm und von da an schloß er sich inniger an Blumhardt an. Doch mußte er dafür öfters eine Schmach tragen, die ihm schwer wurde. So gieng er einst mit Blumhardt auf dem Schloßberg spazieren. Da begegnet ihnen ein anderer Student, der mit Zeller befreundet war, sieht diesen scharf an und fragt ihn nachher: „Aber ich bitte Sie, Zeller, wie können Sie mit solchen Obskuranten gehen?" Zellers Rechtfertigung war: er sei versichert, auch er (der Freund) würde diese Leute lieb gewinnen, wenn er sie näher kennen lernte.

In seinem Verhältniß zu den andern Studenten war Blumhardt zurückhaltend, aber freundlich, zuvorkommend, dienstfertig und allezeit darauf bedacht, sie auf den Weg der Wahrheit und Gottseligkeit zu führen. Es scheint, daß mehrere seiner Stubengenossen einen bleibenden Eindruck zum Guten durch den Umgang mit ihm empfangen haben. Wenigstens lassen einige Stammbuchblätter, die ihm der Eine und Andere beim Abschied von der Universität geschrieben, sowie die Gestalt ihres nachmaligen Lebens und Wirkens darauf schließen. So schreibt Einer derselben, der nachmals im Segen das evangelische Amt geführt hat, in Blumhardt's Stammbuch: „Es sind bereits drei Jahre, daß mich die Vorsehung an jenem mir ewig unvergeßlichen Herbstabend mit dir verband. Freund, Bruder, Führer, dieß sind die drei großen Verhältnisse, in welchen du seit dem ersten Tag unserer Bekanntschaft gegen mich standst; Freund und Bruder waren die meinigen gegen Dich; Du warst mir mehr als das, Du warst mein Führer. Den Dank für Deine thätige Bruderliebe will ich nicht mit Worten auszudrücken versuchen. Gott, welcher das Herz kennt, weiß ihn; Du könntest ihn, wenn Du gegenwärtig wärest, in den Thränen meiner Augen lesen. O, wie oft, mein lieber theurer Blumhardt, — denke besonders an den Sommer 1802! — wie oft fand ich in Deinen Gesprächen Trost, Ruhe, Belehrung! Wie oft war mir Dein Beispiel ein Muster und Antrieb zum Guten! Deine acht christlichen Grundsätze sind als kostbare Perlen in meinem Innern

verwahrt; das Bild Deiner edlen Seele schwebt mir in seinen feinsten Zügen vor, und der Gedanke an Deine Freundes- und Bruderliebe erhebt mein Gemüth. Du hast ein Menschenherz, — wahrlich ein kostbarer Gewinn! — Du hast mein Herz gänzlich gewonnen! — Laß uns als ächte Streiter Jesu kämpfen, siegen, damit wir dort ewig vereinigt werden und auch unser Freundschaftskreis dereinst sich vor dem Throne Gottes rühmen könne: Vater, wir haben derer Keinen verloren, die du uns gegeben hast! Er gebe uns zu dem Ende den Geist Seines Sohnes zum Führer!“

In mehreren andern Blättern, die ihm seine Stubengenossen schrieben, finden sich ähnliche Aeußerungen und sie sind ein köstlich Zeugniß, daß Blumhardt vielen schon als Student zum Segen geworden ist.

Doch hatte er auch viel Schmach und Unbill zu tragen von Solchen, die für das Edle und Höhere, das in ihm war, kein Verständniß hatten. Einmal besonders steigerte sich die Bosheit eines seiner Stubengenossen bis zu den rohesten Mißhandlungen. Eben dieser Vorfall aber giebt den tiefsten Einblick in das Herz und den damaligen Zustand unfroes Freundes, und deßhalb ist er werth, daß er hier näher mitgetheilt werde. Blumhardt selbst beschreibt ihn folgendermaßen:

„Den 18. Jan. 1802, Nachts 10 Uhr. Kaum hellt sich meine Seele wieder ein wenig auf von dem schwarzen Dunkel, das seit einer Stunde dieselbe umzogen hat.

„Ich schäme mich, daß ich mich in den Staub verbergen möchte beim Rückblick auf die vergangene Stunde. Wie unträglich wird mir doch der Gedanke, daß Gott mich sah, daß Gott mich hörte, und daß Er jede Bewegung kennt, die meine Seele in Aufrühr brachte. Und, o möchte ich es mir nicht gestehen dürfen, daß ich in der vergangenen schwarzen Stunde fiel, auf eine furchtbare Weise fiel! Doch, es muß geschehen, mag sich mein betrogenes Herz noch so sehr dagegen sträuben; ich will es mir, ich will es dem Allwissen- den redlich gestehen, was ich in dieser furchtbaren Stunde that.

„N. N. suchte den ganzen Abend hindurch mich zum Besten zu haben, und — ich Thor, bemerkte nicht sogleich seine Absicht, und vernachlässigte es, mein Herz gegen die bevorstehende Versuchung zu waffnen. Als ich zur Thüre hinausgehen wollte, warf er die Thüre hinter mir zu, so daß dieselbe meinen rechten Arm auf eine schmerz-

hafte Weise quetschte. Statt mich nun sogleich zu fassen und ihm seine Handlung mit gesammeltem Ernst und ruhiger Haltung vorzustellen, fuhr ich, meines aufbrausenden Zornes nicht mächtig, zur Thüre hinein, schimpfte und schalt, und gab Veranlassung, daß es von beiden Seiten zu entehrenden Aeußerungen und sogar zu Thätlichkeiten kam. *)

„Wie viel anders würde ich doch jetzt handeln, wenn ich jetzt, nach so schmerzlicher Erfahrung meines ungestümen Zähorns, wieder in dem nämlichen Falle handeln sollte! Welch ein elender Thor war ich! Ach, möchte ich doch die verflossene Stunde zurückrufen können, die meinen Charakter so furchtbar gebrandmarkt hat. Ich war wilder als ein ungestümes Thier, und keinen Augenblick fiel mir der Gedanke ein, daß ich in diesem Falle als Christ handeln sollte! O wie bitter ist doch die Erinnerung an eine im Sündentaumel durchtobte Stunde! Welche Ungeheuer wohnen noch in meinem Herzen, die ich doch aus früheren traurigen Erfahrungen hätte kennen sollen, und die ich nicht kannte oder nicht kennen wollte! Wie sehr beunruhigt mich der Gedanke, der sonst meiner Seele so süß war: Gott sah dich! Ach, ich Armer, wer wird mich doch einmal von dieser durchpesteten Sinnlichkeit, die mich so oft bethört, erlösen! Ich möchte mich selbst vergessen können, um die Vorwürfe meines Gewissens nicht hören zu müssen! Doch ich muß, ich will es hören, mein strenganklagendes Gewissen! Ich will mich keinen Augenblick entschuldigen; denn ich bin ein strafwürdiger Sünder! Wie viele Schande habe ich doch in dieser finstern Stunde dem Christenthum gemacht! Keine Spur des Christenfinnes zeigte sich an mir! Ach ich Armer, möchte ich doch einen stillen Winkel finden, um mich vor dem allsehenden Richter in den Staub werfen und mein tiefbeschämtes, gepreßtes Herz vor Ihm ausleeren zu können. Verflucht seien die Sünden, die diese traurige Zerrüttung in meiner Seele hervorbrachten! Ach Vater der Barmherzigkeit, erbarme dich! Raum wage ich es, deine Barmherzigkeit anzurufen; denn ich bin keines Erbarmens nicht werth! Aber ich müßte verzweifeln, wenn du nicht Sünde vergiebst. Wo finde ich Ruhe, wo Sündenvergebung anders als bei dir? O laß nur einen Tropfen Barmherzig-

*) Handel erzählt, daß der Gegner, ein roher starker Bursche, sofort den viel schwächeren Blumhardt gefaßt und mit Gewalt zu Boden geworfen habe, und darauf habe Blumhardt seine volle Fassung und Ruhe wieder gewonnen.

keit mir zu Theil werden! Lieber möchte ich sterben und auf ewig vernichtet werden, als diese bitteren Vorwürfe in meiner Seele immer hören und einen Feind in mir herumtragen müssen! — O Jesus Christus, ich falle dir zu Füßen, erbarme dich und blicke herab in Gnade und Barmherzigkeit von deinem Thron auf mich Armen, der um unverdiente Gnade fleht. O hilf mir! Meinen Vorsätzen, und seien sie auch in der heiligsten Stunde geschworen, traue ich nicht mehr. Mein Herz betrügt mich! Gib mir ein neues Herz, dann ist mir geholfen. O hilf mir!“ —

Ein solches Selbstgericht, das nicht ein Wort der Anklage gegen die Bosheit des Andern hat, ist nur einem Gemüthe möglich, das an einen steten Wandel mit Gott gewöhnt ist.

Nicht bloß aber von Studiengenossen, sondern auch von seinen Repetenten hatte Blumhardt um seines freien Bekenntnisses willen oft bitteres Unrecht zu erfahren. So wurde er einst von einem derselben förmlich verhöhnt und auf boshafte Weise in Gegenwart von Andern gekränkt. Blumhardt schwieg; einige Tage darauf aber sprach er in einer Predigt, die er zu halten hatte, so ergreifend und salbungsvoll über die Worte Petri (1 Brief 3, 13): „Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachjaget?“ daß auch die bittersten Gegner beschämt wurden.

Sein Freund Nanz erwähnt noch eines andern Falles. „Noch erinnere ich mich,“ sagt er, „eines Umstandes aus unsrer Universitätszeit, bei welchem Blumhardt die Gediegenheit seines christlichen Sinnes auf eine edle Weise an den Tag legte. An einem Samstag Nachmittag, an welchem wir uns vorgenommen hatten, zur Vorbereitungs predigt auf das Abendmahl zu gehen, wurde die neue Locution publicirt. Da widersprach meinem seligen Freunde die Kränkung,“ daß er um drei Plätze hinunter versetzt wurde. Weder er, noch irgend Jemand konnte begreifen, womit er das verdient haben sollte, da seine soliden Kenntnisse und sein unermüdlicher Fleiß, sowie die völlige Untadelhaftigkeit seiner Sitten allgemein anerkannt waren. Nun war Blumhardt sehr bestürzt und tief gekränkt. Dessen ungeachtet blieb er gelassen, gieng mit ruhiger würdiger Fassung zur Vorbereitungs predigt und zum heiligen Abendmahl, und ich hörte nicht ein Wort des Unwillens aus seinem Munde über die ihm widerfahrne Kränkung.“

Einen eigenthümlichen Vorfall aus jener Zeit, der für Blum-

hardt's äußeres Durchkommen von wichtigen Folgen war, dürfen wir nicht übergehen.

Unter den Professoren, welche damals in Tübingen Theologie lehrten, war der ehrwürdige, aber etwas seltsame Dr. Uhländ der älteste.*) Noch heute sind mancherlei Anekdoten über diesen sonst höchst achtungswürdigen Mann in Umlauf. War er es doch, der drei volle Vorlesungen dazu verwandte, um das wahrscheinliche Maaß der Krüge zu erörtern, in denen zu Cana das Wasser in Wein verwandelt ward, wie er denn auch in den Vorlesungen, welche die biblische Geschichte des N. Testaments behandelten, im Lauf mehrerer Jahre nicht bis zur Sündfluth gekommen sein soll. Die Schwächen des Alters kamen dazu, um ihn bei seinen Vorträgen nicht selten zum Gegenstand des Gelächters und Muthwillens zu machen.

Es war in einer solchen Vorlesung, daß ein großer Theil der Studenten in offenes Gelächter ausbrach, und durch Nachahmung von allerlei Thiergeschrei den allgemeinen Tumult steigerte. Auch Blumhardt, der sonst so ernste gesammelte Mann, konnte nicht umhin, den Mund zum Lachen zu verziehen. In diesem Augenblick traf das Auge des schmerzlich verletzten (übrigens sehr kurzschichtigen) Lehrers mit dem unsres Blumhardt zusammen. Dieser erschrak über sich selbst und saß für den Rest der Stunde ernst und in sich gekehrt da. Die Vorlesung schloß und der ehrwürdige Greis, ehrwürdiger noch durch die große Perücke, die weißen Rabättchen und den theologischen Amtsröck, schritt langsam den Gang zwischen den Sitzen der Studenten entlang. Er schien sich nach Jemand umzusehen. Bei Blumhardt blieb er stehen, sah ihn eine Zeitlang schweigend an und fragte dann: „Sind Sie nicht der Herr Magister Blumhardt?“ Diesem gieng ein Stich durch's Herz. Auf die bejahende Antwort hieß ihn Dr. Uhländ folgen. Blumhardt gieng innerlich geschlagen hinter dem Lehrer drein, der, ohne sich umzuwenden, feierlichen Schrittes der nahen Amtswohnung (der sogenannten „Hölle“, weil sie an den Vergabhang gebaut ist und die Haustreppen abwärts, statt aufwärts führen) zugienge, schweigend in sein Studirzimmer trat und schweigend Kollegienhefte, Amtsröck und Perücke ablegte. Blumhardt blieb zunächst bei der Thüre stehen, sich gefaßt haltend auf eine wohlverdiente schmerzliche Rüge. Endlich

*) Er starb wenige Monate nach Blumhardt's Abgang von der Universität den 14. Dez. 1803 als 82jähriger Greis, „am Nachlaß der Natur.“

wendet sich Uhlund zu ihm und redet ihn in leutseligem Tone also an: „Sie sind also der Herr Magister Blumhardt! Nun ich habe in den letzten Tagen oft an Sie denken müssen. Sie sind arm, — sind Sie etwa gerade jetzt in Geldverlegenheit?“

Der Contrast dieser Anekdote mit dem, was Blumhardt gefürchtet, war zu groß, als daß dieser sofort Worte gefunden hätte. Er sah, wie aus einem schweren Traum erwachend, dem ehrwürdigen Mann ins Auge und alle Muskeln seines Angesichtes fiengen an sich zu bewegen, als wollte sich ein Thränenstrom Bahn brechen.

„Nicht wahr, so ist's“, fuhr der ehrwürdige Greis fort, „Sie brauchen Geld?“ — und indem er sich umwandte und aus einer Schublade seines Schreibtisches eine Rolle Geld hervornahm, um sie Blumhardt einzuhändigen, fuhr er fort: „Es ist mir eine Summe Geldes, eine alte Stiftung, eingehändigt worden für bedürftige und rechtschaffene Studenten, und ich wüßte keinen würdigeren als Sie. Nehmen Sie es.“

Blumhardt konnte die Thränen nicht verhalten. Er fand keine Worte, seine Ueberraschung, seinen Dank auszusprechen. Seine Thränen waren mehr als Worte. „Wenn Sie wieder Geld brauchen, lieber Herr Magister“, fuhr der leutselige Alte fort, „so kommen Sie nur unbefangen zu mir.“ —

Als viele Jahre später Blumhardt mit einigen Freunden an stillem Abend beisammen saß und man vorschlug, daß Jeder aus seinem Leben eines der wichtigeren Ereignisse erzählen solle, da hat Blumhardt diese Erfahrung mitgetheilt.

3. Der Schluß der Universitätszeit.

Blumhardt fühlte sich im engeren Kreise seiner Freunde sehr glücklich. Aber er war nicht damit zufrieden, daß er sich an seine gleichgesinnten Altersgenossen anlehnte; er bedurfte und suchte auch Umgang mit älteren und erfahreneren Männern. Nanz schreibt: „daß die Professoren damals den Studenten nahe gestanden seien, kann nicht behauptet werden. Am nächsten stand unsrem engeren Kreise der selige Dr. Flatt. Sein Haus stand uns stets zum Besuch offen, und namentlich hatte sich Blumhardt eines besonders

freundlichen Umgangs mit diesem liebenswürdigen Manne zu erfreuen. Jeden Donnerstag Morgen vor der Kirche vereinigte er uns bei sich zu einer erbaulichen Betrachtung eines paulinischen Briefes, die uns unbeschreiblich werth war.“ — „In den zwei ersten Universitätsjahren“, so fügt Handel bei, „sammelten sich an den Sonntagabenden etwa sechs Studenten aus dem Stift und aus der Stadt bei einer Frau Geheimräthin Kapff, Schwester des seligen Stadtpfarrers Dann, die uns mit Detinger's Schriften etwas vertraut zu machen suchte; es war aber mehr Besuch und Gespräch, als eigentliche Erbauung. Auf diesen Besuchen ruhte einige Schmach, sowie auf dem Umgang mit einem nahe beim Stift wohnenden alten gottseligen Schnetder Hünziger, der nur mir und Blumhardt, wie früher dem theuren Steinkopf, behagte“.

Gegen Ende seines Aufenthalts in Tübingen wurde Blumhardt von einem älteren Freunde, dem nachmals mit ihm so innig verbundenen Kaufmann J. J. Häring aus Stuttgart, welcher die Messe in Tübingen regelmäßig zu besuchen pflegte, in das Haus eines frommen gottesfürchtigen Bürgers der Universitätsstadt eingeführt, — ein Besuch, der für seinen ganzen künftigen Lebensgang so folgenreich geworden ist. Es war die Familie des Siebmachers Maier. Sie bestand aus dem stillen wackern Hausvater, der sein Bekenntniß zu Christo mit einem untadeligen Wandel zierte, sodann aus der geschäftigen, gemüthvollen Hausmutter, die den rechten Mariensinn mit der Sorglichkeit der Martha zu verbinden verstand, und endlich aus dem einzigen Kinde, der Tochter Julie, die eben in der frischesten Blüthe ihrer Jugend stand. Sie verband mit einer holden Anmuth einen reichen, feinsinnigen Verstand und eine für ein damaliges Bürgerkind ungewöhnliche Bildung, und war unter dem milden Lichte einer stillen verborgenen Häuslichkeit und unter den Einflüssen einer gefunden christlichen Erziehung eine der lieblichsten Erscheinungen im Kreise ihrer Altersgenossinnen geworden. Mit Härings Hause in Stuttgart stand ihr Vater in innigster Verbindung und dadurch auch mit vielen der edelsten Geister jener Zeit. Julie, die in Härings Familie wie das Kind des Hauses einheimisch war, lernte in demselben auch Jung-Stilling kennen. Sie trat mit ihm in Correspondenz. „Theure, gute Seele“, schreibt jener (6. Nov. 1802) an die junge liebenswürdige Tochter, „Ihr Herz ergieße sich im Gefühl der christlichen Liebe, und diese ist auch die Frucht und das eigentliche Merk-

mal des wahren Christenthums. Christus ist der Weinstock, wir sind die Reben an ihm. Er hat sich für uns zu Tode geliebet. Wer also Geist und Leben aus Seiner Fülle durch Glauben und Gnade in sein Wesen aufnimmt, der liebt — liebt rein und lauterlich. Herr, mache uns völlig in der Liebe! Demuth sei unser Licht, und Liebe unsere Wärme! — Meine Elise und ich grüßen Sie mit der zärtlichsten Liebe. Der Herr sei Ihnen innig nahe und Ihrem ewig liebenden Bruder H. Jung“.

Schon beim ersten Besuch machte die hochgewachsene anmuthige Gestalt Juliens und die gemüthvolle harmlose Innigkeit ihres Wesens einen tiefen Eindruck auf den zart- und feinfühlenden Blumhardt. Aber seine Schüchternheit, namentlich im Umgang mit dem andern Geschlecht, ließ ihn kaum ein Wort wechseln mit der Tochter. Dazu kam, daß seine eigenen armseligen Verhältnisse, sowie seine Jugend, ihm den Gedanken an irgend eine Annäherung ganz und gar ferne rückten. Aber ihr Bild trug er mit sich nach Hause, und als er von dem wackeren Siebmacher und seiner trefflichen Hausfrau, welche beide zu Blumhardt vom ersten Zusammentreffen an eine besondere Liebe gefaßt hatten, beim Abschied eingeladen wurde, ihr Haus wieder zu besuchen, nahm er es dankbar an und rechnete diesen Tag unter die schönsten Gaben seines Gottes. Von nun an konnte er des frommen Siebmachers Tochter nicht wieder vergessen. Wie ernst und nüchtern er aber zugleich die Sache ansah, davon zeugt eine Stelle in seinen Notizen aus jener Zeit. Er schreibt: „Es ist eine jugendliche Thorheit, der Vorsehung die Wege vorzeichnen zu wollen, auf denen sie uns durch's Leben führen soll. Wir handeln unrecht, wenn wir uns an ein lebenswürdiges Wesen fesseln lassen und sie zur trauten Gefährtin unsres Lebens erwählen, ehe wir die Laufbahn kennen, in die wir eintreten sollen; ehe wir untersucht haben, ob auf dieser nicht Umstände eintreten können, die uns nöthigen, die geliebte Hand zu verlassen, mit der wir durch dieses Leben wandern wollten. Es ist ein Eingriff in die Rechte der Vorsehung, einen Schritt in dieser Sache zu wagen, ehe wir zur vollen Gewißheit gekommen sind, daß Gottes Wille uns in dieser Sache leitet. . . Wir sind es dem Herrn, wir sind es unsrer eigenen Ruhe und der Ruhe der Freundin, die wir lieben, schuldig, keine bestimmten Hoffnungen in ihr oder uns zu veranlassen, wo sie doch ihrer Natur nach nur unbestimmt sein können. Man verschließe seine Neigung in sein Herz so lange, bis

Gott uns den Standpunkt angewiesen hat, auf dem wir in diesem Leben thätig sein sollen. Und stellen sich unsrer Neigung unüberwindliche Hindernisse in den Weg, so wollen wir uns dem Herrn demuthsvoll unterwerfen, und wo es Seiner Weisheit so gefällt, mit der Liebe im Herzen von diesem Leben scheiden."

Ueber diesen Grundsätzen hat Blumhardt treu und gewissenhaft gehalten. Julie selbst bezeugte noch als trauernde Wittve, daß er mit der zartesten Vorsicht, mit großer Scheu und Zurückhaltung sich gegen sie benommen, zwar je und je ihr Haus besucht und herzlich und freimüthig mit den Eltern über allerlei Gegenstände des christlichen Lebens geredet, aber nie sich über das, was in seinem Innern vorgieng, verrathen habe. Wohl fand das scharfe Auge der Jungfrau auch unter solchen Verhältnissen die leisen Spuren heraus, welche Blumhardt's Neigung verriethen, und je mehr die Eltern den bescheidenen, demüthigen und frommen Jüngling liebten, hochschätzten und rühmten, desto fester setzte sich auch im Herzen der Tochter eine stille Zuneigung neben inniger Hochachtung gegen ihn fest. Erst viel später, als Blumhardt bereits mehrere Jahre von Tübingen weg und in eine weit entfernte Sphäre der Thätigkeit getreten war, wagte er es, sich gegen die Eltern Juliens auszusprechen, und Gott krönte sein gläubig stilles Zuwarten durch die Gewißheit, daß ihm diese Seele zur Lebensgefährtin beschieden sei.

Uebrigens sorgte die göttliche Zucht dafür, daß bei Blumhardt nicht etwa das Fleisch zum Grünen und Fruchtttragen komme. Sein Freund Nanz sagt zwar über jene Zeit: „Von Dornenwegen wußten wir in Tübingen nur wenig;" allein das gilt von Blumhardt nicht. Allerdings sahen selbst seine nächsten Freunde wenig von den Dornen, die auf seinem Wege auch damals wuchsen; denn er war immer heiter, gesprächig, gesellig und wußte in den Kreisen seiner Freunde stets Leben und Munterkeit um sich zu verbreiten; aber im Stillen hatte er viel Schweres zu tragen. Zu den schwersten Lasten in jener Zeit gehörten die Nahrungsorgen. Ohne alles Vermögen, wie er war, hatte er nicht blos für sein eigenes Auskommen, für Kleider, Bücher, Collegiengelder u., sondern zum Theil auch noch für seine verwaisten Geschwister zu sorgen. Zu dem Ende arbeitete er mit dem angestrengtesten Fleiße meist bis tief in die Nacht hinein, um seine theologischen Aufgaben zu bewältigen, während er den Tag über in den Freistunden bald da bald dort Privatlectionen gab, um sich etwas zu erwerben.

Diese an seinem Herzen oft nagende Noth verbarg er jedoch vor Jedermann, so daß Niemand ahnte, was in seinem Innern vorgieng. Aber seine Gesundheit wurde untergraben. Im Anfange des Jahres 1803 wurde er von einem Nervenfieber ergriffen, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Das war freilich eine andere „hohe Schule“, in die er hier noch geführt wurde. Die verborgensten Tiefen und Falten seines Herzens wurden vom Geiste Gottes durchsucht. Da seufzte er mit David; „Siehe, meine Lage sind einer Hand breit bei dir, und mein Leben ist wie nichts vor dir. Deine Pfeile stecken in mir und deine Hand lastet schwer auf mir. Errette mich von aller meiner Sünde und laß mich nicht den Narren zu Spott werden. Wenn du Einen züchtigest um der Sünde willen, so wird seine Schöne verzehret wie von Motten. Höre mein Gebet, Herr, und vernimm mein Schreien und schweige nicht über meinen Thränen; denn ich bin dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter vor mir. Laß ab von mir, daß ich mich erquicke, ehe denn ich hinsahre und nicht mehr da sei.“ Unter diesen Durchsuchungen des heiligen Geistes brach alles das vollends zusammen, was ihm aus einer ungöttlichen Philosophie und todten Theologie etwa noch anhaften mochte. Er fand volle Vergehung der Sünden in Christi Blut und hatte nun im Licht der nahen Ewigkeit noch recht lebendig erfahren, daß nichts Stich halte, was nicht aus Gott ist. „Es war noch just ein schidlicher Zeitpunkt, wo es dem lieben Heiland gefiel, sich recht bequem mit Ihnen zu unterhalten“, so schrieb ihm damals ein theurer Freund aus Basel. Blumhardt genas zwar vollständig nach 6—8 Wochen, behielt aber doch zum Andenken daran viele körperliche Gebrechen, die ihm noch lange hernach fühlbar waren. Er schrieb an den Freund in Basel: „Die unaussprechlichen Beweise Seiner unverdienten Vaterhuld habe ich während meiner Krankheit so erfahren, daß ich mich auf's Neue aufgefördert fand, mein ganzes Wesen Seinem Dienste hinzugeben. Es ist etwas unaussprechlich Beseligendes und Glaubenstärkendes um das stille Werken auf die Wege des Herrn mit uns und Andern. Man erkennt Wahrheiten und erhält Genüsse, welche Andern etwas ganz Fremdes sind, weil ihnen dieß stille Werken auf die Spuren der göttlichen Weisheit und Treue fremd ist. In dem Kleinen, Unscheinbaren, Verborgenen lernt man die tiefe unerforschliche Weisheit Gottes am besten kennen. Und wer einmal einen Tropfen nur von dieser süßen Quelle gekostet hat, dem ekelt an Allem, was von Jesus ab-

führt, was ihn dem suchenden Blicke des Geistes entzieht und unser Herz unempfindlich für Ihn macht“.

Mit dieser ernstesten praktischen Lection endigte an Ostern 1803 seine akademische Laufbahn. Er schied mit tiefbewegtem Herzen aus dem Kreise seiner Freunde, um bald auch seinem Vaterlande für eine Reihe von Jahren Lebewohl zu sagen.

Missionsliteratur.

Nacht und Morgen. Erzählungen aus der Geschichte der evangelischen Heidenmission, gesammelt und herausgegeben von Gustav Leonhardi, Diakonus zu Waldenburg und Pfarrer zu Schwaben. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von C. Bredt. 1859.

Das Büchlein erfuhr innerhalb 20 Monaten die zweite Auflage, was schon an und für sich eine gute Empfehlung ist. Es will nicht eine Geschichte der Mission, sondern Geschichten oder kürzere Erzählungen aus derselben geben und dadurch zur näheren Kenntnißnahme der Mission überhaupt anregen. Zugleich soll es „als ein Exempelbuch mannigfacher segensreicher Erfahrungen im Reiche Gottes den Predigern und Lehrern eine vielleicht willkommene Handreichung thun.“ Die zweckmäßige Gruppierung der einzelnen Erzählungen unter den vier Rubriken: 1. Finsterniß des Heidenthums (54 Geschichten), 2. das Sehnen nach Erlösung (25), 3. die Aufnahme des Heils (40), und 4. der Wandel im Licht (121), sowie das beigelegte „Register der Erzählungen nach Ordnung des lutherischen Katechismus“, erleichtert den Gebrauch für bestimmte Zwecke, während die Auswahl der einzelnen Geschichten von großer Sorgfalt und fleißigem Suchen zeugt. Die Darstellung dürfte jeweilen lebendiger, gewählter, fesselnder sein. Doch soll ja dem, der das Büchlein für Missionsstunden, Festreden u. gebraucht, hauptsächlich der Stoff, nicht auch nothwendig die Form dargereicht werden.

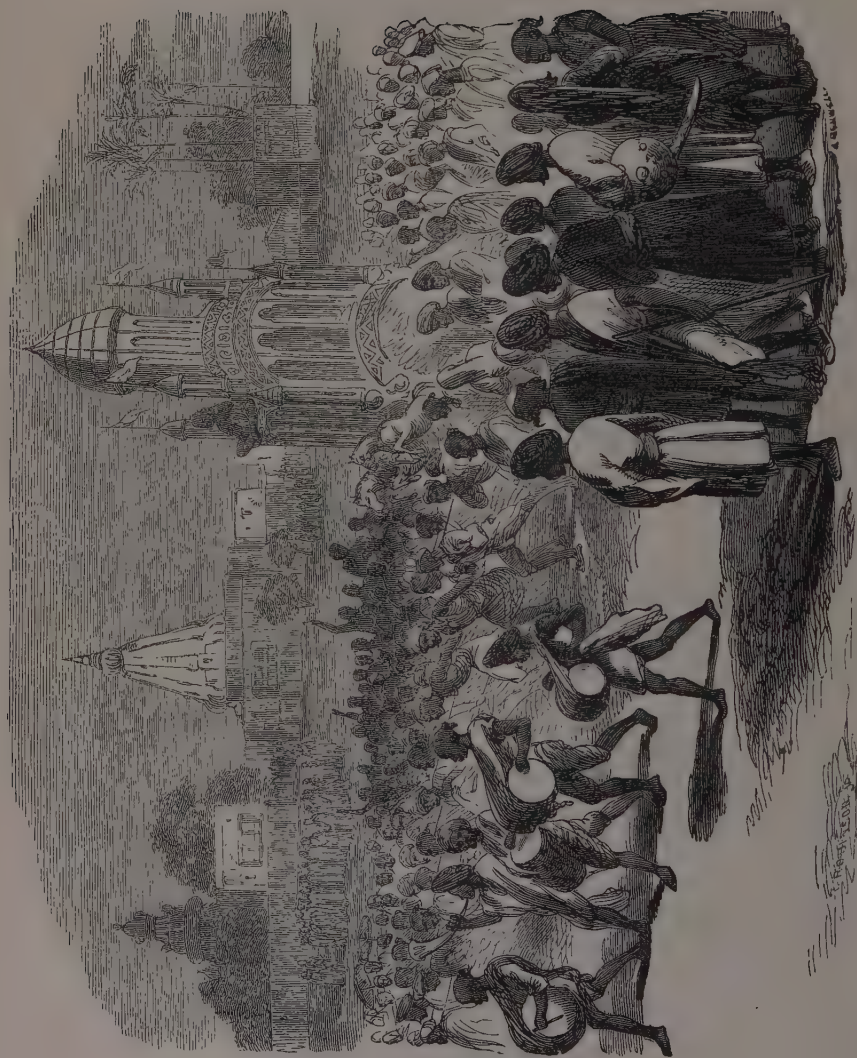
Von der kleinen Missionsbibliothek oder Land und Leute, Arbeiter und Arbeiten, Kämpfe und Siege auf dem Gebiete der evangelischen Heidenmission von Dr. G. C. Burkhardt, Archidiacon in Delitzsch ist nun der zweite Band erschienen. Der erste hatte sich mit Amerika beschäftigt, der zweite behandelt die Mission in Afrika. Und zwar 1. die Neger in Westafrika. Land und Leute; die ersten Missionsversuche; Sierra Leone und die angrenzenden Negerstämme; Liberia und Cap Palmas; die Goldküste und die Ashante-Mission; die Sklavenküste und die Yoruba-Mission; die Nigerverpeditionen; die Bai von Biafra; Senegambien.

2. Die Völkervölker in Südafrika; und zwar die Hottentottenstämme, die Betschuanenstämme, die Kaffernstämme. 3. Das Festland und die Inseln von Ostafrika (besonders Abyssinien, Madagaskar und Mauritius). — Der dritte Band soll Vorderindien, Hinterindien und China, endlich der vierte die ganze noch übrige Inselwelt (Oceanien) zusammenfassen.

Das erste Heft dieses zweiten Bandes betreffend spricht sich der Verfasser im Vorwort dahin aus, daß ihm selbst diese Darstellung der Ausbreitung des Evangeliums in Westafrika als die interessanteste Abtheilung seiner bisherigen Arbeit erscheine. In der That ist ja auf diesen tödtlichen Küsten die dem Glauben gestellte Aufgabe so schwer, der Kampf so heiß, die Zahl der Opfer so groß gewesen, daß mehr als einmal die Herzen verzagen wollten und auch von wahren Jüngern des Herrn die Frage aufgeworfen wurde, ob es recht sei, immer neue Versuche zu machen. Und nun sind doch auf einer Reihe von Punkten so edle Früchte erwachsen. Die Beschäftigung mit diesem Theil der Missionsgeschichte ist daher von besonderer Wichtigkeit, weil eine besonders mächtige Ermunterung, dem Herrn Alles zuzutrauen. Dabei war es übrigens dem Verfasser bei der westafrikanischen und noch mehr bei der südafrikanischen Mission nicht sowohl um die Sammlung einzelner Züge als um einen planmäßigen Ueberblick des Entwicklungsganges im Ganzen zu thun. Für solche, welche weitere Ausführungen und Spezialitäten begehren, hat er überall auf die betreffenden Stellen der Missionsblätter und anderer Missionschriften verwiesen, so daß wer diese zur Hand hat, das Einzelne daselbst finden kann. Wir wünschen dieser fleißigen Zusammenstellung des Materials, welche dem Leser auf fünfthalbhundert Seiten die vielverzweigte Missionsarbeit in Afrika zur Anschauung bringt, einen weiten Leserkreis. Bei der großen Menge der Missions-Unternehmungen in Afrika — wie viele Gesellschaften haben namentlich die südafrikanischen Stämme in Angriff genommen — ist eine übersichtliche Darstellung von besonderm Werth. Daneben bietet wiederum der blutgetränkte Boden Madagaskars und das jetzt hoffnungsreiche Abyssinien ein ausgezeichnetes Interesse dar.

Die Volksstämme der Nilagiris. Ihr sociales Leben und ihre religiösen Gebräuche. Mit einer Karte der Nilagiris. Von J. F. Mez, evang. Missionar in Kati auf den Nilagiris. Basel, Verlag des Missionshauses. 1858.

Dieses Büchlein entwirft ein schlichtes, aber sehr anschauliches Bild der verschiedenen Hindustämme, welche auf den blauen Bergen wohnen. Es stammt aus der Feder eines Mannes, welcher in unverdrossener Treue lange Jahre hindurch das Evangelium in einer großen Menge der hin und her zerstreuten Dörfer angeboten hat, und ist um so interessanter, als, seitdem es geschrieben wurde, nun endlich einige Familien den Bann des Heidenthums mit Kraft durchbrochen haben.



Festung bei einem indischen Götzenfest.

Samuel Hebich

und das

Gökenfest in Taliparambu.

Eines Tages kam Missionar Arthur in Südindien während der Unterhaltung mit einem Brahmanen auch auf China zu reden. Der Mann hatte wohl schon den Namen dieses Landes gehört, aber das war auch Alles, was er davon wußte. „Er fragte mich,“ erzählt Arthur, „ob es ein großes Land sei und viele Einwohner habe. Als ich nun erwiderte, daß in China mehr Leute wohnen, als in ganz Indien, schüttelte er ungläubig lächelnd den Kopf, als wollte er mich bedeuten, ich möge ihn nicht zum Besten haben; denn für einen Brahmanen ist Indien die ganze Welt, und die Länder, die jenseits seiner heiligen Grenzen liegen, sind ihm nur kleine unbedeutende Flecken Landes. Ich wiederholte aber meine Versicherung. 'Nun,' fragte er endlich, 'wie viele Leute wohnen denn dort?' — 'Zwischen 330 und 360 Millionen,' sagte ich. — 'Dreihundert und dreißig Millionen?' rief der Brahmane mit einem unbeschreiblichen Erstaunen: 'unmöglich! Dreihundert und dreißig Millionen? Wie kann das sein? Das wäre ja gerade so viel als es Götter giebt!'"

Es läßt sich nachweisen, daß die ältesten Indier drei Götter vor andern verehrten, nemlich den Indra, Agni und Varuna. Dann werden in sehr alten Liedern „die 33 Gottheiten“ gefeiert. Wie diese sich theilten in kleine und große, in lichte und dunkle, in alte und junge Götter, wie dann die früheren Vorstellungen und Namen von immer neuen verdrängt wurden, können wir hier nicht ausführen. Zuletzt haben die Brahmanen, die Alles gern nach Laß und Krores (d. h. nach Hunderttausenden und zehn Millionen) messen, die Götter-

zahl auf 33 Krores oder 330 Millionen festgesetzt. Der Ausdruck bezeichnet die unendliche Fülle göttlicher Wesen, welche in den drei Welten, Himmel, Erde und Unterwelt, wohnen sollen. Auch Griechenland und Rom vermochten die Zahl ihrer Götter nicht zu ermessen. Ebenso gieng es natürlicher Weise unsern deutschen Vorfahren. Sobald ein Volk den reinen Gottesbegriff, als des Ueberweltlichen und seinem Grundwesen nach von der geschaffenen Welt Geschiedenen, verliert und das Geschaffene und Sichtbare an die Stelle des Schöpfers setzt, verliert es auch die Idee der Einheit Gottes, und die Zahl der Gottheiten muß so groß werden, als die der sichtbaren, geschaffenen Dinge. Es giebt hier keine Grenze mehr. Unvergleichlich schön malt das Buch der Weisheit (Cap. 13) den stufenweisen, immer rascher in die Tiefe gehenden Fortschritt der Natur- und Weltvergötterung in der Heidenwelt. Zuerst fällt der vom Schöpfer abgefallene, irrende Menscheng Geist auf solche Dinge, deren „Macht, Kraft und Schönheit“ ihn mit Bewunderung erfüllen. „Sie halten entweder das Feuer, oder Wind, oder schnelle Luft, oder den Kreis der Sterne, oder mächtiges Wasser, oder die Lichter am Himmel für Götter, die die Welt regieren. . . Wie wohl über sie nicht so gar hoch zu klagen ist“ [d. h. es ist dieß noch immer eine edlere Form des Heidenthums und sowohl im Hinduismus als auch sonst die nachweisbar älteste]. Dann zeigt der weise Verfasser des Buches, wie der einmal verirrete Menscheng Geist nach dem Gesetz der Schwere immer tiefer in die Verblendung und Thorheit hinabsinkt und endlich seiner eigenen Hände Werk anbetet. „Aber das sind die Unseligen,“ fährt er fort, „die da Menschen nach werf Gott heißen, als Gold oder Silber, das durch Kunstfleiß zugerichtet ist, und Bildnisse der Thiere, oder unnütze Steine, so vor Alters mit Händen gemacht sind. Oder, wenn ein Zimmermann etwa einen schwanken Baum abhauet, und schälet verständig alle Rinde davon und zimmert fein ein nützliches Geräthe daraus zur Nothdurft im Leben; die Späne aber von solcher Arbeit brauchet er Speise zu kochen, daß er satt werde; einen Abfall aber darunter, der zu gar nichts nütze ist, ein krummes und ästiges Holz, nimmt und schniget er, wenn er müßig ist, mit Fleiß und bildet es nach seines Verstandes Erfahrung, und macht es eines Menschen oder verachteten Thieres Bilde gleich; und bespreicht es mit Mennig und malt ihm die Haut mit Farbe roth, und wo ein Fleck daran ist, streicht er's zu und macht ihm ein anständiges Häuslein, und

setzt es in die Wand, und heftet's fest mit Eisen; und versorget es wohl, daß es nicht falle. Denn er weiß, daß es ihm selber nicht helfen kann; denn es ist ein Bild und bedarf wohl Hülfe. Und so er betet für seine Güter, für seinen Ghestand, für seine Kinder, schämet er sich nicht, mit einem Leblosen zu reden, und ruft den Schwachen um Gesundheit an, bittet den Todten ums Leben, flehet dem Un-
tüchtigen um Hülfe, und dem, so nicht gehen kann, um glückliche Reise; und für sein Gewerbe, Werk und Gelingen seiner Hände bittet er den, so gar nichts mit den Händen zu thun vermag, um gesegnetes Thun."

Ist's nicht, als wenn in diesen Worten das Bild Indiens uns vor Augen gemalt würde? Aber das Buch der Weisheit geht in seinen Schilderungen noch weiter. „Ein Vater," heißt es Cap. 14, „so er über seinen Sohn, der ihm allzufrüh dahin genommen ward, Leid und Schmerzen trägt, läßt er ein Bild von ihm machen, und fängt an, den, so ein tochter Mensch ist, nun für einen Gott zu ehren, und stiftet unter den Seinen Gottesdienst und Opfer. Darnach mit der Zeit wird solche gottlose Weise beseitiget und für ein Recht gehalten." Indien giebt unter den mannigfaltigsten Formen auch hiesür Beispiele genug. Hören wir, was Missionar Arthur in seinem Buche über Meijur (in Südbindien) erzählt.

„Vor etwa 200 Jahren lebte in der Stadt Gubbí (in der Nähe von Bangalore) ein Schulmeister, der durch seine Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Weisheit sich in der ganzen Umgegend einen Namen erworben hatte. Bei seinem Tode trauerte die ganze Stadt über den Verlust ihres weisesten Mannes. Man bestattete ihn mit großer Feierlichkeit und errichtete ein ansehnliches Denkmal über seinem Grabe. Unter seinen Schülern nun befand sich ein Mann, Namens Bare Ganda, der in Regierungsdienste eintrat und von Stufe zu Stufe rasch emporstieg, bis er ein hoher Staatsbeamter wurde. Eines Tages versammelte er die Aeltesten seiner Vaterstadt und erklärte ihnen, wie er sein ganzes Emporkommen nur dem Unterrichte seines ausgezeichneten Lehrers zu verdanken habe, und wie er vollkommen überzeugt sei, daß ein so frommer und weiser Mann, ein so tugendhafter, gelehrter und außerordentlicher Lehrer, wie der Verstorbene gewesen, nicht ein gewöhnlicher Sterblicher könne gewesen sein, sondern er halte ihn für eine Menschwerdung des Gottes Schiwa. 'Wenn er aber,' fuhr er fort, 'eine Menschwerdung Schiwa's war,

ist es dann nicht billig, daß er auch göttlich verehrt werde?' Die Ältesten erwiederten: 'Man muß ihn göttlich verehren.' Nun erbot sich Väre Gauda, auf seine Kosten einen Tempel zu errichten und für einen regelmäßigen Gottesdienst zu Ehren des neuen Gottes zu sorgen, der den Namen 'Gubbi Appa,' d. h. Vater von Gubbi, erhielt. So wurde der jetzt noch stehende Tempel erbaut, eine Anzahl Priester und Tempeldirnen bestellt, ein Stück Land als Tempelstiftung ausgesondert, um von dessen Ertrag die Ausgaben zu bestreiten, ein Bild fabricirt, in aller Form geweiht und endlich im Tempel aufgestellt. Gubbi Appa fand bald in der ganzen Umgegend zahlreiche Verehrer, ja alle andern Götter der Stadt wurden von ihm überstrahlt und kamen in Abgang. . . . Ich hörte eine alte Frau sagen: 'Was? Ich soll nicht mehr zu Gubbi Appa beten? Er ist es ja, der mir Gesundheit, Nahrung, Alles giebt. Er schützt mein Haus gegen Räuber und böse Geister; er hält Krankheiten von mir ab; er giebt mir Kraft zur Arbeit; er thut Alles für mich. Es giebt keinen Gott wie Gubbi Appa; zu Gubbi Appa muß ich beten.' Die Kaufleute der Stadt haben die Gewohnheit, wenn ihnen ein Geschäft gelungen ist, einen Theil des Gewinns dem Gubbi Appa zu weihen; 'denn,' sagen sie, 'er giebt uns Gesundheit und Erfolg; deshalb ist es nicht mehr als billig, daß wir ihn dafür ehren. Thäten wir das nicht, so wären wir nicht werth, daß er uns wieder ein Geschäft gelingen ließe.' Alles Heil wird von Gubbi Appa hergeleitet. Selbst Wunder aller Art werden erzählt und zuversichtlich geglaubt. Einmal sollen Diebe bei Nacht über die Tempelmauer gestiegen sein, das Heiligthum erbrochen, alle Kostbarkeiten geraubt und den Gott selbst viele Meilen weit mit sich fortgenommen haben. Aber mit einem einzigen Sprung entgieng Gubbi Appa den Händen seiner Räuber und stellte sich wieder auf seinem Altare ein, zur unbeschreiblichen Freude seiner Verehrer, die am Morgen mit Schrecken die leere Stelle wahrgenommen hatten."

Was Missionar Arthur von Gubbi Appa erzählt, das kehrt in ganz Indien hundert- und tausendfach wieder. Die Götter des Landes mehrten sich von einem Jahr zum andern. Es kommt immer nur darauf an, einestheils daß irgend ein angesehenener Mann die Kosten für die Errichtung eines Tempels und für die Anordnung des Tempeldienstes übernehme, andernteils, daß die fungirenden Priester durch schlaue erfundene Sagen von Wundern, durch Pomp und Glanz

der jährlichen Feste und durch andere, auf die sinnliche Phantasie des Hindu berechnete Mittel ihren Gott zu Ehren zu bringen verstehen. Liegt es doch im Interesse der Priesterschaft eines Tempels, denselben zu einem Sammel- und Wallfahrtsort für Tausende und Zehntausende ihrer verblendeten Landsleute zu machen, um dann aus dem Aberglauben der Pilger reichen Gewinn zu ziehen.

Die Art und Weise des Götterdienstes ist in Indien sich fast überall gleich. Der Gott empfängt jeden Morgen und Abend sein Opfer. Die heilige Lampe wird geschmückt; einige Tropfen Del und geschmolzene Butter werden auf den Gott und vor ihm gesprengt; dann naht der Andächtige mit seinen Opfergaben von Früchten, Blumen, geschmolzener Butter, Reis oder wohl auch von Kleidern, Geld, Juwelen und kostbaren Metallen. Der Priester weht die Gabe vor dem Götterbild, wandelt dann mit derselben um das Bild herum, nimmt einen Theil davon für sich und giebt das Uebrige zurück. Mittlerweile steht der Opfernde gebückt und die an einander gelegten flachen Hände vor die Stirne haltend, da und murmelt die Namen des Gottes oder irgend eine Gebetsformel, oder er wirft sich bei feierlicheren Gelegenheiten auf die Erde und berührt mit der Stirne, der Brust, den Schultern und beiden Händen und Füßen zugleich den Boden. Von gemeinschaftlichem Gottesdienst weiß der Hindu nichts. Beim Abendopfer ist es gewöhnlich, daß mit einer Glocke geläutet wird; dann sammeln sich die Musikanten und Tempeldirnen und spielen, tanzen und singen vor dem Gott bis in die Nacht hinein. Welche Schändlichkeiten aber dann in der Regel folgen, das ist zur Genüge bekannt.

Jeder Gott in Indien hat sein jährliches Fest. Dasselbe währt, je nach der Bedeutung und Herrlichkeit des Gottes, längere oder kürzere Zeit. Nicht selten umfaßt es einen Zeitraum von acht, zehn und vierzehn Tagen, wobei jeder Tag seine eigenthümliche Festlichkeit hat. Ein solches Gözenfest hat aber keineswegs einen ausschließlich religiösen Charakter. Es verbindet sich damit immer eine Art Jahrmakkt mit seinen Beigaben von Volksbelustigungen aller Art. Wer schon in katholischen Ländern dem Jahrestag eines großen und gefeierten Schutzpatrons oder einer Kirchweih angewohnt hat, wo Tausende von nah und fern zusammenströmen, um in der wunderbarsten Weise Fleisch und Geist, Gott und Welt, Andacht und tolle Lust zu vermengen, der mag sich ein annäherndes Bild von einem indischen

Gözenfest machen, nur mit dem Unterschied, daß hier noch unendlich mehr sinnbetäubendes Gepränge, unverhüllte Lieberlichkeit und Zuchtlosigkeit und nächtliche Gräuelpfeiffe stattfinden. Missionar Arthur schildert das Jahresfest des oben erwähnten Gubbi Appa in äußerst anschaulicher Weise. „Schon mehrere Tage zuvor,“ schreibt er, „sah man die Spitze des Gözenwagens über die Wipfel der Bäume emporragen. Die Abbildungen, die Jedermann von dem Wagen des Dschaggannätha gesehen, geben eine richtige Vorstellung von den eigenthümlichen Karren, welche im ganzen Lande bei Gözenprozessionen gebraucht werden. Es ist ein schwerfälliger, thurmähnlicher Bau von Holz, der in mehreren terrassenförmigen Stockwerken emporsteigt und auf vier kolossalen, massenhaften Rädern von Holz ruht. Am festgesetzten Tag strömten große Schaaren Volks von allen Seiten zu der geheiligten Stätte herbei. Es war unmöglich, daß sie Alle ein Unterkommen in Hütten und Häusern gefunden hätten, und so wählte jede Gruppe einen Platz unter irgend einem Baum, um hier die Nacht zuzubringen. Zugleich mit den Festbesuchern fand sich eine große Menge Gaukler und Taschenspieler, sowie Leute mit Sehenswürdigkeiten und Hazardspielen ein. Jene auch in Europa bei den Jahrmärkten so beliebten Schwingtschaukeln, wo vier Schaukelsitze zu gleicher Zeit einer über dem andern wie ein aufrecht stehendes Rad sich bewegen, durften nicht fehlen, und unaufhörlich waren dieselben mit einer Ladung toller, lärmender Jungen in Bewegung. Hier ergözte sich eine Gruppe Muhamedaner an einem Hahnengefecht, während die Hindus das Schauspiel von Widerkämpfen vorzogen. Auf dem Bazar aber, dieser langen Reihe von Kaufläden und Buden, wo Alles, was der indische Markt aufweist, zum Kauf ausgestellt ist, bewegte sich in buntester Mannigfaltigkeit die Menge der Käufer und Verkäufer, und erfüllte die Luft mit dem betäubenden Summen und Schwirren unzähliger Stimmen.

„Als wir gegen Abend durch das östliche Thor der Stadt eintraten, begegnete uns eben eine prunkvolle Prozession. Voraus zog eine Musikbande. Dann kam ein Zug von Hindufräuen, die ihre eigene Kunst und die Schätze ihrer Männer erschöpft zu haben schienen, um sich möglichst glänzend zu schmücken. Ihre seidenen Gewänder waren kostbar, ihre Juwelen zahllos; sie schimmerten von Gold und Geschmelde, und während sie einherschritten, tönten ihre Fußgelenke von den silbernen Glöcklein und Ringen, mit denen sie

bedeckt waren. Ihre Wangen waren mit Safran, ihre Zähne mit Zinnober gefärbt, und um ihre schwarzen Augen waren Ringe von der schwärzesten Farbe gezogen. Sie schritten langsam und feierlich einher, während Jede von ihnen auf den flachen Händen zwei Gefäße trug, die einen von polirtem Messing, die andern von Silber, worauf in höchst geschmackvoller Weise Früchte aller Art, Bananen, Mango's, Ananas, Granatäpfel, Limonen, Orangen und Büschel der heiligen Münze (Tulasī) zurechtgelegt waren. Die Frauen selbst aber waren auf einem zu heiligen Gang begriffen, als daß sie die gemeine Erde hätten betreten dürfen. Vor ihnen her breitete ein Mann Umwurfkleider von Seidenzeug auf den Boden, wie sie von vornehmen Frauen in Indien getragen zu werden pflegen, und auf diesen Stoffen wandelten sie den ganzen Weg bis zum Tempel, etwa eine Viertelstunde weit, um so in gebührender Ehrfurcht sich dem erhabenen Gotte Gubbi Appa, dem ehemaligen Schulmeister, zu nähern.

„Als die Nacht einbrach, bedeckte die Menge in dichten Massen den ganzen Platz vor dem Tempel. Ein kleiner kuppelförmiger Baldachin, von Steinpfeilern getragen, stand etwa halbwegs zwischen dem Tempel und dem Öfenwagen und diente zu einer Ruhestätte für den Gott. Unzählige Fackeln warfen ihren Widerschein auf die schwarzen Gesichter und bunten Gewänder der dichtgedrängten Menge. Schaaren von Musikanten erschütterten die Luft mit herzerreißenden Tönen. Gruppen von hunt gekleideten und mit Juwelen geschmückten Tempelbirnen erhöhten noch den Glanz und Schimmer der nächtlichen Scene. Hellfarbige Flaggen, die am Öfenwagen herausschienen, flatterten in der Luft, und zur Rechten und Linken desselben war ein dickes langes Seil befestigt, das weithin sich erstreckte. Auf dem Zwischenraum zwischen dem Wagen und dem Baldachin hatten wir uns postirt, um der gedrängten Masse von Öfendienern das Evangelium Christi zu verkündigen. Endlich erschien ein Priester, in der einen Hand ein kleines Kupfergefäß, in der andern einen Büschel heiliges Gras tragend. Er schritt langsam rings um den Wagen und um den Baldachin; dann trat er auf die Erhöhung, über welcher der letztere stand, tauchte den Grasbüschel in das heilige Wasser und besprengte sorgfältig die Stelle, auf welcher der Gott hernach für einen Augenblick ausruhen sollte. Einige Augenblicke darauf trat eine Musikbande aus dem Tempel, begleitet von weithin leuchtenden Fackeln und einer Truppe tanzender Tempelbirnen. Priester und reiche, angesehene

Festbesucher folgten; hinter ihnen erschien, getragen auf den Schultern etlicher Männer, eine reich mit Teppichen bedeckte und von einem prächtigen Baldachin überschattete Tragbahre, auf welcher der Gott saß. Zu beiden Seiten giengen Männer mit großen Fächern, die in steter Bewegung waren, um den Gott gegen Staub und Fliegen zu schützen. Der Zug bewegte sich langsam, feierlich und ehrfurchtsvoll vorwärts. Als der Baldachin mit den steinernen Pfeilern erreicht war, ließ man unter demselben den Gott für einige Minuten ruhen. Darauf gieng weiter bis zum Götzenwagen. Diesen umwandelten die Träger des Gottes in feierlichem Schritt; als sie aber in unsre Nähe kamen, hielten sie plötzlich stille und wichen einige Schritte zurück, gerade als würden sie von einer unsichtbaren Macht rückwärts gedrängt. Dieß wiederholte sich mehrmals, offenbar um uns anzudeuten, daß der Gott durch unsre Gegenwart sich verletzt fühle. Da wir aber thaten, als merkten wir den Grund seines Zurückweichens nicht, und nicht von der Stelle wichen, sagte endlich eine der Hauptpersonen die Tragbahre an und zog sie samt den Trägern mit aller Macht vorwärts. Durch diesen andächtigen Eifer schien der Unwille Gubbi Appa's besänftigt zu sein; denn nun gieng unaufgehalten vorwärts und nach wenigen Minuten befand sich der Gott auf seinem erhabenen Wagenthron. Ein zahlreiches Gefolge von Priestern umringte ihn und die Fächer waren in eifrigster Thätigkeit. In dem Augenblick aber, da die Volksmenge wahrnahm, daß der Gott seinen Sitz eingenommen, sagte sie die beiden Seile am Vordertheil des Wagens und stellte sich in zwei langen Reihen auf, zwischen denen ein Mittelraum, etwa drei bis vier Ellen breit, offen blieb. In diesem Zwischenraum nahmen die Musikanten und Tempelbirnen ihren Platz. Es war ein imposanter Anblick. Der kolossale, hoch emporstrebende Wagen mit seinen bunten in den Lüften flatternden Fähulein und den seltsamen Figuren, die auf den Terrassen angebracht waren, ragte geisterhaft mitten in dem Glanz der unzähligen Fackeln aus der schwarzen und bunt gekleideten Volksmasse empor. Sodann die lange Doppelreihe menschlicher Wesen davor, dazwischen in der Mitte die Gruppe der Musikanten und Tempelmädchen, — Alles war so wunderbar und überwältigend, daß in unsern Gemüthern Ueberraschung, Staunen und Trauer sich um die Herrschaft stritten.

„Plötzlich stimmte die Musik an, der Tanz der Mädchen begann, die Menge an den Seilen stieß einen lauten Ruf aus und stemmte

sich kräftig an, um zu ziehen. Noch ein Augenblick, und die schwerfällige Masse des Wagens zitterte, krachte, schwankte und bewegte sich schwer und seufzend vorwärts. In diesem Moment erhob sich vom Wagen an bis an die äußersten Enden der dichtgedrängten Volksmenge der laute und immer mächtiger anschwellende Ruf: Swami! Swami! (Gott! Gott!) Tausend und aber tausend Stimmen erhoben sich wie großes Wasserrauschen, tausend und aber tausend Häupter beugten sich tief und anbetend zur Erde. Dann regnete von allen Seiten ein wahrer Plakregen von Bananen (Früchten) auf den Wagen, und glücklich, glücklich derjenige, der von den anprallenden und wieder zurückfallenden Früchten, die durch die Berührung des Wagens geheiligt waren, eine zu erhaschen vermochte. Der Wagen wälzte sich vorwärts und das betäubende Jauchzen des Volks dauerte fort. Wahrlich, ein Zug von Wahnsinnigen, die ihren eigenen Wahnsinn verherrlichen, oder eine Procession von ausgehungerten Skeletten, die den Hunger und die Noth des Verschmachtens lobpreisen, oder ein Festzug von Sterbenden, die die Pest und die verheerende Seuche willkommen heißen, könnte kaum einen entsetzlicheren Eindruck geben, als dieser Anblick es that."

Missionar Arthur schildert dann weiter, wie die Festlichkeiten die ganze Woche fortbauerten unter verschiedenen Formen, und wie in jeder Nacht eine neue Procession des Götzen stattfand, wobei derselbe bald auf einem Elephanten, bald auf einem kolossalen Papierdrachen, bald auf der Nachbildung eines Pfauen u. seinen Umzug hielt. Dann fügt er hinzu: „Jeden Abend hatten wir eine große und aufmerksame Zuhörerschaft. Wir schlugen unser Zelt hart bei dem Festplatz auf, um den Leuten auch während der Hitze des Tages nahe zu sein und Gelegenheit zu haben, auch den Tag über mit denen, die uns besuchten, über das Heil ihrer Seele zu reden."

Bekanntlich ist es in allen Theilen Indiens Regel, daß die Missionare besonders diese großen Götzenfeste aufsuchen, um bei diesen Gelegenheiten den Samen des Evangeliums unter die Volksmassen auszustreuen. Man könnte fragen, ob dieß die angemessenen Orte und die passenden Zeiten seien, um dem Volk der Hindu's mit dem Wort des Lebens nahe zu kommen. Wenn unter uns Jemand sich an die Portale der Theater und Tanzsäle, oder auf die lärmenden Plätze der Jahrmärkte und Volksfeste stellen wollte, um da zu predigen, zu beten, ernste Unterredungen anzuknüpfen und heilige Schriften

oder Traktate zu vertheilen, Mancher wäre versucht zu denken, das hieße die Perlen vor die Säue werfen; und doch sind auch die sinnlichsten Volksbelustigungen unsrer Länder, auch die lärmendsten, ausgelassensten und zuchtlosesten Volksfeste in Mitten der Christenheit, noch ehrbar und anständig im Vergleich mit dem, was auf einem indischen Götzenfest vorgeht. Hier wird die Menge der Festbesucher gleich anfangs von einem Strom der Sinnenaufregung ergriffen, der sie weiter und weiter führt bis zu einer Art dämonischen Wahnsinns. Alle Leidenschaften werden erhitzt, die rohesten Formen der Fleischeslust finden ihre Weide, das betäubende Blendwerk des Götzendienstes wirkt mit der höchsten Steigerung auf die abergläubische Masse. Sollte dieß der rechte Augenblick sein, wo der Missionar sich mit der Botenschaft des Heils an die heidnische Menge zu wenden hat? Wird er nicht überall taube Ohren, unempfindliche Gemüther, trunkene und betäubte Seelen finden, an denen sein Wort wie an einer Mauer abprallt? Ja noch mehr, wird er nicht überall rücksichtsloser Nothheit, aufgeregter und erhitzter Feindseligkeit, erbitterter Leidenschaft und tödtlichem Haffe begegnen?

Unser Missionar Gebich in Cammanur besuchte schon seit etwa 15 Jahren alljährlich die Heidenfeste zu Payamur und Taliparambu. Sind seine Erfahrungen, die er wiederholt dort machte, nicht ein Zeugniß dafür, daß diese Orte und Zeiten nicht zur Missionspredigt taugen? Immer wieder und wieder ward er verlacht, verspottet und durch Pöffen unterbrochen. Auf dem Platze, wo er zu predigen pflegte, fand er bald eine giftige Schlange (obwohl todt), um ihn zu erschrecken, bald Dornengestrüpp oder stinkenden Unflath. Zu andern Zeiten lag der Platz voll zerrissener Traktate. Im Jahr 1850 wurde er, so oft er auf dem Predigtplatz erschien, mit Steinwürfen empfangen. Ein spitziges Holzstück fuhr aus der aufgeregten Masse mit heftiger Gewalt gerade gegen seine Augen; eine scheinbar zufällige Bewegung seiner Hand wandte die Gefahr ab und das Holz prallte von seiner aufgehobenen flachen Hand auf die Köpfe der Zuhörer zurück. Ein Stein fuhr über seinem Haupte hin an den Stamm des Baumes, unter dem er stand. Bei seiner Heimkehr nach dem Zelt folgte ihm ein Haufe von etlichen hundert rohen, aufgeregten Bösewichtern, die einen wahren Regen von Steinen über ihn und seine Katechisten schleuderten. Zwei der letzteren blieben fast todt auf dem Platze. Im J. 1855 ist er abermals auf dem Götzenfest von Tali-

parambu. An einem der Tage will er zum Predigtplatz ausziehen; aber bereits kam ein Haufe mit Stöcken und Steinen in den Händen gegen ihn heran, während ein anderer Haufe ihn umging, um ihn im Rücken anzufallen. Hebich geht ihnen ruhig entgegen und bittet sie freundlich, von Gewalt und Unrecht abzustehen. Aber in dem Augenblick fallen die schweren Stöcke auf ihn und seine Begleiter. Der Missionar zieht sich mit seinen Gefährten in das Reisehaus zurück. Die Menge bringt brüllend und tobend nach. Einer der Katechisten fällt zu Boden unter den Stoßschlägen; die Knechte, welche zu Hülfe kommen wollen, werden verwundet und mißhandelt. Das Haus wird erbrochen und Alles zertrümmert und zer schlagen. Hebich kann sich nur mit äußerster Noth und unter augenscheinlicher Gefahr ins Amt haus flüchten.

Sollte unter solchen Umständen irgend eine Frucht von der Predigt des Evangeliums zu erwarten sein? Es scheint unmöglich; und doch bleibt sie nicht aus. Gerade der eben genannte Sturm auf Missionar Hebich war veranlaßt durch das freie Bekenntniß einer jungen Tochter zu Christo, die in Taliparambu zum erstenmal das Wort vom Kreuze vernommen und ihren Entschluß, Christin zu werden, ausgesprochen hatte. Andere haben bei ähnlichen Gelegenheiten ihre ersten tieferen Eindrücke empfangen. Aber wie dem auch sei, — diese Götzenfeste werden immer, so Vieles dagegen auch zu sprechen scheint, zu den wichtigsten Gelegenheiten gezählt werden müssen, wo der Same des Evangeliums weithin ausgestreut wird. Es ist wahr, die meisten Festbesucher sind nicht in der Stimmung, das Wort der Wahrheit zu hören und aufzunehmen; aber doch finden sich immer auch einige suchende Seelen ein, die von einer innern Angst, von einem ungestillten Sehnen getrieben hieher kommen, während Tausende mitlaufen, bloß weil Alles läuft, und weder um Gott und Tempel, noch um Kauf und Verkauf sich viel bekümmern, sondern Tagelang müßig hinstehen oder langweilig herumschlendern, als läge ihnen das Wort auf der Zunge: Es hat uns Niemand gedungen. Solche Leute sind zuletzt froh an allem Neuen. Der Besuch des europäischen Missionars, das Anhören einer christlichen Predigt, der Disput mit Neubekehrten, die Nachfrage nach frisch gedruckten Traktaten, all dieß gehört für sie fast nothwendig zum Gesamteindruck der vielbewegten Festwoche, und es geht ihnen etwas ab, wenn der weiße Padre einmal ausbleibt. Und wer weiß, ob nicht irgend ein scharfer Pfeil des göttlichen Wortes

selbst das roheste Herz, selbst das härteste Gewissen jählings treffe mitten in der Aufregung des Festes? Die Wirkungen des göttlichen Geistes sind geheimnißvoll. Diese Festmengen sind wie die massenhaften, aus allen Richtungen gesammelten Züge der Wandervögel, die einen Augenblick unter einem Baume oder in einem Fruchtgefilde Rast halten. In ihr Gefieder fällt da und dort ein leichtes unmerktes Samenkörnlein des Baumes oder des Fruchtfelds und bleibt mit seinen Spitzen und zarten Widerhäkchen darin festhängen. Der Wanderzug erhebt sich wieder und eilt und zerstreut sich über die neue oder alte Heimath. Das verborgene Samenkörnlein aber fällt, von Gottes Hand bewahrt und geleitet, aus dem Gefieder auf die rechte Stelle des heimathlichen Bodens, und, befruchtet von dem Thau und Sonnenlicht von Oben, treibt es Wurzel und trägt Frucht, wo es Niemand geahnt hat.

Also getrost weiter auch in diesem schweren und mühevollen Theil der Arbeit! Dort auf den Götzenfesten und an den Wallfahrtsorten Indiens wird der Name Jesu bekannt unter Tausenden und Zehntausenden, die ihn hier zum ersten Mal hören, und die ihn dann, gleich einem unbekannten Schätze, mit sich dahin tragen, wohin der Fuß und die Stimme des Missionars nicht zu bringen vermag, um vielleicht zur guten Stunde des Herrn in seinem unvergleichlichen Werthe erkannt zu werden und den glücklichen Träger reich und selig zu machen in Ewigkeit.

Wir haben den Missionar Gebich bereits auf dem Heidenfeste zu Taliparambu getroffen. Wir müssen aber länger bei ihm und seinen Festbesuchen verweilen.

Samuel Gebich hat schon sein 56. Lebensjahr zurückgelegt; im Oktober waren es 25 Jahre, daß er die Westküste Indiens betrat. Geboren (29. April 1803) in einem Dorfe des Ulmer Gebiets, allwo sein Vater vieljähriger Pfarrer war, wurde er von dem alternden Mann in großer Stille ziemlich originell erzogen und nothdürftig unterrichtet, nachdem seine älteren Brüder schon nach allen Winden zerstreut waren. Mit Freuden folgte er ihnen im 14. Jahr in die weite Welt, indem er zunächst in das Geschäft seines in Lübeck etablirten Bruders trat, welcher väterlich für ihn sorgte und durch Privatunterricht die Lücken seiner Erziehung auszufüllen bemüht war. Was

im Innern des Jünglings vorging, konnte Niemand entdecken; umsonst suchte er einen Freund, der ganz mit ihm fühlen könnte; es wollte sich keiner finden. Immer dichtere Wolken lagerten sich um sein Gemüth; „es war eine harte Zeit," schreibt er, „ich hatte durch Sünde den ewigen Tod verdient, das Gewissen ließ mir keine Ruhe mehr und Gottes Gesetz bestätigte seine Verdammung." Er begann zu zittern und zu beben vor dem heiligen Gott, und fühlte sich längere Zeit am Rande des Abgrunds, bis er — es war auf einem Volksfest im Sommer 1821 — durch die unerträgliche Last getrieben, sich in ein abseits liegendes Feld zurückzog und, auf die Kniee niedergeworfen, seine Augen zu dem Kleinen und Heiligen aufzuheben wagte. Da fand er statt des irdischen einen ewigen Freund, der sich zu seiner Schwachheit herabließ und bei seiner großen Unbekanntschaft mit der Gnadenanstalt des Evangeliums ihm die Sündenlast abnahm, ehe er noch irgendwelche Einsicht in das Opfer Christi erlangt hatte. Wiederkehrende Sündengefühle und allerhand Verstandes Zweifel trieben ihn mehr und mehr in die heil. Schrift, zunächst alten Testaments, wodurch er Strenge gegen sich selbst üben lernte. In den Predigten des sel. Geibel war auch jeden Sonntag etwas Neues zu lernen, namentlich frappirte den Jüngling, daß dieser Mann immer zu Christo betete. Es kam aber die Zeit, da die Hülle von den Augen fiel und die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater sich ihm offenbarte. Von da an löste sich alles Gesetz in das Eine Gebot auf, den wieder zu lieben, der uns zuerst geliebt hat. Er lernte sich Andern mittheilen, und das Wort zündete. Da drang es ihn zu den Heiden zu gehen und den Verlorensten die Botschaft vom vollkommenen Heil zu bringen. Der treue Pastor aber rieth: damit solle er warten, bis er nicht mehr anders könne, einstweilen aber im erwählten Berufe Christo dienen und in allen Dingen dem Evangelio würdiglich wandeln. Das war im Jahr 1823. „Bei der tiefen Achtung für meinen väterlichen Freund war mir dieser Ausspruch bestimmend, obgleich ich darüber ein halb Jahr fast viel litt."

Von Heibichs weiterer Laufbahn als Handels-Reisender in Rußland und Schweden ist wenig zu berichten; ein Plan, als Agent auf einem Gut in Finnland „das tägliche Brod zu verdienen und dabei das selige Evangelium umsonst zu verkündigen," befriedigte ihn nicht auf die Länge. Er konnte keine Ruhe finden, bis er (Dec. 1830) dem sel. Inspektor Blumhardt in einem charakteristischen Brief sein

Herz aufthat, erzählte, wie er „zu dem festen Entschlusse“ gekommen sei, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen, und um Aufnahme in die Missionschule bat. Zum Schluß heißt's: „Wünschen Sie aber vielleicht noch zu wissen, was ich für ein Landsmann bin, so bin ich ein ehrlicher Schwabe, geboren in Nellingen, unweit Ulm.“ Monate vergingen, ohne daß die Lübecker Freunde ihm eine befriedigende Antwort schicken konnten. Ein Mißverständniß ließ ihn fürchten, die Verzögerung der Aufnahme rühre von seiner eingestandenen Mittellosigkeit her; da trat die Gutsherrin für ihren Agenten ein und bot die Mittel zu seiner Ausbildung im Missionsinstitut an. Auch Pastor Geibel verwandte sich für ihn.*) Am meisten aber empfahl er sich selbst, indem er (Juni 1831) sein Herz noch weiter aussprach, und zeigte, wie er Gottlob wisse, „daß auf die bedeutungsvolle Frage: wie kann ein Sünder gerecht und selig werden vor Gott? die bestimmteste Antwort gegeben werden kann,“ wie er, der schon manche Trübsal um der Wahrheit willen erfahren habe, hoffe in der Kraft Christi als Sein Diener unter den Heiden zu wandeln und Seine Selbsterniedrigung nachzuahmen, wie er aber allerdings ein wirklich armer Sünder sei. „Gott hat mich nach Seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit nur mit mittelmäßigen Gaben ausgerüstet und meine Kenntnisse sind gering. Meine Meinung ist auch nicht, ein großer Gelehrter zu werden. Bin aber gewiß, daß mir mein Gott so viel Kraft geben wird, daß ich erlernen kann, was zu meinem oder vielmehr Seinem Amte nöthig ist. Er hat das Christenthum durch ungelehrte Handwerker gegründet, die aber in Seiner Kraft mächtig waren. Mit einem Theile dieser Seiner Kraft wird Er auch noch in unserer Zeit Seine Heidenboten zu Seiner Ehre ausrüsten. Denn Er ist ein lebendiger Gott und steht zu Seiner Sache; das ist mein Glaube und mein Gebet.“

Der Inhalt dieser Briefe schien der Committee zu Basel eine solche Reife des Missionssinns kund zu thun, daß sie einstimmig be-

*) „Selbst ist ein christlich ernster, durchaus redlicher Mensch. Sein Eifer, Missionar zu werden, glüht lange schon in ihm. Auch hat er manche Eigenschaften, die wohl zu diesem Verufe eine köstliche Zugabe sind, nemlich ein offenes, heiteres, freundliches Wesen, das ihm leicht die Herzen gewinnt und ihn selbst solchen nahe bringt, die seinen Ueberzeugungen entgegenstehen. Er ist gesund, verständig und unverwöhnt, und weiß sich in mannigfaltige Lagen zu schicken — hat in seinen früheren Verhältnissen mit großer Treue und Geschicklichkeit gearbeitet. (5. April 1831.)“

schloß (31. Aug.), den S. Gebich auf eine Jahresprobe einzuberufen. („Auch solle der Frau N. ihr Anerbieten verdankt und ihr gemeldet werden, wie es mit dem Unterhalt unserer Zöglinge gehalten werde, wie wir aber jede allgemeine Missionsgabe mit Dank annehmen.“)

Am Christabend 1831 trat der 28jährige Petent ins Missionshaus zu Basel ein und rechtfertigte bald das in ihn gesetzte Vertrauen. Es war nicht eine eminente Sprachengabe, überhaupt nicht wissenschaftliches Talent, was ihn irgend ausgezeichnet hätte, sondern was ihn zum Evangelistenamt unter den Heiden so besonders tüchtig machte, das war die freudige Zuversicht seines eigenen Gnadenstandes bei Gott, die Innigkeit und Kraft seiner Liebe zu verlorenen Sündern, die Macht seines Zeugnisses von der in Christi Blut uns erworbenen Gerechtigkeit und die unwiderstehliche Auffassungsgabe, mit der er Alte und Junge, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, immer gleich an der rechten Stelle zu fassen verstand. Schon die ersten Jahre seines Aufenthalts im Missionshause gaben ihm reiche Gelegenheit zur Entfaltung und Uebung dieser Gnadengaben. Es war die Zeit der Kämpfe der Stadt Basel mit der Landschaft und der darauf folgenden Besetzung der Stadt mit eidgenössischen Truppen. Von den letzteren besuchten Viele die Missionsanstalt, angezogen von den dort sich findenden Merkwürdigkeiten aus heidnischen Ländern. Gebich war es vorzüglich, der diese militärischen Besucher im Hause umherführte und mit den Dingen bekannt machte. Aber nicht die Götzenbilder im Curiositätenkasten allein waren es, die er ihnen vorwies, sondern er deckte ihnen auch die Götzen und das Heidenthum in ihren eigenen Herzen auf, und wenn er ein Gefühl der eigenen Schuld in ihnen geweckt hatte, so kam er auch mit der Predigt von dem Bürgen, der mit seinem Blut all' unsre Schuld bezahlt hat. Diese ungewohnte Erscheinung machte auf viele der eidgenössischen Wehrmänner tiefen und unauslöschlichen Eindruck. Das Haus ward fast den ganzen Tag nicht leer. Zu ähnlichen Missionsarbeiten gaben besonders die Vacanzreisen manche Gelegenheit, die der theure Bruder behend zu nützen wußte. Sein Zeugniß lautete: „Gebich hat wenig Talent für die Grammatik der Sprachen, wiewohl ihm vielleicht leicht würde, dieselben durch Umgang zu lernen. Er zeigt sehr viel Reife im Leben, und im Halten von Vorträgen scheint er sehr gesegnet.“

Schon nach dritthalb Jahren wurde Gebich von der Committee ausgesandt. Er erhielt mit zwei andern Brüdern die Aufgabe, eine

Mission auf der Westküste Indiens zu begründen. Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel war damals durch unverkennbare göttliche Winke auf dieses neue Arbeitsfeld hingewiesen worden. Hatte schon im Febr. 1833 nach Eingehen der Liberia-Mission die Zunahme der finanziellen Mittel sämtliche Komitee-Glieder zu dem Wunsche veranlaßt, ein neues Missionsfeld zu betreten, so wurde der Parlamentsbeschluß, der eben damals Indien für nicht englische Colonisten öffnete, bestimmend für die Wahl des Landes. Auf einem Besuch, den der sel. Blumhardt jenen Sommer in England machte, wurde ihm von englischen Freunden besonders an's Herz gelegt, Provinzen, welche schon für besetzt gelten können, bei Seite zu lassen und nur anerkannt unbesezte Gebiete, wie die Westküste Indiens zwischen Bombay und Gotschi (Cochin), ins Auge zu fassen. So waren es die Provinzen Canara und Malabar, auf welche die Wahl der Komitee fiel. Hier war noch nie ein protestantischer Missionsversuch gemacht worden. Man drängte sich in Niemandes Arbeitsgebiet und hatte Raum vor sich zu beliebiger Ausbreitung; man sah den Weg von Gott selbst vor sich gebahnt.

Hebich, Lehner und Greiner wurden am 21. März 1834 von der Komitee feierlich verabschiedet und kamen nach kurzem Aufenthalt in England am 30. Okt. 1834 in Mangalur an, derselben Stadt, die seitdem der Mittelpunkt unserer Arbeit in Indien geworden ist. Hier erlernte Hebich mit seinen beiden Gefährten die canaresische Sprache, und sie ist die einzige der dortigen Sprachen, die er spricht, obgleich er später in ein anderes Sprachgebiet, in das südlich von Mangalur sich ausbreitende Malajälam-Land (Malabar) sich übersiedelte. Es ist dieß unzweifelhaft ein Mangel; aber seine staunenswerthe Energie wußte diesen Mangel auf andere Weise zu ersetzen. Sein Hauptaugenmerk nemlich ging von Anfang an darauf, sich eine Schaar tüchtiger Mitarbeiter aus den Eingeborenen zu ziehen, Katechisten oder Evangelisten, die seine rechte Hand sind. Aus ihnen wiederum bildet er sich immer Einen oder Zwei besonders heran, die unter den Malabaren sein Mund sind. Wenn er nun in der Gemeinde oder auf den Straßen oder auf den Heidenfesten predigt, so steht sein ausgezeichnet geschulter Dolmetscher zu seiner Seite. Dann beginnt Hebich in canaresischer oder englischer Sprache; er redet mit dem ganzen Feuer, das ihm eigenthümlich ist; aber statt daß die Feuerworte des Missionars auf dem Durchpaß durch den Mund des

Dolmetschers sich abkühlten, scheint vielmehr die Gluth sich zu steigern, und die Funken sprühen nach rechts und links in die Herzen und Gewissen ebenso original und geisteskräftig, als wären sie direkt aus des Meisters Munde gekommen. Es wird das nicht leicht ein Anderer in ähnlicher Weise nachzuahmen im Stande sein, und wäre auch nicht rathsam. Es bedarf dazu die Eigenthümlichkeit und Originalität samt der Selbstbeschränkung dieses Bruders. Letztere besteht darin, daß er sich in jeder Sprache mit einem geringen, freilich eigenthümlich auserlesenen Wortvorrath behilft. Kein Wunder, wenn talentvolle treuergebene Schüler in kurzer Zeit diese Gedanken und Wendungen in der eigenen Sprache genau wiederzugeben lernen. Hat es doch einer durch lange Uebung dahin gebracht, in fünf Sprachen für seinen „Papa“ fließend zu dolmetschen. Es gibt einmal Menschen, die durch die Ueberlegenheit ihres Wesens ungesucht ihrer ganzen Umgebung den Stempel ihrer eigenen Art und Weise aufzuprägen verstehen. Darin liegt immer eine Gefahr für sie selbst, wie für ihre Umgebung. Alles Nachahmen fremder Originalitäten wird in der Regel zur Karrikatur. Auf religiösem Boden ist dieß doppelt gefährlich, weil das menschliche Original, das immer ein einseitiges, sündhaftes und mangelhaftes sein wird, gar zu leicht zwischen uns und das einzig vollkommene Original Jesus tritt. Daher bitten wir Gott, daß nicht nur der liebe Bruder selbst vor aller Ueberschätzung seiner eigenthümlichen Gaben, sondern auch seine Umgebung vor der Gefahr ungebührlicher Nachahmung bewahrt bleibe. Und ist irgendwem etwas Menschliches widerfahren, so trauen wir's dem großen Schmelzer zu, daß Er wie an uns so auch an den indischen Neubekehrten sein Läuterungsfeuer unterhalten wird, bis Er wohlgefällige brauchbare Gefäße an ihnen hat.

Gebich hat im Lauf seiner Missionsarbeit nach allen Seiten hin zündende Funken ausgestreut. Can nanur ist eine Militärstation des indobrittischen Heeres. Das Missionsgehöfte stößt unmittelbar an den Paradeplatz und die Kaserne. Der Einfluß der brittischen Beamten, Offiziere und Soldaten auf die eingeborene Bevölkerung Indiens war von jeher in vielfacher Beziehung verderblich. Das Sprüchwort, daß der Engländer, der nach Ostindien gehe, am Kap der guten Hoffnung seine Religion zurücklasse, hat sich nur allzu oft in der Praxis bestätigt. Unverholener Unglaube, Spott über Christenthum und Mission, Sonntagsentheiligung, Fluchen, Spielen, Trunk-

sucht, Verführung der heidnischen Weiber und dergleichen, war und ist noch an vielen Orten die Tagesordnung. Die Wirkung davon mußte sein, daß „der Name Christi um ihrethwillen auch unter den Heiden verlästert ward.“ Der Missionar, der unter den Hindu's zu arbeiten hat, darf auch der heidnischgewordenen Namenschristen nicht vergessen, wenn seine Arbeit an jenen nicht tausendfach gestört und verhindert werden soll. Gewinnt er aber die Europäer und die von ihnen abstammenden, größtentheils namen=christlichen Mischklassen, und werden sie lebendige Zeugen der erneuernden Kraft des Evangeliums, so hat er an ihnen ebenso viele Mitarbeiter in der Heidenmission durch Wort und Wandel. Hebich sagte dieß von Anfang an fest ins Auge. Es ist kein brittisches oder einheimisches Regiment in Cannanur gelegen, wenn auch noch so kurze Zeit, aus dem nicht Offiziere und Gemeine in größerer oder kleinerer Zahl durch Hebich's Dienst eine Beute des Herrn Jesu geworden wären. Hebich's „weiße Kinder“, wie er sie nennt, sind über ganz Indien zerstreut, und wo sie sich befinden, sind sie ein Salz und Licht für ihre Umgebung. Einige von ihnen sind in den unmittelbaren Dienst der Mission getreten. Andere dienen dem Herrn Jesu unter ihren Standesgenossen auf eine Weise, die manchen Missionar und Kaplan zu beschämen geeignet ist.

Auch für unsere jungen Missionsbrüder, die als Neulinge auf dem Missionsboden Indiens anlangen, ist der reicherfahrene, ebenso ernste als kindlich muntere Hebich zu großem Segen gewesen. Desters schon hat die Kommittee die jungen Missionare erst nach Cannanur gesandt, um dort noch eine „hohe Schule“ eigenthümlicher Art durchzumachen. „Wer über die Schwelle des Missionshauses zu Cannanur tritt,“ schreibt kürzlich ein junger Bruder, der eben in Indien gelandet war, „der muß es erfahren, daß das Wort Gottes ein Geruch des Lebens zum Leben, oder des Todes zum Tode ist. Glückselig ist der, der hier dem Zuge des Geistes nicht widersteht und sich auch nur für eine kleine Zeit dem theuern Bruder Hebich anvertraut. Mit ihm haben wir köstliche Stunden verlebt. Manchmal umringten wir den treuen Diener des Herrn, und er theilte uns aus dem Schätze seiner Erfahrungen mit; auch an Ermahnungen fehlte es nicht, und wenn Hebich manchmal tief einschneidet, darf man eben zu gleicher Zeit erfahren, daß blos die Liebe diese Zucht ausübt. Erst hier habe ich recht erfahren, was mir fehlt; und gewiß wird es jedem selbstgerechten

und hochmüthigen Menschen, der noch viel mit seinem eigenen Herzen zu thun hat, gut thun, ein wenig mit diesem Knechte des Herrn in Verührung zu kommen. Durch Worte geweckt, wird er durch das Leben eines ganz und gar an seinen Heiland hingegebenen Mannes Gottes ermuntert, sich selbst aufzuopfern und zum Herrn zu stehen, damit Er in seinem Herzen das Wollen und das Vollbringen schaffe, sich ganz in die Schule des Geistes zu begeben. Denn wo eine solche Hingabe an den Heiland ist, da ist auch Versicherung der Kindschaft durch den Geist und somit auch Friede und Freude im heiligen Geist. Ich habe Cannanur seitdem wieder verlassen; aber was ich dort gesehen und gehört, das wirkt noch an meinem eigenen Herzen fort. Ich war selig in Cannanur. Man ist von einem Lebensstrom mit fortgerissen; man kann singen:

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein
Und nach dem Sinn des reinen Geistes leben;
Denn der Natur geht es zwar sauer ein,
Sich immerdar in Christi Lob zu geben;
Doch führt die Gnade selbst zu aller Zeit
Den schweren Streit."

Als Inspektor Josenhans im Jahr 1851 bei seiner Visitationsreise nach Mangalur kam, war auch Hebiß dort erwartet. „Es war Abends," schreibt Josenhans, „und wir saßen gerade beim Thee, als Hebiß auf der Balmattha [dem Hügel über der Stadt, wo die Missionsgehöfte liegen] ankam. Ich war hoch erfreut, diesen Senior unsrer Mission von Angesicht zu sehen, der überall, wo er erscheint, munteres Leben um sich verbreitet. Im Sturmschritt war er über den freien Platz vor dem Gehöfte weggeschritten, in der Jacke, mit dem langen Stock, wie ihn unsre schwäbischen Bauern, aber auch einige Missionare in Ostindien auf Reisen tragen, im weißen breitrandigen Hut mit einer großen wattirten Verlängerung nach hinten, die als Schirm gegen die Sonne über den Nacken hinabfällt, und einem mächtigen Hemdtragen, der über die Schultern herausgelegt ist. Im Nu stand er vor mir, eine wirklich ehrwürdige Gestalt, groß und stark, mit fast kahlem Haupt, aber langem, grauem Bart bis auf die Brust herab. Mit freundlichem Ernst, in sehr gehaltenem Ton, aber in der einfachsten kindlichsten Weise grüßte er mich mit einigen kräftigen Bibelworten als Abgesandten der Committee. Kaum aber hatte er geendet und sich zu den Brüdern gewendet, so schlug,

wenn ich so sagen darf, das Feuer aus ihm heraus, und es wurde laut und lebendig im Haus. 'Herr Hebiß ist da,' gings von Mund zu Mund; Alles lief herbei, ihn zu grüßen. Nun aber formirte sein Commandowort die jungen [eingeborenen] Leute alsbald in einen Halbkreis, und mit kräftiger Stimme sang er an ihrer Spitze das Lied vor, das er wollte gesungen haben. Dann setzte er sich nieder, trank seine Tasse Thee und erging sich mit uns in heiterem Gespräch."

Aber das eigentliche Element, darin sich Hebiß heimisch fühlt, und wo die ganze Energie seiner Liebe und seines durchschneidenden Ernstes sich zu entfalten pflegt, ist die Predigt unter den Heiden. Er sucht die armen Götzendiener in allen Winkeln, auf allen Straßen und Märkten, in ihren einsamen Hütten und Dörfern wie auf ihren großen Götzensesten auf. Den ehrwürdigen, festen, durch nichts abzuhaltenen Padre kennt das ganze Malajalam-Land. Den stolzen, hochmüthigen Brahmanen, diesen Erbgott Indiens, packt er eben so schonungslos und frisch an, als er mit suchender, herzugewinnender Liebe sich dem geringsten Paria naht. Es ist schwer, oft unmöglich, ihm auszuweichen. Selbst dem Fliehenden lauft er mit jugendlichem Eilschritt nach und wirft ihm den Haken eines göttlichen Wortes ins Herz und Gewissen. Auf Disputationen läßt er sich nicht ein. Das Wort von der Sünde und Gnade, von Tod und Leben, von ewiger Errettung und ewiger Verdammniß, — das ist das Netz, das er mit unwiderstehlicher Gewalt einem Jeden um den Nacken wirft und ihn festhält. Den Stolzen schmettert er mit dem mächtigen Zeugniß von Gottes Heiligkeit und Gericht in den Staub, dem Selbstgerechten deckt er mit schonungsloser Hand den dunkeln Abgrund des eigenen Herzens auf, den Spötter bringt er mit der scharfen Geißel weniger Kernsprüche zum Schweigen, die suchende Seele umfaßt er mit herzugewinnender Liebe und führt sie zu dem Trost und Nothhelfer aller Heiden. Am wohlsten aber ist ihm, wenn er einen kleineren Kreis aufmerksamer Hindu's im Zelt oder unter dem Schatten eines Baumes um sich hat. Da zieht er denn das „Herzbüchlein" heraus mit seinen plastischen Abbildungen des von der Sünde besessenen, des von der Gewalt des Teufels sich losringenden und des von der Gnade beseligten Menschenherzens, und schildert an der Handleitung dieser Bilder so lebendig, so einschneidend, so gewaltig die Seelenzustände seiner Hörer, wie sie sind und wie sie sein sollen, daß nicht leicht Einer, der ihm da zuhört, seine Worte wieder vergißt.

Doch wir müssen ihn auf den schwersten Kampfplatz, auf ein Götzenfest, begleiten. Wenn er sich zum Auszug rüstet zu diesen Sammelpunkten dämonischer Kräfte, wo die Finsternisse des Heidenthums in ihrer äußersten Steigerung ihm entgegentreten, dann ist es nicht anders, als wie wenn ein Soldat zu einem großen Schlachttag sich bereitet. Es lagert sich über ihn und seine Begleiter ein tiefer, ungewöhnlicher Ernst. Man versammelt die Gemeinde zu brünstigem Gebet; man genießt gemeinschaftlich das Mahl des Herrn; man legt die ganze Waffenrüstung des Geistes an, mit allen Schutz- und Trutzwaffen, die das Zeughaus Gottes enthält. So ziehen die Streiter unter Gebet und Gesang von Cannanur aus ins Feld, Vater Hebiß voran, die jungen Katechisten hinter ihm her.

Das Götzenfest zu Taliparambu ward nun schon zum fünfzehnten Mal besucht. Der Weg führt, wie unser Missionsatlas zeigt, in gerader Richtung von Cannanur nach Norden. Die erste Haltestelle ist Tschirakal, eine Außenstation von Cannanur und derzeit Wohnsitz der Kolattiri-Familie, welche einst über den Norden von Malabar herrschte. Von da führt der Weg mittelst einer Fährre über den breiten Fluß Walarpatnam, nahe bei seiner Mündung. Endlich steigt die Küstenebene zu sanften, wellenförmigen Hügeln an, den letzten leisen Ausläufern der Ghats. Auf einer Anhöhe angekommen, öffnet sich plötzlich vor deinem Auge ein freundliches, etwa anderthalb Stunden langes Thal, auf beiden Seiten von niedrigen, kahlen Hügeln begrenzt, in deren Einschnitten und Seitennischen grüne, fruchtbare, mit Reisfeldern und Kokospalmen bedeckte Thalgründe sich ausbreiten. Am oberen, scheinbar geschlossenen Ende dieses Thales liegt Taliparambu. Es ist nicht eine Stadt, sondern eine Sammlung zerstreut liegender Tempel, an die sich in den anstoßenden Seitenthälchen kleine Dörfer anlehnen. Nur die muhamedanischen Mapillas, durch Reis- und Pfefferhandel reich geworden, wohnen um den alten steingefassten Teich in einem stattlichen Quartier, welches den Mittelpunkt dieser Ansiedlungen bildet. Daran stoßen die Amts- und Gerichtshäuser mit der kleinen Niederlassung der Mission. — Es sind drei Tempel, deren Götzen die Pilger aus Nah und Fern zur Zeit des jährlichen Festes herbeiziehen. Sie liegen abgesondert in verschiedenen Thalnischen, zu denen die Hauptstraße sich abzweigt. Der Haupttempel ist dem Shiwa gewidmet, der hier nur der Appen („Vater“) heißt und als Schutzgöttheit von ganz Nordmalabar d. h. vom alten

Kolattiri-Reich angesehen wird. An der Stelle aber, wo die Hauptstraße in diese Tempelwege sich zertheilt, und wo zur Festzeit die lange Reihe von Buden aller Art sich hinzieht, nimmst du einen eigenthümlichen Bau seltsamer Art wahr. Es ist eine Art kolossaler Brücke, nicht quer über die Straße, sondern der Länge nach über dieselbe gezogen. Sie dient für die Götzenprozessionen, welche über diesen Brückenweg sich hinbewegen, allwo die aus den verschiedenen Tempeln zusammengetragenen Götter und Göttinnen sich begegnen und eine Weile zusammen vergnügen. Zum massiven Steinbau führen hohe Treppentufen empor, während zu beiden Seiten des 20—30 Fuß breiten Ganges eine breite steinerne Brustwehr mit ebenso breiten Steinbänken hinläuft. Ueber diese Terrasse muß die Festmenge gehen, wenn sie zu den Tempeln zieht, über ihr bewegen sich die Prozessionen, über ihr kehrt die trunkene Volksmasse am Schluß der Feierlichkeiten jedesmal wieder zurück. Hier auf den Steinbänken der Terrasse ist es, daß Gebich mit seinen Begleitern sich häufig zu posiren pflegt, um der vorüberströmenden Menge das Wort vom Kreuze zu verkündigen.

Zur Seite dieses Brückenganges erhebt sich ein freundlicher abgesonderter Hügel. Auf ihm steht das Reisehaus (Baugalo) für die Europäer. Es ist eine einfache Wohnung mit etlichen Zimmern und einer ringsum laufenden Verandah, ohne alles Geräthe. Der Reisende muß selbst mitbringen, was er bedarf. Hier pflegt Gebich mit den Seinen zu herbergen während des Festbesuchs. Die kühlere Luft dort oben, die wohlthuende Stille, der freie Ausblick ins Thal, auf die Brücke, auf den Bazär, den Festplatz und die Tempel, — Alles dient dazu, diese Stelle zum trefflichsten Ruhe- und Ausgangspunkt für den Missionar zu machen.

Und nun hören wir die Schilderung, welche Missionar Ströbel von dem gibt, was er während des letzten Festes dort mit durchlebt hat. Es war das erste Mal, daß der junge Bruder diese Scenen mit erleben durfte. Er selbst nennt sich einen „jungen Rekruten“, der die erste Schlacht mitmacht. Er konnte nur der zweiten Hälfte des Festes bewohnen; aber die Frische, mit der er seine Eindrücke wiedergiebt, die Liebe, mit der er an seinem väterlichen Freunde Gebich emporschaut, und der fröhliche Kampfesmuth, der uns aus diesen Schilderungen anweht, ist wohl werth, daß wir seine Mittheilungen in ihrer ganzen Ausdehnung hier wiedergeben.

„Es war Freitag, den 12. März 1858,“ schreibt Missionar Strobels, „daß ich nach einer herzlichen Verabschiedung von unsern Christen [in Sannanur] nach Tschirafal fuhr, um dann am frühen Morgen nach Taliparambu aufzubrechen, wohin sich Br. Gebich schon eine Woche vorher begeben hatte. Mein Herz verlangte sehr, diesen Ort zu sehen, dessen Fest schon im Basler Missionshaus mich so sehr angezogen und auch vor vier Jahren dort bei der Jahresfeier der Gegenstand einer besonders anschaulichen Beschreibung gewesen war. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen; ich fürchtete, die Zeit des Ausbruchs zu verschlafen. Endlich war es 3 Uhr Morgens; ich machte mich marschfertig, und um 4 Uhr war ich auf dem Wege. Nachdem der große Fluß passiert war, giengs erst durch Sand, bis die Gegend sich zu Hügeln formte, die denen der Vogesen ziemlich ähnlich sahen. Es war ein prächtiger indischer Morgen, und ich fühlte mich gleich einem Prinzen vergnügt, daß ich nun auch etwas vom Felddienste des Herrn zu sehen bekommen sollte. Ich marschirte wacker zu, um noch vor Sonnenaufgang dort anzukommen. Je näher ich dem letzten Hügel vor Taliparambu kam, desto mehr Männer und Weiber traf ich auf dem Wege, die bereits von dort zurückkamen. Endlich kam ich zum letzten Hügel; die Sonne war gerade aufgegangen, und ich verdoppelte meinen Schritt. Die Krute mehrten sich; mehrere aus Zweigen gebaute Kramläden waren am Wege errichtet. Plötzlich hörte ich in der Ferne eine mir wohlbekannte Stimme. Es war des alten Vater Gebich's Stimme. Mein Herz jauchzte vor Freude, und ich eilte, so schnell ich konnte, dem Orte zu, von wo die Stimme kam.

„Nachdem ich von der Hauptstraße rechts eingelenkt, kam ich zu einem Lehmwall, auf welchem Br. Gebich sich mit den Katechisten Joseph, Abraham Mulil, Paul, Sebastian und Diego posirt hatte. Es folgte ein herzlicher Händedruck, dann noch einige Worte an die Versammlung, und nun forderte mich Br. Gebich auf, auch einige Worte zu sagen. Ich trat auf die Mauer; einen Augenblick pochte das Herz; dann war's vorüber: die Liebe hatte gesiegt, besonders als ich die stattlichen Brahmanen so aufmerksam dastehen sah. Ich sagte ihnen, warum ich gekommen sei, was ich in unserm Gottesworte und dem darin geoffenbarten Heilsaube gefunden, und forderte sie auf, doch unsern Weg zu prüfen.

„Dies war mein Anfang. Ich war zu sehr im Schweiß, um

bleiben zu können, und begab mich daher nach dem Reisebangalo. Zwischen mächtigen Terrassen hindurch, die für den Gögenzug bestimmt sind, steigt der Weg zu dem sanften Hügel an, auf dem das Bangalo steht. Dort fand ich unsere Knechte, die mich mit großer Freude empfingen. Das Bangalo besteht aus zwei niedrigen Stuben, die eine für Br. Gebich, die andere für seine 'Kinder' bestimmt. Nachdem ich ein wenig ausgeruht, sah ich mir die Gegend an. So weit das Auge reichte, nichts als Hügel. Im Thale zur Linken der Bazär, von dem Br. Gebich's Stimme bis zu mir herauf tönte. In nicht sehr weiter Entfernung der Tempel des Krishna, für den die armen Hindu's einen Janam (14 fr. oder 50 Cent.) als Tempelsteuer zahlen müssen. Zu meiner Rechten, eine halbe Stunde entfernt, kann ein gutes Auge den Tempel des Schiwa sehen, für den die armen betrogenen Leute das Doppelte, nämlich zwei Janam, zu zahlen haben.

„Es war halb 11 Uhr Morgens; die Sonne brannte ungewöhnlich heiß, als Br. Gebich mit seinen 'Kindern' ganz erschöpft anlangte. Ohne abzulegen, ward erst ein Danklied angestimmt; dann betete Br. Gebich um Segen für das gepredigte Wort, und jetzt erst ruhten Alle ein wenig aus, so weit es bei den ziemlich häufigen Besuchen der Heiden möglich war.

„Da war ich nun als Rekrute dem alten Veteranen beigeßelt und wartete mit Spannung auf den nächsten Ausmarsch. Um 3 Uhr erscholl das Commandowort; wir machten uns bereit und begaben uns zur Musterung. Wir standen um Br. Gebich her, der den Segen sprach. Dann wurde ein Malajälam-Vers nach deutscher Melodie aus unserm indischen Gesangbuch vorgesagt; hierauf betete Br. Gebich für uns und sich um Bewahrung vor dem Teufel *und seinem Reich, vor allen bösen Menschen und Thieren, und nun gieng's hinaus zur Rechten am Hügel hinab, gerade dem Mapla-Bazär zu, wo wir uns vor dem Laden und Hause eines reichen, alten Mapla aufstellten*). Wir legten unsere Hüte und die Katechistenbrüder ihre Turbans auf den Boden, behielten aber zum Schutze gegen die Sonne unsern Blätterschirm, und Br. Gebich auch seinen langen Stock (ber

*) Die Mapla's oder Mapilla's sind die Muhamedaner der indischen Westküste, ein betriebsames, aber stolzes und fanatisches Geschlecht, bestehend aus Nachkommen und Proselyten arabischer Kolonisten. (Vergl. Miss.-Mag. 1857, S. 343.)

größer ist als ich selber) in der Hand. Nachdem wir uns vor dem Herrn gesammelt, sprach er in Kanaresisch (was Joseph dolmetschte): 'Unser Anfang geschehe im Namen des Herrn u. s. w.' Wir sangen einige Verse kräftig, frisch, lebendig. Die Leute sammelten sich, und Br. Hebich begann zu beten, daß Jesus auch den Mapla's als ihr Gott und Heiland sich offenbaren möge, und dann fieng er an, in gewaltiger, Mark und Bein durchbringender Rede den Gott (Allah) der Muhamedaner als ein Nüding ohne Leben, ohne Heiligkeit, ohne Liebe, ohne Macht, ja als nicht existirend darzustellen und ihnen nach Röm. 1 alle ihre geheimen und offenbaren Sünden vorzuhalten, um derenwillen der Zorn Gottes über sie komme, wenn sie sich nicht an den Jesus von Nazareth wenden, der schon seit 15 Jahren hier verkündet werde.

„Während dieser Rede waren meine Augen unverwandt auf die etwa 30—40 Zuhörer gerichtet, für die ich den Herrn mit um so wärmerem Herzen bat, je lauter sie durch Schimpfen oder Anpreisen ihrer Handelswaaren dem gepredigten Wort entgegen traten. Keiner aber vergriff sich an uns; ja, mehrere alte Mapla's hörten hier und an andern Orten, wie ich in der Folge zeigen werde, $\frac{1}{2}$ —1 Stunde ruhig zu, setzten sich, wenn sie müde waren, sogar nieder und verwandten kein Auge vom Redner. Nachdem Br. Hebich geendet, forderte er auch mich auf, einige Worte zu sprechen. Da ich nun auch Kinder vor mir sah, so wandte ich mich an diese und erzählte ihnen von dem Leben des Heilandes gerade so viel, als ich mit meiner noch gebundenen Zunge vermochte. Nach mir redete Paul, der mit Innigkeit und einer nur für einen Eingebornen möglichen, gewandten Zunge einen Spruch nahm und ihnen denselben wie einen Widerhaken in's Herz trieb. Als er geendet, sprach Br. Hebich den Segen, und dann gieng's zum Hindu-Bazär, wo ich ihn am Morgen getroffen hatte. Ich erhielt meinen Platz zuerst auf der Mauer; zur Linken stand ein Baum, der mich schützte; zur Rechten neben mir stellte sich Br. Hebich, dann sein Mund Joseph und die übrigen Brüder der Reihe nach. Wir begannen wie auf dem Mapla-Bazär und hatten, da eben die Zubereitungen zum Naier-Tag*) getroffen wurden, mehr Mapla's als Hindu's zu Zuhörern.

*) Naier, so viel als „Anführer“, ein Ehrenname der Gutsbesitzer- und Krieger-Kaste im Malabar-Lande.

Br. Hebič begann und zählte ihnen wieder alle ihre furchtbaren Sünden auf, was nicht allein still angehört wurde, sondern auch jedes Mal neue Zuhörer herbeizog. Es war dieß für mich eine ganz besonders merkwürdige Wahrnehmung und zeigte mir klar, wie mächtig die Stimme des Gewissens zu Br. Hebič's Worten Ja sagte.

„Hier hörte ich zum ersten Mal unsern Abraham Mulil (einen Tizer*), früher Munschi, nach 16 jährigem Suchen und Forschen vor vier Jahren zum Herrn bekehrt), und war gleich von der Macht seiner Rede überrascht; auch sah ich mit Freuden, wie Alles ihm mit Lust zuhörte.

„Unterdessen war es Abend geworden. Br. Hebič brach ab; aber so oft er von der Mauer herunterstieg, hatte er zuvor seinen Mann ins Auge gefaßt, den er anpackte, und so folgte denn jedesmal noch eine Privatunterredung, die mit einer herzlichen Einladung zur Annahme des Heils in Christo endete. So müde Br. Hebič auch war, so tönte seine Stimme doch noch nach allen Seiten hin, um Alte und Junge, Männer, Weiber und Kinder in den Häusern und auf der Straße zum Glauben an Jesum aufzufordern. So erreichten wir endlich um 7 Uhr unser Bangalo. Niemand aber war glücklicher als ich über all dem, was ich gehört und gesehen. Die stattlichen hoffnungsvollen Brahmanen des Morgens und die aufmerksamen alten Mapla's des Abends konnte ich nicht vergessen. Ohne abzulegen, ward gesungen und gebetet; dann speisten wir mit herzlichem Appetit zu Nacht und fanden uns nach 8 Uhr wieder zusammen, lasen ein Kapitel mit einander, beteten, sangen und begaben uns gegen 9 Uhr im Herrn fröhlich zur Ruhe, um am folgenden Morgen um 3 Uhr uns wieder zu erheben.

„Ich schlief zum ersten Male in dieser graufigen Finsterniß des Heidenthums und hörte nichts von dem Getöse der Nacht, wo der Götze in Prozession herumgetragen wurde. Am nächsten Morgen, Sonntag den 14. März, weckte mich Br. Hebič's Stimme pünktlich um 3 Uhr. Ich kleidete mich rasch an, stärkte mich im Gebet und nahm eine Tasse Thee; dann vereinten wir uns zur Morgen-

*) Die Tizer sind die Palmwein-Bauern des Südens, welche aus der Palme den Saft gewinnen unter großer Mühseligkeit. In den Küstenstädten haben sie sich durch ihre Unstetigkeit bei den englischen Herren gesellschaftlich und geistig bedeutend gehoben.

andacht, wobei das nach der Loosung der Brüdergemeinde gewählte Kapitel erklärt ward, welches ganz geeignet war, uns für den heutigen Tag als frische Munition zu dienen.

„Nach 5 Uhr zogen wir aus, dem Hindu=Bazär zu; auf dem Wege dahin wurde wieder nach rechts und links das Netz ausgeworfen. Die Versammlung, ähnlich der am Samstag Morgen, hatte nicht nur Ein Mal, sondern, je nachdem neue Zuhörer kamen, zwei und drei Mal das furchtbare Sündenregister von Br. Hebich anzuhören, worauf er denn auch mit besonderer Macht von der Auferstehung des Herrn Zeugniß ablegte, der zufolge einst auch ihre Leiber vor Seinem Richterstuhle erscheinen müßten. Diese ärgerliche Lehre der Auferstehung schlug gewöhnlich wie ein Blitz zwei, drei und zehn Personen hinweg, die mit Schmähungen davon liefen. Dieß war auch bei Abraham's Ansprache der Fall. Das zukünftige Gericht war Manchen anstößig und erregte ihren Zorn. Da konnte dann Br. Hebich, wo er solche Wirkung bemerkte, oder wo der Teufel einen Friedensstörer benützte, gleich einem Löwen dazwischensfahren und ihnen den Mund stopfen. Wie ich dabei innerlich erfrischt und von der Nähe des Herrn erquickt wurde, das läßt sich nicht mit der Feder beschreiben.

„Wir zogen gegen 9 Uhr nach Hause, weil wir den Tag des Herrn mit der Feier des Abendmahls begehen wollten. Nach 10 Uhr langten die Weiber und Kinder der beiden Taliparambu=Katechisten Paul und Diego an, sowie der frühere alte Naier Simon mit seiner Frau, und die Familie eines portugiesischen Schulmeisters, der erst seit zwei Monaten die römische Kirche verlassen hat und in Taliparambu die heidnischen Beamtenkinder Englisch lehrt. Dieß war die ganze Gemeinde. Es war aber an jenem Tage auch noch ein altes, einfältiges Weiblein mitgekommen, die als Bettlerin zu Paul kam, bei ihm Aufnahme fand und nun durch die Taufe in die Gemeinschaft des Herrn Jesus eintreten sollte.

„So waren an jenem Morgen mit Weibern und Kindern 20 Seelen beisammen, die dem Heilande angehörten, während nun von allen Seiten Tausende von Naiern auf dem Wege waren, um dem Steingotte ihr Geld und ihre Anbetung zu bringen. Zeit und Kraft reichen nicht hin, um jenen Sonntag und die nachfolgenden Tage auch nur einigermaßen zu schildern; ich muß mich daher auf die Hauptsache beschränken.

„Br. Hebich hatte Einen großen Gedanken uns besonders ans

Herz zu legen gesucht: 'Ich bin geliebt, weil Gott die Welt also liebte, daß Er seinen eingeborenen Sohn dahingab.' Und was wir hörten, das ließ sich an unser Aller Herz nicht unbezeugt. Der Herr war mächtiglich in unsrer Mitte. Es war wieder 3 Uhr Nachmittags, als wir auszogen, und fanden Alles, wie gewöhnlich. Als aber die Nacht angebrochen war und wir vor dem Bangalo wie sonst unsere Mahlzeit einnahmen, da bot sich mir ein neuer Anblick dar. Soweit mein Auge reichte, bligten ringsum Lichter aus den Büschen hervor, welche die umliegenden Hügel bedeckten, und ein eigenthümlicher Ruf: Huh, Huh, vermischt mit Freudengeschrei, besonders von Seiten der Jugend, ließ von allen Seiten sich vernehmen. Da erklärte mir Br. Hebich, daß jenes Huh den Brahmanen gelte und Jedem anzeige, daß ein solcher 'Erdengott' sich nahe, dem ein Jeder, der nicht seiner Kaste sei, aus dem Wege zu gehen habe, um ihn nicht zu verunreinigen. Das Freudengeschrei aber sei zur Ehre des zur Anbetung ausgestellten Gottes. Wenn müssen nicht solche Wahrnehmungen tief zu Herzen gehen und zur Fürbitte für jenes verblendete Volk auffordern? — Ich legte mich bekümmert zu Bette, nachdem ich noch mit Br. Hebich ausgemacht hatte, daß er mich wecke, um den Götzengug zu sehen. Allein das war nicht nöthig; ich wachte von selbst durch einen von ferne heranwogenden ungeheuern Lärm auf. Es war gerade 1 Uhr Nachts vorüber. Ich trat zur Thüre hinaus. Welch ein Anblick! Zur Linken, nach dem Bazär zu, bewegte sich in einiger Entfernung von diesem beim Scheine der Fackeln unter dumpfem, aufregendem Trommel- und Hörnerschall der Götzengug. Noch war er eine gute Viertelstunde entfernt, als gleich einem gewaltigen Brausen von Wassermogen das Maier-Volk, das auf den Terrassen sich gesammelt hatte, sich zu regen begann. Ich mußte unwillkürlich zu mir sagen: 'Jetzt sind die Teufel in die Masse gefahren.' Von Minute zu Minute wuchs das Brausen, bis endlich, als der Göze die Stufen der Terrasse bestieg, die ganze Masse in ein fürchterliches Gebrüll zu Ehren des Gözen ausbrach. Der Ort, wo ich mich befand, war mittlerweile von bengalischen Lichtern so hell geworden, daß ich mich eiligst zurückzog, seufzend und den Herrn um den Sturz des Teufels ansehend. Keine Feder vermag den Eindruck jener Nacht wiederzugeben. Ich mußte mich fragen: 'Kann die Predigt von Jesu dem Gekreuzigten hier wirklich siegen?' Dann aber, im Blicke auf Golgotha und was Er an mir und der

ganzen Menschheit gethan hat, konnte ich wieder fröhlich sagen: 'Ja, der Herr ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören; Ein Wörtlein kann ihn auch heute noch fällen. Hallelujah!'

„Ich schlief noch eine Stunde; dann aber erhoben wir uns vom Lager. Ein Jeder sah ernster denn sonst aus; war ja doch nun der große Tag gekommen, an welchem Br. Hebich noch vor wenigen Jahren trotz aller anwesenden Polizeidiener gesteinigt worden war, und hatte doch auch das Volk nach Br. Hebich's Beobachtung in der vergangenen Nacht mehr Lärm als sonst gemacht.

„Nachdem uns Br. Hebich dem Herrn anempfohlen hatte, zogen wir aus. Wir hatten dieß Mal nur bis zum Fuße des Hügels zu gehen; denn zu meinem Erstaunen fand ich die Hälfte unsres Hügels mit Männern, Weibern und Kindern belagert. Das waren also die Schreier der vergangenen Nacht, welche nach ihrem ganzen Aussehen aus der Ferne gekommen waren und auf mich ganz den Eindruck unsrer Landleute in der Heimat machten. Kaum hatte unser Gesang begonnen, als sie uns von allen Seiten umgaben; und selbst auf Baumstämmen standen alte Väter und Mütter, um zuzuhören. Br. Hebich begann wie gewöhnlich, ließ uns aber bald an seiner Rede merken, daß sein 'großer Tag' gekommen sei. Gleich einem Propheten des Herrn stand er da und kündete der Menge den Zorn des lebendigen Gottes für das an, was sie in der vergangenen Nacht gethan haben, und für alle ihre Sünden, deren altes Register er mit weit-hinschallender Stimme aufzuzählen begann, und lud sie darauf mit inniger Liebe zum Glauben an Jesum ein, den er nun seit 15 Jahren in ihrer Mitte verkündigt habe. Und da war es wunderbar zu sehen, wie sich vor der Macht des Geistes unwillkürlich einige Häupter beugten, und insbesondere beim Aufzählen der einzelnen Sünden hie und da ein Kopf sich senkte, anzudeuten, daß sie diese Leute seien.

„Bei dieser Gelegenheit stand ich zum ersten Male vor dem eigentlichen Volk des Landes. Es waren schöne, kräftige Gestalten mit intelligenten Gesichtern, und das Herz gieng mir auf und ward voll, so daß ich von Herzen einige Worte zu ihnen sagen konnte und nur meine Armuth in der Sprache bedauerte, daß ich nicht so recht nach innerstem Drang zu reden vermochte. Nachdem noch Paul und Abraham in ihrer herzzgewinnenden Weise gesprochen, lud sie Br. Hebich zum Besuche im Bangalo ein, um nähere Unterweisung und Bücher zu erhalten, und dann zogen wir weiter dem Bazär zu.

„Heute hatten wir insbesondere viel auf dem Wege zu thun, auf dem sich die Katedrisenbrüder gleich einem Neze über die ganze Breite der Straße postirten. So rückten wir langsam vorwärts, bis wir endlich zu unserm Plaze kamen, wo sich des Handels wegen eine Masse Menschen zusammendrängte. Das war ein Anblick für mich, der mir unvergeßlich bleiben wird. Hier hatte ich die Vornehmen des Landes, reiche Raiser und Brahmanen vor mir, und Raiserfrauen zu beiden Seiten. Es war die Blüthe des Landes, Männer und besonders auch Weiber, wie sie Europa nicht stattlicher aufweisen kann, alle Schattirungen von beinahe europäischer Weiße bis zu Braun und Schwarz. Br. Hebiß begann mit dem Eingangsgebet; hierauf sagte Joseph ein Lied vor nach der Melodie: 'Ist's auch eine Freude, Mensch geboren sein?' Selten ward wohl in Basel ein Lied mit solcher Begeisterung, solcher Freudigkeit und solchem Gottesfrieden gesungen, als dort in Taliparambu an jenem Montag, den 15. März. Der Herr war mit seinen heiligen Engeln um uns her. Br. Hebiß betete zu unserm dreieinigem Bundesgott, der in Jesu sich der Welt als der alleinige Retter und Gott offenbart, und bat, daß Er sich jetzt verherrlichen möge. Dann brach er gleich einem Sturmwinde vom Geiste des Herrn getrieben los. 'Du armes, bethörtes Volk,' konnte er der Masse zurufen, 'heute Nacht hast du wieder den Zorn des lebendigen Gottes wider dich herabgerufen, weil du Seine Ehre einem Steine gegeben hast. Eure Götter sind nicht; Brahma ist nicht; Wischnu ist nicht; Schiwa ist nicht; Krischna ist nicht; Ischwara ist nicht; Steine sind es, weiter nichts. Geht ihr nach dem heiligen Benares, so seht ihr einen Stein; geht ihr nach Subramanja, so seht ihr einen Stein; geht ihr nach Bajawur, so seht ihr einen Stein; geht ihr nach Taliparambu, so seht ihr einen Stein; wo ihr hingehet, nichts als Stein! Du armes Volk! Die Brahmanen haben dich zu Narren gemacht; sie selbst beten die Sonne oder das Feuer an, euch aber geben sie einen Stein und treiben Handel damit. Hört auf! Beseht euch von euern Sünden zum lebendigen Gott. Heute noch ist die angenehme Zeit; heute noch ist der Tag des Heils.' Dann wendete er sich an die Brahmanen, alt und jung, die vor ihm standen, und rief mit durchdringender Stimme: 'O Brahmanen, ihr Söhne des Teufels, wann wollt ihr aufhören, das Volk zu bethören? Ihr Betrüger, ihr seid die ersten, die der Zorn des lebendigen Gottes verzehren wird. Wenn

ihr jetzt sterbet, so wartet euer das höllische Feuer, da der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlöscht. Eilet, eure Seelen zu retten; ihr könnt es, wenn ihr den Jesum von Nazareth annehmet, den ich euch nun seit 15 Jahren verkündige.'

„In solcher Weise konnte Br. Gebich fortmachen. Nie in meinem Leben habe ich gewaltigere und lieblichere, tiefer einschneidende und doch auch wieder herzugewinnendere Worte in solcher Weise zusammengepaart gefunden. Während seiner Rede wurde ich gleichsam von der Erde aufgehoben und in die Nähe des Herrn versetzt, so daß ich (ich rede ohne Uebertreibung) mit Freuden mein Leben hätte hingeben können. Dieser bewahrenden Macht des Herrn ist es auch zuzuschreiben, daß jene Hunderte von Menschen, die ab- und zuginen, weder lachten noch wütheten, und selbst alte Brahmanen mit gesenktem Haupte ruhig die Strafrede anhörten. Nachdem auch ich nach Kraft und Kenntniß der Sprache mit vollem, freudigem Herzen zu der Menge gesprochen, hörte ich den größten schwarzen Redner, der mir bis jetzt vorgekommen, unsern Abraham Mulil, wie er mit einem Gottesworte beginnend, zuerst alle Hauptreligionsbücher der Hindu's durchmusterte und den Brahmanen und Matern einen Widerspruch um den andern in Sanskritversen mit einer Macht hinwarf, die alle Zuhörer fesselte, wobei mitunter die ganze Masse in große Heiterkeit ausbrach, wenn er die Thorheiten und Sünden ihrer Götter im Lichte der Wahrheit schilderte. Dann wandte er sich zum Volke, wies ihnen nach, wie sie bisher gleich Israel ihren rechtmäßigen Gott und Herrn, Jehovah, verlassen, und zeigte unter dem schönen Bilde aus Hesekiel, wie auch sie die Gemeinschaft ihres rechtmäßigen Esherrn verlassen, die heilige Ehe gebrochen und andern Göttern nachgehuret haben, wie aber Jehovah=Jesus sich wieder nach ihnen sehne und deshalb Lehrer zu ihnen gesandt habe, die nicht ihr (der Eingeborenen) Gold und Gut, sondern das Heil ihrer Seele suchten. In dieser Weise sprach er eine Stunde lang im schönsten Malajalam mit gewaltiger Stimme, und bisweilen donnerte Br. Gebich dazwischen, wenn er einen Ruhestörer oder Mapla sah, der mitten in der aufmerksamen Menge Handel treiben wollte. Kamen neue Leute, so erhob Br. Gebich jedesmal seine Stimme und lud sie zum Verlassen ihrer Wege, ihrer Kaste und aller Sünden, sowie zum Kommen zu Jesu in alter Weise ein. Dann sprachen Sebastian oder Paul; dann wieder ich über: 'Kommet her zu mir, Alle ic.' oder: 'wer an den Sohn glaubt, der hat ewiges Leben; wer

aber 10. . .'; und erst als 10 Uhr vorüber war und die Sonne sehr heiß zu werden und die Körperkräfte zu sinken begannen, zogen wir ab.

„Wie gewöhnlich, so hatte sich Br. Hebiß auch heute insbesondere einige angesehene Männer zum Gegenstand des Privatgesprächs ausersehen. Es waren erst einige Brahmanen, dann der Guru (Lehrer) eines reichen Maier's, ein befahrter Mann, der schon seit 15 Jahren das Evangelium gehört hatte, aber seinen Ruf als Gelehrter und sein Ansehen nicht aufgeben will. Er und alle diese Männer wurden ins Haus eingeladen, und wir setzten unsern Weg fort, auf dem wir viele alte Bekannte unsers Bruders antrafen, die er natürlich heute um so ernster ausschalt und um so dringender wieder einlud. Gegen 11 Uhr langten wir im Bangalo an, voll Lobes und Dankes und erfüllt mit Gotteskräften. Der Herr hatte sich unaussprechlich nahe gezeigt, und der sonst so gefürchtete Tag war ruhiger denn je vorüber gegangen. Meinen Eindruck aber vermag ich nicht wiederzugeben. Thränen traten mir in die Augen, wenn ich der Güte des Herrn gegen mich gedachte, daß Er mich würdigte, unter einem so hoffnungsvollen Volke arbeiten zu dürfen.

„Der Haupttag der Maier war nun vorüber; aber noch hatten wir die Großen derselben und besonders den reichen Maier und seinen Guru samt Gefolge zum Besuche. Da war es zuerst Abraham, der mit seiner ausgezeichneten Kenntniß ihrer Religionsbücher alle Angriffe meisterhaft aus dem Felde schlug. Interessant blieben mir ihre Antworten. Sie glauben, so sagten sie, an denselben großen, herrlichen, heiligen Gott wie wir; ihr 'Ishwaren' sei unser Jesus; und durch Gebet zu diesem guten Allvater, durch Uebung der Tugend, namentlich durch Almosen, werden sie Vergebung erlangen und von Sünden frei werden. Ich hatte hier dieselbe Sprache, wie sie unsre Ungläubigen zu Hause führen; ganz dieselbe Logik wie zu Hause. Als sie ihre Weisheit ausgekramt hatten, nahm sie Br. Hebiß auf seine Stube, und nun wurden sie vom Worte der Wahrheit erst zu Boden geworfen und dann durch die große Sünderliebe des Heilandes zum Brechen mit der Welt aufgefordert. Besonders ergreifend war es, wenn ihnen Br. Hebiß von der Macht des Todes und der Schrecklichkeit der Höllestrafen predigte. Oftmals versuchten sie wegzulaufen, oder es ersah sich der Eine oder der Andere eine Gelegenheit sich wegzustehlen; aber Br. Hebiß ließ seine Leute nicht eher los, bis die Stunde zum Auszug gekommen war.

„Da an jenem Abend die Maier fast alle weggegangen waren, so gingen wir zuerst zum Mapla-Bazär. Hier mußten wir uns aber nach ziemlichem Kampfe entfernen, weil wir, wie sie sagten, ihren Handel störten. Br. Hebiß stellte sich daher in einiger Entfernung von ihnen auf; dort erhoben sie dieselbe Beschwerde und machten von allen Seiten Lärm. Ein Anderer wäre jetzt weggegangen; Br. Hebiß aber wartete eine Viertelstunde ganz geduldig, bis es leidlich stille ward. Dann begann er und zwar unter viel Widerspruch. Er wies die Mapla's besonders auf die Gestalt unsers Heilandes nach Offenb. 1 hin, der da die Schlüssel der Hölle und des Todes habe (V. 18), und daß auch sie vor diesem Herrn einst erscheinen müssen. Einige Mapla's wurden sehr böse, aber Br. Hebiß konnte doch seine Botschaft ausrichten; und dann zogen wir zum Hindu-Bazär, wo wir aber wieder meistens Mapla's hatten, die mit gewohnter Aufmerksamkeit zuhörten. Sie und da war auch ein Brahmane in der Ferne sichtbar. Wir redeten bis die Dunkelheit anbrach, und zogen dann fröhlich nach Hause. So endete der große Maierstag, der mir nach Allem, was ich in der vergangenen Nacht und am Montag Morgen gesehen, unvergeßlich bleiben wird. Jener Tag ließ einen Gottesfrieden, eine Freudigkeit in mir und uns Allen zurück, daß wir nur Eine im Herrn vergnügte Familie bildeten. Da war nicht schwarz und weiß, da war kein Scythe oder Grieche, sondern wir waren Ein Herz und Eine Seele in Christo, den wir liebten, und den zu verherrlichen wir mit Leib und Seele ganz bereit waren. Unter Lob und Dank beschloßen wir den Tag, um am Dienstag nach einer andern Richtung hin in des Feindes Land zu rücken.

„Des andern Morgens um 5 Uhr waren wir wie gewöhnlich um unsern Führer versammelt. Wer uns auf dem Wege begegnete, wurde wie immer zum Glauben an Jesum aufgefordert. Auf halbem Wege begegneten uns ein alter und ein junger Brahmane und gingen desselben Weges mit uns. Br. Hebiß brachte sie bald zum Stehen, und als er ihnen vorhielt, daß sie dem Volke einen Stein zum Gott gegeben, hörten sie ruhig zu, bis er sie aufforderte, den alten Lügenweg zu verlassen. Da brach des Alten Wuth los. Er schimpfte und tobte fürchterlich und suchte zu entfliehen, was aber bei Br. Hebiß nicht leicht möglich ist, da er eben so schnell hinter ihm drein lief und fortfuhr ihm zuzusetzen. Zuletzt wußte sich der Alte nicht mehr anders zu helfen, als daß er querselbein lief zum großen Gelächter

der Jugend. Wir kamen bald darauf zu unserm Plaze und fanden meist Mapla's mit der Zurüstung zum großen Tijertag beschäftigt. Wir blieben daher nicht lange, sondern machten uns nach einer Stunde auf den Weg links selbein, um zu den Webern [in einem Seitendörflein] zu kommen, in deren Mitte Br. Hebich alle Jahre das Wort von Jesus verkündigt hatte. Wir kamen zuerst an einzelnen Häusern vorbei, wo wir Alten und Jungen den theuern Jesusnamen als den einzigen verkündigten, in welchem Heil zu finden sei, und gelangten nach einer Viertelstunde zu dem Tempel der Durga oder Kali. Dann kamen zwei Reihen Häuser, etwa zwanzig; das war das erste Dorf. Br. Hebich grüßte die Leute als alte Bekannte; dann stellte er sich vor das Haus des Angesehensten unter ihnen, der 10,000 Rupies (Fr. 25,000) besitzen soll, grüßte Mutter und Kinder herzlich und fing den Gottesdienst wie gewöhnlich an. Mein fremdes Gesicht zog hier besonders die Kinder herbei, deren wohl gegen 40 zusammen-gelaufen waren. Br. Hebich stellte mich ihnen Allen vor, und hierauf erzählte ich ihnen, so gut es mir der Herr gab, die Geschichte unsers Heilandes. Ich sagte ihnen dann, wie dieser Jesus mein Heiland geworden, wie Er sie mehr liebe als Vater und Mutter es zu thun vermögen, und wie Er sie so glücklich machen wolle. Jetzt seien sie nicht glücklich und seien es nie gewesen, was mir schon ihr Aussehen und ihre zerfallenen Hütten bezeugten; aber wenn Jesus in ihre Häuser einziehe, dann werden sie Segenshütten, und statt des Kallu (Palmwein), der so viel Unheil und Streit anrichte, werde der heilige Geist bei ihnen Wohnung machen und sie zu Seinem Lobe antreiben, bis Er sie in seinen schönen Himmel nehme. Zum Schlusse forderte ich alle Kinder auf, doch diesen lieben Heiland um ein neues Herz zu bitten; und gebe der Herr, daß, wenn ich sie wiedersehe, sie alle damit angefangen haben! Nachdem noch Abraham in seiner herzlichen anfassenden Weise ihren furchtbaren Kalbidienst und die entsetzlichen Wirkungen des Kallu geschildert hatte, wogegen nur schnelle Umkehr zu Jesu helfen könne, zogen wir weiter und gelangten nach etwa 10 Minuten zu einem andern Dörflein, wo wir unter einem schattigen Baume Halt machten. Hier sammelten sich größtentheils Er-wachsene um uns, und daher begann Br. Hebich damit, daß er sie auf ihre traurige Lage hinwies, in der sie schon seit 15 Jahren das Wort vom Kreuze gehört und noch nicht zum Glauben gekommen seien. Hierauf hielt er ihnen die herrschenden Sünden vor, die sie

gewißlich zur Hölle brächten, wenn sie nicht den Jesus, welchen er ihnen verkündige, annähmen. Dann erzählte Sebastian die Geschichte des Heilandes, wobei ein Mann ganz ärgerlich in sein Haus ging, als er hörte, Gott sei ein Kind geworden. Ich sagte ihnen zum Schlusse, daß ich nicht um ihres Goldes oder dergleichen willen zu ihnen gekommen sei, sondern aus Liebe, weil der Herr Jesus mich, der ich früher nicht glücklich gewesen, nun so glücklich gemacht habe. Sie sollten sich nicht mit dem Sage beruhigen: 'unsre Vorfahren haben so gewandelt, und wir bleiben in ihren Wegen.' Auch meine Väter hätten früher den Götzen gedient, aber Jesus habe seine Boten zu ihnen gesandt, und nun sei Alles verändert; sie sollten doch unsern Weg ernstlich prüfen!

„Die Leutelein hörten aufmerksam zu und machten mir viel Freude. Wir haben bis jetzt nur zwei Seelen von ihnen zur Beute davon getragen; aber wenn des Herrn Stunde gekommen ist, werden gewiß viele nachfolgen.“

„Um 11 Uhr kamen wir dem Leibe nach sehr erschöpft, aber innerlich erquickt und fröhlich nach Hause, wo wir ausruhten, um am Abend wieder vor einer Mapla-Versammlung von 60—80 Leuten zu predigen. Als wir nach Hause gingen, erlaubten sich zum ersten Mal zwei vornehme Mapla's uns auszusprechen; aber der Herr ließ es nicht zum Steinigen kommen.“

„Am Mittwoch Morgen begaben wir uns wie gewöhnlich zur Lehmmaner. Hier hatte schon Alles eine veränderte Gestalt angenommen. Die Mapla's hatten von Bambus und grünen Zweigen niedliche Hütten für ihren Kram erbaut, die mich lebhaft an das Laubhüttenfest der Israeliten erinnerten. Auf unserm Wege trafen wir schon einige neue Pilger an, die Br. Hebiß in seiner Weise bewillkomnte. Auf unsrem Platze selbst befanden sich viele Mapla's und nur wenige Hindu's. Br. Hebiß brach deshalb früher ab und begab sich auf die Hauptstraße, wo alle Pilger an ihm vorbeiziehen mußten. Da fanden wir schon mehrere große Gruppen von Tjern, Männer, Weiber und größere Kinder, welche große Wassermelonen mit unglaublicher Eier verschlangen. Jedes Herz mußte sich beim Anblick dieser verschmachteten Schafe erweichen, die aus so weiter Ferne, selbst von Talatschëri und Kolikodu, also 40 Stunden weit in der größten Hitze daher pilgerten, um einen Stein zu sehen und gräßliche Dinge zu begehen. 'Seid ihr nicht verständige Leute?' fragte

sie Br. Hebich. 'Seht, die Brahmanen, diese Betrüger, haben euch zu Narren gemacht. Sie selbst beten die Natur und sich selbst an; euch aber geben sie einen Stein, um euch das Geld abzulocken. Sie sagen, wenn sie ihre Gebete über den Stein sprechen, so komme der Gott in ihn und er werde lebendig. Ihr Thoren, wenn sie den Stein lebendig machen können, warum werden denn alle Brahmanen krank und sterben? Würden sie nicht zuerst ihr eigenes Leben sichern? Wenn ferner die Maier als Letzte aus den Füßen Brahma's entsprungen sind und es seitdem keine neuen Kästen mehr geben kann, wo seid denn ihr hergekommen? Könnt ihr daraus nicht erkennen, daß sie euch zum Besten haben? Wenn die Brahmanen kommen, dann schreien sie: 'Hinweg, ihr unreinen Tjier;' aber mit euern Weibern scheuen sie sich nicht sich zu verunreinigen, und euer Fanam (Geld) ist ihnen auch nicht unrein! Höret auf, diesen Verführern die Bänche zu füllen, und ihr werdet sehen, daß ihr so verständig seid wie sie. Kommt zu uns; verlaßt eure Sündenwege, und Jesus wird euch nach seiner Verheißung nicht verlassen. Er ist der Treue, der Herr aller Herren und König aller Könige, der euch den Reis gibt, den ihr esset, der euch den Athem gibt und Alles, was euer Dasein fristet. Kommt; jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils.'

„Dies war von nun an in der Hauptsache der Gedankengang Br. Hebich's bis zum Ende des Festes. Die Männer hörten theilnehmend zu, die Frauen liefen meist ärgerlich davon; sie konnten es nicht ertragen, daß ihre Götter nur Stein sein sollten, und manch' altes Mütterchen schalt Br. Hebich wirklich aus. Abraham Mulil trat nun auf, dessen Haupttag jetzt gekommen war; gehörte er ja doch als früherer Tjier ihnen ganz besonders an, und konnte er sie ja auch am besten verstehen. In großer Liebe sprach er von seinem früheren trostlosen Zustande, und wie er nun durch den Jesus, den wir verkündigen, so selig geworden sei. Dann zeigte er ihnen, wie ihre Religionsbücher nichts seien, wie Brahma nach denselben seine eigenen Töchter entehrt, Wischnu und Schiwa Schande mit einander begangen hätten und dergleichen mehr. Dann lud er sie nach Verlesen eines Bibelworts zu dem Sünderfreund Jesus ein. So gieng es auf dem Wege weiter fort; wer nicht stehen bleiben wollte, bekam heilige Wurfgeschosse aus dem Zeughaus des göttlichen Wortes nachgeschickt, die er gewiß nicht vergessen hat. Manche schöne Männer,

die Br. Hebič nun schon seit 15 Jahren, erst als Jünglinge und dann als Männer, an dem gleichen Tage gesehen hatte, begrüßte er wie ein Vater seine Kinder, und Mancher sagte ihm: 'Ich gebe dem Bözen längst nichts mehr; aber um des Marktes willen komme ich noch immer.'

„Endlich nöthigte uns die Sonne zur Umkehr, um dann am Abend zum letzten Male unsre Lehmkauzel zu besteigen, weil wir am andern Tage als am Hauptfesttage unser Standquartier verlassen mußten. Mir hatten sich besonders drei Gesichter von alten aufrechten Tijern eingepägt, die mich so recht an einen ehrsamten, schlichten, einfältigen Handwerksmann zu Hause erinnerten, und ich freute mich von Herzen, diese Leute zu sehen. Mit großem Jubel zog ich am Mittag aus und bedauerte nur, daß wir zum letzten Mal in diesem Jahr unsre Straße zum Bazār pilgerten. Wir fanden gleich auf der Bözenterrasse am Fuße unsres Hügels Arbeit genug. Dort standen einige der schönsten Tijermänner, die ich, seit ich in Indien bin, gesehen, und besonders steht mir ein Jüngling vor der Seele, der, ohne eine Bewegung des Körpers zu zeigen, eine gute halbe Stunde da stand und mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Es bildete sich eine Gruppe von 50—60 Leuten, zu denen Br. Hebič und Abraham sprachen. Selten erhob sich Einsprache, und wenn dieß vorkam, so wurden die Sprecher in's Bangalo eingeladen. Nachdem wir kaum 15 Schritte weiter gegangen waren und das Ende der Terrasse erreicht hatten, bildete sich wieder eine solche Gruppe von gegen 60 Personen. So gieng es fort. Immer wieder kamen neue Haufen von Pilgern daher, so daß wir auf dem Wege zu unserm Predigtplatze sieben solche Gruppen hatten. Das that mir in der Seele wohl, besonders wenn ich sie so aufmerksam zuhören sah. Ich mußte mir sagen: 'Hier wird Same für die Ewigkeit ausgestreut; sie können solche Predigten nicht vergessen; sie müssen es abfühlen, daß die Liebe zu ihnen redet.'

„So kamen wir zum letzten Male zu unserm Predigtplatze. Ein Haufe von 150—200 Tjier sammelte sich um uns her. Die Einladung von uns Allen war dringend, besonders ermahnte sie Br. Hebič, am folgenden Tage doch nicht einem Stein die Ehre des lebendigen Gottes zu geben. Der, welcher ihnen Alles, das Kleinste wie das Größte, gegeben, ihr Schöpfer und Herr, sei Jesus. Mit dem Schlußgesang eines Liedes, das ein neues Pfingsten auf

diese Erde herabsteht, schloß Br. Gebich seine Predigt auf der Lehmmauer, und ich zog mit dankerfülltem Herzen von dieser ehrwürdigen Zeugenstelle, die nun seit 15 Jahren unter dem Brüllen des Teufels und seiner Schaaren eine Stätte der Friedensboten gewesen war. Ist nicht jene Lehmmauer schon für manchen Götzendiener ein Ebenezer geworden? Der Tag der Ewigkeit wird es klar machen; ja, des Herrn Wort kann nicht leer zurückkommen.

„Ich komme zum letzten Tage. Donnerstag, den 18. März frühe waren wir auf dem Posten. Schon vor 5 Uhr standen wir auf dem Vorsprung der Terrasse, ehe noch die Leute auf den Beinen waren. Br. Gebich begann wie sonst; da kam der erste Trupp von etlichen zwanzig Männern, besonders aber Weibern, um, wie es an jenem Tage der Brauch ist, zu dem Gott Schiwa zu gehen und ihm 2 Fanam (= 1 Franken) zu bringen. Alle mußten an uns vorbei; der Platz war trefflich gewählt. Die ersten Leute, besonders die Weiber, liefen der Predigt davon. Nachdem Br. Gebich geendet, nahmen wir unsern Posten mitten auf der Terrasse ein, die eine treffliche Kanzel bildete, und nun begann der eigentliche Kampf. Ein Trupp nach dem andern kam daher; immer gewaltiger wurde Br. Gebich's Ringen, um die Leute zum Stehen zu bringen; er war heute gleich einem Löwen, dem der Jäger seine Jungen rauben will. Es war ein wunderbarer Anblick, dieses Drängen und Schieben der Leute, die nach und nach einen geschlossenen Kreis von 5—600 Zuhörern bildeten, und die nach jeder Viertelstunde neuen Schaaren Platz machten. Ach, wem sollte nicht der Anblick solcher stattlichen Leute, die zu einem rohen Steine wallfahrteten, das Herz weit öffnen? Wer hätte dastehen können, ohne innerlich zum Herrn zu schreien, daß Er sich erbarme und das Reich des Teufels zerstöre? Wer mußte nicht innerlich erbeben, wenn er sah, wie der Führer eines Hauses seine Leute von der Predigt mit Gewalt fortschleppte! Kein Feldherr kann dem Ausgang einer Schlacht begieriger entgegensehen, als wir sieben Leute auf unserer Terrasse. Br. Gebich's Stimme war bisweilen wahrhaft erschütternd, wenn er einen Feind aus dem Felde zu schlagen hatte. Jeder von uns sprach drei Mal zur Menge, und wo das Getümmel des Volkes die Stimme eines Bruders zu übertäuben drohte, da fuhr er dazwischen und brachte Alles zum Schweigen. Was ich hier schreibe, bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir alle glühten und dürsteten nach einigen

Seelen. Immer neue Haufen und immer neue einschneidende Zurufe von Br. Gebich; unermüdet pries er seinen guten Hirten an, und hier sah ich's: wer am besten den Heiland anpreisen lernt, der ist auch der gesegnetste Prediger. Hierin gilt es einen seligen Wettseifer. Dieß war bei uns der Fall. Während war es, als Abraham Mülil sich, wie einst Joseph seinen Brüdern, zu erkennen gab und mit aller Macht eines liebeersfüllten Herzens die Thorheiten und Nichtigkeiten der Götzen schilderte. Ich sah, wie sie seiner Rede folgten und jedes Wort ihm abnahmen, wie aber auch oft ein einziger Mann einen ganzen Haufen mit sich fortriß. Dann brach Br. Gebich los und rief ihnen das 'Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht,' mit Posaunenstimme nach.

„Immer neue Haufen kamen; ja, auf den Terrassen selbst hatten sich große Gruppen gebildet, und so wurde das Aez nach Herzenslust ausgeworfen. Jetzt fiengen auch Weiber an zuzuhören, und ich kann noch Etliche im Geiste vor mir sehen, die 1—1½ Stunden aufmerksam vor uns standen und trotz alles Rufens ihrer eigenen Leute sich nicht zum Weggehen bewegen ließen. Dieß kann nur gesehen, nicht beschrieben werden. An jenem Orte kam es mit Macht über mich, welche unverdiente Gnade mir der Herr erwiesen, daß Er mich würdigte, jenen Tag in Indien zu sehen. Daß aber der Teufel gern etwas ausgeheckt hätte, konnte ich ebenfalls bald gewahr werden. Ich bemerkte, daß Br. Gebich gegen 9 Uhr unruhig zu werden anfieng, und konnte mir die Ursache nicht erklären. Endlich brach er zu meinem Erstaunen um 10 Uhr auf. Im Bangalo angekommen, erfuhr ich, daß der Tahsilbar (Oberamtman, ein Tiger) alle Polizeimänner, und besonders den Anführer derselben, bis auf Einen weggenommen hatte, und dieß war ein schlimmes Zeichen, besonders als uns verdächtige Aeußerungen des Tahsilbars hinterbracht wurden. Nur Ein Trunkenbold, Ein Signal mit Pfeisen, Ein Stein — und wir wären verloren gewesen. Deshalb brach Br. Gebich so frühe auf und schickte nach dem Beamten. Der läugnete und wusch sich rein; Br. Gebich's Fragen aber erschreckten ihn so, daß jener ganze Tag mit des Herrn Gnade vollenbs ruhig verlief. Welche Gnade hatte uns der Herr erwiesen, wenn ich bedenke, daß 20—30,000 Menschen in und um Taliparambu versammelt waren, und daß nicht ein einziger Stein nach uns geschleudert werden durfte!

„So war denn um 10 Uhr unsere Arbeit für dieses Jahr zu

Ende gegangen. Wir hatten dann noch zahlreichen Besuch, schöne, verständige Leute, die im Verhältniß den meisten unsrer Landleute daheim an Kenntnissen überlegen sind. Hier war unser Abraham wieder in seinem Element, von Dr. Hebiß unterstützt, der ihnen aus dem 'Herzbüchlein' die Lücken und Schäden ihres Herzens nachwies und ihrer eigenen Gerechtigkeit ein Ende machte. Viele verlangten Bücher, aber unentgeltlich, und da wir ihnen hierin nicht entsprechen konnten, so verkauften wir so wenig, daß der Absatz sich nur auf eine geringe Summe belief.

„Um 2 Uhr zog sich die Menge von den Terrassen hinweg dem Bazär zu, um zum letzten Male den Götzen Krishna und seinen Bruder zu sehen. Wir konnten von unserm Hügel aus die ganze Masse überschauen. Hier sah ich auch zum ersten Male auf einem uns gerade gegenüberliegenden Hügel die armen Puleier [Skaven, die den Reisbau betreiben], welche nur aus weiter Ferne den Steingott sehen dürfen. Früher war der Götze um 2 Uhr erschienen; heute aber wurde es 3 ja 4 Uhr, und noch immer kein Krishna. Viele hatten schon den Rückweg angetreten. Die Ursache der Verzögerung waren Geldstreitigkeiten unter den Brahmanen. Endlich nach 4 Uhr kamen die Gebrüder (der Gott Krishna und sein Bruder Balarama) zum Vorschein. Nur die umstehenden Maier jauchzten; die Tixer zeigten auffallend wenig Enthusiasmus für die zwei Steine. Zwei Brahmanen, jeder einen Steingott auf dem Rücken tragend, hüpfen mit Musik daher, das war die ganze Herrlichkeit! Dann wurden die Steine wieder an ihren Ort gebracht, wo sie bis zum nächsten Jahr liegen bleiben und schlafen.

„Die Masse verlief sich rasch, und als die Nacht anbrach, ward es stiller und stiller, bis endlich am Freitag Morgen, als wir um 2 Uhr aufstanden, Alles öde war. Ich setzte mich dann vor unser Haus und ließ die Ereignisse der letzten hier verlebten Tage an meinem Geiste vorüber ziehen. Am liebsten, — das war das Resultat, — wäre ich in Taliparambu geblieben, um wenigstens ganz unter dem Volke zu sein und mich vollends schnell in die Sprache hineinzuleben. Doch des Herrn Weg führte mich nach Cannanur zurück. Nachdem wir mit Lob und Dank unser Reisebangalo verlassen hatten, zogen wir unter Gesang vorwärts und trafen erst am Flusse Balarapatnam noch einen Nachtrab der Menge, welche viele Zeit zum Uebersetzen brauchte. Nachdem wir noch einige Seelen zum Reiche Gottes

eingeladen hatten, gieng's rasch Tschirakal zu, wo wir Alles frisch und munter antrafen. Hier ließen wir unsern treuen Gefährten Sebastian zurück, während Br. Gebich, Joseph, Abraham Mutil und ich in einem Wagen nach Cannanur fuhren. Unterwegs aber ward noch mancher Seele ein Wort von Jesu zugerufen, bis wir endlich Freitags den 19. März, um 10½ Uhr Morgens, nach Leib und Seele wohlbehalten im Kreise unsrer lieben schwarzen Brüder ankamen, die sich mit uns über alle dem freuten, was der Herr an uns gethan hatte.

„Ich aber habe mit des Herrn Gnade ein weiteres, liebevolleres, barmherzigeres Herz zu meinen schwarzen Brüdern und eine noch lebendigere Erfahrung der Durchhülfe meines Heilandes mitgebracht, und mein ernstliches Flehen zum Herrn ist, daß Er mir diese Gabe erhalten und mehren möge zum Preise Seiner herrlichen Gnade.“

Wir haben diese Festbeschreibung unverkürzt aufgenommen, weil sie nicht bloß ein warmes Zeugniß ablegt von dem, was der Herr durch seinen Knecht unter den Heiden wirkt, sondern auch von dem Eindruck, welchen dessen Persönlichkeit auf jüngere Mitarbeiter macht. Dieser begeisterte Erzähler war nach seiner Ankunft in Cannanur so wenig für Gebich eingenommen, daß ihn vielmehr die „thörichte Predigt“, sowie die ganze Art des alten Bruders abstieß. Es begab sich aber im Verlauf des Zusammenlebens, daß er den Hauptfehler bei sich selber fand und dann so reiche Segnungen durch den geprägten Mitarbeiter empfing, daß er sich mit Dank und Freude zu seinen Kindern rechnete. Kein Wunder, wenn er an seiner Eigenthümlichkeit mit kindlicher Bewunderung hinaussieht. Eben darum aber verlangen wir nicht, daß jeder christliche Leser die beschriebene Amtsthätigkeit Gebich's nach allen Seiten so ansehen soll, wie sie dem Briefsteller sich präsentirte. Punkte, welche zu einer wohlwollenden Kritik Gelegenheit bieten, sind nicht schwer zu finden. Man mag z. B. zweifeln, ob Gebich im Verkehr mit den Ungläubigen sich nicht zu viele Freiheit nimmt. Bei einem so biege- und schmiegamen Nationalcharakter, wie der der Hindu's gewöhnlich ist, geschieht es bald, daß ein Wille, der weiß, was er will, sich etwas mehr Macht herausnimmt, als ihm von Oben gegeben ist. Das „Nöthiget sie hereinkommen“ kann auch noch anders als im römischen Sinne

mißdeutet oder überspannt werden. — Jedoch, wie viele Prediger kommen gar nie so weit, die Ausübung jenes Gebots zu versuchen! Es ist freilich leichter, es ganz zu unterlassen; so setzt man sich nicht der Gefahr aus, es zu überspannen. — Sodann will uns scheinen, daß es immer eine doppelte Art der Heidenpredigt geben wird, eine, die wir die schnurgerade „thörichte Predigt“ nennen möchten, für welche Paulus in seiner Wirksamkeit zu Korinth uns als Muster vorschwebt, die andere, welche sich aller vorhandenen Anknüpfungspunkte und Vermittlungen bemächtigt und in ähnlicher Weise, wie Paulus mit den verschiedenen Denkweisen, auf die er in Athen stieß, sich aus einander zu setzen bemüht war, das Zeugniß von Christo den besondersten Bedürfnissen jedes Volkes anpaßt. Es ist dieselbe Sündersliebe des Heilandes, welche seine Boten auf diesen oder jenen Weg führt und sie darauf begleitet und segnet. Und am Ende ist's doch nur Gottes Geist, der der klugen oder thörichten Verkündigung Frucht schafft, welche bleibt in's ewige Leben. Es thut sich nicht wohl, die eine Weise auf Kosten der andern zu erheben. Nur will uns bedünken, daß in unsern Tagen die vorsichtige, umsichtige, Brücken und Treppen bauende Methode in bedenklichem Maße vorherrscht, so daß die Gefahr nahe liegt, sie für die einzig zeitgemäße und Frucht bringende zu halten. Dem möchten wir entgegenhalten, daß die andere Art zwar von der modernen Bildung hinausvotirt ist, aber unter der kleinen Heerde ihre Geltung jederzeit hatte und noch behält. Doch wir wollen nicht vor der Zeit richten, sondern dem Herrn danken, daß Alles unser ist, auch die rücksichtsvolle seine Beredsamkeit der Studirten, sowie der lärmeschlagende Schlachtruf kampfbereiter Herolde.

Ein weiterer Grund, dieser Schilderung hier breiten Raum zu geben, liegt für uns in dem bedauerlichen Umstand, daß die Festpredigt in der beschriebenen Art schon der Vergangenheit anheimgefallen ist. Jenes Fest von 1858 war das letzte, das Hebiß besucht hat. Im folgenden Jahr war schon die Einleitung getroffen, den Festbesuch in Taliparambu nach gewohnter Weise zu ermöglichen. Hebiß fand es nemlich von Anfang an gerathen, ja erkannte es zuletzt als nothwendig, durch Empfehlung der Districtsregierung in Kolikodu (Calicut) sich einen solchen Schutz der nächsten Hindubeamten zu sichern, daß er — im gewöhnlichen Verlauf der Dinge — auf eine Wochen lang ungestörte Predigt unter der Festmenge rechnen konnte. Diesmal

war dieser Schritt doppelt am Platz. Denn die Proklamation der Königin hatte, wie in andern Gegenden, so auch in Malabar die Gemüther verwirrt. Unbekannt, wie sie mit den Motiven der bengalischen Empörung waren, brüteten sie mit der den Hindur's eigenen Auslegungskunst über den einfachen Worten der Proklamation, und fanden heraus, daß die Regierung eine Schuld eingestehet, weil sie die Reinheit ihrer Absichten vertheidige; daß die Schuld wohl in der bisherigen Gestattung von Missionsversuchen bestehe, und daß die Königin, endlich aufgeklärt über ihre Pflicht, den fremden Glaubensboten geradezu ansbiete: das müsse die Proklamation besagen, oder sie sei inhaltsleer. Der Obrigkeit schien es zunächst erwünscht, auf Hebiich's Bitte einzugehen und den Ortsbehörden von Taliparambu die üblichen Empfehlungen zu schicken; konnte man doch erwarten, daß eben die fortbauernde Missionspredigt und die Gewährung des gewohnten Schutzes Seitens der Regierung die Schwäger enttäuschen und zur Beruhigung des Volks beitragen werde. Ein feindlich gesinnter Unterbeamter fand sich aber bemüßigt, dieß zu verhindern. Er machte eine Rundreise durch die Ortschaften des nördlichen Malabars und sandte einen Bericht ein, in welchem er unter Anderm eine sehr ungünstige Schilderung von der Stimmung des Volks vorlegte. Unter diesen Umständen, hieß es, wäre es äußerst gewagt, wenn Hr. Hebiich wie bisher sich auf dem Fest einfänden würde, um die christliche Religion zu predigen. Er erkläre, daß die Aufregung der Masse ihm so bedeutend scheine, daß in diesem Fall ein Friedensbruch mit Bestimmtheit zu erwarten sei. Durch diese officiële Anzeige gebunden konnte der Oberbeamte nicht umhin, unserm Bruder die Weisung zu geben, daß er sich dießmal des Festbesuchs enthalte. Indessen haben die Katechisten der Außenstation in Taliparambu von besonderer Aufregung der Festpilgrime nichts bemerkt; viele kamen zu ihnen, fragten, wo denn der Padre bleibe, und hörten haufenweise im Missionsgehöfte die Predigt des Wortes an. Dagegen deutete eine zu gleicher Zeit eingetretene Krankheit Hebiich's — das erste bedeutendere Symptom einer vom Klima endlich angegriffenen Constitution — wohl darauf hin, daß auch die oberste Regierung den Rücktritt von dieser heißen Arbeit genehmige und ihrem Sendboten eine Zeit der Ausspannung gönne. Der Herr segne den Jahre lang ausgestreuten guten Samen und lasse — wenn auch in anderer Weise — Sein Evangelium noch ferner über die Hügel von Taliparambu erschallen!

Verschiedene Winke waren zusammengetroffen, dem alternden Glaubensboten den Wunsch nach einer Aenderung seiner äußeren Lage nahe zu legen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ein besonderer Segen seine Reisepredigten begleitet hatte, und diese waren schon längere Zeit durch schwierige Stationsgeschäfte verhindert worden. Nun kam eine Einladung um die andere, besonders von englischen Freunden in Madras, welche seine Erweckungsgabe auf einem weiteren Gebiet nutzbar zu machen wünschten. Sollte es nicht sein Beruf sein, die Beforgung der vor 18 Jahren von ihm gegründeten Station jüngeren Brüdern zu überlassen, nachdem ihm mit deren Hilfe die Vereinigung ihrer besonderen Schwierigkeiten geglückt war? „Es hat sich,“ schrieb er 1. Sept. 1858 an die Kommittee zu Basel, „schon lange her ein Gedanke in mir gebildet, daß ich nach und nach von der Station frei werden könnte und der Herr mich wohl auf größeren Reisen gebrauchen möchte. Die Stationsangelegenheiten sind nun vollkommen geordnet, so daß ich Cannanur mit gutem Gewissen verlassen könnte. Es ist nicht bloß Kapitän R., sondern viele Freunde, die mich auf Reisen rufen. Wenn es der Herr haben will, so habe ich keinen Anstand mehr, diesem Rufe in einen größeren Wirkungskreis zu folgen.“ Dieser Brief kreuzte sich mit einem Schreiben der Kommittee, worin diese ihn aufforderte, eine Visitations- und Predigtreise in das Südmahratta-Gebiet zu machen, um dort unter Weissen und Schwarzen auf eine lebendigere Anregung hinarbeiten. Sobald sie sah, wie merkwürdig seine Gedanken mit den ihrigen zusammenstimmten, gab sie ihre volle Zustimmung zu diesem Plan, indem sie ihn ermächtigte (28. Oct.), als Reiseprediger zuerst Madras oder andere Punkte des südlichen Indiens zu besuchen, nur daß er von Zeit zu Zeit auch ihr eigenes Missionsgebiet bereise. So kam es, daß Hebich (im März 1859) von der Station Cannanur sich verabschiedete und zunächst — zur Erholung während der heißen Zeit — auf den Nilagiris die Reisepredigt betrieb.

Um jene Zeit erschien im Bombay Guardian, wahrscheinlich von der Feder eines amerikanischen Missionars, folgender Artikel (29. Jan. 1859):

„Es scheint, daß Herr Hebich, der wohlbekannte Missionar von Cannanur, Erlaubniß erhalten hat, weitere Reisen in Indien zu machen, und daß auch wir hoffen dürfen, ihn einmal in Bombay zu begrüßen. Herr Hebich's Name hat weithin einen guten Klang

bei den Jüngern Christi, welche ihn wegen seiner aufopfernden Treue im Amt eines Glaubensboten sehr hoch schätzen; daher sind ihm oft Einladungen aus den verschiedenen Präsidenschaften Indiens zugesandt worden in der Erwartung, ein Besuch von ihm dürfte nicht bloß den Wenigen, die ihn schon kennen, sondern Vielen, welche ihm noch nie begegnet sind, zu geistlicher Erfrischung und Förderung dienen. Diesen wird es erwünscht sein zu hören, daß die Missions-Kommittee in Basel ihn bevollmächtigt hat, Malabar für eine Weile zu verlassen, um Madras und andere Städte zu besuchen. Hr. Gebich ist reichlich gesegnet in seiner Arbeit nicht bloß als Missionar für die Heiden, sondern als Prediger der Gerechtigkeit unter den Europäern, mit denen er zusammengeführt wird. Er beschränkt sich auf Ein Buch, die Bibel, selten soll er sonst was lesen, und auch die Zeitereignisse nur aus zufälligen Unterredungen kennen lernen. Was sich nicht auf sein Werk bezieht, läßt er bei Seite liegen. Mit höchster Unerblichkeit spricht er zu Menschen jedes Standes über ihr Seelenheil, und hat, wie es sich von selbst versteht, durch das Interesse, das er am geistlichen Wohle von Fremden nimmt, schon oft und viel Anstoß gegeben. Wir haben unzählige Anekdoten vernommen über das Erstaunen, die Verwirrung und Aufregung, welche seine holzgeraden Fragen bei Personen hervorriefen, mit denen er das erste Mal zusammentraf; und in wie vielen Fällen haben sich jene Anwandlungen in die aufrichtigste Dankbarkeit und Liebe verwandelt, wenn dieselben Personen sich als seine Schuldner erkannten, welche die ersten Anfänge ihres Glaubenslebens — Gaben, die sich nicht nach Gold und Silber schätzen lassen — der schonungslosen Freundlichkeit dieses Knechtes Gottes verdankten. Wir haben von Europäern gehört, welche ihrer Dienerschaft auf's schärfste befohlen, Hrn. Gebich nicht einzulassen, und der Befehl wurde nicht befolgt, so fest stand sein Entschluß ihnen wohlzutun; und dieselben Herrschaften haben es zuletzt für einen hohen Genuß gehalten, den Missionar in ihren Häusern zu haben und seinen Lehren zuzuhören. Wir haben von Andern gehört, welche ihr Aeußerstes thaten, ihn durch Grobheiten zu entfernen, und haben sie später Gott preisen hören für die Gnade, die er seinem Knechte gegeben hat. Er ist unläugbar ein Sonderling, aber seine Sonderbarkeiten gehören zum ganzen Mann, sie folgen aus dem Umstand, daß er die Wahrheit, die in ihm ist, frisch herausgibt, unbestimmt um die conventionellen Lebensformen. Vielleicht ist

das excentrische Wesen mehr auf Seiten der Welt, als auf der sehnigen; wir meinen, daß der Kreis, in dem er sich bewegt, zu der großen Centralsonne der Wahrheit in einem viel richtigeren Verhältniß steht, als der Kreis, worin sich die Welt umtreibt. Wenn Hr. Hebich den Anforderungen der Welt auf seine Bildung mehr entspräche, würde er wahrscheinlich an seiner Kraft einbüßen. Unsere Ueberzeugung geht dahin, daß der Mensch die Wahrheit innehaben und dann harmonisch in sich wirken lassen soll; so wird sich dieselbe durch allerhand Eigenthümlichkeiten bei verschiedenen Leuten verschieden äußern, ohne darum ihre wirkliche Einheit zu verlieren. Wir haben nicht die mindeste Bekanntschaft mit Hrn. Hebich, und schreiben einfach, was wir über ihn gehört haben; doch nicht bloß von einem oder zwei Zeugen, sondern von Vielen, die ihn kennen und mit Lust von ihm reden. Wir hoffen, daß, wohin er auch auf indischem Boden gelange, er mit dem vollen Segen des Evangeliums Christi kommen und vielen unsterblichen Seelen zum Heile dienen werde."

Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Hebich hat weder Bombay besucht, noch die beabsichtigten weiteren Reisen ausgeführt. Nachdem ihn das erste Schwanken seiner Gesundheit auf die kühlen Nilagiriberge geführt hatte, fand er dort volle Beschäftigung in der täglichen Predigt des Wortes; zur Fortsetzung der Reise ins Tiefland wollte sich aber die nöthige Kraft lange nicht einfinden. Als er einmal mit dem Arzt auf bedenklichere Symptome, die sich einstellten, zu reden kam, wurde diesem klar, daß Hebich von einem Schlagfluß bedroht sei. Er rieth augenblickliche Rückkehr nach Europa und konnte nur auf diesem Wege gründliche Genesung in Aussicht stellen. Sobald Hebich von der Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses überzeugt war, stand er von den früher gehegten Plänen ab und eilte (Sept. 1859) über Bangalur und Madras der Heimath zu. Am 28. October traf er in Marseille, 27. Dec. in Basel ein. Mit dem Eintritt in die gemäßigte Zone verloren sich die bedenklichen Symptome und machten einem verjüngenden Gesundheits- und Kraftgefühl Platz.

Der alte Streiter ist nun in unserer Mitte angekommen, aber ohne sich bis jetzt Erholung zu gönnen, es wäre denn Erholung, das Werk, welches er bisher in Englisch und Canaresisch betrieben hat, nun auch unter Deutschen zu versuchen. Eine solche Abwechslung in der Arbeit mag zunächst einer Ausspannung gleichkommen; länger

fortgesetzt dürfte sie zu einer schweren Aufgabe werden. Einem bedenklichen Gemüthe mögen sich dabei allerhand Besorgnisse aufdringen. Wird sich eine so stark ausgeprägte Persönlichkeit in die engen Geleise schiden können, in welchen unser kirchliches Leben umläuft? Wird unser Volk sich dieselbe freie Sprache gefallen lassen, wie die an Achtung vor Gottes Dienern gewohnten Engländer und Schotten? Welche unserer Partheien wird ihm als Rückhalt dienen, da er den Dissidenten durch seine lutherische Sakramentslehre, den Autoritätsmännern durch entschieden freikirchliche Ansichten, den Stillen im Lande durch sein lautes, derbes Auftreten, Allen aber durch die ganze Ungebundenheit seines Wesens ferne gerückt scheint? Kein Wunder, wenn viele Bedenken sich an eine solche Wirksamkeit hängen. Und wie sehr werden dieselben manchem reblichen Jünger gerechtfertigt scheinen, wenn er die Ausbrüche der bitteren Opposition vernimmt, welche Hebiß's Auftreten in Basel schon hervorgerufen hat. Nicht nur haben feindselige Blätter ihr Aeußerstes gethan, die öffentliche Stimmung gegen den Eindringling aufzuregen; nicht nur hat eine trunkene Rote den Gottesdienst durch rohen Lärm gestört (24. Jan.); auch conservative Männer haben sich beeilt, ihr Votum gegen diesen Vertreter des alten Glaubens abzugeben. Ist doch Hebiß's ferneres Auftreten in den Basler Kirchen ein Gegenstand der Berathung für die oberste Behörde, den großen Rath, geworden (6. Febr.), und in der starken Minorität seiner Gegner (42 gegen 44) sind nicht bloß die Radikalen und Denkgläubigen zu finden, sondern auch Vertreter des Kirchenthums. Ist das nicht bedenklich?

Es mag bedenklich sein. Hebiß wird immer ein unbequemer Stein für die Bauleute bleiben. Dennoch gehört er einmal zum lebendigen geistlichen Tempel, und wir müßten fürchten, große Verantwortung auf uns zu laden, wenn wir über seine Verwendung und Brauchbarkeit auf eigene Faust hin richten wollten. Einstweilen lassen wir uns unsere Freude an Gottes Gabe nicht trüben. Der alte Missionar ist noch derselbe, der er als neubekehrter Kaufmann, als Basler Jüngling war. Was er vor dreißig Jahren von Gottes Barmherzigkeit erwartet hat, ist eingetroffen. Er ist kein großer Gelehrter geworden; hat er allerhand Neues gelernt, wird er wohl eben so viel Aelteres verlernt haben. Er ist sich aber gleichgeblieben im Dankgefühl des ewigen Gnadenraths, im Ernst der rettenden Sünderliebe, in der seligen Glaubensgewißheit, in der Zuversichtlichkeit der be-

stimmtesten Antwort auf die größte Frage des armen Menschenberzens. Je leichter der Mensch über der Arbeit an Andern seiner eigensten Bestimmung untren wird und in neuen Bahnen sich versuchend das nächste Ziel verfehlt, desto mehr dürfen wir Gottes Gnade preisen, wenn sie eine vieljährige, wechselvolle Erfahrung doch nur das bewirken läßt, daß ein Mensch seiner ersten Berufung treu, mit seiner innersten Anlage im Einklang bleibt. — Hält man doch in unserer Zeit so viel auf Arbeitsvertheilung! Warum von den Arbeitern am Reiche gleichmäßige Begabung, allseitige Ausbildung fordern? Man stelle eine entschiedene, einseitig gebildete Kraft an den rechten Fleck, und sie wird auch heute noch Wunder wirken: Wunder wenigstens für diejenigen, welche Alles gern erklären möchten und noch nicht erfahren haben, wie sich der Herr der Kirche zu einem im Kleinen treuen Knechte bekennt. Darum glauben wir, daß unser Herr den muthigen Streiter wie draußen in der Heidenwelt, so auch in der christlichen und antichristlichen Heimath wird zu brauchen wissen, und überlassen es Ihm, die rechte Arbeit für ihn zu finden. An wie vielen Orten wäre nicht Heidenpredigt am Platz! Haben wir nicht auch Heidenfeste, auf welche ein Bußprediger passen würde? Ist der Abstand so groß zwischen unsern Moresünden und den heidnischen Lastern? Wo fühlt man auch recht tief die ungeheure Sicherheit, den geistlichen Schlaf unseres Geschlechts, und demüthigt sich vor den drohend aufsteigenden Gerichten? O gewiß, es ist noch Raum da für die Predigt von Buße und Glauben, komme sie auch in ungewohnter Form. Also bitten wir Gott, Seinen Knecht nach Belieben zu brauchen und ihn zu bewahren, daß er weder durch den Haß der Feinde, noch durch die Anhänglichkeit der Freunde irgend Schaden leide, sondern fröhlich ausharre im verordneten Kampfe, viele Frucht bringen und treu erfunden werde bis ans Ende!






Buddhistenpriester in Japan, vor der Gebetsmaschine.

(Vergl. Miff. Mag. 1860. S. 34.)

Die Eingeborenen von Neuholland.

Erste Abtheilung.

1. Die Verbrecher-Kolonie.

uf der Südwest-Gränze des stillen Oceans liegt ein massenhaftes Festland, das an Umfang und Flächeninhalt nur wenig kleiner als der Continent von Europa ist. Denn während dieser im Allgemeinen 160,000 Quadratmeilen einnimmt, umfaßt jenes 140,—150,000. Vor dem Anfang des 17. Jahrhunderts war den Nationen des Abendlandes auch nicht einmal die Existenz dieses Erdtheils bekannt, bis im Jahr 1606 ein holländisches Schiff aus der Ferne einen Theil seiner Küste erblickte. Der Befehlshaber gab ihm den Namen Südländ oder Australien. In den folgenden Jahren gelang es dem Unternehmungsgeist der holländischen Nation, insbesondere unter dem Einfluß des geistvollen Generalstatthalters Van Diemen, mehrere andere Punkte der Küste zu berühren und kennen zu lernen. Aber erst im Jahr 1644 wurde der berühmte Seefahrer Abel Tasman von dem Generalstatthalter beauftragt, die ganze Küste zu untersuchen und aufzunehmen; und er war es, der zunächst der Nord- und Nordwestküste den Namen Neuholland gab, — einen Namen, der bald auch der Westküste und endlich dem ganzen Continent beigelegt ward. Aber die holländisch-ostindische Handelscompagnie hielt es nicht der Mühe werth, ihre Kräfte an ein Land zu verschwenden, dessen abschreckende und unwirthliche Küste, von rohen Wilden bewohnt, keinerlei Vortheil darzubieten schien; auch nahm um jene Zeit die Entdeckungslust der Holländer ab, während England zur Beherrscherin der Meere erst heranwuchs. Für 126 Jahre blieb Neuholland fast unbefucht und war

beinahe in Vergessenheit gerathen, als Gott den Mann erweckte, dem es vor allen Andern gegeben war, die neue Welt im großen Ocean vor den Augen des Abendlandes zu erschließen.

Es war am 19. April 1770, daß von dem Mastkorb des englischen Schiffes „Resolute“, das von Capitän Cook, dem berühmtesten Seefahrer des letzten Jahrhunderts, befehligt war, der Ruf: Land, Land! ertönte. Bald erschien eine gebirgige Küste, deren Erstreckung landeinwärts man nicht abzusehen vermochte; und als die Sonne untergieng, warf man in einer weit ausgedehnten Bucht die Anker. Aufsteigender Rauch am Ufer zeigte, daß das Land nicht unbewohnt sei, und man beschloß, womöglich mit den Einwohnern einen Verkehr zu eröffnen. Mit Tagesanbruch wurde das große Schiffsboot ans Ufer gerudert, und zum ersten Mal seit Dampier's kurzem Besuch (1699) auf der Westküste betrat ein brittischer Fuß das Festland von Australien. Ein dichter Wald reichte bis zum Strand und tauchte seine mächtigen Zweige ins Meer, während eine wunderbare Fülle von blühenden Sträuchern und farbenreichen Blumen das Auge erquickte. Dieser Anblick veranlaßte den Entdecker, Capitän Cook, der Bucht den nun wohlbekannten Namen „Botany-Bay“ zu geben. Ueberall herrschte traurige Stille und Debe; denn die Eingeborenen, von denen man Zwei oder Drei hinter Felsen halb versteckt wahrnahm, waren beim Anblick des nahenden Bootes in das Dickicht des Waldes geflohen. Wohl fand man köstliches frisches Wasser und allerlei Baumfrüchte oder eßbare Gewächse; aber jeder Versuch, mit den Eingeborenen in Verkehr zu kommen, scheiterte an ihrer Furchtsamkeit, und das Boot kehrte Abends unverrichteter Dinge zum Schiffe zurück.

In der Bay wimmelte es von trefflichen Fischen, und die Matrosen waren froh, die Eintönigkeit eines langen Seelebens und die täglich wiederkehrende Gleichförmigkeit der Schiffskost von gesalzenem Fleisch und hartem schimmelichem Zwieback durch Fischfang zu unterbrechen. Als die Eingeborenen die Netze und Angelruthen der Schiffsmannschaft wahrnahmen und daran erkannten, daß es menschliche Wesen mit menschlichen Bedürfnissen sein mußten, wagten sie es endlich, in etlichen leichten Kanoes den eifrigen Fischern sich zu nähern. Eine Zeitlang ruderten sie in ehrerbietiger Entfernung und der Sache nicht recht trauend umher; dann kamen sie näher und näher. Als man ihnen einige Glasperlenstränge zuwarf, fiengen sie dieselben laut jauchzend auf, kehrten aber augenblicklich mit der Beute aus Land

zurück. Die Matrosen erhielten Befehl, ruhig mit Fischen fortzufahren und den Booten der Eingeborenen nicht zu folgen. Dieß schien diesen Muth zu machen und bald kehrten sie mit einem Kanoe voll der schönsten Fische zurück, die man sofort um allerlei Kleinigkeiten einhandelte. Dann lud man sie durch Zeichen ein, auf das große Schiff zu kommen, das draußen auf der Rhede lag. Sie ließen sich bald dazu bewegen und kamen Schaarenweise, das große schwimmende Haus sich anzusehen. Anfangs schienen sie ganz und gar harmlos, wenig erstaunt, noch weniger interessirt für die neuen Dinge, die sie auf dem Schiffe wahrnahmen. Erst als ihr Blick auf zehn oder zwölf große schöne Schildkröten fiel, die auf dem Verdeck umherkrochen, erwachte die angeborene Gier. Zuerst baten sie durch Zeichen um etliche der fetten Thiere, und als dieß nicht gieng, machten sie einen kindischen Versuch, sie mit Gewalt wegzunehmen. Doch gieng am Ende Alles gut. Auf Glasperlen und ähnliche Kindereien, welche sonst so großen Reiz für Wilde haben, schienen sie wenig Werth zu legen; nichts reizte sie zu einem Tauschhandel, als die Schildkröten und eiserne Geräthe oder Nägel, — Dinge, die man leider auf dem Schiffe nicht entbehren konnte.

Am Ufer fand man es fast unmöglich, sich den Eingeborenen zu nähern, so groß war das Mißtrauen und der Widerwille, womit sie die fremden Eindringlinge betrachteten. Bei näherer Bekanntschaft stellte sichs heraus, daß diese Wilden ein ganz besonders hilfloses und furchtames Geschlecht waren. Das Land schien äußerst schwach bevölkert, namentlich an der Küste; auch Wild fand sich wenig. Von dem letzteren war das größte, das man sah, nicht größer als ein stattlicher Hoshund; aber der erste Anblick desselben erregte solches Entsetzen unter den Matrosen, daß Einer von ihnen in das Zelt stürzte, das man für die Kranken am Ufer errichtet hatte, und mit einer Art von Graußen erklärte, er habe einen bösen Geist gesehen. Er habe die Farbe einer Maus angenommen und besitze zwei Vorderzähnen, sei aber auf dem Hintertheil gefessen „gerade wie ein Christenmensch.“ Bald hernach wurde ein Thier dieser Art geschossen, und das Fleisch zeigte sich, wenn gut gebraten, vortrefflich. Die Eingeborenen nannten es Känguru, — ein Thier, das damals der europäischen Welt ganz und gar unbekannt war. Raubthiere nahm man keine wahr, wenn nicht die wilblausenden Hunde, die berühmten Dingos, diesen Namen verdienen; dagegen verbarg das lange Gras eine

Menge von Schlangen und Skorpionen. Bei Nacht schwärmten die Wabungen von den großen häßlichen Fledermäusen, während sie bei Tag von dem gellenden Geschrei der zahllosen Kakadu's und der Legionen von Papageien ertönten. Krähen und wilde Tauben sah man gelegentlich, und die Felsen wimmelten von wildem Geflügel; von Zeit zu Zeit aber zeigte sich ein Adler, wie er majestätisch in den Lüften sich wiegte.

Das waren die ersten Eindrücke, welche die brittischen Seefahrer vom Lande erhielten. Von da an sind die Küsten Neuholands der Reize nach von Schaaren deportirter Verbrecher, dann von massenhaften Einwanderungen ehrbarer Kolonisten und endlich von Tausenden goldsuchender Abenteurer*) aufgesucht worden. Unter den Millionen aber, die ins Land einströmten, — ach, wie Wenige haben ein menschliches Erbarmen, geschweige ein Herz voll christlicher rettender Liebe für den Ureinwohner von Neuholand mitgebracht! Verweilen wir jedoch noch einen Augenblick bei der erstgenannten Klasse europäischer Anstebler, — den Deportirten.

England hatte mehrere Menschenalter hindurch seine Verbrecher nach den nordamerikanischen Kolonien deportirt. Als diese (1783) sich vom Mutterstaat unabhängig gemacht hatten, erwachte in der Regierung der Gedanke, ob nicht der ferne neu entdeckte Continent zu einem großen Gefängniß für Verbrecher umgewandelt werden könnte. Denn die Masse derer, die dem strengen Urtheil des englischen Gesetzes verfallen waren, wurde nachgerade eine Quelle der Beunruhigung für die Heimath. Die Entfernung sowohl als die Einsamkeit von Neu-Südwaless, — so hatte Cook die Ostküste von Neuholand genannt, — empfahl dieses Land in jeder Beziehung für solchen Zweck. Das Mutterland wurde dadurch von einer gefährlichen Menschenklasse befreit, — so urtheilten die Sinen, die Selbstsüchtigen; den Verbrechern aber würde eine Gelegenheit gegeben, ihren Lauf im Leben gleichsam von vorne anzufangen, so hofften die wenigen Menschenfreunde, denen das Wohl der Unglücklichen am Herzen lag. Niemand aber hatte auch nur eine ferne Ahnung von der künftigen Größe und Bedeutung Neuholands. Noch weniger fiel es Jemand ein, der Pflichten gegen die Ureinwohner des Landes sich bewußt zu werden oder gar den

*) Seit der Eröffnung der Goldgruben in Australien (1851) sind nicht weniger als 70½ Mill. Pfd. Sterl. (Fr. 1763 Mill.) in Gold ausgeführt worden.

schwärmerischen Gedanken an ihre Civilisation und Befehrung bei sich aufkommen zu lassen.

Aber auch nur der Plan selbst, eine Verbrecher-Kolonie in Botany-Bay zu gründen, rief einen Sturm von Einreden hervor. Im „Gentleman's Magazin“, dem damaligen Organ für englische Literatur und Wissenschaft, ward offen ausgesprochen, „mit welcher Besorgniß man in den öffentlichen Blättern lese, daß man wirklich mit einem so sinnlosen Projekt umgehe.“ Doch heißt es nachher: „Ein Mann von Verstand und Urtheil könnte nimmermehr eine phantastische Unternehmung dieser Art unterstützen. Nicht nur die Entfernung, sondern die absolute Unmöglichkeit, eine Anzahl von männlichen und weiblichen Verbrechern über die Linie (den Aequator) hinüber zu schaffen, ohne daß die Verheerungen des Faulfiebers Alles hinweglegten, müsse einen solchen Plan in seiner Geburt ersticken. Die Regengüsse, die Hitze, die Stürme, die Orkane und die zu Bergen sich aufstürmenden Meere wären hinreichend, auch die kühnsten Todesverächter von einem so gefährvollen Unternehmen zurückzuschrecken. Sollten sich aber dennoch Leute finden, die desperat genug wären, so etwas zu unternehmen, so sagen wir hiemit zuversichtlich voraus, daß ihr unausweichliches Jammerloos auf alle Zeiten hinaus eine Warnung für die Menschheit sein wird, Aehnliches nicht wieder zu beginnen.“ — In ähnlichem Ton gieng es im „Gentleman's Magazin“ mehrere Monate lang fort. Als aber dieß nicht zu fruchten schien, wandte man sich an die schwächste Seite des natürlichen Menschen, — an seinen Geiz. „Es heißt,“ so argumentirte jetzt der Herausgeber, „die Kolonie soll aus einem Postmeister, einem Gouverneur mit einem jährlichen Gehalt von 500 Pf. Sterling, einem Verwalter und einem Militär-Kommandanten bestehen. Ein Vice-Gouverneur mit 300 Pf. Sterl. des Jahrs, vier Hauptleute, zwölf Subaltern-Offiziere, zwölf Sergeanten und 160 Seesoldaten; ein Wundarzt, ein Kaplan und ein Quartiermeister, — das Alles soll dazu kommen. Die Beamten, die Schiffsmannschaft und die Verbrecher sollen auf zwei Jahre verproviantirt und mit allen Arten Acker-, Jagd- und Fischerei-Geräthen versehen werden. Für die erste Zeit sollen leichtere Bauten aufgeführt werden, bis ein Fort und eine Stadt errichtet werden kann. Wenn dieß Alles wahr ist, was man da sagt, so werden die Kosten nicht geringer werden, als ein ganzer Feldzug. Und sollten sich diese Ausgaben gar öfters wiederholen,

dann ist's mit der Hoffnung aus, jemals etwas von unsrer großen Nationalschuld abzutragen!"

Wir haben diese Betrachtungen eines der bedeutendsten und gelesesten Blätter Englands aus dem Jahr 1786 absichtlich hier mitgetheilt. Sie sind allzu lehrreich, als daß wir sie übergehen konnten. Man hat ganz die gleichen Einwürfe gegen die Mission gemacht und macht sie da und dort noch heute. Mittlerweile ist Australien eine der ergiebigsten Quellen englischen Reichthums geworden, und ist's nicht der gleiche Fall mit der Mission, aus welcher der heimathlichen Kirche die edelsten Segnungen erwachsen? Es ist gut, daß die Weisen und Klugen dieser Welt an solchen Exempeln die Gränzen ihrer Weisheit und Voraussicht erkennen lernen.

Im Mai des Jahres 1787 gieng ein Geschwader von elf Segeln, darunter sechs Transportschiffe mit 562 männlichen und 192 weiblichen Verbrechern, von Portsmouth in See. Das Ganze stand unter dem Commando des erfahrungsreichen Capitäns Arthur Philipp, eines Deutschen von Frankfurt am Main, der zugleich der erste Gouverneur der neuen Kolonie sein sollte. Nach einer mühevollen und ermüdenden Fahrt von acht Monaten erreichte die Flotte am 18. Januar 1788 die Botany-Bay. Dieß war der Punkt, den Capitän Cook als den vortheilhaftesten für eine Niederlassung bezeichnet hatte. Aber der Hafen war den Stürmen zu sehr ausgesetzt, welche ihn oft bis in den Grund aufwühlten, und das Ufer selbst bot zu viele Sümpfe dar, abwechselnd mit öden Sandbänken. Capitän Philipp fuhr etwas weiter nordwärts und war so glücklich, bald einen der schönsten Häfen der Welt zu finden, in welchem eine Kriegsflotte von tausend Segeln sicher vor Anker liegen könnte. Er nannte ihn Port Jackson. Die verschiedenen Buchten dieses Hafens wurden so rasch als möglich untersucht, und endlich gab man einer derselben den Vorzug. Es war der reizendste Punkt, wo zugleich ein Fluß mündet, in welchen die stattlichsten Schiffe einzulaufen und unmittelbar am Ufer anzulegen vermochten, und wo mit verhältnißmäßig geringen Kosten ein Kai oder Flußdamm konnte gebaut werden, an dem die größten Fahrzeuge aus- und einzuladen im Stande wären. Diese Bucht ist etwa eine Viertelstunde lang und etwas weniger breit. Philipp nannte sie zu Ehren des Lords Sydney mit dessen Namen. Am 26. Februar 1788 wurde die brittische Flagge auf diesem Ufer aufgepflanzt und sodann ein Lager abgesteckt, das den ersten rohen

Grundriß der nachmals so berühmten Hauptstadt Sydney bildete. Der Platz war gerade oberhalb der Bucht gewählt, nahe bei einem Süßwasser-Flüßchen, das leise an einem dichten Wald vorüberströmte, — einem Wald, dessen Stelle nun die menschenwimmelnden Straßen der Stadt einnehmen, und dessen tiefes Schweigen zum erstenmal seit den Tagen der Schöpfung von dem Schlag der Art und dem Geschwirre geschäftiger Menschen unterbrochen ward. Fremdartig und seltsam war Alles, was die Ankömmlinge hier umgab. Sommerliche Hitze im Februar, die Sonne im Norden, die schönsten nie gesehenen Sternbilder im Süden, die Bäume und Sträucher allezeit grün, Bäume, die ihre Rinde abwarfen statt der Blätter, das Känguru, das auf zwei Beinen in mächtigen Sprüngen sich bewegte, Thiere, die man weder Fisch, noch Fleisch, noch Vogel nennen konnte, Kirschen, die ihren Steinkern außen trugen, Fliegen, welche Spinnen fliegen, und viele andere seltsame Wunder; aber weder Wein, noch Korn, noch Del, weder Rinder, noch Schafe und Ziegen und Pferde waren zu finden. Auch von den Eingeborenen sah man nur hin und wieder einen scheuen Flüchtling, der rasch ins Dickicht des Waldes sich verbarg, um sich nicht wieder sehen zu lassen.

In ein solches Land trat man ein. Gouverneur Philipp war mit 1030 Seelen gelandet; mit ihm waren sechs Stück Hornvieh und sieben Pferde herübergekommen. Jetzt aber beherbergt die Stadt und das Gebiet von Sydney mehr als 300,000 Seelen, und jedes Jahr nimmt die Bevölkerung in steigendem Verhältniß zu. Das Land wimmelt von den schönsten Heerden großen und kleinen Viehs, und die Genüsse und Bequemlichkeiten der europäischen Heimath mit tausend Schätzen, die das Land nie zuvor gesehen, sind dort nun einheimisch, wie bei uns. Alljährlich wird heute noch, wenn wir nicht irren, der Jahrestag der ersten Ansiedlung in Sydney gefeiert. Vielleicht ist eine Stelle aus dem Sydney-Herald nicht uninteressant, die im Jahr 1845 den Jahrestag einleitet unter dem Titel: „Geburstag der Stadt Sydney und der Kolonie Neu-Südwaless.“

„Wenn wir,“ heißt es dort, „Stadt und Land, wie sie jetzt sind, vergleichen mit dem, was sie einst waren, so mögen wir wohl stolz sein auf die Kraft des brittischen Unternehmungsgeistes und auf die lokalen Hülfquellen, die er so rasch und siegreich hier erschlossen hat. Wie mächtig werden wir an jene unglaubliche Umwandlung erinnern, die Jesajas, der gotterleuchtete Sohn Amos, vorausgesagt hat

mit den Worten: 'Die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie eine Wille.' Es versuche es heute unsre Einbildungskraft und vergegenwärtige sich den bezaubernden Contrast. Schauen wir auf die stattlichen Fahrzeuge, die in unserm Hafen liegen, die Dampfschiffe, die Yachten, die Fährn und zahllosen Boote, die mitten unter dem fröhlichen Jubel der Volksmenge ein Wettrennen anstellen, dann laßt uns gedenken der drei bescheidenen Boote, die heute vor 57 Jahren langsam die unbekannten Gewässer von Port Jackson heraufschlichen, um einen sichern Ruhepunkt für unsre frühesten Vorgänger zu suchen. Werfen wir unsern Blick auf die eleganten Wohnungen, die nun unser Ufer auf beiden Seiten umgürten, und über die Menge wohlgekleideter Herren, Frauen und Kinder, die an diesem Nationalfest Feiertag halten, so wollen wir auch gedenken der dichten Wäldungen, die einst auf Gouverneur Philipp ernst herabschauten, an die tiefe Stille der Einöde, die ihn und seine kleine Schaar umgab, und an das Entzücken, das sie ergriffen haben würde, hätten sie ahnen können, daß in so kurzem Zeitraum die Einöde von einer wimmelnden Bevölkerung tönen und in einen Garten Gottes, einen üppigen Wohnsitz der Civilisation, umgewandelt werden sollte."

So schreibt der Sydney Herald im Jahr 1845. Er wendet Worte der heiligen Schrift mit andächtigem Ernst auf das Loos von Neu-Südwaless an, aber er hat kein Wort des Mitgeföhls, keinen Laut der Selbstanklage in Betreff der schmähslich mißhandelten, viel gedrückten Eingeborenen des Landes. Die Geschichte von Neuholland hat auch eine dunkle Schattenseite.

Die junge Kolonie unter Arthur Philipp bestand aus der schlimmsten Klasse von Verbrechern aus allen möglichen Nationen. Englische, holländische und portugiesische Matrosen, der feingebildete Schwindler, der freche Straßenräuber und ihre weiblichen Mitschuldigen, der Revolutionär und der Gauner, — sie Alle wurden in Ketten ausgeschifft. Schon auf der Seefahrt stand eine Abtheilung von Soldaten stets mit geladenem Gewehr auf der Wache. Es war auf der Herreise nicht ohne Blutvergießen abgegangen. Die geheimen Verschwörungen, mit denen die Gefangenen unausgesezt sich beschäftigten, brachen, wo immer Gelegenheit sich darbot, in offene Meuterei aus; ein Sturm, eine Beschädigung des Schiffs oder erbeuchelte Krankheit gab immer willkommenen Anlaß. Aber so oft sich Anzeichen dieser

Art offenbaren, so griff man die Räubersführer und machte mit ihnen kurzen Proceß. Und wie giengs alle Tage im Zwischenbeck unter den Gefangenen zu! Schamloses Zotenreißen und wilder Jubel, vermischt mit Brocken von beliebten Volksliedern, drang unaufhörlich aus ihrem Gemach hervor. Jeweilen wandelte sich die wilde Lust in Zank und Händel um; Schlägerei und Blutvergießen folgte. Gelegentlich ward auch wohl die Eintönigkeit der Reise unterbrochen durch die Nachahmung eines Gerichtshofs. Hatte ein Gefangener sich gegen seine Gefährten verfehlt, so ward ein Richter aus ihrer eigenen Mitte erwählt, Rechtsanwälte wurden bestellt für den Kläger, wie für den Schuldigen, Geschworene in Eid genommen, Zeugen vorgesordert und gehört und der Angeklagte, wenn schuldig erfunden, zu sofortiger brutaler Strafe verurtheilt. Auch der verhärtete Verbrecher kennt Recht und Gesetz gar gut; denn es ist ihm ins Herz geschrieben, sintemal sein Gewissen ihn bezeuget, und seine Gedanken verklagen oder auch entschuldigen sich unter einander.

Aus solchen Elementen war der erste Anwurf der Bevölkerung von Neu-Südwaales zusammengesetzt. Nach dem brittischen Gesetz gibt es unter den Deportirten nach Maaßgabe des Verbrechens verschiedene Klassen, von denen die erste für 7 Jahre, die zweite für 14, die dritte auf Lebenszeit verbannt wird. Der Gouverneur vertheilt sie bei ihrer Ankunft je nach den Zeugnissen, die sie von England und von der Seereise mitbringen. Auf der Strafkolonie erhalten sie angemessene Kleidung und Nahrung und werden dann an die Arbeit gewiesen. Diejenigen, welche gute Hoffnung gewähren, werden an zuverlässige freie Personen in Dienst gegeben, wo sie als Feldarbeiter, Schafhirten oder auch als Schreiber verwendet werden. Halten sie sich übel, so werden sie zum öffentlichen Dienst beim Straßenbau, in den Kohlengruben u. versetzt. Rückfällige oder unverbesserliche Verbrecher gehen nach den einsamen Strafstationen mitten im Walde, wo schwerer Dienst sie erwartet. Hat Einer eine Zeitlang sich wohl verhalten und treu gedient, so erhält er eine Freikarte, vermöge welcher er innerhalb des Gebiets, auf das die Karte lautet, in allen Dingen frei sich bewegen kann. Endlich folgt bei fortgehendem Wohlverhalten die bedingte Begnadigung, die ihn zum „Emanzipationisten“ d. h. zum freien Einsaßen der Kolonie macht, ohne daß er die Rechte eines brittischen Bürgers besäße. Erst die volle Begnadigung oder der Ablauf der Strafzeit führt ihn in die volle Freiheit des Engländer

zurück. Freilich von solchen Elementen besseren Strebens fand sich unter den neuen Ankömmlingen nicht viel. Rohheit, Zuchtlosigkeit, ungeberdiges tumultuarißches Wesen herrschte vor, und der Gouverneur hatte alle Mittel der Strenge in Anwendung zu bringen, wenn nicht Alles in einem allgemeinen Umsturz sich auflösen sollte. Dazu kam die schwere Nothzeit etlicher Hungerjahre, welche ohne Philipp's weise Energie die kaum begonnene Kolonie zu vernichten drohte. Bessere Tage brachen an. Manche erhielten nach kurzer Dienstzeit eine Freikarte und siedelten sich auf Landstücken an, die ihnen von der Regierung zugewiesen waren. Bei einiger Arbeitsamkeit erwarben sie sich leicht ihren Unterhalt vom Boden und konnten den Ueberschuß theuer verkaufen. Andere übernahmen das Hüten des Viehs, das rasch sich vermehrte; noch Andere, namentlich mit dem Wachsthum der Kolonie, warfen sich auf ein Handwerk und erwarben sich nachmals ein bedeutendes Vermögen. Nicht Wenige kamen nach einiger Zeit zu großem Wohlstand. Die Folge davon war wiederum, daß allenthalben niedliche Wohnungen, hübsche Blumen- und Obstgärten und freundliche Anlagen aller Art entstanden. Die Felder waren gut besorgt und gaben reichliche Ernten. Auch der Viehstand gedieh trefflich. Denn „fleißige Hand machet reich,“ auch in den Verbrecherkolonien.

Freiwillige Ansiedler gab es damals nur wenige, und sie standen unzweifelhaft im Nachtheil gegen den hieher deportirten Verbrecher. Die letzteren bestanden zu großem Theil aus Irländern, die sich an der großen irischen Revolution im Jahr 1798 theilhaftig hatten, und die in der Regel eine treffliche Kenntniß des Landbaus mit sich brachten. Wie alle um politischer Vergehungen willen Verurtheilte, so hielten auch sie ihre Verbrechen nicht für eine Schande, sondern betrachteten sich vielmehr als die Opfer der Freiheit und des Wohls ihres Vaterlandes. Auch waren wirklich Manche ohne Urtheil und Recht, ja ohne bestimmten Termin ihrer Strafzeit deportirt worden, bedauernswerthe Opfer des erbitterten Argwohns jener Tage. Sie betrugen sich in der Regel anständig und arbeiteten mit angestrengtem Fleiß, in der Hoffnung, bald ihr Vaterland und ihre Verwandten wieder zu sehen. Vergleichene Männer waren treffliche Kolonisten und erfolgreiche Anbauer des jungfräulichen Bodens. Am wichtigsten aber war es für die deportirten Ansiedler, daß sie ohne Schwierigkeit aus den übrigen Strafgefangenen sich Knechte und Arbeiter zu verschaffen

wußten. Denn sie kannten besser, als die freien Einwanderer, die Gefühle und Empfindungen ihrer Genossen. Waren sie doch mit ihnen in den nämlichen Zellen gefessen, mit den gleichen Fesseln gebunden gewesen. Dieselben Lebensanschauungen, dieselben Vorurtheile erfüllten den Meister und den Knecht. Man wohnte zusammen, aß am gleichen Tisch, schlief unter dem gleichen Dach. Man vergab sich gegenseitig die Verbrechen und Laster, die das obrigkeitliche Gesetz nicht vergeben hatte. Es war natürlich, daß der Verbrecher lieber einem Mitverbrecher diene, als einem unbescholtenen freien Ansiedler, der ihm stets ein stiller Vorwurf war. So bildete sich unter der Bevölkerung der Strafkolonie eine Brüderschaft und Gemeinsamkeit der Interessen, welche die Frucht gemeinsamen Schicksals war. Jedes neu ankommende Verbrecherschiff wurde mit Jubel bewillkommt. Wenn es im Hafen die Anker warf, umschwärmten es die Boote der längst angesiedelten Strafgefangenen; das Verdeck füllte sich rasch und die neuen Ankömmlinge wurden mit frischem Brod und anderem Luxus bewirthet. Man fragte angelegentlich nach den Freunden in der Heimath, nach den Kameraden, die man in den Gefängnissen Englands zurückgelassen. Alte Genossen der Sünde wurden mit Entzücken begrüßt, und diese vertauschten mit gehobenem Gefühl das Verbrecherschiff mit dem Lande, wo sie alte Kameraden fanden.

Freilich enthüllt die Kriminalgeschichte der Kolonie in den ersten Jahren eine furchtbare Liste von Verbrechen sowohl als von schrecklichen Strafurtheilen. Kleine Banden brachen jeweilen durch, flohen in die Wälder und wurden hier, allen Schranken der Zucht trog-bietend, ärgere Freyler als vorher. Die Furcht vor Strafe hielt sie nicht von Straßenraub, Mord und den scheußlichsten Thaten zurück. Dabei war die Möglichkeit der Uebersführung gering und die Bestrafung unwahrscheinlich. Wurde Einer aufgegriffen, so gab es keine Zeugen; denn die Deportirten waren außer dem Gesetz und durften nicht gerichtliches Zeugniß ablegen. Das Geschworenengericht war in der Regel aus Leuten zusammengesetzt, die einst gleich großer Verbrechen schuldig und alte Kameraden waren. Der Thäter wurde von gewissenlosen Sachwaltern vertheidigt, die selbst einst Strafgefangene, jetzt der Schrecken und die Schmach der Kolonialgerichtshöfe geworden waren. Verschiedene Male wurden Versuche gemacht, diese Menschen vom Sitz des Rechts zu verdrängen; aber man konnte es Jahre und Jahrzehnte lang nicht durchsetzen. Unter ihnen befand sich Einer, der

um seiner unerhörten verbrecherischen Schlaueit willen berüchtigt war und dennoch ein wichtiges Amt in der Kolonie bekleidete. Er war in England zur lebenslänglichen Transportation verurtheilt worden, weil er durch den raffinirtesten Kunstgriff ein falsches Testament zu Stande gebracht hatte. Er wußte nemlich einem bereits gestorbenen Manne eine lebendige Fliege in den Mund zu bringen und führte dann die Hand des Todten, um das unterschobene Testament zu unterzeichnen. Bei der gerichtlichen Untersuchung aber schwor er, er habe den Verstorbenen die Schrift unterzeichnen sehen, so lange Leben in ihm war.

Freilich waren auch die Strafen, die jeweilen in der Kolonie verhängt wurden, wahrhaft barbarisch. Wir wollen nur drei Beispiele aus jener frühesten Zeit anführen.

„John Allen hat in einem Wohnhaus Sachen gestohlen im Werth von 40 Schilling (Fr. 50). Er empfing öffentlich hundert Rutenstreichs, ward ein halbes Jahr lang auf Wasser und Brod in Einzelhaft gesetzt und hernach für drei Jahre zu harter Arbeit verurtheilt.

„M. Hoare und J. Gilschriß brachen in das Schulhaus zu Rissing Point und stahlen verschiedene Gegenstände. Zwölf Monate Einzelhaft, zwei Jahre harte Arbeit mit den Sträflingen und lebenslänglich nach Newcastle [Strafstation] transportirt.

„J. Hale, M. Holton und P. Allen tödteten einen Ochsen, in der Absicht, das Fleisch zu stehlen. Drei Jahre Einzelhaft auf Wasser und Brod, dann zwei Jahre harte Arbeit mit den Sträflingen und zuletzt lebenslängliche Transportation nach Newcastle.“*)

Strafurtheile dieser Art mußten eher die harten Herzen, noch mehr verhärten und das Uebel ärger machen. Kein Wunder, wenn das Gesetz, das so barbarische Strafen diktirte, in hundert Fällen umgangen und der Verbrecher lieber gar nicht gestraft, als so hart behandelt ward.

2. Die Eingeborenen.

Was für ein Einfluß konnte von einer solchen Menschenklasse erwartet werden auf die armen, schüchternen und verkommenen Ein-

*) Siehe Wentworth's Colonie von Neu-Südwaales, 1820.

geborenen von Neuhoiland? Es ist wahr, die Deportirten selbst waren wiederholt Gegenstand reformatorischer Bestrebungen, und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts gieng von England, wie von den Gouverneuren und Beamten der Kolonie, eine Reihe der aufopferndsten Versuche aus, ihre Zustände zu verbessern. Auch überwog ja bald das Element der freien Einwanderer so gewaltig die Zahl der Strafgefangenen, daß endlich Neu-Südwaies aufhören mußte, eine Verbrecher-Kolonie zu sein; wie denn neuerdings die Kolonisten selbst die Regierung nöthigten, ihren Plan zu ändern, so daß jetzt das schwachbevölkerte Westaustralien der einzige Punkt ist, nach welchem Deportirte von England geschickt werden. Allein gerade die erste Periode der Kolonisation von Neuhoiland, wo die Deportirten den weit überwiegenden Bestandtheil der Bevölkerung bildeten,*) mußte einen entscheidenden Einfluß ausüben auf die Behandlung der Eingeborenen des Landes. — Lernen wir diese etwas näher kennen.

Der Neuhoiländer ist nach allen Seiten hin ein hüßloses, tiefgesunkenes Geschöpf. Wenn der Neuseeländer unter den Nationen der Inselwelt des großen Oceans auf der höchsten Stufe steht, so nimmt wohl der Neuhoiländer die tiefste Stelle ein. Ja so gering ward seine geistige Fähigkeit taxirt, daß, als vor etlichen vierzig Jahren die Schädellehre eines Gall und Spurzheim die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen begann, etliche Neuhoiländer-Schädel nach Europa gesandt wurden, damit jene berühmten Professoren untersuchen möchten, ob nicht der Schöpfer eine ganze Rasse von Blödsinnigen ins Dasein gerufen habe, — Menschen, denen es einestheils an Vernunft fehle, andertheils an einem entwickelten thierischen Instinkt. Man hält sie für eine Mischung der malayischen und Negerrasse (deshalb auch Papua's genannt); aber sie haben nichts von der Muskelkraft oder der geistigen Geschmeidigkeit des Negers, noch auch von der Entschlossenheit und Regsamkeit des Malayen. So viel man von ihnen auf der Nord-, West-, Süd- und Ostseite gesehen, so sind sie mit kleinen Unterschieden überall im Wesentlichen sich gleich. Von Gestalt nicht groß, haben sie eine schwarze oder tief dunkelbraune Hautfarbe, schwarze, meist schlichte Haare, nur am Kinn jeweilen

*) In dem 50jährigen Zeitraum von 1787 — 1837 wurden mehr als 100,000 Verbrecher nach Australien gebracht; noch im Jahr 1844 befanden sich unter den 173,377 Einwohnern von Neu-Südwaies nicht weniger als 19,175 Deportirte.

einen Bart, zurückweichende Stirn, starke Backenknochen, gekrümmte oder platte Nase, wulstige Lippen, prächtige Zähne, große dunkle, aber ausdruckslose Augen, breite Brust und dünne, magere Arme und Beine. Krüppel findet man keine, ohne Zweifel weil sie schon als Kinder dem Tode geweiht sind. Das weibliche Geschlecht ist unschön und reizlos, obwohl zwischen Neuholänderinnen und Europäern nicht selten Ehen geschlossen werden. Von Kleidung wissen weder Männer noch Frauen, wenn man nicht die übergeworfenen Känguru-Felle im kühleren Süden oder den Gürtel von Blättern im nördlichen Tropenland als Bedeckung nehmen will. Als Zierde gelten die Bemalung mit Kalk oder rother Erde, vermisch mit übelriechendem Thran, die Schnittnarben auf der Brust der Männer, die ausgeschlagenen zwei Vorderzähne zum Zeichen der Mannbarkeit, und die langen Bambusstäbchen, Knochen oder Federn, die der Mann durch die mittlere Nasenwand steckt und als Zierrath trägt.

Als Nahrung bietet das Land ohne Anbau wenig, sehr wenig dar, und den Anbau versteht und liebt der Neuholänder nicht. Deswegen begnügt er sich mit den wenigen eßbaren Wurzeln, die er gräbt, mit den jungen Blättern gewisser Bäume und ihren unschmackhaften Früchten, mit dem Leckerbissen des Känguru und anderer einheimischer Thiere, der Schildkröte, der Austern und Fische des Meers und der Flüsse; aber er verschmäht auch nicht Eidechsen, Schlangen, Frösche, Ameiseneier und Käferlarven. Eine wahre Delikatesse sind ihm die großen milchweißen Raupen, die an faulen Baumstämmen sich finden. Ueberhaupt ist ihm das edelste Gewürm und Ungeziefer eine willkommene Nahrung. Daß Menschenfresserei unter ihnen einheimisch sei, kann nicht bewiesen werden, wenn der Hunger auch zuweilen einen Stamm treibt, selbst Menschenleichen zu verzehren. Da es hier und da an gutem Trinkwasser fehlt, so genießen sie ohne Widerwillen auch das salzige, brackische Wasser, das im Innern sich so häufig findet.

Das Wanderleben ist dem Eingeborenen zur andern Natur geworden. Er bleibt nirgends für längere Zeit und kann an feste Ansiedlung und geordnetes gesellschaftliches Leben sich nicht gewöhnen, ohne seine eigenste Natur zu opfern. Dieß ist der große Nothstand, der jede Wirksamkeit der Mission unter diesem armen Völklein unendlich erschwert, wie er andererseits auch nur durch die Macht des Evangeliums gehoben werden kann. Sie ziehen ruhelos umher, schlagen ihre leichten Hütten aus übergebogenen und halbkreisförmig in die

Erde gesteckten Baumzweigen auf und decken sie mit Gras und Laub, während nach vorne, wo die Nachthütte offen ist, das spärliche Feuer brennt. Ihr Feuerzeug besteht aus zwei Stücken weichen Holzes und dürerer Papyrusrinde. Nur selten bleibt man längere Zeit an einem Ort; die hunderte verlassener Hütten aber, die man in gewissen Gegenden trifft, machen den täuschenden Eindruck, als wäre das Land reich bevölkert. Im Winter mag es wohl geschehen, daß sie festere Hütten, in der Form von Bienenkörben, errichten und sie mit Lehm überkleiden; oder aber vergraben sie sich tief in den Sand. Ihre Geräthschaften bestehen aus den elendesten Hilfsmitteln. Messer von scharfen Steinen, Spaten von Holz zum Ausgraben der Wurzeln, Gefäße von Rinde, Blättern und Rohr, Muschelschalen, Matten- und Fischneze von Schlingpflanzen, Flöße von armseliger Bauart, Speere mit 12 Fuß langem Schaft und einer Stein- oder Fischgrätenspitze und der Bumerang oder gurkenförmig gebildete scharfe Wurfstock, — das ist in der Regel Alles, was der Neuholländer besitzt. Speer und Wurfstock aber werfen sie mit unglaublicher Sicherheit. Selbst des Kindes Hand verfehlt selten sein Ziel.

Wie beim Indianer Nordamerika's oder den Beduinen der Wüste ist dem Neuholländer ein außerordentlicher Scharfblick im Auffinden und Erkennen der Spuren und Fährten angeboren. Er erkennt an den Fußstapfen die Personen, die da waren, und nennt unbedenklich ihre Namen; er sieht die Fährte eines Thiers im Waldesdickicht, wo keines Europäers Auge auch nur die leiseste Spur wahrnimmt, und bemerkt aus der Ferne an der Rinde des Baumes die Spur des Eichhorns, das in seinen Zweigen oder Löchern haust. Die gerade Richtung zum Ziele verliert er nie, auch wenn alle Zeichen fehlen. Hat doch ein von einem englischen Schiffe mitgenommener Jüngling zu jeder Zeit die Richtung des Hafens, dem man zufuhr, angeben können, in welcher Richtung auch das Fahrzeug gerade steuern mochte. Es ist dieß noch mehr als der Instinkt des Zugvogels, der nie von der geraden Linie weicht; die wissenschaftlich gebildeten Offiziere jenes Fahrzeugs wußten sich diese Fertigkeit nicht zu erklären.

Die tägliche Lebensweise des Eingeborenen bleibt sich unverändert gleich. Am Morgen gehen die Männer, meist zu zwei oder drei, auf den Fischfang oder die Jagd, die Mutter mit dem Säugling auf dem Rücken nach Muscheln, Wurzeln, Gewürm und anderer Nahrung. Daheim bleiben die Jüngern, selten unter Aufsicht eines Erwachsenen.

Wer etwas Nahrung gefunden, stillt den Hunger an Ort und Stelle und bringt den Rest nach Hause. Sonst verfertigen die Männer Flüsse und Waffen; die Frauen flechten Matten, Netze und andere Dinge. Am Abend folgen Kampfspiele oder lärmende Tänze bis in die späte Nacht. Beim Wandern trägt der Mann die Waffen, die Frau aber alles Uebrige und sorgt dann für den Aufbau der neuen Nachthütte. Für Spielsachen, wie sonst die wilden Stämme sie lieben, hat der Neuholänder keinen Sinn; er weist sie gleichgültig ab. Ueberhaupt geht ihm alle Neugierde und alle Strebsamkeit völlig ab.

Fragt man nach den religiösen Begriffen und Uebungen der Eingeborenen, so begegnet uns nur eine schwache Spur des dem Menschengenisse eingeborenen Gottesbewußtseins. Furcht vor Gespenstern und bösen Geistern scheint bei ihnen der einzige Rest dieser höchsten Gottesgabe zu sein. Ob ihnen ein einheitlicher böser Geist vorschwebt, ob ihnen die Idee eines guten Geistes innewohne, ist schwer zu sagen. Die Angst vor stets sie umgebenden bösen Elementen herrscht jedenfalls vor, und damit verbunden ist, wie überall, der Glaube an Zauberei und das Achten auf gute und schlimme Vorzeichen. Die Idee von einer Fortdauer nach dem Tode gestaltet sich bei ihnen mehr zur Gespensterfurcht. Strafe oder Belohnung im jenseitigen Leben kennen sie nicht, obwohl sie von einem Genußleben in den Wolken reden, wo man sich von Legionen kleiner Fische nähre. Die Todten werden verbrannt oder begraben, meist mit etlichen Ceremonien, je nach der Bedeutung des Verstorbenen. Eine Art von Priesterthum scheint es allerdings zu geben; doch fällt ihm nur die Aufgabe zu, die Nasenwand der Männer zu durchbohren und die Schnittwunden auf ihrer Brust zu machen, den jungen Knaben zu bestimmter Zeit die Vorderzähne auszuschlagen, den mannbaren Mädchen gewisse Fingerglieder abzuschneiden, die Todtenceremonien zu halten und dergleichen. Gottesdienst kennt man nicht. Wohl aber gibt es Feste, die ächt heidnisch sind. Das wichtigste ist das große Tanzfest. Man pflegt in der Nacht einen einsamen freien Platz im Walde zu wählen. Die Zuschauer setzen sich im Halbkreis, während vor ihnen mehrere Feuer brennen. Hinter diesen ist der Schauplatz. An der Seite sitzen die Weiber und machen die haarsträubendste Musik durch hölzerne Klappen und an Schnüren geschwungene Holzstücke, begleitet von ihren gellenden schrillen Stimmen. Die Tänzer, mit weißen Kalkstreifen auf der schwarzen Haut gränlich gezeichnet, springen unter plötzlich

eintretender Todesstille unverfehens aus dem Walde in den feuerhellen Kreis hervor. Anfangs stehen sie, lebendigen Skeletten gleich, still vor den Feuern. Dann strecken sie unter einfallendem Orchester Arme und Beine aus, machen eine Art zitternder Muskelbewegung am ganzen Leibe, namentlich an den Knien und Ellbogen, und kreisen unter dem steten Ausruf: Wrru! Wrru! um die Feuerstätten. So gehts unter immer wilderem Lärm durch die ganze Festnacht, die sich öfters mit gräulichen Orgien schließen soll.

Von einem geordneten Staats- oder Volksleben ist keine Spur. In kleine Wanderstämme zerspalten, oft in blutigen Kämpfen lebend, an der Spitze eines Zugs zu Zeiten eine Art Häuptling, — wachen sie über der Behauptung des von dem Stamm in Besitz genommenen Gebiets, ohne daß jeder Familie die Nutznießung ihres Bezirks fest bestimmt wäre. Doch gibt es auch Stämme mit ausgebildeterem Eigenthumsrecht und erblichen Anführern. Das ehliche Leben steht auf der niedersten Stufe. Wer mehrere Weiber ernähren kann, nimmt ihrer so viel er will. Die Meisten begnügen sich mit Einer Frau. Man wirbt um die Frau bei den Tänzen mit Geschenken, oder raubt und entführt sie. Heirathsceremonien gibt es nicht. Doch ist's darin bei verschiedenen Stämmen verschieden. Das Loos der Frau ist das des Lastthiers und der Sklavin. Auf ihr lastet alle schwere Arbeit. Doch rühmt man an ihnen ursprüngliche Züchtigkeit und Keuschheit zum großen Unterschied von den zuchtlosen Sitten auf den Inseln der Südsee. Der Verkehr mit Europäern aber hat auch hier furchtbare Verheerungen angerichtet. Mißgeburten und Krüppel werden bei der Geburt getödtet; von Zwillingen muß immer eines sterben. Die Gefühle des Mutterherzens gegen die Kinder sind aber auch auf Neu-holland die gleichen wie bei uns. Zärtlichkeit und treue Sorge für des Kindes Pflege und Nahrung kennt die Neuholländerin so gut wie eine deutsche Mutter, und Trauer um einen gestorbenen Liebling ist dort ebenso tief und brennend als anderswo. Aber von Erziehung kann bei wilden Völkern nicht die Rede sein.

Das ist im Allgemeinen das Bild des Ureinwohners von Neu-holland. Wie groß ihre Zahl jetzt noch sei, ist schwer zu sagen. Die Ansichten wechseln zwischen ein- und zweimal hunderttausend Seelen. Was ist das für einen Continent, der fast die Größe von Europa hat! Längst aber ist ihre Zahl von der Menge europäischer Einwanderer überflügelt:

Und hat denn irgend Einer von den Tausenden, die aus christlichen Ländern in Neuhoiland einzogen und dort eine neue Heimath, Freiheit, Reichthum und Wohlstand fanden, mit erbarrender Liebe dieser Elenden sich angenommen? Wir dürfen mit getroistem Sinne sagen, Ja; aber der Masse des Unrechts, des empörendsten Unrechts ist tausendmal mehr, als der Bruderliebe und Barmherzigkeit, die an ihnen geübt wird.

Die ersten, die mit den Eingeborenen in Berührung kamen, waren die deportirten Verbrecher, der Abschaum der europäischen Gesellschaft. Männer aber, die inmitten eines wohlgeordneten christlichen Staats die Schranken des Rechts durchbrochen und ihre Hand in Frevel getaucht hatten, — sollten sie sich ein Gewissen gemacht haben, an dem hilflosen Geschlecht der Papua's noch scheußlicheres Unrecht zu thun? Es war an der Tagesordnung, daß da und dort ein Deportirter sich an der elenden Habe der Eingeborenen, an der Ehre ihrer Weiber und Töchter und an ihrem Leben selbst vergriff. Ganze Banden brachen aus den Straßstationen los, flüchteten in die Wälder des Binnenlandes und führten als „Buschläufer“ ein Räuber- und Mörderleben, das nicht für die Eingeborenen allein, sondern auch für die europäischen Ansiedler zur Landplage wurde. Aber auch die freien Kolonisten übten ohne Gewissensbisse namenloses Unrecht an diesen Kindern der Wildniß. Man schonte nicht ihrer Freiheit, ihrer Weiber, ihres Lebens. Durch Branntwein-Verkauf verthierte man die Thierischen noch mehr. Was Wunder, wenn jeweilen die Eingeborenen sich zusammenthaten, die verlausenen Wanderer überfielen und erschlugen, und auf Jeden, den sie trafen, aus dem Versteck den sicher-treffenden tückischen Speer warfen! Noch im Jahr 1836 sagt Missionar Threlkeld, der viele Jahre seines Lebens dem zeitlichen und ewigen Wohl dieses Volkes gewidmet hat: „Ich bin fest überzeugt, daß ein treuer Beschützer der Ureinwohner des Landes übergenuß zu thun hätte, wollte er nur die einzelnen Fälle von Grausamkeit europäischer Ansiedler untersuchen, — Fälle, die ebenso zahlreich, als unmenschlich und scheußlich sind.“

Threlkeld hat nur allzusehr die Wahrheit gesprochen. Die Fälle von Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die er selbst erwähnt, sind wahrhaft empörend. Ein Viehhüter rühmte sich gegen seinen Meister, wie er mit seinen Gefährten einen Trupp Eingeborener verfolgt und sechs oder sieben von ihnen mit eigener Hand erschlagen habe, und das

Alles zum bloßen Vergnügen und aus Lust an der Menschenjagd. Der Mann aber erfuhr keine andere Strafe, als daß er einfach von seinem Meister aus dem Dienst entlassen ward. Ein anderer Fall, welchen Threllfeld erzählt, ist folgender: — Etliche Viehhüter, aus deren Heerde einige Stücke gestohlen worden waren, zogen zu Pferd gegen die Schwarzen aus, nahmen Einen von ihnen gefangen, banden ihm die Arme zusammen, befestigten ihn dann an den Steigbügel eines der Reiter und galoppirten mit ihm davon, indem sie den Unglücklichen auf dem Boden nachschleppten. Bei ihren Stationen angekommen, trennten sie sich und überließen den Gefangenen dem, an dessen Pferd er gebunden war. Als der Eingeborene sich mit seinem Quäler allein sah, weigerte er sich weiter zu gehen und suchte sich frei zu machen. Da nahm der Mann mit kaltem Blute sein Messer aus der Tasche, stieß es dem Unglücklichen in die Kehle und ließ ihn für todt liegen. Dieser aber kroch nach der Wohnung eines Kolonisten, deutete mit Zeichen an, was ihm geschehen, und starb.

Es sind dieß nur zwei Beispiele aus einer ganzen Reihe von Vorfällen, die zu zahlreich und zu scheußlich sind, als daß wir sie hier wiedergeben möchten. Auch das wehrloseste Thier kämpft um sein Leben und sucht sich an seinem Quäler zu rächen. Die Eingeborenen in der Nähe der Kolonie waren zur äußersten Wuth gereizt. Sie richteten Schaden an Gut und Leben der Europäer an, wo sie es vermochten. Am 31. Oktober 1828 erklärte der Vollziehungsrath von Sydney, „daß die Frevelthaten der Eingeborenen nachgerade zu einer förmlichen Kriegserklärung gegen die Ansiedler sich gestaltet hätten,“ und schickte eine militärische Expedition gegen sie aus. Man vergaß in jener Erklärung hinzuzufügen, daß die Feindseligkeiten der Eingeborenen in jedem einzelnen Fall durch die empörenden Ungerechtigkeiten der Europäer hervorgerufen waren. Im Oktober 1830 ward abermals das Standrecht gegen die Eingeborenen ausgerufen, und der Gouverneur beschloß, die gesammte Kolonistenbevölkerung unter die Waffen zu rufen und mittelst eines militärischen Kordons die Eingeborenen auf eine der Halbinseln hinauszudrängen. Die Kolonisten folgten dem Aufruf und eine bewaffnete Macht von zweibis dreitausend Mann stand vom 4. Oktober bis 26. November im Feld; aber der Plan mißlang vollständig. Erst im Jahr 1838 schritt man zu vernünftigeren und menschlicheren Maßregeln. Es bildete sich nemlich im genannten Jahr in Neu-Südwaless eine „Gesellschaft

zum Schutz der Eingeborenen", und die Regierung selbst stellte einen Protektor auf, der sie gegen grausame und ungerechte Behandlung schirmte. Es war dieß um so nothwendiger, da auch die freien Ansiedler keine Ahnung von ihren Pflichten gegen die farbige Bevölkerung hatten. fand doch im gleichen Jahr Lieutenant Sableir auf einer Tour ins Inland in dem Besuchszimmer eines angesehenen Kolonisten den Schädel eines berühmten Papua, an welchem das Loch in der Stirne noch deutlich zu sehen war, das die Flintenkugel gemacht hatte. „Es war,“ sagt Sableir, „die von ihm sehr hochgehaltene und zum Prunk aufgestellte Trophäe von einem jener Vernichtungszüge, die er mitgemacht hatte, und bei denen die Eingeborenen wie wilde Thiere zu Tode gekehrt wurden.“

Im Jahr 1839 gieng im gesetzgebenden Rath der Kolonie eine Bill durch, vermöge welcher gewisse „Land-Kommissäre“ mit ausgedehnten Vollmachten aufgestellt wurden, die den Auftrag hatten, den zahlreichen außerhalb der Kolonialgränzen begangenen Grausamkeiten ein Ziel zu setzen. Der Gouverneur selbst begleitete die Veröffentlichung dieser Bill mit einer Proklamation, die ihm hohe Ehre macht. „Als menschliche Wesen,“ sagt er, „die mit uns der gleichen Natur theilhaftig sind, als die ursprünglichen Besitzer des Grund und Bodens, aus dem wir vornemlich unsern Reichthum und Wohlstand schöpfen, und als Unterthanen der Königin, deren Gewalt sich über jeden Theil Neu-Hollands erstreckt, haben die Eingeborenen der Kolonie ein gleiches Recht wie die Europäer an den Schutz und Beistand des Gesetzes von England.“ . . . „Seine Excellenz glaubt auch die Bewohner der Kolonie benachrichtigen zu sollen, daß jede neue aus England eintreffende Depesche des Staatssekretärs in steigendem Maaße den Werth hervorhebt, den Ihrer Majestät Regierung, und nicht minder das Parlament und das ganze Volk von Großbritannien, auf die gerechte und menschliche Behandlung der Ureinwohner dieses Landes legt. Auch erklärt Seine Excellenz hiemit aufs feierlichste und angelegentlichste, daß nach Ihrer tiefsten Ueberzeugung nichts, was es auch sei, so innig mit der Ehre und den Interessen der Kolonie zusammenhänge, als die menschliche Rücksicht auf die Eingeborenen.“

Diese Zusagen unpartheilicher Gerechtigkeit von Seiten des Gouverneurs sollten bald genug auf eine ernste Probe gestellt werden. Wenige Wochen nach jener Proklamation geschah es, daß sieben Ungehener in menschlicher Gestalt, — Verbrecher, die von der Regierung

einigen Kolonisten im Innern als Viehhüter zugewiesen worden waren, zu Pferd auszogen auf eine Menschenjagd. Sie hatten keinen andern Beweggrund, als den teuflischen Entschluß, die unglücklichen Eingeborenen in der Nähe auszurotten. Ein gewisser Karl Kilmaster war der Anführer. Sie ritten und ritten, überall nach dem Aufenthalt der Schwarzen fragend, und gelangten endlich an eine Hütte nahe an dem Fluß Drawalbo, jenseits der Liverpool-Ebene. Hier entdeckten sie mitten im Busch einen kleinen Stamm von etwa dreißig Eingeborenen, Männer, Frauen und Kinder, Säuglinge an der Mutter Brust mit eingeschlossen, ohne Ahnung einer Gefahr, ohne Bewußtsein irgend eines Unrechts. Es war Sonntag. Die Reiter eilten rasch auf ihre Opfer zu, welche, erschreckt durch deren unheimliche Erscheinung, in die genannte Hütte flohen und um Erbarmen schrieten. Aber sie riefen Herzen an von Stein und Erz. Die Banditen, als sie sahen, wie die Unglücklichen wie in einer Falle gefangen waren, stiegen ab, folgten ihnen in die Hütte und banden sie trotz alles Bittens und Flehens mit einem langen Seil zusammen. Als sie damit fertig waren, wurde das eine Ende des Seils um den Leib des vordersten unter den Mördern befestigt. Nun bestieg dieser sein Pferd, ritt voran und schleppte die zum Tod erschrockene Gruppe von Eingeborenen hinter sich her, während seine gräulichen Gefährten sie auf allen Seiten bewachten. Vorwärts und immer vorwärts giengs, bis man eine geeignete Stelle im Busche fand, wo das Schlachten begann. Widerstandlos ward Einer nach dem Andern mit viehischer Lust hingemordet. Väter, Mütter und Kinder fielen unter den zuvor geschärften Säbeln ihrer Schlächter, bis Alle als eine entseelte Masse, noch im Tode wie mit dem Krampf der Todesangst aneinander gefesselt, am Boden lagen. Nur ein einziger Schuß fiel, so daß anzunehmen ist, nur Einer sei durch Feuerwaffen getödtet worden. Die Zahl der Erschlagenen ist nicht genau ermittelt, aber man rechnet, daß nicht weniger als dreißig auf ihrem eigenen väterlichen Boden im Blute lagen. Die eingefleischten Teufel legten dann die Leichen auf einen Haufen, zündeten darüber ein ungeheures Feuer an und suchten so die Spur ihrer unerhörten Brutalität zu verwischen. Aber das Auge Gottes stand über ihrem Frevel offen. Wohl wähten die Gräuelmenschen eine Zeitlang, ihre That sei für immer verborgen; aber eigenthümliche Umstände führten zu ihrer Entdeckung. Man sah Raubvögel in ungewöhnlicher Zahl über der Stätte sich sammeln, wo

die halbverbrannten Leichen am Boden faulten. Viehhüter, die nach verlaufenen Stücken im Busch suchten, wurden auf die Stelle aufmerksam und meinten, dort die Nase ihres verlorenen Viehes zu finden. Da sahen sie mit Grausen Rippen, Kinnladen, halbverbrannte Schädel und andere Theile menschlicher Skelette, während die Spuren der Brandstätte deutlich wahrzunehmen waren. Dieß führte zu weiterer Nachforschung und schließlich zur Entdeckung der schauerlichen That. Der Platz war 17 Stunden von der nächsten Polizeistation. Die ganze Sippschaft der Mörder ward aufgegriffen, und ihre eigenen Geständnisse, sowie ihr Benehmen vor und nach der That, boten eine Kette von Beweisgründen dar, die über ihre Schuld keinen Zweifel ließen. So war merkwürdiger Weise gerade in der Nacht vor der That reichlicher Regen gefallen und nun fand man in dem erweichten Schlamm Boden die Spuren der Pferdehufen, sowie die Fußstapfen der nackten Füße der Eingeborenen, alle nach demselben Punkte zulaufend. Der Hauptzeuge aber, einer der ehrbarsten Männer des Distrikts, wagte kaum nach seinem Wohnsitz zurückzukehren, so stark war die Sympathie für die Mörder, selbst unter Männern von Einfluß, ja bei obrigkeitlichen Personen. Alle möglichen Mittel wurden angewendet, sie der verdienten Strafe zu entreißen; Subscriptionen wurden angeordnet, um sie durch die gewandtesten Advokaten vertheidigen lassen zu können, und die Zeugen wurden mit den schwersten Drohungen eingeschüchtert. Der Gouverneur hatte einen schweren Stand. Allein die Schuld war über allen Zweifel erhaben, und mit männlichem Muth sprach der wackere Mann das wohlverdiente Todesurtheil.

Bei dem Allem schritt Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen die Eingeborenen nur langsam vorwärts. Als der Staatsanwalt der Kolonie auf eine Bill antrug, wornach künftig die Gerichtshöfe gehalten sein sollten, auch die Schwarzen als Zeugen vor Gericht anzunehmen und ihr Zeugniß als rechtkräftig zu behandeln, gab der Obergericht von Australien der Maßregel seine volle Zustimmung (1838). Als er kraft seines Amts die Bill bei dem Staatsrath einbrachte, fügte der Staatsanwalt eine Reihe peinlicher Beispiele hinzu, welche die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel bekräftigten. Es liege gerade jetzt, sagte er, ein sehr merkwürdiger Fall in seinem Bureau, wo eine beträchtliche Anzahl von Schwarzen erschossen wurden; aber weil das Zeugniß der Schwarzen, die die schenßliche That mit ansahen, nicht gültig noch rechtkräftig sei, sei die Beweisführung un-

möglich, obwohl Beweise vorlägen, daß gewisse Leute zu einer gewissen Zeit mit Flinten in den Busch gegangen und Schüsse gehört worden seien. Die Leichen der Schwarzen seien nachmals ebendort gefunden worden und an ihren Schädeln seien die Löcher von den Kugeln leicht erkennbar. Auf der andern Seite seien fünf Schwarze nur wegen kleinen Diebstahls bestraft worden und hätten keines größeren Verbrechens überführt werden können, ungeachtet die, welche auf der Richterbank saßen, fest überzeugt waren, daß dieselben zwei Europäer ermordet hätten. Denn da das Zeugniß der Schwarzen, welche den Mord konstatiren konnten, nicht rechtskräftig war, so giengen sie frei aus.

Die Bill gieng nicht durch. Nicht einmal dieses einfache Menschenrecht ward dem „Schwarzen“ zugestanden. Man gab nur so viel zu, daß sie sollen „gehört“ werden. „Sie sollen sagen was sie wüßten; das Geschworenengericht aber möge ihnen glauben oder nicht, je nachdem ihre Aussagen anderwärts bestätigt oder entkräftet würden.“ Wenn man von der Geschichte brittischer Kolonisation den Schleier hinwegzieht, mit welchem der Nationalstolz sie so gerne umgibt, was für dunkle Bilder stellen sich dem Blicke dar! Wie viel hat England, das große England, gut zu machen an jeder eingeborenen Bevölkerung, welche Gott seiner Pflege anvertraut hat!

3. Civilisation und Mission.

Doch wir dürfen nicht verschweigen, daß mehrere brittische Statthalter schon in frühester Zeit da und dort einen Versuch machten, das unglückliche Geschlecht der Papua's vom Untergang zu retten und zu einem geordneten menschlichen Leben heranzubilden. In unmittelbarer Nähe von Port Jackson wurde ihnen von der Regierung ein Distrikt zugewiesen und jedes Mittel der Ueberredung und Ermutigung angewendet, um sie zu bleibender Niederlassung, zum Feldbau und nützlichen Gewerbe zu veranlassen. Aber wenn auch anfangs etliche Familien hier ihren Wohnsitz aufschlugen, — schon nach wenigen Monaten war der Distrikt gänzlich verlassen. Ihre Wanderlust ließ ihnen da keine Ruhe, und Bedürfnisse hatten sie so wenige, daß sie sich weder zum Handel, noch zur Arbeit auf den Feldern, selbst um reichlichen Tagelohn, bewegen ließen. Noch bis auf späte

Jahre behielt der Platz den Namen Black Town (Schwarze Stadt); aber die Schwarzen sind längst daraus verschwunden, und nun stehen stattliche Wohnungen und Landställe der Weißen an ihrer Stelle.

Ein ähnlicher Plan, wenn auch in etwas anderer Form, ward von dem edlen Gouverneur Macquarie in Verbindung mit einem Kaplan der Kolonie versucht, und hier begegnet uns zugleich der Mann, dessen Name mit der Geschichte von Neuholland, Neu-Seeland und der Südsee für alle Zeiten rühmlichst verbunden bleiben wird. Es ist Samuel Marsden. Am 28. Juli 1764 zu Horsforth bei Leeds (England) in geringen Verhältnissen geboren und durch die Beihülfe edler Freunde zum Predigtamt gebildet, ward er 1793 zum Kaplan der Verbrecher-Kolonie in Sydney berufen und langte am 2. März 1794 auf einem der Verbrecherschiffe daselbst an. Er war einer der Wenigen, die in jener Zeit mit festem starkem Muth sich zu dem Gekreuzigten bekannten und in allem ihrem Predigen und Wirken nichts anders suchten, als die Ehre Jesu und die Rettung der verlorenen Welt. Seine Stellung war in mehr als Einer Beziehung die eines Missionars, und wenn irgend Einer von dem lebendigsten und brennendsten Missionstrieb befeelt war, so ist es Samuel Marsden. Von Furcht wußte er nicht, weder vor den Großen der Erde, noch vor dem ruchlosesten Verbrecher und Räuber, noch vor den Kannibalen Neu-Seelands. Aber dieser feste männliche Muth war mit einer Liebe und Keuschheit gepaart, die den entartetsten Menschenfresser und den verhärtetsten Verbrecher ebenso mächtig zu ihm hingog, als das unschuldige Kindlein. An Planen und Entwürfen für die Rettung der Verlorenen war er ebenso reich, als an unermüdeter Ausdauer und Beharrlichkeit in dem, was er einmal sich vorgenommen. Wie er der Vater der Neu-Seeland-Mission und der treueste, einflußreichste Rathgeber der Missionen der Südsee ward, davon erzählt die Missionsgeschichte. Weniger bekannt ist, was er unter den Eingeborenen Neuhollands versucht hat.

Er war es, an den sich der wackere Gouverneur Macquarie am Schluß des vorigen Jahrhunderts um Rath wandte, was für die Schwarzen um Sydney könnte gethan werden. Man beschloß, eine Musterwirthschaft zu Gunsten dieser Armen anzulegen, wo sie civilisirt, von ihrem Wanderleben geheilt und an Arbeit gewöhnt würden, verbunden mit einer Erziehungsanstalt, in welcher sie mit dem Evangelium soßten bekannt gemacht werden. Die Sache kam wirklich zu

Stand, und zwar bei Paramatta, dem Wohnsitz des Kaplans Marsden, eine Stunde von Sydney. Etliche schwarze Familien wurden dort angesiedelt und mit Allem versehen, was zum Landbau nöthig war. Ein tüchtiger Aufseher stand dem ganzen Unternehmen vor und gab Anleitung in den Geschäften der Landwirthschaft. In die Anstalt aber wurden mehrere Kinder der Eingeborenen aufgenommen und durch den Aufseher selbst im Lesen, Schreiben, Rechnen und in den Elementen des Christenthums unterrichtet. Marsden selbst nahm, wie in Allem, was das Wohl dieser Kinder der Wildniß betraf, den lebendigsten persönlichen Antheil. Und dennoch schlug das Unternehmen gänzlich fehl und mußte nach wenigen Jahren völlig aufgegeben werden.

Zwei Mißgriffe sind es, die von Anfang an in das ganze wohlmeinende Unternehmen den Keim des Mißlingens legten. Man muß sich erinnern, daß es die ersten Proben der philanthropischen Thätigkeit unsrer Zeit waren. Man hatte noch Lehrgeld zu bezahlen und mußte durch Schaden klug werden. Der erste Mißgriff bestand darin, daß man einen aus Wanderleben gewöhnten Stamm in den engen Umkreis einer Musterwirthschaft bannen und die jungen Wildfänge unter die strenge Zucht einer europäischen Armenanstalt beugen wollte. Warum sollte ein Nomadenvolk gleich von vorne herein in die Zwangsjacke eines Bauernhofs und eines Schulhauses gesteckt werden? Ist es nicht naturgemäßer, daß ein Lehrer in der Liebe Christi sich zu ihnen geselle, auf den Wanderungen mit seinem eigenen Zelt mitziehe und allmählig die Liebe zum Wort Gottes und zum gesitteten Leben in sie pflanze? Ein Wanderleben, obgleich tausendfach die Gesittung erschwerend, ist doch nicht an und für sich ein faules, zuchtloses und barbarisches Leben. Abraham und sein Geschlecht nach ihm war 200 Jahre lang ein Nomadenvolk, und dennoch wahrhaft civilisirt und ein Volk des Herrn. Gab es doch auch im sechsten Jahrhundert, als einige arabische Stämme sich bekehrten, Zeltbischöfe unter den Beduinen! Sollte das Christenthum bloß in wohlgebauten Städten und wohl eingefriedigten, künstlich geordneten Höfen gedeihen? Der rechte Missionar muß dem Wanderer in die Wüste folgen und da ihm ein Freund und Führer werden; da muß er ihn lehren, daß Jesus gekommen ist in die Welt, auch ihn zu suchen und selig zu machen; er muß ihm predigen das Evangelium zur Zeit und zur Unzeit, — jenes Evangelium, das nichts weiß von „Barbare oder

Scythe, von Knecht oder Freiem" und wunderbar angepaßt ist an alle Verhältnisse des Menschen- und Völkerlebens. Dann aber freilich wird das, was man irrthümlich an den Anfang setzen wollte, am Ende von selbst kommen: das Geschlecht der Nomaden wird, gleich den Stämmen Israel, aus dem unsteten Wandervolk zum festangesiedelten, gesitteten und blühenden Volke werden, das in Städten und Dörfern wohnt.

Der zweite bedenklichere Mißgriff ist nicht auf die ersten Versuche unter den Eingeborenen Neuhollands beschränkt, sondern auch manchen andern Missionen in ihrer Kindheit gemein. Man hielt es für nöthig, die Gemüther der Heiden durch die vorausgehende Zucht civilisirender Einflüsse erst für das Christenthum vorzubereiten. Auch Marsden war lange Jahre hindurch der Meinung, daß die Civilisation der Bahnbrecher des Evangeliums sei und sein müsse. „Handel und Gewerbe," sagt er einmal, „sind ganz dazu angethan, Fleiß und Sittlichkeit zu befördern, der Einführung des Christenthums den Weg zu öffnen und den festen Grund der christlichen Kirche zu legen in einem Volke, wenn es einmal das Evangelium aufgenommen hat. . . . Nichts bahnt nach meiner Meinung der Einführung des Evangeliums leichter den Weg, als die Civilisation." „Das Verfahren der Apostel," sagt er an einer andern Stelle, „kann freilich dem Missionar unter wilden Völkern nicht direkt zum Leitfaden dienen. Paulus hatte den Gekreuzigten nicht wilden, sondern civilisirten Heidenvölkern zu predigen. Griechenland und Rom, Nationen, die durch ihre Feinheit der Sitten, durch menschliche Gelehrsamkeit und den höchsten Grad der Bildung vor allen Andern ausgezeichnet waren, — sie waren für das Evangelium vorbereitet. Ihre Philosophen hatten Jahrhunderte lang eifrig nach dem wahren Gott gesucht; sie hatten Altäre und prachtvolle Tempel einem höheren Wesen errichtet, das sie nicht kannten. Dieß ist Alles nicht der Fall bei den wilden Völkern der Südsee; aber es zeigt doch, wie mächtig die Civilisation dem Evangelium den Weg bereitetete."

Marsden und die Missionsfreunde seiner Tage hatten die reiche Erfahrung noch nicht, die uns nach 60jähriger Missionsarbeit zu Gebote steht. Sie wußten noch nicht, was für eine unmächtige, stumpfe Waffe die Civilisation ist, wenn es gilt, die Bollwerke des Teufels in einem Heidenlande niederzureißen! Ein rechter Missionar muß allerdings nothwendig auch ein Civilisator sein. Seine eigene stille

und wohlgeordnete Hütte, sein wohlangebauter lieblicher Garten, sein nett eingehägter Grasplatz mit fruchtbaren Obstbäumen, dem bald das goldene Kornfeld folgt und dann die Mühle; ferner der häusliche Friede, die Liebe der Ehegatten, die Zucht und Erziehung der Kinder, der treue Fleiß im Kleinen und Großen, — Alles das muß auf die Heiden um ihn her von selbst civilisirend wirken. Die Verbesserung und Hebung der äußeren Zustände wird Hand in Hand gehen mit der Hauptsache, der fortgehenden Ausfaat des Lebenssamens in die Herzen der Eingeborenen. Aber die äußere Civilisation ist nicht die Wurzel, sondern die Frucht. Ja wir wissen nur zu gut, daß die feinstgebildeten Heiden (man denke an Indien und China) eben so gut, und wohl noch entschiedener das Evangelium verwerfen, als die Kannibalen in Neuseeland und die Wilden auf den Fidji-Inseln. Nicht selten wird der Heide europäische Bildung und Sitte eher annehmen als das Evangelium. Selbstsucht, Nachahmungstrieb, der Reiz des Vortheils wird ihn leicht bewegen, sich europäischer Sitte zu fügen, aber wir zweifeln, ob er deßhalb auch nur um ein Haar näher stehe der Aufnahme des Evangeliums, das den alten Menschen ans Kreuz schlägt. Marsden selbst hat das in späteren Jahren gründlich erkannt. „Die Bibel,“ sagte er zu einem seiner Freunde in hohem Alter, „die Bibel predigt freie souveräne Gnade für arme Sünder. Kein Selbstgerechter, mein Freund, kann in den Himmel kommen; er würde viel lieber verhungern und verschmachten, als das freie Geschenk annehmen. . . . Civilisation ist nicht nöthig vor dem Christenthum. Laß Beides Hand in Hand gehen, wenn du willst; aber du wirst finden, die Civilisation folgt dem Christenthum viel eher als umgekehrt. Rede zu den Heiden von dem wahren und lebendigen Gott und dem Heiland, der für sie gestorben ist, — das wird einschlagen!“

Freilich auch dieser Weg, der bald nachher betreten wurde, schlug bei den Papua's von Neuhoolland zu wiederholten Malen fehl. Man versuchte es erst auf Privatwegen. „Vor mehr als zwanzig Jahren,“ schreibt Marsden noch in seinem Alter, „nahm ich einen Schwarzen in mein Haus in Paramatta auf, und eine Zeitlang trug ich mich mit der Hoffnung, es könnte etwas aus ihm werden; aber am Ende ward er überdrüssig und keine Ueberredung, kein Mittel vermochte ihn zu bewegen, noch ferner bei mir zu bleiben. Er lief wieder in den Busch, wo er bis heute geblieben ist. Einer meiner Amtsgenossen,

Prediger R. Johnstone, nahm zwei eingeborene Mädchen zu sich ins Haus, um sie zu unterrichten und zu erziehen. Sie wurden genährt und gekleidet, wie europäische Kinder; aber nach kurzer Zeit entliefen sie in den Wald. Ein anderer Eingeborener, Namens Daniel, wurde als kleiner Knabe von einer christlichen Dame in ihre Familie aufgenommen; ja man nahm ihn mit nach England, ließ ihn dort in die beste Gesellschaft einführen, und das Englische sprach er fließend. Aber nach seiner Rückkehr von dort hielt ihn nichts ab, zu dem Wald- und Wanderleben seines Volkes zurückzukehren. Einmal traf ich ihn wieder nackt und verwildert. Die Eingeborenen ziehen ihr freies unabhängiges Leben trotz allen seinen Entbehrungen tausendmal jeder Art von Beschränkung vor. . . . Einer meiner schwarzen Knaben, den ich zum Christen zu bilden suchte, war von der Mutterbrust weg zu mir gekommen und wurde zwölf Jahre lang mit meinen eigenen Kindern aufgezogen. Aber er behielt seine instinktmäßige Vorliebe für die unreinen und eckelhaften Nahrungsmittel der Eingeborenen. Es fehlte ihm an jener Anhänglichkeit an mich und die Meinen, die wir billiger Weise erwarten konnten, und zu jeder Zeit schienen ihm die Gefühle der Liebe fremd, die doch das alleinige Band des geselligen Zusammenlebens sind. Der Bube lief mir auf der Reise nach England im Jahr 1810 in Rio Janeiro davon, ward aber im Jahr darauf von einem andern Schiff nach Sydney zurückgebracht, wo er bald hernach, nicht ohne Spuren christlicher Buße und kindlichen Glaubens an den Heiland, im Spital verschied."

Fälle ähnlicher Art kamen hundertmal vor. Marsden fühlte aber, daß vereinzelte Versuche dieser Art nicht zum Ziele führen konnten. Er wandte sich deshalb an die im Jahr 1799 gestiftete kirchliche Missionsgesellschaft in London mit der Anfrage, ob nicht eine ordentliche Mission unter den Eingeborenen von ihr wolle unternommen werden. Sie gieng bereitwillig auf diesen Vorschlag ein; allein da es ihr an Leuten fehlte, so stellte sie dem trefflichen Kaplan eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung und bevollmächtigte ihn, jede Unternehmung mit Geldmitteln zu unterstützen, die zur Bekehrung der Papua's beizutragen geeignet wäre. Aber längst ehe diese Gesellschaft mit eigenen Arbeitern das Feld betrat, hatten andere Missionsvereine den Eingeborenen Neuholands ihre Aufmerksamkeit zugewandt.

Die ersten, die eine förmliche Mission unter ihnen in Gang

brachten, waren die Methodisten Englands. Es ist die Weise dieser Religionspartei, ihre Arbeiter nicht bloß unter die Heiden, sondern auch unter die Christen der andern evangelischen Kirchen zu senden, und beides „Mission“ zu nennen. Mit der Zunahme der Deportirten und freien Bevölkerung in Neu-Südwaless lenkte sich auch die Aufmerksamkeit der Methodisten dahin, und bald zogen aus England eine Reihe von Evangelisten und Prediger ihres Bekenntnisses dahin, theils um ihren eigenen Glaubensgenossen daselbst das Brod des Lebens auszuthellen, theils unter den Uebrigen für ihre Gemeinschaft zu werben. Es waren wahrhaft erleuchtete und liebenswürdige Männer unter ihnen. Das Loos der unglücklichen Ureinwohner konnte ihrem Blicke nicht verborgen, ihrer Liebe nicht gleichgültig bleiben. Der Erste, der, so viel wir wissen, ausdrücklich zu den Eingeborenen gesandt wurde, war ein gewisser Walker. Aber weder von seiner Arbeit, noch von seinen Erfolgen ist uns etwas bekannt. Nur Eines wissen wir, — den nächsten Grund des Mißlingens. Bis in die neuere Zeit herein gehen die englischen Missionare überhaupt gar zu häufig von dem Grundsatz aus, daß die heidnischen Stämme, zu denen sie mit dem Wort vom Kreuze kommen, erst die englische Sprache zu lernen hätten, um dann ihre Predigt zu verstehen; oder aber redet man durch Dolmetscher. Beides ist vom Uebel. Das Wort Gottes, dieses geheimnißvollste und wunderbarste unter allen Worten, findet den Herzzpunkt des Menschen doch nur recht durch das Mittel der eigenen Muttersprache. Und auch wenn der Dolmetscher das fremde Wort in die Sprache des Volkes umbildet und überträgt, wird nicht tausendmal in seinem Munde die übertragene Predigt zu einem Zerrbild dessen werden, was der Missionar sprach? Und wenn dennoch in einer Seele auch auf diesem Umweg der Funke des Evangeliums zündet, wird der Bekehrte nicht mit seinem innersten Gedankleben und mit dem fremden Wort ein Fremdling bleiben unter seinem eigenen Volke? Des Missionars erste und wichtigste Aufgabe ist und bleibt, des Stammes Sprache zu seiner eigenen zu machen, damit dadurch und dadurch allein das Zeugniß von Christo an die Herzen des Volkes komme.

Lange hatte keiner der methodistischen Missionare den Versuch gewagt, die Sprache der Eingeborenen sich anzueignen oder auch nur ein kleines Wörterbuch anzulegen. Auch Missionar Leigh (sprich Lih), obwohl er eine Schule mit schwarzen Kindern begann, und selbst

Gartwright (sprich Gartreit), der wie Keiner mit den Wanderstämmen wandernd umherzog, lernten die Sprache der Eingeborenen nicht. Erst Missionar Luckfield eignete sie soweit sich an, daß er mittelst derselben mit den Leuten reden und einige Stücke des Katechismus übersetzen und drucken konnte. Keise Spuren einer Sinnesänderung unter etlichen Alten und Kindern, vornemlich kleine Anläufe von Sonntagsheiligung, schienen schöne Hoffnungen zu erwecken; aber wir wissen nichts von irgend bedeutenden Erfolgen.

Wichtiger waren die Arbeiten des trefflichen Independenten Threlkeld. Er war im Dienst der großen Londoner Missionsgesellschaft nach den Inseln der Südsee gegangen und mehrere Jahre hindurch auf Rajatea ein eifriger Mitarbeiter des berühmten John Williams, des Märtyrers von Gromanga, gewesen. Durch schwere häusliche Prüfungen niedergebeugt entschloß er sich, im Jahr 1825 die beiden Abgeordneten seiner Gesellschaft, Tyerman und Bennet, welche alle Südsee-Stationen zu besuchen beauftragt waren, nach Neu-Südwalles zu begleiten. Sein Sinn stand auf nichts Anderes, als nach Rajatea bald möglichst zurückzukehren. Auf die Aufforderung aber von Seiten des Gouverneurs von Neu-Südwalles, seine Thätigkeit den Eingeborenen dieses Landes zuzuwenden, willigte er ein zu bleiben, vorausgesetzt, seine Gesellschaft gebe hiezu ihre Zustimmung. Die Committee in London ergriff mit freudiger Glaubenszuversicht diese neue Gelegenheit, einem verkommenen Volksstamm das Brod des Lebens zu brechen, und Threlkeld begann an den Ufern des Macquarie-Sees mit großem Eifer sein neues und schwieriges Werk. Die Regierung hatte ihm dort zum Behuf einer festen Ansiedlung der Schwarzen 10,000 Morgen Landes angewiesen. Sechs Jahre lang brachte die Londoner Missionsgesellschaft außerordentliche Opfer, um dem Elend des unglücklichen Volkes aufzuhelfen; allein die scheinbare Erfolglosigkeit der Mission einerseits, und die steigenden Bedürfnisse der immer hoffnungsvoller sich gestaltenden Südsee-Mission andererseits bewogen die Gesellschaft, sich gänzlich von diesem Felde zurückzuziehen, nachdem im Lauf von sechs Jahren mehr als 3000 Pf. Sterl. (Fr. 75,000) auf dasselbe verwendet waren. Dem wackern Threlkeld wurde freigestellt, in die Missionen der Südsee zurückzukehren; aber er konnte sich von dem unglücklichen Volke Neu-Hollands nicht trennen. Theils aus seinen eigenen Mitteln, theils mittelst der Beiträge von Freunden und einer namhaften Unterstützung von Seiten der Regierung setzte

er das Werk mit unermüdetem Eifer fort. Er hatte mit aufopfernder Hingebung die wirklich reiche und geistvolle Sprache der Eingeborenen sich angeeignet, verfaßte eine Grammatik und übersetzte Theile der heiligen Schrift, eine Anzahl Lieder und andere passende Schriften. In der Regel wohnten drei oder vier Stämme auf dem ihm von der Regierung angewiesenen Lande. Gelegentlich stellte er zwölf bis sechzehn Eingeborene aus Werk, um den Buschwald abzubrennen und das Niederholz auszurenten, — eine Arbeit, die sie am liebsten thaten. Sie konnten dabei oft acht oder zehn Tage mit großer Emsigkeit ausharren; aber da kam dann irgend ein Nationalfest oder das Gerücht von drohenden Feindseligkeiten eines benachbarten Stammes, — und fort eilten die Meisten, um nie wieder zur Arbeit zu kommen. Bei aller scheinbaren Harmlosigkeit waren sie gleichwohl ein wildes tückisches Geschlecht; beständig lagen die einzelnen Stämme mit einander im Krieg und ein Menschenleben hatte für sie keinen Werth. Sie hatten kein Gesetz gegen Mord und Todtschlag, deshalb gab es auch keine Strafe dafür. Ein Mann konnte straflos sein Weib oder Kind oder irgend einen andern Verwandten umbringen; doch besteht unter ihnen die Blutrache, indem der nächste Anverwandte des Ermordeten an dem Mörder die That mit Blut zu sühnen hat. Freilich kommt dieß in der Regel nur dann vor, wenn der Mörder und der Ermordete verschiedenen Stämmen angehört. Erst durch die nähere Verührung mit den Europäern scheint eine Art von höherer Werthschätzung eines Menschenlebens Eingang unter ihnen zu finden. In ihren eigenen, vom Verkehr mit Ausländern abgeschlossenen Wohnsitzen aber treiben sie mit den Leiden von Mensch und Thier ein gräßliches Spiel.

Verschiedene Male errichtete Threlkeld mit Hülfe europäischer Knechte eine Reihe anständiger Hütten, um die Schwarzen zu ordentlicher Ansiedlung zu veranlassen; aber sie ließen sich dazu auf keine Weise bewegen unter dem Vorwand, es sammle sich das Ungeziefer in diesen Wohnungen allzusehr an, und überdieß seien sie in Gefahr, in der Nacht von ihren Feinden überfallen und durchbohrt zu werden, ohne daß es ihnen möglich wäre, zu entkommen. Wiedernum hatte Threlkeld selbst ein Stück Land reinigen und urbar machen lassen und drang nun in sie, dasselbe mit Korn anzusäen; allein sie erwiderten, das sei ein nutzloses Unternehmen; denn die Stämme von dem benachbarten Zuckerhut-Berg würden sicherlich kommen und das Korn, wenn es reif sei, wegnehmen, so sehr sie auch jetzt mit

ihnen auf freundschaftlichem Fuße stünden. Alle Anstrengungen, Opfer und Mühen des trefflichen Mannes blieben erfolglos. Die Beiträge der Freunde nahmen immer mehr ab, die Unterstützung der Regierung hörte auf, die Eingeborenen zogen sich allmählig von dem Distrikt am Macquarie-See ganz hinweg, und nach siebenzehnjähriger glaubensvoller, untadeliger und unter den entmuthigendsten Umständen ausdauernder Arbeit mußte Threlkeld im Jahr 1842 seine Station verlassen. Er selbst schreibt das Mißlingen des Werks dem überhandnehmenden Einströmen gewissenloser Kolonisten und dem Mangel eines gesetzlichen Schutzes zu, durch welchen die verheerenden Kämpfe der Schwarzen unter einander hätten verhütet und diese wiederum gegen die Grausamkeit des weißen Mannes gesichert werden sollen.

Längst ehe Threlkeld zu diesem schmerzlichen Schritte genöthigt war, hatte endlich auch die kirchliche Missionsgesellschaft in London, die schon so lange und so dringend von Samuel Marsden dazu aufgefordert worden war, zu einem Versuch unter den Papua's von Neuhoolland sich entschlossen. Im Jahr 1832 wurde von ihr zu Wellington-Dale (im Norden von Sydney) durch den Missionar Watson und den Baseler Jüngling Handt eine Station errichtet. An sie schloß sich Missionar Günther, gleichfalls in Basel gebildet, im Jahr 1837 an. Diese Brüder arbeiteten mit aufopfernder Liebe elf Jahre lang an dem armen verkommenen Geschlechte; aber während dieser ganzen Zeit ward ihnen nicht die Freude zu Theil, auch nur Einen der Eingeborenen zu taufen oder für die menschliche Gesellschaft zu gewinnen, und im Jahr 1843 ward auch diese Mission wieder aufgegeben. Die Missionare blieben zwar in Neu-Südwaless, aber nur um hinfort ihre Thätigkeit den Kolonisten und Deportirten zuzuwenden. Unter dem 12. April 1850 schreibt Missionar Handt: „Die eingeborenen Stämme in der Nachbarschaft von Sydney sind mit sehr wenigen Ausnahmen gänzlich ausgestorben, und ich muß hinzufügen, daß nach einer vielfach bestätigten Erfahrung überall, wo Europäer sich ansiedeln, die Schwarzen hinwegsterben. Die Ursachen davon liegen, menschlich zu reden, darin, daß sie alle Laster der Europäer, mit denen sie in Berührung kommen, nachzuahmen bestrebt sind, ohne das Gute derselben sich anzueignen; namentlich aber darin, daß sie ihre Weiber und Töchter den europäischen Schaftknechten und andern gottlosen Leuten preisgeben, um dafür ihr Essen zu bekommen. Die Folge davon ist, daß wenig Kinder geboren werden, und die

etwa aus solcher Vermischung entstandenen Mulattenkinder werfen sie nicht selten gleich nach der Geburt in's Feuer. Auf Eigenthum oder Bequemlichkeiten des Lebens setzen sie keinen Werth. Wenn sie den Bauch gefüllt haben, bekümmern sie sich um weiter Nichts, und ehe der Hunger sie wieder plagt, sind sie zu keiner Arbeit zu bewegen. Arbeiten ist ihnen zuwider. Einer von ihnen sagte zu mir einst mit großem Ernst: es scheine, daß sie, die Eingeborenen, nicht zur Arbeit geboren seien; denn sie hätten nicht gearbeitet, ehe die Weißen in's Land gekommen seien; wohl aber scheine es die Bestimmung und das Loos der Europäer zu sein, daß sie mit Arbeit sich quälen müßten. Und als ich einst einem Andern meinen trefflich gedeihenden Garten zeigte und ihn aufmunterte, mir nachzuahmen, — denn dieß sei der Gewinn fleißiger Arbeit, — da erwiderte er lächelnd: 'Nun ja, bearbeite du den Garten, und ich will die Früchte desselben essen.' — Wenn jeweilen Einige von ihnen in die Stadt Sydney kommen, so haben sie gewöhnlich alte abgetragene Kleider an, die sie von den Kolonisten sich erbetteln; denn nackt dürfen sie die Stadt nicht betreten; aber im Walde gehen sie gewöhnlich ganz ohne Bedeckung. In den kälteren Gegenden nähen sie Beutelhierfelle zusammen, um sich vor der Kälte zu schützen. Ihre Nadel ist ein spitzer Knochen ohne Dohr, und den Zwirn bereiten sie aus den Fasern eines gewissen Baumes. Sie sind sehr schlau und in den Künsten der Verstellung äußerst gewandt; auch haben sie in mancherlei Dingen nicht unbedeutendes Geschick, aber es fehlt ihnen an Ausdauer und Beharrlichkeit, sowie an selbstständigem Nachdenken. Manchmal wenn ich zu ihnen von geistlichen Dingen redete, schöpften sie tiefe Seufzer; aber wenn ich dann meinte, sie seien voll Andacht, so kam plötzlich eine Frage wie diese: 'Wann willst du für mich ein Schaf schlachten?' Das sind betäubende Enttäuschungen, die da zeigen, daß für sie Essen und Trinken nicht nur oben an steht, sondern ihre einzige und allbeherrschende Sorge ist. — Die Kinder lernen mit ziemlicher Leichtigkeit schreiben und lesen, und sie könnten gebildete und nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft werden, wenn wir sie nur bewegen könnten, bei uns zu bleiben. Aber sie verweilen gewöhnlich nur ein paar Tage oder Stunden, oft nur eine halbe Stunde, und laufen wieder weg, sobald sie zu essen bekommen haben! Als ich noch auf meiner Station Wellington-Dale war, hatte ich einmal einen Knaben sechs Monate lang. Ich liebte und schätzte ihn sehr, und auch ihm schien es bei

mir zu gefallen; aber auf einmal, da seine Verwandten kamen, lief er hinweg und zwar wie es schien mit großer Gleichgültigkeit. Diese Erfahrung schmerzte mich tief, besonders da der Junge sehr gute Anlagen hatte, mir beim Uebersetzen einiger Bibelabschnitte in die Sprache der Eingeborenen treffliche Dienste that und für die Zukunft noch mehr Nutzen und Segen in der Mission versprach. . . . Es ist ein wahres Herzeleid, das Elend dieses armen Volkes mit anzusehen, und doch sind bisher alle Versuche, ihre Lage zu verbessern und sie zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, völlig fehlgeschlagen."

So schreibt Missionar Handt vom Jahr 1850. Mehrere andere Missionsversuche waren mittlerweile gemacht worden. Die Missionsgesellschaft von Dresden (jetzt Leipzig) sandte schon 1838 zwei Brüder, die Missionare Schürmann und Leichelmann nach Süd-Australien, wo sie sich in der Provinz Adelaide unter den Schwarzen niederließen. Später folgten einige andere Arbeiter und das Werk schien hoffnungsvoll sich zu gestalten. Namentlich waren die Schulen, in welche etliche Kinder gesammelt wurden, viel versprechend. Allein sie mußten die gleiche Erfahrung machen, wie ihre Vorgänger, und so viel wir wissen, sind die Brüder nun unter den deutschen Einwanderern thätig, und Leipzig hat die Papua-Mission aufgegeben.

Ebenso ergeht es den Missionaren, welche Vater Gofner 1841 und den folgenden Jahren nach der Moreton-Bai (Neu-Südwalles) sandte. Sie siedelten sich vor Allem in Zionshill an und hatten nach den Grundsätzen ihres väterlichen Leiters durch ihrer eigenen Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu suchen. Im Jahr 1844 kam der erfreuliche Bericht von der „gründlichen Befehrung“ zweier Schwarzen, von denen Einer zum Erstaunen Aller öffentlich in der Kirche betete. In einem Gespräch, so wird weiter aus jener Zeit berichtet, fragte ein Eingeborener den Missionar, wie es komme, daß die Weißen Gott kennen, den sie doch nicht gesehen hätten. Da erzählte ihm dieser von der Erscheinung im feurigen Busch, welcher brannte und doch nicht verbrannte. Der Mann sprang jubelnd auf und rief: „Erzähle mehr, erzähle mehr! Gott ist sehr gut!“ Dann fuhr der Missionar fort ihm zu erzählen, wie Gott das Volk Israel aus Egypten geführt habe, und fragte am Schluß den Schwarzen, ob er das Alles glaube. „Ich glaube,“ rief dieser, „ich glaube.“ Allein auch diese wackern Brüder mußten die Wandelbarkeit und den Undank der armen Leute reichlich erfahren. Oft schienen diese für einige Tage auf dem

besten Wege zu sein; dann aber bestahlen sie ihre Wohlthäter und liefen davon. Jetzt sind auch die Goshner'schen Missionare, so viel uns bekannt ist, vorzüglich den Kolonisten mit ihrer Thätigkeit zugewandt.

Das ist ein schmerzliches Bild, das vor unsern Augen sich entrollt hat. Ein rasch aussterbendes Volk, dem eine ganze Reihe treuer Knechte des Herrn zu Hülfe geeilt ist mit dem einzigen Rettungsmittel, dem Evangelium, und das dennoch die zur Hülfe ausgereckte Hand beharrlich zurückstößt! Welch ein Jammerbild! Soll man die Hoffnung aufgeben, — die Hoffnung, diesem unglücklichen Volke wenigstens seine Sterbestunde noch mit dem süßen Licht des Evangeliums zu erhellen? Die brittischen Missionsgesellschaften haben fast alle in gänzlicher Entnuthigung die Hand sinken lassen und sich andern hoffnungsvolleren Missionen zugewandt. Auch die deutschen Missionsvereine sind trotz all ihrer Ausdauer und Liebe an der Möglichkeit verzagt, den Neuholländer noch für die christliche Gesittung zu gewinnen. Sind wir damit zu Ende? — Siehe, da hat die Brüdergemeinde, diese barmherzige Diakonissin der todtkranken Heidenwelt, die selbst an den Völkern, an welchen die Andern verzagt und ermüdet sind, noch nicht verzweifeln kann, — sie hat den Faden wieder aufgenommen und zur Rettung eines Volkes sich aufgemacht, das von Gott nicht weniger geliebt ist, als der stolze Europäer, und aus welchem Seine allgenugsame Gnade ebenso gut ein Neues zu schaffen vermag, als aus dem Eskimo und Buschmann.

In einem folgenden Artikel werden wir ihre Unternehmungen zu schildern versuchen.



Missionsliteratur.

Les *Bassoutos* ou vingt-trois années de séjour et d'observations au sud de l'Afrique, par E. Casalis, ancien missionnaire. Paris 1860.

Die stets wachsende Zahl trefflicher Schriften über Afrika ist von guter Vorbedeutung. Sie zeigt, daß Gott in seiner Barmherzigkeit dieses unglücklichsten unter den Erdtheilen sich anzunehmen bereit ist und für denselben Gutes im Sinn hat. Nachdem die Schriften von Dr. Barth den nördlichen und centralen Theil Afrika's, die von Dr. Krapp Ostafrika,

die von Dr. Livingstone das südliche Centralland uns erschlossen haben, führt uns der treffliche Casalis in seiner neu erschienenen Schrift in die nähere Kenntniß der Bassutos ein, welche einen der wichtigsten Theile des großen Betschuanenstammes bilden. Casalis, welcher 23 Jahre lang unter diesem Volke gelebt und gearbeitet hat und nun Direktor der Pariser Missionsanstalt ist, schildert seine Erfahrungen in glänzender und geistreicher Sprache. In der Einleitung läßt er die verschiedenen Stämme Südafrika's mit großer Klarheit an dem Auge vorübergehen, schildert dann in den ersten acht Abschnitten seine persönlichen Erlebnisse, die Gründungsgeschichte der Pariser Stationen, seine Reisen und Arbeiten. Es ist Alles voll Leben und Reiz. Die zweite Hälfte des Buches führt uns die Sitten und Gebräuche der Bassutos vor Augen und gibt davon ein eben so lehrreiches als vollständiges Bild. Dem Buche, das typographisch trefflich ausgestattet ist, sind viele wohlgelungene Holzschnitte, vor Allem aber eine treffliche Missionskarte von Südafrika beigegeben. Wir freuen uns über diese schöne Bereicherung der Missionsliteratur und empfehlen die Schrift aufs angelegentlichste allen Freunden der Mission.

Atlas der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel, nach den Angaben der Missionare Locher, Pleßing, Riis, Albrecht, Weigle, Dr. Gundert, Lechler und Winnes, unter Mitwirkung von Rudolf Groß, Ingenieur-Topograph, bearbeitet von J. Josenhaus, Inspector der evangelischen Missionsanstalt.

Dieser Atlas, welcher elf Missionskarten enthält, ist mit großer Sorgfalt und Sachkenntniß bearbeitet und cartographisch trefflich ausgeführt. Die erste Auflage war nach zwei Jahren vollständig vergriffen und das Werk ist nun in zweiter Auflage aufs Neue erschienen. Der Atlas hat allerdings zunächst auf die Arbeitsstätten der Basler Missionsgesellschaft Rücksicht genommen und ist in sofern zum Verständniß unsrer Missionsberichte fast unentbehrlich; aber er giebt auch in Bezug auf andere evangelische Missionen, besonders die in Afrika und Indien, reiche Belehrung. Für die Leser des Missionsmagazins ist derselbe in sofern nicht ohne Wichtigkeit, als in diesen Blättern immer wieder auf ihn hingewiesen wird. Er sei deßhalb sämmtlichen Missionsfreunden bestens empfohlen. Auf dem Comptoir des Missionshauses und bei den Freunden, welche auf dem Umschlag des Missions-Magazins genannt sind, stellt sich der Preis auf Fr. 5, im Buchhandel etwas höher.





Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1.

Inhalt. Dr. Ebenezer Henderson, ein Mann der Bibel.

1. Henderson's Jugend. 2. Henderson in Island.
3. Henderson in Rußland. 4. Henderson's Alter und Heimgang.

1860.

Dr. Ebenezer Henderson, ein Mann der Bibel.

In unsern Tagen ist's mit dem Werk der Bibelverbreitung anders geworden, als in unserer Väter Zeit. Damals war es einem frischen Bergstrom vergleichbar, der mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbricht, Felsen stürzt und hinabrollt, sich unversehens neue Wege bahnt, rings umher ein Gefühl von Jugendfrische verbreitet und mit seinen wechselnden Formen einen eigenthümlichen Reiz auf den beschauenden Geist ausübt. Wie viel anders ist's heutzutage. Das Werk hat sein festes Bett gefunden und läuft still in der Ebene dahin, wässert Wiesen und Felder durch tausende von Kanälen und bringt viele Frucht; von einem aufgeregten und aufregenden Element ist aber wenig mehr zu spüren. Wir sind manchmal versucht, über die begeisterten Erwartungen unserer Väter zu lächeln; es wundert uns, wie arglos sie der griechischen und römischen Kirche das Beste zutrauten, wie höflich sie sich über die Theilnahme rationalistischer Professoren und kaltherziger Staatsmänner freuten. Was hoffte man nicht alles von aufgeklärten Juden, und wie rührend war es, von Kirgisen-Häuptlingen und tatarischen Mullahs ein Wort zu Gunsten unserer heiligen Schriften zu vernehmen. — Allein hüten wir uns, die

Väter nicht zu unterschätzen! Arglose Kinder sind wir nicht mehr. Aber sind wir nicht in Gefahr, altklug zu werden? Hätten wir nicht vielleicht einen Hauch jener Begeisterung, die in den Vätern glühte, auch heutzutage sehr nöthig? Denken wir vielleicht niedriger von dem Worte Gottes und von seiner Gewalt über die Menschenherzen? Wir sehen vielleicht weniger von seinen auffallenden Wirkungen: könnte das nicht darum sein, weil wir ihm zu wenig zutrauen, große Früchte nicht erwarten und auch nicht mehr so ernstlich darum bitten? Da kann es uns nichts schaden, die alten verehrten Namen eines Owen, Paterson, Pinkerton, Grellet, Steinkopff und wie die Bibel-männer alle hießen, wieder aufzufrischen und vor ihrem Bild etwas zu verweilen. Heute wollen wir dem Gedächtniß des edlen Henderson einige Blätter widmen. Und gebe der Herr, daß wir uns dabei wieder verjüngen lassen, auf den Gott unserer Väter unsere Hoffnung setzen und nicht vergessen der Thaten Gottes.

1. Henderson's Jugend.

Der beliebte Dichter Cowper hat von sich gerühmt:

Mit hohen Ahnen, die auf ird'schen Thron
Sich aufgeschwungen, weiß ich nicht zu prangen.
Viel höher ist mein Abel, bin der Sohn
Von Etern, die zum Himmel eingegangen.

Das war auch Henderson's glückliches Loos. In einer kleinen moosgedeckten Hütte, in der Nähe von Dunfermline im südlichen Schottland, erblickte er das Licht der Welt. Die Eltern waren arme, vielgeprüfte Landleute, welche in Gottes Wort den rechten Trost fanden für alles Elend. Lag schon ihre Hütte einsam auf der öden schottischen Haide, so war sie noch einsamer geworden durch den frühen Tod von vier hoffnungsvollen Kindern. Die Mutter sagte, als das Stündlein einer neuen Entbindung gekommen war, aber der Vater tröstete sie aus der Schrift. Es war am 17. November 1784, daß der Knabe geboren wurde. „Höre, Johanne,“ sagte der Vater, „siehst du jetzt, daß Gott uns nicht vergessen hat; bis hieher hat uns der Herr geholfen und Er wird uns tragen bis ans Ende. So wollen wir das Kind Ebenezer heißen, meinst du nicht?“ Diese Gottesgabe war ein Hoffnungsstrahl in trüben Tagen, und das Kindlein wuchs

und gebieh zur Freude der Eltern. Oft hat Ebenezer in spätern Tagen sich die Bedeutung seines Namens zurückgerufen und seine Gedanken in die ärmliche Hütte schweifen lassen, worin er ihn empfing. Er ließ auch mit Beziehung darauf sich ein Siegel stechen, welches eine Gedensäule darstellte, umgeben von den hebräischen Worten aus 1 Sam. 7, 12. Und öfters hat ihm der treue Herr Gelegenheit gegeben, den Denkstein zu erneuen und wieder auszurufen: Bis hieher hat uns der Herr geholfen!

„Einmal,“ so konnte er erzählen, „kehrte ich von weiten Reisen in mein Vaterland zurück. Eine Post nach Dunfermline war damals noch etwas Unerhörtes. Ich stieg daher auf der nächstfolgenden Station aus und wandelte durch die Felder den Pfaden entlang, die mir von Jugend auf noch bekannt waren. Ueberall vertraute Scenen, rechts und links die wohlbekannten Klänge des schottischen Dialects. Ein Hirtenknabe sang das alte Volkslied:

Dahin sind all' die Tage,
Die Tage die ich gesehn.

Eine unaussprechliche Wehmuth befiel mich; ich setzte mich auf einen Markstein und dachte an die Eltern, die längst von der Erde geschieden, an die Freunde und Genossen, weithin zerstreut oder gestorben; ich fühlte mich allein, ganz allein, ein Gast und Pilgrim, heimatlos (freilich um des Herrn willen), die Gegenwart so leer, die Zukunft so dunkel! Da ertönte eine andere Melodie, von derselben klangvollen Stimme:

Soll uns das Herz verzagen? Nein, o nein!
Wir sind ja stets versorgt gewesen,
Und werdens fürder sein, und werdens fürder sein.

Das war ein Wort zur rechten Zeit gesprochen. Ich schämte mich und stand auf, dankte Gott und schritt muthig weiter. Damals gelobte ich Ihm, ich wolle, so viel an mir sei, meinem Taufnamen nicht wieder untreu werden.“

Unser Ebenezer war kein stiller, leutsamer Knabe; zu Zeiten zeigte er einen sehr ungestümen und trohigen Sinn, dem es auch an der nöthigen Züchtigung nicht fehlte. Er war noch nicht acht Jahre alt, als er über einem losen Streich ertappt wurde. Die Mutter nahm den Stecken und lief dem Kleinen nach. Der versteckte sich im Haus, und als er keinen Ausweg mehr sah, stürzte er entschlossen auf die Mutter los. Da traf ihn eine unverhoffte Strafe. Durch

eine schnelle Wendung verfieng er sich an einem Eimer, fiel in die siedendheißen Molken und verbrannte sich beide Füße. Als er wieder aufstehen konnte, gieng er auf Krücken und hatte die Aussicht, lebenslang ein Krüppel zu bleiben. Jetzt konnte man ihn zu nichts mehr brauchen, als die Schafe zu hüten. Zu Zeiten fand er Gelegenheit, Bilderbücher zu bekommen, über denen er sein Elend vergaß; besonders freuten ihn naturgeschichtliche Darstellungen. Doch sollte er keine lebenslange Strafe davontragen. Eine alte Bettlerin sah ihn eines Tages und ließ sich seine Geschichte erzählen. „Geh, sag deiner Mutter, sie soll denselben Kübel, in welchen du fiellst, mit heißem Wasser füllen, deine Füße mit dem Teppich darüberhalten und den Dampf nicht hinauslassen; dann reibe sie einen Fuß nach dem andern, bis sie wieder gerade werden.“ So sprach die Frau. Der wohlgemeinte Rath wurde befolgt und zum Reiben etwas Speck genommen. Nach einigen Wochen dehnten sich die zusammengeschrumpften Muskeln und die Heilung ließ nichts zu wünschen übrig.

Geschult wurde er erst spät; anderthalb Jahre besuchte er eine Hecdenschule an der Landstraße, und zwei Jahre die Dorfschule von Dunfermline. Dann sollte er bei einem viel ältern Bruder die Uhrenmacherei erlernen, hielt es aber unter dem gestrengen Meister nicht viel über ein Jahr aus. Wiederum hatte er Schafe und Kühe zu hüten, und als er dieser Arbeit müde war, versuchte ers bei einem Schuhmacher. Einen festen Beruf fand er erst, als die heilsame Gnade ihn heimsuchte.

Die Umstände von Henderson's Bekehrung werden uns nicht mitgetheilt. Wahrscheinlich hieng sie mit der Erweckung zusammen, welche die Wirksamkeit der Brüder Halbane in verschiedenen Gegenden Schottlands hervorrief. Der wohlbekannte Rowland Hill hatte mit seinem Freunde 1799 Dunfermline besucht, und bald darauf finden wir etliche Jünglinge des Orts, Henderson unter ihnen, wöchentlich zu Gebet und Bibellefen versammelt. Die Veränderung, die damals mit ihm vorgieng, war eine gründliche und bleibende.

Er bereitete sich 1803 in Halbane's Seminar zu Edinburg aufs Predigtamt vor, und im August 1805 entschloß er sich mit seinem Freunde, J. Paterson, in Surat, auf der Westküste Indiens, eine Mission zu gründen. Aber wie sollte er nach Indien kommen? England wollte damals keine Missionare in Hindustan dulden; höchstens hätten sie von den kleinen dänischen Besitzungen aus auf die ben-

galischen und tamulischen Stämme wirken können. Also blieb für Henderson nichts übrig, als ein dänisches Schiff zur Ueberfahrt zu suchen. Die beiden Freunde, verbunden wie David und Jonathan, eilten nach Kopenhagen, um, wie sie hofften, unverzüglich nach Serampur (Serampur) abzufahren. Sie fanden das Schiff zum Abgang bereit, aber — welch ein Unschick! — alle Kabinen besetzt. Ein anderes Schiff gab es für dieses Jahr nicht. Sie wollten im untern Schiffsraum sich behelfen, aber auch da war alles voll. Auf dem Verdeck wollten sie schlafen, aber das wurde nicht erlaubt. Es war der 15. October, daß sie sich überzeugten, es bleibe ihnen nichts übrig, als bis zum nächsten Frühjahr zu warten. Gott hatte es so gefügt. Warum sich das Herz beschweren mit Klagen und Aerger! Also fiengen sie an, den Engländern in Kopenhagen und Helsingör das Evangelium zu verkündigen und Tractate zu vertheilen. Und der Herr hatte ihnen bald so viel Arbeit aufgeladen, daß sie auch, als der Schnee schmolz, sich nicht losmachen konnten. Die Verbreitung der heiligen Schrift in den nordischen Reichen wurde ihr nächstes Geschäft, und treulich haben sie darin geleistet, was sie konnten.

2. Henderson in Island.

Nur einmal in den nächsten 12 Jahren kam Ebenezer dazu, seine Heimath wieder zu besuchen. Sonst treffen wir ihn mit der heiligen Bibelsache beschäftigt, in Fährlichkeit auf Flüssen, in Fährlichkeit in Städten, in Fährlichkeit in der Wüste, in Fährlichkeit auf dem Meer, in Mühe und Arbeit, unverdrossen bemüht, jenen kalten, dünnbevölkerten Ländern den Schatz der Schrift zu sichern und zu mehren. Dr. Steinkopf beschrieb noch in alten Tagen mit jugendlicher Lebendigkeit, wie er mit Henderson und Paterson in einem schwedischen Wirthshaus zusammengetroffen sei: wie viel sie sich mitzuthellen hatten von Gottes Wunderwegen in Deutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland und Rußland. Das Werk schien zu groß, menschliche Kraft zu schwach; zum Zweifeln und Zagen gab es genug Anlässe, aber auch reichlichen Grund zu neuem Lob Gottes. Da vereinten sich die drei Männer zu ernstlichem Gebet, stärkten sich zusammen mit dem Mahl der Herrn und weiheten sich Ihm aufs neue, mit Leib, Seele und Geist Seiner Ehre und Seinem Reich zu dienen, wo Er nur

immer Thüren öffnen und Wege bahnen wolle. Es war nämlich eine bewegte Zeit, in welcher alle Herzen zwischen Furcht und Hoffnung schwebten. Brachte doch jedes Jahr neue Kriege und Kriegsgerüchte, und wer heute Freund war, konnte morgen zum Feinde werden. Standen doch England und Dänemark einander feindlich gegenüber, seit ersteres mitten im Frieden die dänische Flotte angegriffen und fortgeführt hatte, damit sie nicht dem damaligen Herrn Europa's in die Hände falle. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Dänen weder von Bibelgesellschaften, noch von irgend etwas Englischem hören wollten. Wenn aber Hender son schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten sich durch seine Thätigkeit in Kopenhagen einen guten Namen erworben hatte, so gewann er noch einen besondern Anspruch auf milde Behandlung durch seine Beschäftigung mit der isländischen Bibel. Er durfte auch während des Kriegs in Kopenhagen unangefochten wohnen.

Schon im Jahr 1806 hatte er von Island gehört, wie diese große Insel mit ihren in 305 Gemeinden weit zerstreuten 50,000 Einwohnern so bibelleer sei. Kein Schullehrer sei auf der ganzen Insel zu finden. Doch wissen alle Erwachsenen ihre alte, schöne Sprache zu lesen und zu schreiben. Die Presse ruhe schon lange, aber die fleißigen Insulaner schreiben sich ab, was sie von Büchern finden können. Nun seien kaum noch 40 oder 50 Bibeln vorhanden; wärens doch schon 50 Jahre, seit die letzte Sendung von Dänemark kam! Kommt eine in der Auction zum Verkauf, so werden ungeheure Summen geboten; wird ein neues Testament in eine Gemeinde zum Lesen geschickt, so streiten sich die besten Familien um den Gebrauch; abgenützte Blätter werden durch Abschriften ersetzt. Andere lernen ganze Kapitel auswendig, um Stoff zur Betrachtung in den winterlichen Hausandachten zu haben, die, während die öffentliche Predigt fast aufhört, mit großer Regelmäßigkeit gehalten werden. Hender son bewog die brittische Bibelgesellschaft, eine Ausgabe des isländischen neuen Testaments zu veranstalten. Er war mitten in der Besorgung des Drucks und der Correctur, als der Krieg ausbrach. Doch erhielt er Erlaubniß, sein Werk zu Ende zu bringen und für die Vertheilung der heiligen Schriften Vorsehrungen zu treffen. Groß war die Freude, welche dieses unerwartete Geschenk in Island hervorrief; aber auch der eigentliche Nothstand trat jetzt erst ins volle Licht. Hender son bewog die Bibelgesellschaft, eine Ausgabe der ganzen isländischen Bibel zu

unternehmen, und alsbald wurden Lettern gegossen und die Sache gegen immer neu sich aufthürmende Schwierigkeiten unermüdlich betrieben. Doch dauerte es mit der Vollendung des Werks bis zur Herstellung des Friedens.

Am 8. Juni 1814 endlich schiffte sich der edle Mann, nachdem er einen Theil seiner Schätze vorausgeschickt hatte, mit etwa 3000 Bibeln nach Island ein, wo er nach einer langwierigen Fahrt landete. War Reikiavik, die kleine Hauptstadt, froh an der Ladung von Korn, die dasselbe Schiff brachte, größer noch war die Freude, als eine Bibelliste um die andere gelandet wurde. Alles strömte nach des Bischofs Wohnung und wollte den englischen Freund sehen, der das rechte Manna von Oben gebracht habe. Hausenweise riefen sie ihm zu: Segen über dich, du Gesegneter des Herrn! Und nun berieth er sich mit den Freunden der heiligen Reichs Sache, wie die Verbreitung der Bibeln am besten zu besorgen sei. Wäre er einen Monat früher gekommen, so hätte die „Handelstid“ (Handelszeit), welche Käufer und Verkäufer in der Hauptstadt zusammenführt, sein Geschäft bedeutend erleichtert. Schon waren Alle wieder zerstreut, und regelmäßige Postverbindungen gab es nicht. Es zeigte sich klar, daß er selbst die Sache in die Hand nehmen und das unwirthliche Land in allen Richtungen durchziehen müsse, wenn dem großen Mangel gründlich und gleichmäßig abgeholfen werden solle. Mit Pferden, einem Zelt und allen Reisebedürfnissen ausgerüstet zog er nach wenig Tagen in den Norden der Insel. Ein dänischer Offizier von der Landesvermessung begleitete ihn und erleichterte ihm die Reise durch seine Kenntnisse und Freundesdienste. Nachdem man zwei bibelarme Kirchspiele besucht hatte, giengs in die Berge hinein durch eine traurige vulkanische Einöde; kaum erblickte man hie und da ein Gräschen in den tiefen Lavaspalten, selten zeigte sich ein Vogel. Aber nach fünf einsörmigen Tagen stieg man endlich ins schöne Thal Eyasfjörð hinab, und eine Anzahl heilsbegieriger Seelen sammelte sich um das kaum aufgeschlagene Zelt, vor welchem ein armer Jüngling, mit dem neuen Testament beschenkt, das dritte Kapitel des Evangeliums Johannis vorlas. Feierliche Aufmerksamkeit lag auf allen Gesichtern, Alten und Jungen rosthlen stille Thränen über die Wangen . . . „Noch zehn Mal würde ich gerne jene fürchterliche Strecke durchreisen,“ schrieb Henderson, „um einen ähnlichen Abend zu genießen.“ Aber nicht bloß dort, sondern in fast allen Kirchspielen wurde der Bibelmanu als ein

Engel vom Himmel empfangen, und die Freude darüber, daß er einem so wahrheitshungrigen Volke das lang versagte Brod brechen durfte, ließ ihn alle Beschwerden der ungewohnten Reise verachten.

Daß die Bibelnoth nicht übertrieben worden sei, davon konnte er sich bald überzeugen. fand er doch auf der Ostküste einen Probst, der 17 Jahre lang sich eine Bibel zu verschaffen bemüht gewesen war, und sie jetzt erst durch seinen Gast erhielt. Und im Süden war ein großes Kirchspiel, welches nicht Eine Bibel enthielt. Daß sich das Alles genau so verhielt, dafür war der Beweis leicht zu führen. Denn in den Seelenregistern, welche die Pfarrer der Insel führen, ist bei jeder Familie genau angegeben, welche Bücher sich in ihrem Besitze befinden. Wohl riß man sich auch um Bücher, die von Erdkunde, Geschichte oder Astronomie handelten, und noch immer gab es Viele, die sich an den alten Sagen und Ueberlieferungen des Nordlandes labten; aber im Ganzen war doch die heilige Schrift das gesuchteste Buch, das Evangelium die erwünschteste Botschaft. Rationalisten hatten an einigen Orten ihre Denkgläubigkeit zu säen versucht, aber das Volk wollte nichts von ihnen. Sie und da empfingen die Leute auch Henderson mit einer gewissen Scheue; es zeigte sich, daß sie meinten, er als ein Fremder werde es mit den „neuen Moden“ halten. Erst wenn sie sich überzeugt hatten, daß er ans alte Evangelium glaube, wurden sie herzlich und zutraulich, und nahmen dann was er auch sagte, fast als Orakel an. Die aber aufs Reich Gottes warteten, freuten sich wie Kinder, wenn Henderson von dem neuen Missionszeitalter und seinen Zeichen erzählte. Denn zuerst hatten sie gemeint, die Gutherzigkeit des „alten Königs Georg“ schickte ihnen dieses große Geschenk. Dann aber fanden sie, daß die Zeit herannahe, von der es heiße, daß Gottes Erkenntniß die Erde bedecken solle, wie die Wasser das Meer, und dankten Gott, daß Er sie das noch erleben lasse.

Da Henderson zwei Sommer hindurch die Insel bereiste, — den Winter über war er in die Hauptstadt gesprochen, — so hatte er alle Gelegenheit, die Naturwunder, welche jenes Land aufweist, zu sehen und zu untersuchen. Wirklich ist auch seine Beschreibung derselben noch immer eine der besten, die wir haben. Einmal lagerte er sich in der Nähe der berühmten Geysen (oder heißen Springquellen). Nach einiger Zeit kündigten dumpfe Töne und eine leichte Erschütterung des Bodens den nahen Ausbruch an. „Noch dauerte es vier Stunden,“

schreibt er, „bis der unterirdische Donner lauter wurde; er glich einem aus der Ferne anrückenden Batteriefener. Jetzt fühlte ich die Nähe der Explosion und eilte auf den runden Hügel, der heftig unter mir zitterte; vor mir lag das Becken, und so wie ich hineinschaute, sprang der Strahl empor und nöthigte mich zu schleunigem Rückzug auf die Windseite. Das Wasser wurde mit entsetzlicher Gewalt aus der natürlichen Röhre getrieben und wie durch unregelmäßiges Spritzen in die Luft gejagt, während gewaltige Dampfwolken die Wassersäule fast umhüllten. Zuerst sprang das Wasser nur 15 oder 20 Fuß in die Höhe; mit dem sechsten Ausbruch erreichte es eine Höhe von 50 Fuß, und nach zwei oder drei niedrigeren erhob sich auf einmal vor uns eine majestätische Säule von wenigstens 70 Fuß Höhe. Damit war der Erguß zu Ende. Die schweren Steine, die wir in die Röhre geworfen hatten, flogen noch höher als das Wasser. Der Kern der Wassersäulen, wenigstens 10 Fuß dick, erhob sich senkrecht, theilte sich aber dann in die prächtigsten Verzweigungen und war von kleineren Auswüchsen umgeben, die in verschiedener Richtung den Zuschauer mit einem siedend heißen Bad bedrohten. Das Wasser im Becken hob sich während der Explosion um etwa 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß, und als die Wassersäule herabsank, floß das Becken über den höchsten Rand, wo ich stand. Sobald aber der Ausbruch vorüber war, sank es im Nu in die Röhre zurück; dann stieg es wieder etwa $\frac{1}{2}$ Fuß über die Oeffnung und behauptete diesen Stand. Die ganze Scene war ergreifend, am ergreifendsten aber der letzte gewaltige Ausbruch und die Ruhe, die darauf folgte. Unsere Neugierde war genährt, nicht befriedigt. Wir hatten die gewaltige Maschine arbeiten gesehen, jetzt hätten wir gerne die innere Mechanik beschaut und die bewegenden Kräfte erforscht. Da hinab reichten wir aber nicht mit all unsrer Kunst. Daher ließen wir unsere Gedanken mit der Wassersäule aufsteigen zu dem allein Großen, der alle diese Wunder geschaffen hat, und vor welchem Nichts ein Wunder ist. So haben wir also ein geringes Wörtlein von Ihm vernommen; wer will aber den Donner Seiner Macht verstehn?“ (Hiob 26, 14.)

Unser Reisender sah viele dieser Wunder, aber er besuchte sie nur, wenn der Pfad der Pflicht ihn hinführte. Einmal bewog ihn die Neugierde, sich von dem Weg abseits zu wagen, und fast bereute er das Wagniß. Ein Schwefelberg in der Ferne zog ihn so an, daß er ihn hinanritt. „Bald wurde der Weg so unsicher,“ schreibt er, „die

Kruste so schwach, daß wir absteigen und die Pferde über die härtesten Stellen des Bodens leiten mußten, aber oft sanken ihre Füße ein und machten ein Loch, das reichlichen Schwefeldampf ausströmte. Da und dort brach der Dampf durch die dünne Kruste hindurch und zeigte uns die schönsten Schwefelblumen, wie sie sich eben auf dem massiven Schwefelbette bildeten. Plötzlich standen wir vor einem Abgrund, wo theilweise in Rauch gehüllt zwölf ungeheure Kessel voll siedenden Schlammes in einer Tiefe von 600 Fuß sich vor uns aufthaten, mit einem Brausen, Kochen und Plätschern, das um so gewaltiger auf uns wirkte, als die dichten Dampfwolken die Sonne über uns verfinsterten. — Man spürt's den Insulanern an, daß sie vor Gottes Macht und Majestät sich tief beugen. Wie nöthig aber haben sie die Bibel in ihrer schreckenvollen Naturumgebung; denn ohne die gnadenreiche Botschaft vom versöhnten Vater hätte man hier nicht weit zur Verdüsterung und religiösen Verzweiflung."

Es wäre noch viel zu sagen von der zweiten Reise in den Westen der Insel, von vielfachen Lebensrettungen, besonders beim Durchreiten der reißenden Bergströme, und wie dankbar die Insulaner sich überall bezeigten; aber noch andere Gegenden warteten auf den unermüdlchen Bibelverbreiter. Im Herbst 1815 kehrte er, begleitet von den Segenswünschen der Isländer, welche sie auch durch Dichtungen in ihren alten Versmaßen aussprachen, nach Dänemark zurück voll der Ueberzeugung, daß nirgends so wie in Island Gott selbst die Herzen eines Volks für die Annahme Seines Wortes vorbereitet und zum fruchtbaren und fleißigen Gebrauch desselben angeleitet habe.

3. Henderson in Rußland.

Vom Jahr 1817 an finden wir Henderson meist in Rußland beschäftigt. Dort hatten seine Freunde Paterson und Pinkerton schon vor ihm für die Bibelsache gearbeitet, aber es war noch Raum genug für einen dritten Mitstreiter. Was es in jenen Tagen mit der russischen Bibelgesellschaft auf sich hatte, wissen jetzt nur wenige Leute. Sie war damals die einzige Anstalt, die in der Ausdehnung, Tiefe und Gewaltigkeit ihres Einflusses mit der englischen Muttergesellschaft verglichen werden konnte. Es war in jenem verhängnißvollen Decembermonat 1812, der Rußland durch ein Gottesgericht

von seinem Feinde befreite und dem ganzen Europa das Ende der langjährigen Bedrückung anläutete, daß Kaiser Alexander I sich vor dem Herrn der Herren beugte und seinen Völkern Gottes Wort zu geben beschloß. Man würde irren, wenn man meinte, der Kaiser habe eben befohlen und das Heer, die Geistlichkeit und das Volk haben sich der neuen Laune des Monarchen gefügt. Vielmehr wehte ein frischer Geist über das weite Reich; der ärmste Bauer fühlte, was Gott für das Vaterland gethan habe, und fragte sich, was die neue Zeit auch von ihm verlange. Die rechte Antwort kam aus des Kaisers Mund und hallte in allen Herzen wieder. Der Bibelgesellschaft in Petersburg, zu welcher Griechen, Armenier, Katholiken, Lutheraner und Reformirte einmüthig zusammentraten, schlossen sich schnell Töchteranstalten in allen Theilen des Reiches an, und offen wurde das Ziel ausgesprochen, „nicht zu ruhen, bis jeder Russe mit diesem unumgänglich nöthigen Buch versehen sei.“ Arme Soldaten brachten monatlich ihre Steuer, Invaliden legten Geld zusammen, um eine Bibel für je ein Detaschement zu haben. Bis an den Fuß des Kaukasus erstreckte sich die neue Begeisterung, die Kosaken des Kordons fanden Mittel, für jede Wachtstube eine Bibel anzuschaffen, und kauften die Zeit aus, um sie täglich zu lesen. In den Flottenkommando's und Sägmühlen der Regierung ward sonntäglich den Werkleuten aus der Schrift vorgelesen. Sie fand ihren Weg in die Spitäler und Gefängnisse; in allen Schulen ward sie gelesen. Die Bauern, heißt's, möchten sie auch gern hören, aber da ist Keiner, der ein Meister im Lesen wäre; also stehen Gutsbesitzer und Geistliche zusammen, um in Dorfschulen unentgeltlichen Unterricht zu geben. Nicht selten waren die Fälle, wo sich Arme sieben Rubel am Leibe abdarbten, um eine Bibel zu kaufen. Die Metropolit (Kirchenhäupter) förderten das Werk durch Wort und That, und lobten Gott für die Siege der evangelischen Missionen in Tahiti und anderswo. Der katholische Bischof von Podolien sprach es in seiner Festrede aus: „Gestützt auf das Gebot Christi Joh. 5, 39 ff. sage auch ich und werde euch unablässig ermahnen: Leset die heilige Schrift, sowohl das alte als das neue Testament; denn alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze u. u.“ Bischöfe und Staatsmänner vermachten ihr Vermögen der heiligen Bibelsache. Sie fühlten, daß, da sie von den Griechen das Evangelium erhalten haben, sie jetzt ihre Schuld abtragen sollten durch Verbreitung der Schrift im

ganzen türkischen Reich. Jedes Jahr mehrten sich die Hülfsgesellschaften — zuletzt waren es fast 300; in 41 Sprachen ward unablässig Gottes Wort übersezt, gedruckt und verbreitet. Kaum war eine Auflage fertig, so war sie auch schon verkauft, und der durstige Boden lechzte nach neuem Himmelsregen. Alle Völkerschaften Rußlands, Bucharen und Tataren, ja Buriäten und kirgisische Sultane nahmen herzlichen Antheil am Werke und steuerten nach Kräften bei. Mit Recht sagte die brittische Gesellschaft schon in ihrem Jahresbericht von 1814: „In ganz Europa ist Rußland das Reich, welches unsere Arbeit am fröhlichsten bewillkommt hat und für unsern Zweck den weitesten Spielraum darbietet; so viele christliche Nationen umschließt es, so unabsehbar sind die Grenzen, an denen es mit heidnischen, auf anderem Weg unzugänglichen Stämmen sich berührt, daß wir sagen müssen: dieses Weltreich macht eine Heerstraße unserm Gott.“ Und die russische Tochtergesellschaft sekte ihre Ehre drein, den Engländern, welche den schönen Anfang gemacht haben, dankbar nach zueifern, in der Hoffnung, „durch Gottes Gnade könne das dort begonnene Werk einst hier, in Rußland, zur Vollendung gedeihen.“

Es wäre ein Wunder ohne Gleichen, wenn gegen ein solches Werk der Feind sich nicht geregt hätte. Der erste Schlag kam von Rom. War Papst Pius VII doch erst, unter Mitwirkung von Russen und Engländern, wieder in sein Reich eingesetzt worden. Ihm lag zunächst an, die Kirche gegen alle Neuerungen zu schützen. Demgemäß erließ er (29. Juni 1816) eine Bulle an den Primas von Polen, worin „diese Erfindung boshafter Arglist und seelengefährliche Pestilenz, diese neue Art von Unkraut, welches der Feind gesät hat,“ gründlich verdammt wurde. Mit dem griechischen Aufstand kam auch über die russischen Geistlichen und kirchlichgesinnten Laien ein anderer Geist. Der großen Mehrheit schien mehr daran zu liegen, durch Verjagung und Vernichtung der Türken ihren Glauben zu beweisen, als denselben durch die stille Arbeit von Gottes Wort zu befestigen. Der edle Kaiser kam in vielfaches Gedränge und manche fromme Heuchler wurden entlarvt; die hohe Geistlichkeit entbrannte in stiller Eifersucht gegen glaubensstarke Laien. Die größte Vorsicht ward den Bibelfreunden bei jedem neuen Schritt empfohlen; zugleich mußten sie auch voraussehen, daß die Zeiten sich schnell ändern könnten, sie mußten um so kräftiger wirken, so lange ihr Tag währte. Schon im Frühjahr 1817 hatte Henderson die Bibelgesellschaft gegen allerhand Anschuldigungen zu verthei-

digen; es war damals sein Anliegen, die Sache durch Bibelstunden recht unter das Volk zu bringen, und in der lutherischen Kirche zu Petersburg wurden solche nach seinem Plane eingeführt und bald vielfach nachgeahmt. Im Jahr 1821 machte er noch mit seinem Freunde Vaterfon eine große Reise durch das südliche Rußland, die ihm durch die außerordentliche Gunst des Kaisers sehr erleichtert ward; durch unruhige Gegenden wie in der Wolbau und im Kaukasus stand ihnen militärische Eskorte zu Gebot. Kein Wunder, wenn auch die größten Herren ihnen ihre Staatskutschen mit sechs Pferden zum Gebrauch anwöhigten. Sie wußten sich dies zurechtzulegen; viele wollten eben dem Kaiser gefallen. Aber einer großen Anzahl hochgestellter Personen geben die Reisenden Zeugniß, daß sie redliche Christen in ihnen gefunden haben. In Odessa (Juni 1821) wohnten sie dem Leichenbegängniß des Patriarchen Gregor von Constantinopel bei, der die Bibelsache von Herzen befördert hatte. Ihn hatten bekanntlich die Türken gemordet und an seiner Palastthüre aufgehängt; Juden hatten die Leiche geschleift und ins Meer geworfen, doch fand sie endlich ein ehrenvolles Begräbniß. Wie freuten sie sich, Samenkörner der göttlichen Wahrheit auch unter den tiefgesunkenen Griechen aufgehen zu sehen: — welch ein Genuß, auf Wanderwegen durch die Krimm einen alten Landmann belauschen zu können, der sich in den slavonischen Psalter vertieft hatte. Wohl deutete sein Geständniß die Sachlage von so vielen Bibellefern an: „Ich verstehe weit nicht alles, aber vieles ist mir klar.“ Doch wie freudig konnten sie hoffen, innerhalb eines wohlbenützten Menschenalters Rußland in dieser Beziehung dem englischen Vaterland sehr genähert zu sehen. Es sollte nicht sein!

Auf dieser Reise sah Henderson auch die deutschen Kolonien und Missionsposten und interessirte sich ungemein für die türkisch-tatarische Umgebung derselben. Wie es ihm immer anlag, mit den Völkern, zu denen sein Beruf ihn führte, in ihrer eigenen Sprache zu verkehren, hatte er auch türkisch gelernt. Darüber gerieth er in einen scharfen Schriftwechsel über eine türkische Bibelübersetzung, welcher am Ende die Auflösung seiner Verbindung mit der brittischen Bibelgesellschaft zur Folge hatte. Er wehrte sich nemlich gegen Uebersetzungen, worin es z. B. hieß: „Se. Majestät Jesus, Ihro Hoheit Maria, Herr Abraham ic.“ und wies den muhamedanischen Charakter mancher Phrasen nach, ohne doch die Kommittee überzeugen zu können. Nach einigen Jahren freilich drang seine Stimme durch, und der

fräteren türkischen Bibel (von 1828) konnte er seinen vollen Beifall geben. Einstweilen aber widmete er seine Dienste der russischen Bibelgesellschaft, die an Männern wie Paterson und Henderson herzlich froh war.

Drei Jahre hatte er ihr gedient, als es dem Feind gelang, seine Stellung in Petersburg unhaltbar zu machen. Schon daß er den englischen Matrosen in Kronstadt predigte, ohne sich an die anglikanische Form zu binden, hatte Intriguen der Hochkirchlichen zur Folge, welche nur an der Entschiedenheit des Kaisers scheiterten; dann aber spionirten die Feinde alle Mängel der Bibelsache aus und schmiedeten entsetzliche Klagen gegen sie. Man blies dem Kaiser ein, die Revolution verstärke sich durch die Bibel; der Aufruhr eines Regiments schreibe sich von den — freilich mißverstandenen — Freiheits- und Gleichheitslehren der Schrift her. Der edle Fürst Galizin mußte vom Cultministerium wie vom Präsidium der Bibelgesellschaft abtreten. Noch lauter wüthete der Feind, als der unermüdlche Sekretär der Gesellschaft, Staatsrath Papoff, eine deutsche Schrifterklärung unterstützte, welcher irrthümliche Lehren nachgewiesen werden konnten. Es hieß nemlich darin mit Beziehung auf den Schluß des ersten Kapitels Matthäi, daß der Gedanke an Brüder Jesu, welche Maria dem Joseph geboren hätte, nicht geradezu verwerflich sei, wenn man auch besser thue, sich an die Ueberlieferung anzuschließen, wornach sie nur einmal Mutter geworden sei. Die Geistlichkeit war außer sich vor Zorn. Nicht nur mußte Papoff der Bibelgesellschaft seine Dienste aufkündigen, sondern sich vor dem Gerichtshof gegen eine Krimnalklage verttheidigen.

Der Kaiser war nun entschieden eingeschüchtert. Den Glaubensprediger G o s n e r, welcher damals die Hauptstadt mit dem Schall des lebendigen Evangeliums erfüllt hatte, konnte er nicht länger halten. Er hatte ihn berufen, weil er ihn als den muthigen Zeugen der Wahrheit kannte, der innigst verbunden mit Martin Boos die Gerechtigkeit des Glaubens in der katholischen Kirche Deutschlands kräftig gepredigt hatte, und, obgleich von Rom verfolgt, sich nicht zur Trennung von seiner Kirche entschließen konnte. Vier Jahre lang war die Malteserkirche in Petersburg der Schauplaß seiner Thätigkeit. Das Wort zündete in unzähligen Seelen. Katholiken, Protestanten, Griechen — wer immer Christum als den für uns Gekreuzigten, für uns und in uns Auferstandenen verkündigt hören wollte — Alle drängten sich in Gosner's Kirche. Dort hörte man von Jesu Christo

und nur von Ihm; dort weinten Hoch und Niedrig dieselben Thränen der Buße und des Dankes für die vollkommene Vergebung ihrer Sünden. Aber der Pfaffenneid und der blinde Eifer des Kirchenthums konnten ihm diesen Erfolg nicht vergeben. Sein Name theilte die ganze Gesellschaft der Hauptstadt in zwei Klassen. Was alles im Dunkeln gesagt und gethan wurde, der Tag wird's klar machen. Endlich hieß es: Gofner ist verbannt, er muß ohne Verzug über die russische Grenze. Dr. Henderson eilte, ihn noch einmal zu sehen. Freilich waren Spionen um den Weg, Viele fürchteten sich und weinten in der Stille. Aber Henderson konnte sich dem verfolgten Gottesmanne nicht entziehen, er mußte ihm noch einmal seine ganze Liebe und Achtung bezeugen. Der Prediger wohnte auf einem oberen Boden. Das Vorzimmer war voll von Deutschen, reichen und armen, alle begierig, ihren Vater noch einmal zu sehen. „Ach," sagte Einer, was sollen wir thun, wenn er fort ist? wer wird uns den Weg des Lebens zeigen?" „Gott sei gelobt," konnte ein Anderer erwidern, „daß wir ihn doch gehabt und gehört haben. O was wäre aus uns geworden, wenn Niemand uns das freie Heil durch des Lammes Blut verkündigt hätte!" So weinten und redeten sie, bis Einer nach dem Andern hineingerufen wurde, ein letztes Wort des Segens und väterlichen Rathes hinzunehmen. Bald kam auch an Henderson die Reihe, und er durfte seinem Freund zu Christi Schmach Glück wünschen und ihn seines fortgesetzten Andenkens vor dem Gnadenthron versichern. Gofner verließ Petersburg von Kosaken umgeben: man will wissen, daß der Kaiser, dem dabei das Herz blutete, seine Gründe hatte, ihn unter dieser Bedeckung über die Grenze zu befördern. Daß Gofner sich bald darnach offen zum Protestantismus bekannte (die deutsche Polizei war einmal nicht damit zufriedenzustellen, daß er sich bloß einen Christen hieß), und wie viel er seither in Berlin gewirkt hat, bleibt bei der Kirche Christi in gutem Andenken.

Nach schmerzlichem Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht fand Dr. Henderson, der sich beinahe zur Unthätigkeit verurtheilt sah, daß sein längeres Bleiben in Rußland zu nichts diene, und erhielt im Frühjahr 1825 die kaiserliche Erlaubniß, sein Amt aufzugeben. Nun gieng es endlich dem irdischen Vaterlande und einem ruhigen Hafen zu. Seine Heimfahrt war aber noch ein eindringliches Bild seiner letzten Erlebnisse. Durch unheimliches Wetter lange herumgeworfen und zuletzt vom Orkan aus den nordischen

Meeren getrieben, landete er 5. Juli 1825 in London. Noch vor dem Ende des Jahres starb der vielgeprüfte Kaiser Alexander, dessen Nachfolger der altgriechischen Parthei sich ergab und am 12. April 1826 ihre Freude erfüllte, indem er der russischen Bibelgesellschaft alle Geschäfte niederlegte und später nur die beschränkte Wirksamkeit einer protestantischen Bibelanstalt gestattete. Dennoch glauben wir, gestützt auf die Verheißung des Herrn, daß jene Sägezeit von 13 Jahren dereinst ihre Früchte offenbaren wird.

4. Henderson's Alter und Heimgang.

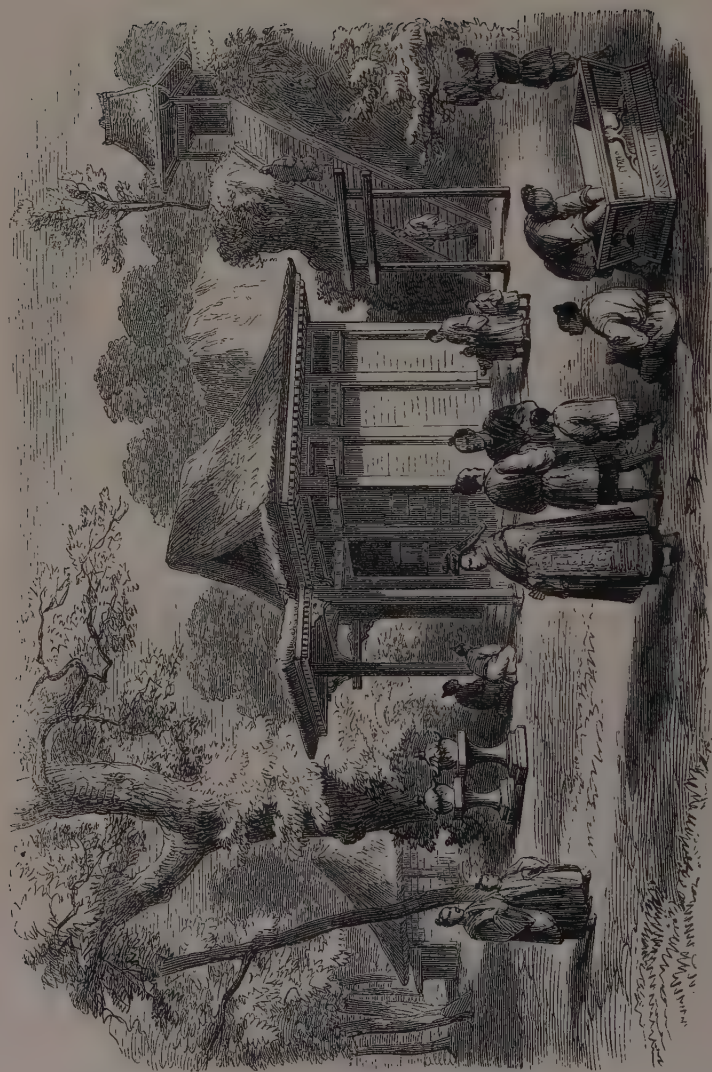
Nach 20jähriger Arbeit im Ausland diente Dr. Henderson noch 30 Jahre der heiligen Reichs Sache in seiner Heimath. Nach allen Wanderungen und unaufhörlichen Wechseln lernte er sich noch an regelmäßiges Stillleben gewöhnen. Seit 1818 verheirathet, sah er eine glückliche Familie um sich heranwachsen. Hatte er früher Gottes Wort in Umlauf gesetzt, so war es jetzt seine Aufgabe, als theologischer Professor in Horton und Highbury es zu erklären. Außer dem Unterricht frommer Jünglinge widmete er sich auch der Ausarbeitung von biblischen Commentarien, die in seinem Vaterland verdientes Ansehen genießen. In den letzten Ruhejahren sah er noch die Druckbogen der türkischen und dänischen Bibel durch und diente so mit seiner letzten Kraft der altgeliebten Bibelgesellschaft, deren Zwecken er seine Jugend geheiligt hatte. Gebrochen durch wiederholte Gichtanfälle ging er 16. Mai 1858 zu seiner Ruhe ein.

Wir aber schließen uns dem Gebet des russischen Erzbischofs Philaretus an, mit dem derselbe eine Festrede in Moskau (März 1824) schloß: O du schöpferisches, lebendigmachendes göttliches Wort! Du Richter der Gedanken und Sinne des Herzens! Lehre uns, lebe und wirke in uns, leite und heilige unser Wollen und Handeln, und wenn du zuletzt uns richten wirst, o mögest du uns nicht verdammen! Um deiner Barmherzigkeit willen rette uns. Amen!

Redactor: Dr. A. Dfertag.


Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 kr.



Buddhisten-Tempel auf Ku-tschu.

Die Fieu-kien oder Fu-tschu Inseln, die Brücke zu Japan.

ür den Welthandel ist Japan nun geöffnet, obgleich nur vor-
erst an einigen wenigen Küstenpunkten.*) In die starre
Mauer der japanischen Abschließungspolitik ist eine Bresche
gerissen, die sich nicht wieder schließen wird. Es war dieß
nicht anders möglich, es mußte so kommen. Rings um
Japan her haben sich in neuerer Zeit Kolonien und Staaten gebil-
det, in welchen die rührigsten und kräftigsten Völker des Abendlandes,
die Angelsachsen und Slaven, sich niedergelassen und heimisch einge-
richtet haben. An der Westküste von Nordamerika, Japan gegenüber,
sind Kalifornien, brittisch Kolumbia und die Vancouvre's Insel als
neue Staaten entstanden und tragen die Keime einer glänzenden Zu-
kunft in sich; im Süden des stillen Meeres, und zugleich im Süden
von Japan, haben schon längst die brittischen Kolonien von Neu-
holland und Neuseeland eine Höhe der Entwicklung erreicht, welche
Niemand zuvor hätte ahnen können; an den Küsten China's, näher
bei Japan, finden sich die englischen Handelsschiffe in immer steigender
Zahl in den geöffneten Seehäfen von Schanghai, Amoy u. ein und
bringen den abendländischen Handel in jenen Gewässern zu immer
höherem Aufschwung. Endlich hat Rußland, dieses rührige und mit
ungeahnter Energie vorwärts strebende Reich, die Mündungen und
das ganze herrliche Stromgebiet des Amur sich angeeignet und da-
durch nicht nur für seine Handelsschiffe einen trefflichen Ausgang in

*) Die neuesten Verträge mit Japan werden wir, so Gott will, in einem
späteren Artikel geben.

die Gewässer des großen Oceans gewonnen, sondern ist auch der unmittelbare Nachbar des japanischen Inselreichs geworden.

Für die Fahrzeuge aller dieser Staaten und Kolonien, welche in immer wachsender Zahl die Straßen des großen Meeres durchkreuzen, liegt Japan mehr oder weniger am Weg. Ehe nun der Seehandel in jenen Gewässern diese Höhe und Lebhaftigkeit erreichte, mochte wenig daran gelegen sein, ob Japan seine Häfen dem Weltverkehr öffne oder schließe; nun aber ist es ein Anderes geworden. Die Abgeschlossenheit dieses mit den trefflichsten Häfen gesegneten Inselreiches mußte je länger je mehr für den Handel in jenen Gewässern lästig und unerträglich werden, sie mußte entweder auf gewaltsamem Wege, wie in China, oder in friedlicher Weise gehoben werden. Es trat derselbe Fall ein, wie bei der Anlegung von Eisenbahnen in unsern Ländern. Vor dem Schienenweg, welcher in unsern Tagen eine Macht geworden ist, müssen alle Hindernisse weichen. Gebirge werden durchbohrt, über Thäler Viadukte geführt, gewaltige Ströme überbrückt; die Wohnungen der Bürger, die Felder des Landmanns, die Gärten des Wohlhabenden werden nicht geschont, und dem heiligen Recht des Eigenthums wird das Expropriationsgesetz entgegengestellt. Auch der Welthandel und Völkerverkehr hat sein Expropriationsgesetz. Wie China, so hat auch Japan dieß erfahren müssen. Das Recht der freien Selbstbestimmung, das der Einzelne und ein ganzes Volk für sich in Anspruch nimmt, muß nach göttlicher Ordnung einem höheren Gesetz untergeordnet werden, wenn die Zeit Gottes hierzu gekommen ist.

In vielen Fällen ist die Mission dem Handel als Wegbereiterin vorausgegangen. Bei Japan war dieß nicht der Fall, wenigstens was die evangelische Mission betrifft. Denn die Holländer, welche seit 250 Jahren eine Handelsfaktorei in Nagasaki besaßen, haben so wenig Gelegenheit und Muth gehabt, das Wort vom Kreuze den Eingeborenen frei zu verkündigen, daß sie vielmehr sich gefallen lassen mußten, ihren eigenen evangelischen Gottesdienst zu verlängnen. Nun aber, nachdem Japan dem abendländischen Handelsverkehr eröffnet ist, wird nothwendig die evangelische Mission früher oder später ihm auf dem Fuße folgen. Denn auch dieses Volkes Zunge soll noch den Herrn preisen, der es geliebet und erlöst hat. Mit was für Schwierigkeiten aber die Mission wird zu kämpfen haben, das zeigt ein kleiner Versuch, der nicht von einer der großen Missionsgesellschaften, sondern

von einem kleinen Kreis brittischer Schiffskapitäne vor einer Reihe von Jahren gemacht wurde. Der Punkt, welchen sie für diese Unternehmung wählten, war in mehr als Einer Beziehung trefflich zu ersehen. Gleichwie nemlich im Anfang dieses Jahrhunderts die Missionare der großen Londoner MG., als es sich um die Gründung einer chinesischen Mission handelte, nicht in dem damals fest verschlossenen Reiche selbst den Anfang machten, sondern sich zu den ausgewanderten Chinesen in Malakka, Singapur und anderwärts wandten, so haben auch jene edlen brittischen Seeleute ihr Auge zunächst nicht auf Japan selbst, sondern auf eine Inselgruppe gerichtet, die zwar im engsten Zusammenhang mit Japan steht, aber doch verhältnismäßig unabhängig und selbstständig ist. Es sind dieſe die Lieu-kieu oder Lu-tschu Inseln.*) Diesen Versuch müssen wir nun kennen lernen.

1. Land und Volk.

In Mitten kleiner Eilande liegt die große Hauptinsel, die von Südwest nach Nordost etwa 20 Stunden lang sich erstreckt und im Durchschnitt fünf Stunden breit ist. Sie mag etwa 50,000 Einwohner zählen, wovon 20,000 auf die Hafenstadt Napa am Südwest-Ende der Insel, etwas weniger auf Schuidi, die etwa eine Stunde landeinwärts von Napa liegende Hauptstadt der ganzen Gruppe, kommen mögen. Der Rest der Bevölkerung ist über das ganze Land zerstreut. Die ganze Insel wird durch einen Hügelkamm, der sich der ganzen Länge nach hindurchzieht, in eine östliche und westliche Abdachung abgetheilt. Eine ziemlich gute Landstraße, die sich bald der östlichen, bald der westlichen Küste nähert, führt über die Hügelkette, über das Hochland und über die dazwischenliegenden Thäler. Dr. Smith, der Bischof von Viktoria (China), welcher im Jahr 1850 die Insel besuchte, sagt von dem Weg, der von Napa nach der Hauptstadt Schuidi führt: „Die Straße war von wechselnder Breite, doch nirgends weniger als 20 Fuß und an etlichen Punkten über 70 Fuß breit, mit einem aus Korallen trefflich ge-

*) Ueber die Lage dieser Inseln vergleiche das Rärtchen von Japan, das wir dem ersten Heft dieses Jahrgangs beigegeben haben. Sie liegen im Süden des japanischen Reiches.

pflasterten Fahrweg, der das Ansehen einer makadamisirten Straße darbot. Wir passirten ein großes Buddhistenloster, das mehrere Mönche beherbergt und wie gewöhnlich in der reizendsten Lage gebaut ist. Fichten- und Tannenwäldchen, abwechselnd mit Bambusgehölz, lagen über das Land zerstreut, und die ländlichen Hütten, umgeben von trefflich angebauten Feldern, boten dem Auge das Bild einer ungewöhnlich lieblichen Landschaft dar. Die Batate (süße Kartoffel) schien das vorherrschende Gewächs zu sein und bildet für das Volk, wie die Kartoffel in Irland, das Hauptmittel des Unterhalts. . . . Als wir uns mit einbrechender Nacht der Hauptstadt Schuidi näherten, umgab uns auf beiden Seiten der Straße eine reichbewaldete Landschaft, bis wir die Vorstädte erreichten. Mehrere nette Wohnungen, offenbar von der reicheren Klasse der Eingeborenen bewohnt, standen an der breiten Straße, durch die wir zogen und die uns nach etwa zehn Minuten an die Citabelle führte. Breite und hochgebaute Schwibbögen kreuzten von Zeit zu Zeit die Straße und theilten die Stadt gleichsam in Quartiere. Vor den Wohnungen befanden sich kleine Höfe oder Gärten, mit Mauern eingefast, und lange Reihen von Gesichtern, die von dem Widerschein unsrer Fackeln leuchteten, erschienen auf beiden Seiten über den Mauern, während wir dahinzogen. Leuchtkäfer flimmerten nach allen Richtungen in der Luft und glänzten am dunkeln Himmel wie Millionen von Lichtfunken. Unter unsern Füßen lagen die bläulich leuchtenden Johanniswürmchen so dicht, daß kaum zwei Quadratfüße des Bodens von diesen holden Insekten frei waren. Prachtvolle Sträucher und Gärten zierten die Straße auf beiden Seiten und machten auf uns einen äußerst wohlthuenden Eindruck von dem Wohlstand des Volkes. Doch fürchte ich, dieser Eindruck würde nicht bestätigt durch einen Blick ins Innere der Wohnungen."

Außer jener Hauptstraße, die mitten durch die Insel führt, giebt es zwei, freilich ziemlich schlechte, Küstenstraßen, die vom äußersten Süden an bis zum äußersten Norden am Meer hinlaufen. Den einzigen Fluß ausgenommen, der etwa 40 Fuß breit im Norden mündet, giebt es nur kleinere Bergwasser, die in großer Anzahl von den Hügeln kommen und meist zum Bewässern des Landes nutzbar gemacht werden. Das Klima ist gleich dem des südlichen Italiens und deshalb finden sich neben Tannen, Föhren und Fichten, und neben den Boden- und Baumfrüchten unsrer Länder auch Plantanen, Drangen, Trauben,

Oranalen, Zuckerrohr, Reis, vor Allem die Batate, und ähnliche Erzeugnisse. „Das Zuckerrohr,“ sagt Bischof Smith, „bietet dem Volke eine werthvolle Beschäftigung, und die Ausfuhr von Zucker und Saki (ein starkberauschendes Lieblingsgetränk der Eingeborenen) bildet einen wichtigen Handelsartikel mit den benachbarten Eilanden. Tabak wächst in beträchtlicher Menge und ist bei den Eingeborenen selbst in stetem und allgemeinem Gebrauch. Auch etwas Baumwolle wird gepflanzt und zu dem groben Tuch verarbeitet, das die Kleidung der ärmeren und mittleren Klassen bildet. Indigo findet sich gleichfalls, doch in geringerer Menge. Salz wird durch Verdunstung des Seewassers gewonnen und das Ufer ist manchmal auf weite Strecken hin mit Haufen jenes schmutzigen Niederschlags bedeckt, der in den verschiedenen Stufen der Salzbildung zu Tage tritt. . . . Hühner, Enten und Gänse sieht man allenthalben in großer Menge. Schweine, Ziegen und eine kleine Art schwarzen Rindviehs sind gleichfalls zahlreich. Außer diesen und dem Pferd, das klein, armselig, doch kräftig ist, finden sich nur wenige andere Vierfüßler auf der Insel; doch sollen im Norden Wildschweine gejagt werden.“

Ghe wir zum Volke selbst übergehen, müssen wir der Frage näher treten, ob die Lu-tschu Inseln zu Japan oder zu China gehören. „Im Ganzen,“ sagt Smith, „ist es bei weitem das Wahrscheinlichste, daß Lu-tschu durch eine Kolonie von Japan her bevölkert wurde, mit dessen Stammvolf die Gesichtsbildung, die Sprache und die Sitten der Insulaner am meisten Aehnlichkeit besitzen; daß sie hingegen von China die unendlich wichtigere Gabe der Civilisation und Literatur empfangen haben. Die Regierung des Landes scheint in einer bedenklichen Oligarchie von Gelehrten zu bestehen, die in unmittelbarer Abhängigkeit von Japan sich fühlen. Vor letzterem Lande fürchten sie sich sehr, und in Fällen der Noth sehen sie sich nicht bei China, sondern bei Japan nach Schutz um. Sie haben eine historische Ueberlieferung, daß vor etlichen hundert Jahren, während der chinesischen Ming-Dynastie [auf welche bekanntlich die gegenwärtige Manttschu-Herrschaft folgte], ein Krieg zwischen China und Japan ausgebrochen sei, in dessen Verlauf das erstere Reich, in der Absicht die Lu-tschu Inseln von Japan loszureißen, dieselben zu der Würde eines eigenen abgesonderten Königreichs erhoben habe. Zum Zeichen aber der Lebensabhängigkeit erhält jeder neue König von Lu-tschu die königlichen Insignien durch einen chinesischen Würdeträger,

der jedesmal ausdrücklich zu diesem Zweck von Fu-tschau abgeordnet wird. Nach dieser Stadt wird auch alle zwei Jahre der übliche Tribut auf einer Lu-tschu Dschunke gesandt. Bei dem Mantschuren-Einfall in China vor mehr als 200 Jahren und bei dem Beginn der gegenwärtigen chinesischen Dynastie wanderten gegen 36 chinesische Familien, die sich der neuen Ordnung der Dinge nicht unterwerfen wollten, nach Lu-tschu aus und ihre Nachkommen sind in der Regel noch heute die Lehrer und Schulmeister des Landes."

Ein anderer Zeuge, Missionar Dr. Bettelheim, der sieben Jahre lang auf der Insel verlebt hat, sagt: „Ich meinstheils bin vollkommen überzeugt, daß dieses Land, obgleich bis auf einen gewissen Grad unabhängig (denn seine Regenten tragen als Gegengabe gegen einen hübschen Tribut an China den hochfahrenden Titel von Königen), dennoch im eigentlichen Sinne einen Theil von Japan bildet. Ich habe dafür ausreichende Beweise. Fürs erste befindet sich in Napa eine japanische Garnison. Sodann besteht mit keinem andern Lande als mit Japan ein Handelsverkehr; nur eine einzige Lu-tschu Dschunke geht mit dem Tribut alle zwei Jahre nach China. Während drittens die Japanesen hier frei wie die Eingeborenen selbst im Lande umhergehen, Häuser bauen, Felder anlegen und pflanzen, mit Lu-tschu Töchtern sich verheirathen und in Napa sich niederlassen, wird ein Chinese verfolgt, mit Steinen geworfen und aufs gröbste insultirt. Ein Chinese, den ich fast drei Jahre lang bei mir hatte, zitterte, so oft ich ihn in die Hauptstadt sandte, und selbst in die unmittelbare Nachbarschaft meiner Wohnung wollte er am Ende nicht mehr ausgehen. . . . Viertens, wenn eine amtliche Verhandlung mit Ausländern stattfindet, so sind jedesmal zwei Personen anwesend, welche offenbar die eigentlichen Geschäfte leiten, obchon ein eingeborener Lu-tschu Beamter den Vorsitz führt. Diese Beiden sind die Hauptpersonen, ohne den äußeren Anschein dazu zu haben, und sie sind Japanesen. Endlich sind Sprache, Kleidung, Sitten, Tugenden und Laster hier ganz und gar die gleichen, wie die in Japan. . . . Die wenigen Gelehrten ausgenommen, welche in Fokien oder Peking (China) studirt haben, giebt es Niemand, der die chinesische Sprache verstünde. Die Masse des Volks spricht japanisch und nur japanisch, und wenn ihr Dialekt von dem in Japan selbst herrschenden etwas abweicht, so ist erst noch die Frage, welcher von beiden der reinere ist. Man findet hier überall japanische Handwerker, überall Gruppen

von Japanesen, und nur ein geübtes Auge kann die Lu-tschu Leute von den ächten Japanesen unterscheiden. Man hört hier auch mehr von Japan und was dort vorgeht reden, als von China. Allerdings haben die Herrscher von Lu-tschu ihren Königstitel von China empfangen, und Viele sprechen es heute noch aus, daß sie nie eine Nation geworden wären, nie diese Stufe von Bildung erlangt hätten, wenn diese regelmäßige Verbindung mit China nicht bestünde. Alle zwei Jahre gehen junge Leute aus den besten Familien nach Futschau, dem Hauptsitz der Gelehrsamkeit, oder nach Peking, um dort aus dem Quell chinesischer Weisheit zu trinken, und dann kommen sie wieder, aufgeblasen von leerem Wissen und fremder Sitte, um in ihrem Vaterlande ein eitles und nutzloses Leben zu führen. Dieß sind aber auch die einzigen Bande, welche Lu-tschu an China knüpfen."

Wenn diese Bemerkungen über die Stellung jener Gilande zu Japan richtig sind, so leuchtet ein, daß sie die Brücke bilden zu dem letzteren lange verschlossenen, volkreichen und interessanten Kaiserreich. Konnte es gelingen, in dem isolirten, verhältnißmäßig unabhängigen Königreich von Lu-tschu eine Mission zu gründen, so war der Weg in mehr als Einer Beziehung auch nach Japan gebahnt. „Eine Mission in dem ersteren," sagt der Bischof von Viktoria, „ist voraussichtlich eine Mission in dem letzteren."

Ueber die Eingeborenen von Lu-tschu, auch unter dem Namen Samuren bekannt, sagt unser oft erwähnter Berichterstatter, Bischof Smith: „Einem Fremden, der das Land zum ersten Mal besucht, erscheinen sie als ein wohlmeinendes, ruhiges, harmloses Geschlecht, sanft und dienstfertig bis zur Kriecherei. Volksbildung und Regierungsweise wurzelt in der Lehre des Confuzius, obwohl durch lokale Umstände mannigfach von chinesischen Verhältnissen verschieden. Was man hier von Bildung, Gesetzgebung, Sicherheit und Ordnung ic. findet, das zeigt, daß Lu-tschu eine, wenn auch untergeordnete Stufe unter den civilisirten Nationen einnimmt, und bietet zugleich dem christlichen Unternehmungsgeist eine hoffnungsvolle Arbeitsstätte dar. Die ersten Eindrücke, die ein Ausländer empfängt, werden meist günstiger Art sein, und es erfordert einen längern Aufenthalt, um mit den dunkleren Seiten des Volkslebens genauer bekannt zu werden.

„Ehreverbung gegen Eltern und Vorgesetzte ist die eigentliche Religion in Lu-tschu, wie in China; sie ist zugleich das Princip, auf das die Regierung ihren Rechtsanspruch auf den Gehorsam des

Volkess gründet. Daraus entspringt sodann auch jener Sklavensinn auf Seiten der Untergebenen, und die empörendste Tyrannei auf Seiten ihrer sogenannten 'patriarchalischen und väterlich gesinnten Regenten.' Das Volk im Allgemeinen, obgleich man oft gesagt hat, daß ihm ein scharfer und leicht auffassender Verstand inne wohne, ist dennoch indolent, indem seine natürlichen Gaben durch Sinnlichkeit und verkehrte Erziehung gründlich verdorben worden sind. Die höheren Klassen sind überaus höflich und fein in ihren äußeren Manieren, daneben aber ebenso voll von Trug und Täuscherei, wie ihre stammverwandten Brüder in China. Lügen, Betrügen und Stehlen sollen unter dem gemeinen Volk in der kläglichsten Weise herrschend sein, ohne daß daraus für den, der darüber ertappt wird, eine Schande erwächst. Uebrigens scheint das, was man Verbrechen nennt, sich auf kleine Diebereien und nur gelegentlich auf offenen Raub zu beschränken; dabei ist die Polizei wachsam und sehr thätig, und die Klasse der Gelehrten, die sich durch ihr eigenes Interesse fest mit den Gewalthabern verknüpft fühlt, erstattet die Wohlthat ihres von der Regierung empfangenen Unterhalts durch ein stets bereitwilliges und promptes Erzwingen des Gehorsams auf Seiten des gemeinen Volks."

Was das öffentliche Leben und seine Ordnungen in Lu-tschu betrifft, so sagt darüber Bischof Smith: „Der höchste unter den drei Oberbeamten des kleinen Königreichs ist der Regent oder Vice-Generalstatthalter des Landes, Tsung-li genannt, der eigentliche Premierminister des Königs. Man hat schon bezweifelt, ob wirklich ein König in Person existire, und Manche sind der Ansicht, daß die Regierungsbeamten nur den Ausländern gegenüber von dem Vorhandensein einer solchen geheimnißvollen Persönlichkeit reden, um dadurch ihre eigenen Umtriebe und ausweichenden Antworten zu verdecken. Jedenfalls hat der Tsung-li die eigentliche vollziehende Gewalt auf der ganzen Insel, und obschon er ein Eingeborener von Lu-tschu ist, so wird er doch wahrscheinlich von Jeddo (Japan) aus mit seinem Amte betraut. — Den zweiten Rang nimmt der Pu-tsching ein, der in Schuidi residirt und die Verwaltung des südlichen Theils der Insel in der Hand hat. Der Dritte ist der Statthalter von Napa, dessen Macht sich ausschließlich auf diesen wichtigen Hafenort beschränkt.

„Die Gelehrten nehmen auf Lu-tschu eine gleiche Stellung

ein, wie es in China der Fall ist. Sie haben mit kleinen Veränderungen dieselben Prüfungen in den konfuzischen Klassikern zu bestehen, und nach dem Grad ihrer Leistungen bestimmt sich ihre künftige sociale Stellung. Sie werden zu Schullehrern oder Regierungsschreibern befördert und erhalten ohne Unterschied, auch wenn sie nicht öffentlich angestellt sind, ihre regelmäßigen Lieferungen von Reis und Kleidungsstoffen von dem Staat. Sie bilden etwa den vierten Theil der ganzen Bevölkerung und sind der müßiggängerische Adel des Landes, der sich von dem Schweiß der Bauern und der öffentlichen Sklaven ernährt und als Gegenleistung treulich den Dienst von Regierungsspionen ausrichtet. Aus dieser zahlreichen Klasse sind die höheren Beamten genommen, obwohl der politische Einfluß in Japan die eigentliche Wahl entscheidet.

„Die verschiedenen Rangstufen unter den Beamten sind wie in China durch äußere Abzeichen dargestellt, nur daß an die Stelle der bedeutungsvollen Kugel auf dem chinesischen Mandarinhut hier die rosenrothe, violette, gelbe oder grüne Farbe der seidenen Mütze tritt. Diese Mützen sind von aufrechtstehender Form und geben zusammen mit dem eleganten und lose herabwallenden Gewand, das die angeseheneren Klassen in der Regel tragen, dem Kostüm der eingeborenen Beamten ein sehr hübsches Aussehen. Das eigentliche Hauptunterscheidungszeichen unter der einheimischen Bevölkerung besteht jedoch in der Haarnadel. Die Männer nemlich scheeren das Haupthaar auf dem Scheitelpunkt etwa zwei bis drei Zoll im Durchmesser vollständig ab, ziehen dann die äußeren Locken in den leeren Raum und flechten es da in eine Art von kreisförmigem Kamm. Mittelft einer Mischung von Del und Kienruß wird das Haar tüchtig eingesalbt, bis es den erforderlichen Glanz und die rechte Consistenz erhalten hat. Nun werden zwei Haarnadeln von beträchtlicher Größe mitten durchgesteckt, eine über der andern, so daß sie nach vorne und hinten etliche Zolle hervorragen; das vordere Ende der untern Nadel aber ist mit einer Art Stern verziert. Der Rang eines Eingeborenen wird aus dem Metall seiner Haarnadeln erkannt; denn die Gelehrten und die Beamten tragen silberne, oder wenn es dazu nicht reichen will, bleierne oder zinnerne Nadeln. Die unteren Volksklassen tragen ohne Unterschied messingene, und in diesem einfachen Zeichen bestehen die äußeren Unterschiede des Ranges.

„Die anständigeren Leute tragen, wie erwähnt, den weiten wal-



lenden Rock mit großen Ermeln und eine Art Schärpe, die vom Nacken in zwei Streifen über die Brust fällt. Die Männer unterscheiden sich von den Frauen nur durch den Gürtel, durch den sie das Gewand um die Lenden befestigen, was bei den Frauen fehlt. Die sinnlose und grausame Sitte China's, die Füße zu verkrüppeln, findet sich glücklicher Weise in Lu-tschu nicht. Die arbeitende Klasse, namentlich wenn sie gerade beschäftigt ist, steht in Betreff der Bekleidung auf der untersten Stufe, die man sich denken kann. Selbst ein Tuch um die Lenden wäre ein bedeutender Fortschritt in ihrer Bedeckung; denn diese besteht in nichts Anderem als in einem etliche Zoll breiten Fegen. Meist sind sie ohne Schuhe, und wenn man aus ihrer Behendigkeit und Leichtigkeit, mit der sie über das harte

und scharfe Korallenpflaster hinlaufen, einen Schluß ziehen darf, so müssen ihre Füße die Härte eines Pferdehufs erlangt haben. Außer den obrigkeitlichen Personen und den Agenten der Regierung trägt Niemand eine Mütze. Das Volk ist im Allgemeinen schmutzig, sogar schmutziger als die untern Klassen in China. Ihre Gesichtszüge sind ächt mongolisch und ihre Aehnlichkeit mit den ächten Japanesen beweist, daß japanisches Blut in ihren Adern vorherrscht. Die Frauen sieht man häufig schwere Lasten tragen und von dem freien Verkehr mit männlicher Gesellschaft sind sie nicht völlig abgeschlossen. Bei beiden Geschlechtern aber ist ein auffallender Mangel an dem, was man in Europa schön zu nennen pflegt. . . . Das Weib nimmt auch hier im Ganzen die Stellung ein, die ihm in heidnischen Ländern ohne Unterschied angewiesen ist. Zu gemeiner und schwerer Arbeit, mehr als recht ist, verurtheilt, findet sie keinen Ersatz in der häuslichen Stellung, die sie im Kreise der Familie einnimmt. Heirathen werden durch die Verwandten ohne Rücksicht auf die Grundbedingungen ehelichen Glücks angeordnet, und wenn etwa nachher keine Nachkommenschaft sich zeigt, so wird die Frau ihren Eltern oder Verwandten zurückgesandt und an ihrer Statt eine Nachfolgerin genommen, auf welche vielleicht bald das gleiche Loos wartet. Sollte die Familie der Geschiedenen zu arm sein, um für ihren Unterhalt zu sorgen, so baut ihr vielleicht ihr Mann eine Hütte in irgend einem Winkel seines Gehöftes, wo oft mehrere geschiedene Frauen in Einsamkeit und Schmach ihr Leben fristen. Der einzige Umstand eines Besuchs beim Missionar brachte über vier Frauen das Loos der Scheidung. Frauen dürfen nie in Gegenwart des andern Geschlechts essen und der Mann tyrannisiert das Weib mit all der brutalen Grausamkeit eines Barbaren.

„Die untern Volksklassen theilen sich wiederum in drei Rangstufen. Am tiefsten stehen die U-bang oder öffentlichen Sklaven, die weder bürgerliche Rechte noch persönliche Freiheit genießen und ganz und gar von den Befehlen oder auch nur den stolzen Winken der Gelehrten abhängen. Eine andere Art von Sklaverei besteht darin, daß ein Reicher die Dienste eines Armen entweder auf Lebenszeit oder für eine bestimmte Reihe von Jahren erkauft. Ein gewöhnlicher Sklave kostet zwischen 12 und 60 Franken. Ueber ihnen stehen die Bauern oder Feldarbeiter. Sie bebauen das Land gegen eine ungeheure Bodensteuer und zahlen der Regierung, welche Grundbesitzerin

alles Bodens ist, die volle Hälfte des Bodenetrags. Die Ernten bilden somit das Haupteinkommen der Regierung und zugleich den Unterhalt der indolenten Gelehrtenklasse. Endlich die höchste Stufe der untern Klassen nehmen die öffentlichen Boten und andere untergeordnete Diener der Regierung ein, sowie die geringeren Krämer und Handwerker. Wird ihre Arbeit oder Thätigkeit vom Staat in Anspruch genommen, so erhalten sie außer dem Essen und der reizenden Hoffnung, von der Messingnadel zur Silbernadel promovirt zu werden, keinen Lohn. Die Silbernadel wird jeweilen um Geld erworben oder für tüchtigere Leistungen im Gewerbe und Landbau als Ehrenlohn zuerkannt. Ein Hauptgewerbe ist die Dreherarbeit und das Lakiren. Das letztere besorgen in der Regel die Frauen, nur die schließliche Vollendung, das Malen, geschieht durch Männer. Es gibt nur wenige gute Kaufläden und diese verkaufen in der Regel nur Papier, Kleider, Thee, Reis und Konfekt. Was man Pracht und Glanz nennt, findet sich auch bei den Wohlhabendsten nicht. Geldmünze scheint es auf Lu-tschi nicht zu geben und das Kaufen geschieht allgemein durch Tauschhandel.

„Unter den Volksbelustigungen findet sich nichts von theatralischen Vorstellungen, wie dieß in China so allgemein der Fall ist, noch von Taschenspielern oder öffentlichen Romanenvorlesern. Die trübe Wirklichkeit des Lebens läßt nichts der Art aufkommen. Das Volk scheint unter dem Druck einer tyrannischen Regierung und der dadurch bewirkten geistigen Erschlaffung seine natürliche Heiterkeit verloren zu haben. Die süße Kartoffel, in genügender Fülle um den Hunger zu stillen, und eine Hütte, groß genug, um Raum zum Schlafen zu bieten, ist das höchste, wornach der kühnste Wunsch sich zu erheben vermag.

„Die Religion des Volkes ist der Buddhismus, mit den gleichen Erscheinungen, wie sie in China und Japan sich darstellen. . . . Jedes einzelne Dorf bildet für sich ein eigenes Gemeinwesen. Zwischenheirathen finden höchst selten unter den Gliedern verschiedener Dörfer statt. Dadurch bleiben sich die verschiedenen Theile der Nation fremd und das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit ist verdrängt durch die Sonder-Interessen der einzelnen Gemeinden.“

So schildert Bischof Smith das Volksleben von Lu-tschi. Es ist aber Zeit, daß wir die Anfänge einer Mission in diesem Lande kennen lernen.

2. Gründung der Lu-tschu Mission.

Es war im Jahr 1816, daß die beiden brittischen Kriegsschiffe *Alceste* und *Lyra*, welche die berühmte Gesandtschaft des Lord Amherst nach China führten, in der Bucht von Napa, der Hafenstadt von Lu-tschu, Anker warfen. Ueber die ganze Expedition gab später Basil Hall, Capitän der *Lyra*, eine höchst malerische Beschreibung heraus. Mit einer Begeisterung, welche die früheren glänzenden Schilderungen von der patriarchalischen Friedfertigkeit und paradiesischen Unschuld der Südsee-Inulaner weit hinter sich ließ, zeichnete Hall die Eingeborenen von Lu-tschu und begeisterte damit die Lesewelt Englands. Die Bereitwilligkeit der dortigen Behörden, so rasch als möglich die Bedürfnisse der Expedition zu befriedigen, die Dienstfertigkeit des Volks, mit der es ohne Lohn und Bezahlung alle Dienste verrichtete, die Stille und Ordnung, der Friede und Wohlstand, der überall dem Auge der Ausländer begegnete, — das Alles erschien ihnen nicht als das, was es wirklich war, als die Frucht der ausschließenden, das Fremde möglichst schnell abfertigenden Politik auf Seiten der Regierung und als das Ergebniß eines Despotismus, der die Nation zu willenlosen Sklaven ihrer Herrscher gemacht hat, sondern als die freie Aeußerung nationaler Liebenswürdigkeit. Als vollends im Jahr 1840 ein anderes englisches Fahrzeug an den Küsten von Lu-tschu scheiterte und die Eingeborenen am Ufer die Unglücklichen „mit offenen Armen (wie es heißt) empfingen, ihre triefenden Kleider mit ihren eigenen vertauschten, sie in ihre Wohnungen aufnahmen und nährten, und damit noch nicht zufrieden, am Strand hin und her liefen, um die an's Land geschwemmten Waaren zu sammeln und ihren Eigenthümern zuzustellen, so daß nicht ein Nagel von den Eingeborenen ohne Erlaubniß zurückbehalten wurde,“ — als dieses Ereigniß, sage ich, in England kund wurde, da kam ein Plan zur Reife, der schon einige Zeit zuvor in etlichen edlen Gemüthern sich gebildet hatte. Und hier begegnet uns wieder jener Abel der Gesinnung, der in solchem Maaß und solcher Ausdehnung sich nur in der englischen Nation findet.

Jenes Schiff *Lyra* von der oben erwähnten englisch-chinesischen Gesandtschaft unter Lord Amherst war von einem brittischen Seeoffizier, dem Commandanten Herbert Cliford, befehligt. Was er auf Lu-tschu gesehen und erfahren, blieb unverwischlich in seinem

Gedächtniß. Aber es war bei ihm mehr als eine angenehme Erinnerung; in seinem Herzen, das den Herrn Jesum lieb hatte und darum auch warm für die Mission schlug, gestaltete sich der Wunsch, jenen freundlichen Insulanern auf irgend eine Weise wohlzutun, zu dem festen ausgeprägten Plane, eine christliche Mission unter ihnen zu gründen. Dieser Gedanke, von vielen seiner näheren Freunde mit warmer Theilnahme aufgenommen, fand auch in weiteren Kreisen dadurch vielfachen Beifall, daß man die Lu-tschu Inseln als die Brücke zu dem noch fest verschlossenen Japan erkannte. Zudem wurde bekannt, daß katholische Missionare vor einiger Zeit die Insel besetzt, aber am Erfolg verzweifelnd sie wieder verlassen hatten. Noch jetzt trägt einer derselben, Namens Forcade, den Titel Bischof von Samos und Vice-General von Japan, und ist im Jahr 1852 nach Europa zurückgekehrt. Dieß Alles trieb zur Entscheidung. Im Jahr 1845 constituirte sich der Verein unter dem Namen „Seemannische Lu-tschu Missionsgesellschaft“. Als „Patronen“ gaben der Herzog von Manchester und der Bischof von Viktoria ihre Namen. Unter den Curatoren (Trustees) begegnen wir dem trefflichen Capitän Henry Trotter, bekannt von der ersten Nigerexpedition und kürzlich in seine Ruhe eingegangen. Die Committee aber ist fast aus lauter Seesoffizieren, zum Theil Namen edlen Klanges, zusammengesetzt. Clifford selbst, der seitdem auch in die himmlische Heimath eingegangen ist, arbeitete als Sekretär der Gesellschaft.

Es handelte sich jetzt nur um eine tüchtige Persönlichkeit, der man die erste Gründung der Mission übertragen konnte. Auch diese sollte sich finden. Es war Dr. Bettelheim. Ein Ungar von Geburt und aus einer angesehenen israelitischen Familie stammend, aber in England naturalisirt, studirte er die Arzneikunde und ließ sich als Arzt in London nieder. Wir kennen die Umstände nicht, durch welche er zum Christenthum bekehrt wurde. Diese Bekehrung aber war eine gründliche und herzmäßige. Er verheirathete sich mit einer gläubigen Engländerin und führte seine ärztliche Praxis fort. Ein einflußreicher Geistlicher lernte ihn kennen, sprach mit ihm von der Lu-tschu Mission und empfahl ihn der neugegründeten Gesellschaft. Bischof Smith, der ihn in Lu-tschu selbst kennen lernte, sagt von ihm: „Er besitzt viele Eigenschaften, die ihn zu dem Beruf eines Missionars tüchtig machen; er ist ein tüchtiger Sprachkenner, ein erfahrener Arzt, ein Mann von großer Lebhaftigkeit des Geistes und ausdauernder Körper-

kraft, ist unermüdblich in seinen Arbeiten und hat viele Prüfungen mit dem Muth des Glaubens bestanden, unzähligen Widerstand mit Geduld überwunden, und nur die Hoffnung, das Evangelium in Lu-tschu und von da aus in dem verschlossenen und unnachteten Japan verbreiten zu dürfen, ist der Stab, an dem er sich aufrichtet. . . Freilich erinnert sein Reden und Handeln oft mehr an einen Josua als an einen Paulus; aber man denke daran, daß ein Mann von geringerem Muth, von zarterem Gewebe, von weniger lebhaftem Temperament, ohne Zweifel in ein frühes Grab gesunken wäre oder vorzeitig den Versuch wieder aufgegeben hätte. Rasch, entschlossen und unnachgiebig in der Behauptung seiner britten Bürgerrechte, ist er doch den zarten Gefühlen und den heiligsten Gemüthsregungen, die einen Christen adeln, nicht fremd. Wer in verhältnißmäßiger Behaglichkeit und Ueppigkeit lebt und wenig um Christi willen zu leiden hat, der möge milde urtheilen über die, welche ihr Leben dran gewagt haben um des Namens willen unsers Herrn Jesu Christi."

"Besonderer Ehre und Theilnahme werth," sagt der Bischof an einer andern Stelle, "ist Frau Bettelheim, die bei all dem brennenden und doch nicht nach außen scheinenden Eifer einer christlichen Heldin dennoch ohne Klage, ja mit Freuden, alle Entbehrungen und Leiden eines Verbannten trägt und in der Erfüllung der größten aller Aufgaben demüthig in die Fußstapfen dessen tritt, 'welcher, ob er wohl hätte Freude haben mögen, erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhl Gottes.'"

Im Anfang des Jahres 1846 kam Dr. Bettelheim in Hongkong, und nach kurzem Aufenthalt daselbst am 2. Mai vor Lu-tschu an. Als die reizende Küstenlandschaft vor seinen Augen da lag und die Frage, wie es ihm wohl gehen werde, sich nicht ohne Aengstlichkeit vor seine Seele stellte, da schlug ihm freilich das Herz lebhafter als sonst. Er zog sich in seine Schiffskabine zurück und schüttete seine ganze Seele vor Gott aus. "O daß nun Lu-tschu den Tag seiner Heimsuchung erkennen möge," betete er. "O Herr Jesus, nun ist es Zeit, daß du dich aufmachest und dein Werk ausführest. Siehe, deine Gemeinde hat dieß ferne Land ausfindig gemacht, um hier eine neue Stätte deiner Ehre und Wahrheit zu gründen. Gebet und Gold und Silber sind auf deinem Altar für diese Sache geopfert worden. O Herr, laß es deinen betenden, sehnüchtigen und nach Heil für

Lu-tschu schmach tenden Knechten nicht mißlingen! Schaffe uns freundliche Aufnahme, laß dein Wort eine bereite te Stätte finden, gieb, daß deine Wahrheit werth gehalten werde! Uns aber gieb Weisheit und Verstand, den Weg zu erkennen, wie wir am besten das Vertrauen deiner Schafe in Lu-tschu gewinnen können!" — Wenn dieß Gebet scheinbar unerfüllt blieb, so lasset uns daran gedenken, daß von jeher die Wege Gottes durch scheinbares Unterliegen zum Siege giengen.

Die Schwierigkeiten begannen beim Landen selbst. Dem Schul-lehrer, den Dr. Bettelheim mitgenommen hatte, entfiel der Muth, und er weigerte sich, mit an's Land zu gehen. Der chinesische Dol-metscher, der von Hongkong mitgegangen war, erklärte, er verstehe nichts oder wenig von der Lu-tschu Sprache. Der Capitän des Schiffes machte Schwierigkeiten, den Missionar an's Land zu setzen; und als er endlich doch an's Ufer gebracht ward, sah er sich mit seinen durchnäßten Koffern und Kisten einsam und verlassen am Strande, und Niemand bot ihm für ihn selbst und seine Gattin ein Unterkommen an oder auch nur einen Schuppen, wo er seine Sachen hätte unterbringen können. Die „zu vorkommenden gastfreundlichen Eingeborenen" schienen mit einem Mal wie umgewandelt, und erst nach langer und peinlicher Mühe gelang es ihm, ein zeitweiliges Plätzchen zu finden, wo er vor Wind und Wetter und Sonne geschützt war. Aber nun folgten Schlag auf Schlag neue peinliche Erfahrungen. Die Behörden von Lu-tschu, entsetzt über den Besuch eines Fremdling's, der offenbar Anhalten zum Bleiben machte, und natürlich unbekannt mit den Absichten des Erbarmens, die ihn hieher geführt hatten, baten ihn flehentlich, wie einst die Bewohner der zehn Städte jenseits des Sees Genezareth, „von ihren Gränzen zu weichen." Sie wiesen darauf hin, daß der Mangel an Lebensmitteln so groß auf der Insel sei, daß sie wahrscheinlich Alle zusammen verhungern müßten; das Einzige, was für jetzt sein Frühstück, Mittag- und Abendessen sein müsse, seien wilde Ananas. „Ich bitte Sie demüthigst," so schloß die amtliche Zuschrist, „Sie wollen doch Rücksicht nehmen auf dieß unglückliche ausgehungerte Land. Sehen Sie mit Großmuth auf uns herab; seien Sie menschlich und haben Sie Erbarmen. Warten Sie, bis Wind und Wetter günstig sind, und dann segeln Sie zurück in ihr Vaterland."

Bettelheim sandte wohlriechendes Del, englische Münzsorten, allerlei Spielsachen und eine Art Schwarzwälder-Spieluhr als besänftigendes

Geschenk an die Behörden. Dieß hatte wenigstens die Wirkung, daß ihm endlich eine Wohnung angewiesen wurde, — freilich eine höchst eigenthümliche. Es war ein Buddhistentempel, auf einem reizenden Vorsprung der Küste gelegen, aber halb zerfallen vor Alter und voll von Gözenbildern, über welche ein Priester als Hüter und Pfleger gesetzt war. Es war eine nicht geringe Aufgabe für das Gemüth des Missionars, täglich den Priester kommen zu sehen, um den Gözen zu opfern, während unaufhörlich junge Knaben sich einfanden, um sie mit frischen Blumen zu bekränzen. Ein Schwarm von Ratten war stets bereit, die für Bettelheim als Regierungs Geschenk herbeigebrachten Lebensmittel zu überfallen und aufzuzehren, und in einer der ersten Nächte wurde er und seine Gattin wach erhalten durch das eigenthümliche Geräusch, das durch die Bewegungen einer Schlange verursacht war. Nach und nach gelang es, wenigstens die Gözen hinter Bretter zu verschließen, trotz der ernststen Gegenvorstellungen des Priesters, der darauf bestand, daß die Götter sterben müßten, wenn ihnen das Licht entzogen würde. „Ach, wie groß ist die Finsterniß,“ ruft der Missionar aus, „die des Tageslichts bedarf, um ihre Götter lebendig zu erhalten!“

Als Bischof Smith im Jahr 1850 den einsamen Missionar besuchte, schildert er den Zugang zu Napa und die Wohnung Bettelheim's folgendermaßen: „Am 3. Oktober bekamen wir Lu-tschu in Sicht. Eine lange Kette niedriger Korallenriffe dehnte sich etwa sieben Stunden weit aus und schien ganz geeignet, den Zugang zur Insel von Südwest zu decken. Die Ebbe war nahezu zu Ende, und das Wasser war überall in der Nähe dieses Korallenriffs sehr seicht. Wir fanden jedoch einen schmalen Durchgang, der zwischen den unterseeischen Wäldern von Korallenbildung sich durchwand, und legten mit einem Boot an einem schwammig aussehenden Felsen an, der etwa einen Fuß über das Wasser hervorragte. Hier waren die kleinen Rachen, die auf der Oberfläche sich gebildet hatten, ganz lebendig von Krabben, Seesnecken, Seesternen und zahllosen kleinen Fischen vom tiefsten Blau. Wir fanden etliche hübsche Muscheln, die an den Korallen hingen, aber alle unsere Bemühungen, eines der Fische zu fangen, waren umsonst. Als wir mit unfrem Boot zurückkehrten, schwebten wir eine Zeitlang über den Korallenbänken, entzückt von den wunderbar schönen Formen und Farben, die diese unterseeische Welt unfrem Auge darbot. Die Korallen stiegen in runden Bänken

empor, mit klaren, tiefen Wasserräumen dazwischen, Miniatur-Hügelfetten gleichend, auf denen herbstliche Waldungen standen. Die köstlichsten Wechsel von Blau, Violett, Hellgrün, Gelb und Weiß schimmerten durch das Wasser herauf, und alle die mannigfaltigen Formen der Pflanzenwelt gruppirt sich an den Ranten der Klippen und Abhänge, die von der Strömung ausgewaschen über den tieferen Abgrund her hiengen. Durch diese Gruppen hindurch und zwischen den Stämmen der Korallenhaine schossen die blauen Fische hieher und dorthin, wie Pfeile vom reinsten Lapis Lazuli, während andere, smaragdgrün glänzend, mit Flossebern und Schwänzen von Gold, unserm folgenden Auge wie der grüne Vogel in der Taufend und Einen Nacht blitzschnell entchwanden. Tief unten in der dunkeln Tiefe erblickten wir hin und wieder einen großen braunen Fisch, verrätherisch lauernd an den Eingängen der Korallenhaine und die glänzenden kleinen Bewohner derselben erwartend. Das Wasser war so klar, daß das Auge in Betreff der Tiefe sich täuschte, und bald schienen wir auf den Wipfeln hoch anstrebender Waldungen zu ruhen, bald wie mitten in der Luft zu schweben zwischen den Rämmen zweier Waldhügel. Von allen Wundern des Meeres, die ich gesehen, war dieses unzweifelhaft das herrlichste.

„Wir verfolgten unsere verwickelte Fahrt auf dem Schiffe, zu dem wir zurückgekehrt waren, und kamen endlich in dem äußeren Hafen von Napa an der Südwestspitze der Insel vor Anker. Auf einem kleinen Vorsprung, der das Meer überragt, erschien plötzlich in der Nähe eines Gebäudes, das das Ansehen eines Buddhistentempels hatte, eine brittische Flagge, die an einer schlanken Stange umgekehrt aufgezogen war, zum Zeichen irgend einer Noth. „Bald hernach nahmen wir an derselben Stelle, etwa 20 Minuten von unsrem Unterplatz, eine europäische Dame und Kinder wahr, welche mit weißen Tüchern wehten; an sie schloß sich bald ein europäischer Herr an, den wir alsbald als Dr. Bettelheim erkannten. . . Als wir landeten, empfing uns der liebe Bruder und seine Familie mit großer Freude und Herzlichkeit. Zugleich hatte sich eine Menge untergeordneter Regierungsbeamten und anderes Volk eingestellt. . . Wir hatten etwa eine Viertelstunde weit durch Reihen netter Häuser bis zur Wohnung unsers Freundes zu wandern. Hier in ihrem einsamen Gefängniß waren sie seit 4 ½ Jahren von aller europäischen Gesellschaft ausgeschlossen. . .

„Nahe am Eingang in den Hof befand sich eine kleine Hütte von Matten, in welcher unausgesetzt die Polizei-Agenten der Regierung Wache halten und die Mittelspersonen für seine Unterhandlungen mit derselben bilden. Zugleich sind sie dazu bestellt, die Lebensmittel für die Familie herbeizuschaffen; denn das Volk darf nichts an Fremde verkaufen. Wir passirten durch ein äußeres Thor, das die gewöhnlichen chinesischen Inschriften enthielt; aber auch zwei Tafeln hingen da mit der Inschrift: 'Das angenehme Jahr des Herrn ist gekommen,' und: 'Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie könnten selig werden, als der Name Jesu.'

„Ein Platz, der besser zur Absonderung des Missionars vom Volke und zur Ueberwachung durch Spione geeignet gewesen wäre, hätte nicht gewählt werden können. Das Haus war fast in gleichem Zustand wie früher. Nur die Götzenbilder waren entfernt, die offenen Hallen waren durch dünne Bretterwände vermaacht, einige Papierfenster eingefügt, um vor der Kälte des Winters zu schützen, und ein Theil des aufgehäuften Unraths war weggeführt. Hinter dem Hause befand sich ein kleiner freier Platz, etwa 50 Ellen lang, an den sich wieder ein Tempel anlehnte. Um das Ganze her lief eine starke Steinmauer, so daß es wie eine Festung ausah. Außerhalb befand sich etwas angebautes Land mit verschiedenem Buschwerk und Kaktus. Weiter landeinwärts sah man schön angelegte Gärten und etliche Wohnungen. Um das Missionsgehöfte herum lief eine schmale Straße, die gewissermaßen einen Gorden bildet, um die Eingeborenen vom Verkehr mit dem Missionar abzuschließen.“

3. Die Missionsarbeit.

Es kann nun nicht unsre Aufgabe sein, die Erlebnisse des vereinsamten Missionars der Reihe nach zu erzählen. Wir heben nur die bedeutenderen Wendungen in dem Gang dieser Mission hervor.

Vor allen Dingen suchte Dr. Bettelheim das Vertrauen des Volks und seiner Obern zu gewinnen. Er beschloß, den Eingeborenen Unterricht in europäischen Kenntnissen und Fertigkeiten anzubieten, und wollte sehen, was für eine Wirkung dieß hervorbrächte. So erbot er sich der Regierung, Jedem, der es wünsche, unentgeltlichen Unterricht in der Arzneikunde, in der englischen Sprache, in der Geogra-

phie und in der Astronomie zu ertheilen. Die Antwort der Behörden ist sehr charakteristisch. „Ohne daß wir uns mit Complimenten aufhalten,“ heißt es darin, „können wir sofort an die Beantwortung Ihres Schreibens gehen. Hierzulande sind wir gewohnt, nach China zu gehen, um dort die ärztliche Kunst zu lernen und Arzneien zu kaufen. Somit sind wir wohl bewandert in der Heilkunde und in der Kunst, den Kranken Hülfe zu leisten, und sind also weder mit Unwissenheit geschlagen, noch leiden wir Mangel an Medicinen.“

„Was das Studium der englischen Sprache betrifft, so ist unser Land klein und das Volk dumm, und deßhalb ist es unmöglich, sie hinreichend aufzurütteln, um Unterricht empfangen zu können, und sie werden nie fähig sein, wichtige Dinge zu leisten.“

„Was aber endlich das Studium der Geographie und Astronomie anbelangt, so sind bis dahin unsre Schiffscapitäne nach China gegangen, um solches zu lernen. Sie sind im Stande, den Gang der Witterung zu beobachten, sie sind bewandert im Gebrauch des Kompasses und wohlvertraut mit allen Passagen zwischen hier und China. Es bedarf deßhalb keines weitern Unterrichts von Ihrer Seite.“

Was sollte nun der entmuthigte Missionar anfangen? Zwar waren ihm bei seinen Versuchen ärztlicher Hülfsleistung einige Spuren von Dankbarkeit begegnet. Er hatte einem armen aussätzigen Weibe eine Salbe geschenkt. Die Unglückliche war nun bisher gewohnt gewesen, an die eingeborenen Aerzte ungeheure Summen zahlen zu müssen für jede unbedeutende Hülfsleistung. Als sie nun von Dr. Bettelheim die Büchse mit köstlicher Salbe geschenkt erhielt, brach sie in einen Strom von Thränen aus und rief: „O Herr, das muß ja viel Geld kosten!“ Ein andern Mal brachte ein Mann seinen Sohn zum Missionar, damit dieser ihn das Impfen lehre. Bettelheim erbot sich dazu mit Freuden, schenkte dem jungen Mann einige Lanzetten mit Impfstoff und lehrte ihn die Art und Weise des Verfahrens. Vater und Sohn waren voll Dankes und Ausrührung, aber beim Abschied baten sie dringend, daß der Missionar Niemand etwas von ihrem Besuch sagen möge, und sie wurden nie wieder gesehen.

Dr. Bettelheim beschloß, jene Umwege aufzugeben, auf denen er das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen gehofft hatte, und nun in Gottes Namen den geraden Weg der Predigt des Evangeliums einzuschlagen. Es waren fünf sogenannte Gelehrte bei ihm einquartiert, unter dem Vorwand, für alle seine Bedürfnisse Sorge zu tragen,

in der That aber, um als Spione alle seine Bewegungen zu beobachten und das Volk ferne zu halten. Unter sie theilte er etliche ins Chinesische übersehte Gebete aus. Wie er aber allmählig sich der Landessprache bemächtigte, machte er sich an die öffentliche Straßenpredigt und verkündigte in den großen Hauptstraßen der Stadt Napa die wunderbaren Thaten Gottes in Christo zur Rettung der verlorenen Welt. Natürlich machte das sofort großes Aufsehen. „Alle Vorübergehenden,“ sagt er, „Männer, Frauen und Kinder standen stille. Käufer und Verkäufer vergaßen ihren Handel. Ich sah, wie Lastträger ihre Bürden niederlegten und ruhig zuhörten; Feldarbeiter stützten ihr Kinn auf die Handgriffe ihrer Hacken und hörten nachdenklich und aufmerksam zu; die Straßen waren förmlich ungangbar geworden von der Masse des Volks, das um mich her sich gesammelt hatte.“ — Freilich das inwendige Ohr war geschlossen; doch sahen die Dinge vielversprechend aus. Selbst die eingeborenen Behörden mußten zugeben, daß der Missionar „nicht gekommen sei, das Ihre zu suchen,“ sondern ihnen wohlzuthun. Aber nur zu bald wandte sich das Blatt.

Der Titular-König von Lu-tschu starb, so sagte man. Es war etwa zwei Jahre nach Bettelheims Ankunft auf Lu-tschu. Am gleichen Tage aber, da sein vorgebliches Begräbniß stattfand, nahm das Volk eine ganz andere Haltung gegen den Missionar ein. Er wurde auf offener Straße mit Steinwürfen und Stöcken angefallen und konnte dankbar sein, daß er nur mit Wunden und Quetschungen davorkam. Aber ohne sich entmuthigen zu lassen, fuhr er fort zu predigen; die Schwierigkeit war nun nur, eine Zuhörerschaft zu bekommen. Die Volkshaufen, die sonst sich um ihn gesammelt, waren nirgends mehr zu finden. Wenn er in einer Straße erschien, so lief Alles wie vom Winde verweht auseinander. „Zuerst,“ schreibt er, „war es ein allgemeines Durcheinander. Die Leute liefen dahin und dorthin, die Thüren und Fenster wurden schmetternd zugeschlagen, die Gemüsehändler verließen ihre Stände, die Arbeiter rannten von ihrem Geschäft weg, die Matrosen ließen ihre Boote im Stich, Frauen schleppten ihre Kinder mit solcher Hast und so großem Schrecken in die Häuser hinein, daß die letzteren schon zu schreien anfiengen, wenn sie mich nur von ferne sahen.“

Der Missionar machte bei den Behörden ernstliche Gegenvorstellungen, aber seine Eingaben wurden häufig nur deshalb zurück-

gegeben, weil sie — den Namen Jesu enthielten! Der Meister selbst wurde in seinem Knecht, der Heiland der Welt in seinem Friedensboten verworfen. Er, der Trost der Heiden, streckte seine Hände aus, um die Verlorenen zu retten und selig zu machen; aber da war Niemand, der diese Hand mit Dank und Liebe ergriffen hätte.

Um Bettelheims Verlegenheiten und Nöthen noch mehr zu steigern, wurde ihm gerade um jene Zeit seine ganze Baarschaft, welche lange Zeit ausreichen sollte, im Betrag von 600 Thalern, gestohlen. Sein Argwohn fiel auf die gelehrten Herren, die als Spione bei ihm einquartiert waren. Als er sich aber deshalb an die Behörden wandte, so wurde von ihrer Seite nicht bloß das Wissen um den Diebstahl abgewiesen, sondern die Unmöglichkeit eines solchen Falles in zwei laugen amtlichen Papieren triumphirend damit nachgewiesen, daß ja Wachen beim Hause aufgestellt seien. „Nun,“ schreibt er, „war ich vollkommen geheilt von den glänzenden Vorstellungen, die ich in Folge der Schilderungen Basil Hall's von der patriarchalischen Unschuld dieses Volks gehabt hatte, und ich bestand bei der Regierung darauf, daß die Wachen entfernt würden, welche ich für die Diebe zu halten guten Grund hatte.“

Diese Bitte wurde ihm zwar für eine Zeitlang gewährt; allein wenn er nun ausgieng, so fand er, daß in der Nähe überall Spione aufgestellt waren, die dem Volke seine Annäherung durch Zeichen kund machten. Kam er in eine der Hauptstraßen der Stadt, so fand er dort eine vollständige Einöde. Es herrschte eine Grabesstille, als wenn kein lebendes Wesen hier sich fände. „Ich wurde,“ schreibt Bettelheim, „unter allen diesen Prüfungen wunderbar ausgerichtet durch die gute Hand Gottes. Vorher war mir nie ein Fall bekannt gewesen, wo ein gesunder vernünftiger Mensch zur Vogelscheuche gemacht worden wäre, vor der seine Mitmenschen nach allen Seiten hin auseinander stoben, gleich zum Tod erschreckten Sperlingen. Ich kann eine Gasse auf und ab wandern, einsam und verlassen, wie auf einer unbewohnten Insel. Einmal versuchte ichs eine ganze Woche lang und belagerte eine Reihe von Kramläden von früh morgens bis spät in die Nacht. Umsonst; kein Laden, kein Fenster öffnete sich. Was soll ich dir weiter thun, Ephraim? Was soll ich dir, Lu-tschi, weiter thun? So fragte ich mich mit dem Propheten. Ich weiß nichts anders, als das Evangelium, — das wird den Schaden heilen. Doch der Glaube kommt aus dem Hören, und wie

sollen sie hören, wenn sie so von der Predigt der frohen Botschaft gewaltsam hinweggetrieben werden?"

Es war klar, daß das Volk als solches dem Missionar und seiner Predigt nicht abgeneigt war. Ja, die Bevölkerung von Lutschu wäre ein vielversprechendes Missionsfeld gewesen, wenn nicht die Regenten des Landes, diese allgewaltigen Tyrannen, sie mit Gewalt von dem Verkehr mit dem Missionar abgeschlossen hätten. Ein erschütternder Fall stellte dieß in ein neues Licht. Einer der obrigkeitlich bestellten Knechte der Missionsfamilie, Namens Jasa, blieb einmal fünf Wochen lang aus und kehrte erst dann wieder in das Gehöfte zurück. Mehrere Tage nahm man an ihm große Niedergeschlagenheit und offenes Unwohlsein wahr, was Dr. Bettelheim veranlaßte, ihn um die Ursache zu befragen. Der arme Mensch wich anfangs den Fragen aus oder sagte, er sei gefallen u. Gerade dieß aber veranlaßte zu weiteren Nachforschungen, und endlich kam es heraus, daß er für die Kühnheit, von dem Missionar bei einer früheren Gelegenheit Arznei angenommen zu haben, aufs grausamste quer über den Bauch geschlagen worden sei. Der Koch hatte ihn deshalb bei der Regierung angezeigt. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß etwas an den Eingeweiden verletzt sein müsse."

"Wie wenig," so schreibt der Missionar, "wie wenig läßt sich, menschlich gesprochen, erwarten, daß das Evangelium unter diesem im Ganzen wohlmeinenden Volke sich ausbreite, so lange diese grausamen Geseze in Kraft sind, — Geseze, die dem Kranken verbieten, von einem Fremden Medizin zu nehmen, oder die ihm die grausamste Strafe zuerkennen, falls er sie anzunehmen wagt. Ein Volk, das solcher brutalen Mißhandlung um eines unbedeutenden Heilmittels willen ausgesetzt ist, — wie soll es zur Annahme der fremden Religion Lust haben?"

Wie Viele sind wohl unter uns, die unter solchen Umständen nicht das Werk in völligem Verzagen aufgegeben hätten? Die Mission ist ein mühsameres, prüfungsreicheres Werk, als selbst wohlmeinende Missionsfreunde glauben. Was soll man aber zu dem sagen, was die Augsburger Allgemeine Zeitung in ihrer Beilage am 1. Dezember 1859 über die Mission faßelt? „Gewiß," heißt es dort, „man macht von diesen Missionären ins Ausland zu viel Aufhebens, verschwendet viel zu viel Lob an ihren Muth, ihren Eifer, Hingebung u. s. w. Wir unsererseits halten ihr Loos für be-

neidenswerther als das der meisten Menschen. Nehmen wir z. B. den europäischen Missionar. Er wird mit keiner sehr schwierigen oder gefährlichen Aufgabe in eine der schönsten Landschaften, in eine der interessantesten alten Städte der Welt gesandt; seine Ausgaben sind bezahlt, seine Pflichten leicht und angenehm, nämlich von der Art, daß sie ihn in enge persönliche Berührung mit einem fremden Volk bringen. Er thut, was ein Künstler unter denselben Bedingungen thun zu dürfen sich dreimal glücklich fühlen würde: er lernt das Leben von neuen Seiten kennen, erfüllt seinen Geist mit Schönheit und Lust, wandert nach seinem Gefallen in Gebirgen oder Thälern, in volkreichen Straßen oder einsamen Gassen; und vorausgesetzt, daß er seine Bibeln zum Herstellungspreis verkaufen kann, lebt er vollkommen sorgenlos. Aber hört man von diesen Missionären sprechen, so sollte man meinen, daß das Reisen in fremden Ländern noch nie als ein Vorrecht oder ein Vergnügen betrachtet worden. . . . Und selbst diejenigen Missionäre, welche entlegenere und wildere Länder besuchen, finden wir eher zu beneiden. . . . Sie erreichen damit, was nur wenigen andern Menschen zu Theil wird: die Befriedigung einer Lieblingsidee.“ — Das ist sehr wohlfeiler Anstich, den man freilich in einem so geachteten Blatte, wie jene Zeitung ist, nicht zu finden vermuthen sollte.

Dr. Bettelheim sah sich gewissermaßen vor eine fast uneinnehmbare Festung gestellt. Aber er gab die Hoffnung nicht auf. Ein neuer Angriffsplan ward entworfen und er beschloß, diese Festung des Satans förmlich gleichsam zu bombardiren. Das Geschütz waren kleine Pakete von Theilen der heiligen Schrift oder chinesische Traktate, enthaltend herzliche Ansprachen, die er selbst und seine Gattin mit großer Mühe abgeschrieben hatten. Diese warf er über die Hofmauern in die Gärten und Höfe der Wohnungen. Nun, eine kurze Zeit gieng darüber hin; er gratulirte sich schon über das glückliche Gelingen dieses Planes, als eines Tags eine große Kiste ihm durch Regierungsboten überbracht wird. Er wundert sich, was sie enthalten möge, öffnet sie und findet darin zu seinem nicht geringen Erstaunen alle seine Traktate und Büchlein wieder. Sie waren sorgfältig gesammelt worden und wurden ihm hiemit zurückgestellt.

Im Jahr 1848 erschien ein großes Schiff auf der Munde von Napa und fuhr hart ans Ufer heran, als wollte es da seine Anker werfen. In diesem kritischen Moment änderten plötzlich die klugen

Behörden ihre Maßregeln, und ein äußerst höfliches Schreiben, mit einem eleganten Vers an der Spitze, kam von der Regierung an Dr. Bettelheim, offenbar um seinen gerechten Unwillen zu besänftigen. Der Vers lautet:

Balsamische Zephyre, sanft und mild dahersäuselnd,
Verkündigen das Nahen des Frühlings;
So mögen Sie selbst, Vester, frisch und wohl sich fühlen,
Keine Gränze Ihres Glückes besüchtend.

Aber mit dem Verschwinden des Schiffes, das nicht vor Anker kam, verschwand auch die poetische Liebenswürdigkeit der Behörden. Die alten Widerwärtigkeiten stellten sich dem Missionar überall wieder in den Weg. Dennoch fuhr er unermüdet fort, neue Wege für das Evangelium aufzusuchen. Die Wache vor seiner Wohnung hatte sich bis auf vierzig Mann vermehrt; nun, sie wenigstens sollten das Wort vom Kreuze hören. Da er ihre abergläubische Verehrung für beschriebene und an die Wände geklebte Papierstreifen kannte, so heftete er ähnliche Streifen mit Bibelstellen an die Wände ihrer Gemächer, von denen er gewiß wußte, daß sie dieselben nicht herabreißen würden. Auch setzte er, um ihnen eine Idee von der Macht Englands zu geben und sie zu überzeugen, daß Japan und China noch lange nicht die ganze Welt ausmachen, selbstgezeichnete Karten von den beiden Halbkugeln in Umlauf, auf denen alle brittischen Besitzungen mit glänzendem Gelb gemalt waren. Die Leute auf Lu-tschu, so hoffte er, würden für eine solche Vergleichung der beiderseitigen Machtstellung, worüber sie ihre eigene Eitelkeit so gründlich im Irrthum hielt, nicht unempfänglich sein.

Auch an ihren sinnlichen Appetit wollte Bettelheim sich wenden, um wo möglich ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Lassen wir ihn aber selbst reden von diesem neuen erfinderischen Plane. „Dem Palet von Traktaten,“ schreibt er, „das ich durch die Straßen kolportirte, fügte ich ein hübsches kleines Säckchen mit Schiffszwieback bei, den ich in einem mit eigener Hand erbauten Ofen gebacken hatte. Wer nun die Traktate anzunehmen sich weigerte, war in der Regel weniger spröde gegen mein Backwerk, und Manche fühlten sich auch ein wenig angezogen durch die Säckchen von buntfarbigem geblühtem Kattun, die ich ihnen darhielt. Sogar als meine Kriegslist durch die Wachsamkeit des Feindes, der allen meinen Planen Contreminen entgegensetzte, überholt wurde und Niemand mehr weder um meine Traktate

noch um die reizenden Säckchen sich kümmerte, blieben wenigstens etliche nackte sonnverbrannte Jungen meine Kunden. Da ich nun bemerkte, daß das Dunkel des Abends meinen Spionen weniger Spielraum gewährte, wählte ich diese Zeit, um auszugehen an die Hecken und Kreuzstraßen, wo alsobald braungelbe Kinder in beträchtlicher Anzahl ab- und zusprangen, um ein wenig Backwerk und ein Säcklein zu kriegen, wozu denn immer auch ein Stücklein von dem himmlischen Manna kam. Diese Kinder wurden nach und nach mir herzlich zugethan, und wahrlich ich herzte und liebte sie, wie ein Vater seine eigenen Kinder. Sogar lange nachher, nachdem unsre geheimen Zusammenkünfte längst entdeckt und verboten worden waren, was ich aus den gelegentlichen Steinwürfen ersah, die im Dunkeln auf mich geschahen, sah ich diese Jungen noch oft um mich her schleichen, bis sie sich mir unversehens nahen und etwas wegstiegen konnten. Aber auch das mußte aufhören.“

4. Des Bischofs Besuch.

Die Lage der Dinge auf Lu-tschiu war nachgerade der Art geworden, daß nach der einen oder andern Seite hin eine Aenderung eintreten mußte. Die Bevölkerung der Insel im Allgemeinen war unzweifelhaft weder dem Evangelium abgeneigt, noch stand sie der Person des Missionars feindselig gegenüber; aber die Furcht vor den grausamen Strafen seiner Herrscher legte sie in Fesseln. Andererseits waren diese selbst, die Regenten von Lu-tschiu, von einer doppelten Furcht gepeinigt. Denn nach der einen Seite hin zitterten sie vor der gewaltigen Hand ihrer japanischen Oberherren, welche die Duldung eines Fremdlinges auf der Insel als den ersten Schritt zur Durchbrechung jener Abschließungspolitik betrachteten mußten, mit welcher Japan selbst sich wie mit einer Mauer umgeben hatte; auf der andern Seite fürchteten sie sich insgeheim, der brittischen Regierung Anlaß zur Klage zu geben, wenn ein Glied der brittischen Nation schlecht behandelt würde. Die gelegentlichen Besuche von Kriegsschiffen bei einigen früheren Gelegenheiten hatten ja ohnehin die Lu-tschiu Behörden mit Sorge erfüllt, so daß sie nicht recht wußten, was eigentlich die Absicht derselben gewesen sei.

Der Missionar selbst aber konnte ja diesen Zustand der Dinge nicht länger ertragen. Entweder mußte sich das Verhalten der Re-

gierung gegen ihn ändern, oder er selbst mußte sein Werk aufgeben und scheidend den Staub von seinen Füßen schütteln. Nachdem er nun vergebens sich mit Gegenvorstellungen an die Regierung von Lu-tschu gewandt, glaubte er sich berechtigt, den Schutz und die Vermittlung der englischen Regierung anrufen zu dürfen. Es war im Jahr 1849, daß Lord Palmerston, damals als Premierminister, sich an die Kommittee der „Seemännischen Missionsgesellschaft für Lu-tschu“ wandte, unter deren Leitung Dr. Bettelheim stand, und ihr den Rath gab, ihren Missionar von der Insel zu entfernen. Die Schwierigkeiten seien allzugroß. Die Kommittee ihrerseits machte den Minister darauf aufmerksam, wie manche andere Missionen in ihren Anfängen mit ganz ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätten, und wie jetzt dennoch die Frucht der Leiden und der geduldigen Ausdauer sich in der Bekehrung ganzer Inseln und Inselgruppen geoffenbart habe. Palmerston mußte die Kraft dieser Thatfachen anerkennen und sprach seine Bereitwilligkeit aus, dem Missionar Dr. Bettelheim den offiziellen Schutz der Regierung so lange angeheißen zu lassen, als die Kommittee ihn auf seinem Posten zu lassen für gut fände. Demgemäß wurde der brittische Gouverneur von Hongkong beauftragt, von Zeit zu Zeit ein Kriegsschiff nach Lu-tschu zu senden und die Behörden daselbst zu benachrichtigen, daß die brittische Regierung an Dr. Bettelheim ein lebhaftes Interesse nehme und jeden Versuch, ihn durch systematische Placereien und Verfolgungen wegzutreiben, mit hohem Mißfallen betrachten werde. Folgendes ist das offizielle Sendschreiben Lord Palmerston's an die Regenten von Lu-tschu:

„Ihrer brittischen Majestät Regierung hat mit Bedauern erfahren, daß eine systematische Placerei und Verfolgung gegen Dr. Bettelheim in Anwendung gebracht wird, offenbar in der Absicht, ihn zum Verlassen Lu-tschu's zu nöthigen. Demgemäß hat sie es für rathsam erachtet, ein Kriegsschiff in freundschaftlicher und wohlmeinender Absicht abzuordnen, um die thatsächliche Lage Dr. Bettelheims genau kennen zu lernen, sowie ihm jenen Schutz und alle die Unterstützung angeheißen zu lassen, zu der er als brittischer Unterthan berechtigt ist.“

Dieser Befehl der brittischen Regierung veranlaßte den Gouverneur von Hongkong, im Jahr 1850 die Dampfschaluppe Reynardb nach Lu-tschu abzuordnen. Um eben jene Zeit gieng Dr. George Smith, Bischof von Viktoria, damit um, eine Visitationsreise in seinem ungeheuern Sprengel (den fünf geöffneten Seehäfen China's)

zu machen, und er benützte die Fahrt des Reynard, um auf derselben auch Lu-tschi zu besuchen. Die Schaluppe verließ Montag den 23. September 1850 den Hafen von Hongkong und kam am 3. Oktober im Hafen von Napa vor Anker. Eine Schaar von Regierungsbooten umringte sogleich den fremden Dampfer; aber ohne sich aufhalten zu lassen, fuhr Capitän Gracrost und der Bischof, begleitet von einer Anzahl Marinesoldaten, auf einem Schiffsboote ans Land. Wir haben oben bereits die ersten Begrüßungen geschildert. „Sobald wir in Bettelheims Wohnung, dem Buddhistentempel, angekommen waren,“ schreibt Smith, „so glaubten wir keine Zeit verlieren zu sollen, um mit den einheimischen Behörden in direkten Verkehr zu kommen. Die Knechte des Missionars, die übrigens nicht von ihm, sondern von der Regierung angestellt und bezahlt sind und alle zehn Tage mit andern vertauscht werden, waren gerade abwesend, ohne dem Missionar zuvor davon Anzeige gemacht zu haben. Auch wünschte Capitän Gracrost einen eigentlichen Amtsdienner zum Boten an die Regierung zu bestellen. Da trat Bettelheim nur auf die Thürschwelle und rief nach der Polizeihütte zu, die am Eingang des Hofes stationirt war. Sogleich erschienen zwei untergeordnete Beamte mit ihren gelben Hüten und fiengen ihre Verbeugungen an. Ein chinesisches Schreiben, das die Instruktionen Lord Palmerston's enthielt, wurde, mit dem Amtssiegel versehen, ihnen übergeben, um es nach der Hauptstadt [Schuidi, eine Stunde von Napa] zu befördern. Die Boten wollten wissen, was darin stehe, weigerten sich eine Zeitlang den Brief weiter zu befördern und gaben sich die Mühe, als wenn sie Alles abzumachen hätten. Die Erklärung von unsrer Seite, daß wir mit Niemand als nur mit der höchsten Behörde verkehren würden, alarmirte sie förmlich. Glücklicher Weise setzte sich der Reynard in diesem Augenblick mit vollem Dampf in Bewegung, um einen bessern Ankerplatz und zwar im nördlichen Hafen, näher bei der Hauptstadt, zu suchen. Dieß wirkte wie ein elektrischer Schlag, und die Boten eilten von dannen.“

Die Zeit des Wartens benützte der Bischof zu einem Gang in die Stadt Napa in Begleitung des Missionars. „Die Einwohner,“ schreibt er, „verbeugten sich in der Regel stumm und verlegen auf jede freundliche Annäherung von unsrer Seite; Etliche wagten es sogar, eine kurze leise Antwort auf die Anreden Bettelheims zu geben. Die höheren und wohlhabenderen Klassen zeigten weniger Furcht; aber

über zehn Worte sprach Keiner, so verschwenderisch sie mit Verbeugungen waren. Meist blieben sie zwei oder drei Minuten lang stehen, wenn man sie insgesammt anredete; wandte man sich aber an eine bestimmte einzelne Person, so konnte man ihr den Schrecken auf dem Gesicht lesen, und er lief unaufhaltsam davon. Diese seltsame Mischung von äußerer Ehrerbietung und von ängstlicher Scheu vor jeder Unterhaltung fand überall ohne Ausnahme statt. Als wir aber auf dem geräumigen Marktplatz ankamen, wo gerade zwischen zwei- bis dreitausend Menschen versammelt und in geschäftigem Kaufen und Verkaufen begriffen waren, da nahm ich eine Scene wahr, wie sie mir in meinem Leben nicht wieder vorgekommen ist.

„In dem Augenblick nemlich, wo wir den Markt betraten, fand ein allgemeines Auseinanderstieben von Käufern und Verkäufern statt, und wir waren allein gelassen mit Bänken und Ständen, die noch mit den Waaren beladen, von ihren Eigenthümern aber im Stich gelassen waren. Wir giengen hinüber nach der andern Seite des Platzes; aber da stellte sich abermals eine allgemeine athemlose Flucht ein. Wohl tausend Personen, die noch soeben ruhig mit Kaufen und Verkaufen beschäftigt waren, flohen in Einer Masse voll Angst und Hast nach einer andern Seite, und dort, etwa 50 Ellen von uns, wandten sie sich wieder um, wie eine Heerde erschreckter Schafe, und starrten uns an. Nur etliche alte Weiblein und einige Krüppel blieben, weil sie nicht zu entfliehen vermochten, und sie erwiderten unsre freundlichen Ansprachen nur mit stummer Verwunderung und schweigendem Entsetzen. Nicht ein Wort kam über ihre Lippen. Wohin wir uns wandten, da zeigte sich dieselbe unüberwindliche Entschlossenheit, mit uns nicht in Berührung zu kommen; und doch war nirgends ein Zeichen von Aerger oder Mangel an Ehrerbietung wahrzunehmen. Einige Gelehrte oder Regierungsbeamte, die vorübergiengen, schienen weniger sich zu fürchten, zeigten aber auch in ihrer Miene beim raschen Vorüberreisen unverkennbare Zeichen der Geringschätzung. Ein alter Bonze (Priester) schien in äußerster Verlegenheit zu sein, wie er einerseits die Höflichkeit gegen uns und andererseits den Gehorsam gegen die Befehle der Regierung nicht verletzen sollte. Dr. Bettelheim richtete einige Fragen an ihn, die er zwar mit äußerst demüthigem Lächeln und tiefen Bücklingen, aber nur mit wenigen stotternden und verwirrten Worten erwiderte, immer sich ängstlich umsehend, ob er nicht beobachtet würde. Ganze Straßenlinien ent-

lang, die vom Marktplatz aus sich hinzogen, waren die Kaufläden geschlossen und die Thüren verkrammelt, und wie durch einen Zauberschlag trug Alles das Aussehen von Einsamkeit und Debe. Einige Eingeborene liefen vor uns her und gaben das Signal zur Flucht und zum Häuserschließen, und wenn etwa irgend ein Wanderer unversehens uns entgegen kam, so blieb er eine Zeitlang verlegen stehen und wandte sich dann eilends in eine Seitengasse, um nicht in die Gefahr zu kommen, an uns vorüber zu müssen. Gienß dieß nicht mehr an, so drückte er sich an die Wand, um uns nur in möglichst größter Entfernung passiren zu lassen. Ein freundliches Wort des Missionars, statt ihn zu beruhigen, mehrte nur seinen Schrecken. Nicht ein Wort der Erwiederung konnte abgerungen werden und ich sah bald, es sei mehr Barmherzigkeit, sie gehen zu lassen, als sie anzureden."

Bei einer späteren Gelegenheit machte der Bischof eine ähnliche Erfahrung. Es war bei einem Ausflug in das volkreiche Dorf Tumai, nahe am nördlichen Hafen, das gewissermaßen eine Vorstadt von Napa bildet. Eine Gruppe von nahezu hundert Personen, hauptsächlich aus der Gelehrtenklasse bestehend, sammelte sich um ihn. Dr. Bettelheim hielt einige Minuten lang eine Ansprache, und dann fügte Smith selbst, durch Jenen verdolmetscht, einige Worte bei. „Er sprach,“ schreibt der Bischof, „mit großer Lebhaftigkeit und Kraft, als plötzlich eine der leitenden Personen von ihrer Stelle sich bewegte, und wie wenn ein elektrischer Schlag durch die ganze Masse führe, stob sie nach allen Seiten auseinander. Einer der Angesehenen, der dabei gestanden war, lud uns in einen benachbarten Tempel ein, was wir gerne annahmen. In diesem Gebäude hatten einst die französisch-katholischen Missionare gewohnt. Wir setzten uns, ohne es zu wissen, auf die kleine Bank, die einst als Altar und Untersatz für ein Bild der Jungfrau Maria gedient hatte. Es war kein anderer Sitz da, und die Eingeborenen lagerten sich um uns her auf dem Boden. Hier dolmetschte Dr. Bettelheim für mich, als ich an die Leute, etwa sechzig an der Zahl, eine kleine Ansprache hielt. Unter den Anwesenden nahm ich die Gesichter bekannter Spionen wahr. Nach etwa zehn Minuten wurde abermals das Signal zur allgemeinen Zerstreuung gegeben, und auch der alte Priester bat in großer Aufregung, wir möchten uns entfernen. . . ."

Noch wir eilen zur Hauptsache. Nachdem von Schuidi die Ant-

wort eingegangen war, sollte auf den 5. Oktober eine Zusammenkunft zwischen Capitän Gracroft und Bischof Smith einerseits (Dr. Bettelheim sollte passender Weise nicht dabei sein), und zwei höheren Regierungsbeamten von Lu-tschu andererseits, in einem dazu bestimmten Amtsgebäude stattfinden. Wir übergehen das weitläufige Ceremoniell, die gegenseitigen Complimente und die unausweichliche Bewirthung. Alles gieng ganz vortrefflich, bis der Name des Missionars und seine Lage berührt wurde. „Der Name Bettelheims,“ schreibt Smith, „schien augenscheinlich eine ganze Reihe unangenehmer Gedanken und Erinnerungen zu wecken. Tschang [seiner der einflussreichsten Sprecher] strich sich den Bart und zog den Athem hörbar zwischen den Zähnen. Die etwas widerwärtige Thatsache schien ihnen klar zu werden, nicht nur daß Bettelheim ein brittischer Unterthan sei, sondern daß die Ankunft des Kriegsschiffs einigermaßen mit ihrem Benehmen gegen ihn in Zusammenhang stehe. Vollends die Erklärung von unsrer Seite, daß hinfort von Zeit zu Zeit ein Kriegsdampfer die Insel besuchen werde, schien wie ein Donnerschlag auf sie zu wirken. Sie baten aufs angelegentlichste, sie mit dieser Ehre zu verschonen; es wäre das ein Unglück für sie, und das arme Land könnte die Ausgaben nicht tragen, die dieß nach sich ziehen würde. Der Capitän tröstete sie mit der Versicherung, daß England nur freundschaftliche Absichten habe, und daß alle Lebensmittel aufs liberalste würden bezahlt werden. Sie aber erwiederten, ihr Land sei klein, ihr Boden unfruchtbar, das Volk arm und von Gelbmünze finde sich nichts bei ihnen. Alle Einkäufe würden durch Tauschhandel gemacht, und sie wüßten nicht, was sie von den Engländern eintauschen könnten. . . .

„Nun kamen sie auf Bettelheims Wohnen auf der Insel zu reden und baten, man möchte ihn doch nöthigen, das Land zu verlassen; man könne die Last seines Unterhalts nicht länger bestreiten. Wir verwiesen auf Lord Palmerston's Brief und auf die Unmöglichkeit, gegen einen brittischen Unterthan, der sich keines Fehltritts schuldig gemacht, Gewalt zu brauchen. Ueberdieß seien ihre Placereien und Mißhandlungen, die sie gegen ihn sich erlaubt hätten, höchst ungeziemend. Er sei als Arzt und Missionar hieher gekommen, nur um ihnen Gutes zu erweisen, und was seinen Unterhalt betreffe, so sei er ja immer bereit gewesen, für Alles treulich zu bezahlen. Nun brachen sie los. Mit ungewohnter Aufregung hießen sie ihn einen

Lügner, wenn er sage, es sei ihm je Unrecht geschehen. Als sie aber fanden, daß dieß auf den Capitän keinen Eindruck mache, erhoben sich die zwei Hauptbeamten samt ihrem ganzen Gefolge von den Sitzen, warfen sich vor uns auf die Kniee und stießen nach bekannter chinesischer Sitte die Köpfe auf den Boden. Der Capitän hieß sie aufstehen, zog eine Klagschrift Dr. Bettelsheims hervor und ließ dieselbe vorlesen. Folgendes waren die Hauptpunkte der Klage: — Eine körperliche Mißhandlung und gewaltsame Wegschleppung durch sechs Polizei-Agenten aus einem Lu-tschu Hause, in welchem der Missionar freundlich mit dem Eigenthümer sich unterhielt; das Verbot, seine Lebensmittel selbst vom Volke kaufen zu dürfen; eine gewaltsame Unterbrechung mitten in einer Augen-Operation; das Verbot, Eingeborene dinge zu dürfen, um ihm in der Vertilgung der Schlangen zu helfen, die seine Wohnung und seinen Hof unsicher machen; gröbliche Beleidigungen seiner Gattin von Seiten der Polizei, wenn sie auszugehen wage; die magere Kost und schlechten Lebensmittel, die ihm gereicht würden; die Einschüchterung, durch welche man ihn hindere, Arbeiter und Knechte zu dinge; seine Abschliefung von der öffentlichen Fährte und die Unmöglichkeit, ein Boot oder Pferd zu miethe; und endlich die systematische Umlagerung mit Spionen, die seine Wohnung umgeben und ihm auf den Fersen folgen, wohin er gehe. Dieß waren die Punkte, für welche der Capitän mit kräftiger Entschiedenheit Abhilfe verlangte. Zugleich erklärte er, daß er mit den anwesenden Beamten, die nicht zu den höchsten Würdeträgern gehörten, nicht weiter verhandeln und nur mit dem obersten Regierungsbeamten fernere Unterhandlungen pflegen werde. Damit brach er auf. . . ."

Zwei Bittschriften, in chinesischer Sprache geschrieben, folgten dem Capitän auf dem Fuße nach. Sie sind zu lehrreich, als daß wir sie nicht in ihrer ganzen Ausdehnung hier mittheilen sollten. Die erste lautet also:

„Die unterthänige Bitte von Ma Leang-tsai (und Andern), des Vice-Generalstatthalters von Lu-tschu, worin wir Seine Excellenz ansehn, Mitleid mit uns zu haben und Bettelsheim und seine Familie von hier weg und nach seiner Heimath zu nehmen, damit unser kleines Land Ruhe haben möge. Wir liegen in einem Winkel des Meeres versteckt; der Boden ist unfruchtbar und das Volk ist arm. Während Bettelsheims Aufenthalt hier sind Beamte und Volk stets in

Auspruch genommen mit der Sorge für seinen Unterhalt, so daß sie ihren eigenen Beruf vernachlässigen und die öffentlichen Geschäfte hintersetzen mußten. Die höheren Klassen haben große Ausgaben für religiöse Opfer und für die öffentlichen Vorrathshäuser; das gemeine Volk aber muß sich selbst den täglichen Unterhalt erwerben, was uns Alle sehr arm macht. Wenn Dr. Bettelheim nicht bald in seine Heimath zurückkehrt, so muß unser Unglück noch mehr wachsen und das Land wird nicht mehr aufrecht zu stehen vermögen.

„Bei einer früheren Gelegenheit, am 11. Monat des verfloffenen Jahres (Dez. 1849), als die englische Regierung ein Kriegsschiff hieher sandte, überschickten wir demselben eine Extrabotschaft mit der Bitte um die Entfernung Bettelheims. Bis jetzt ist keine Antwort gekommen. Da nun aber Gw. Gnaden Schiff angekommen ist, wiederholen wir die Bitte, Bettelheim und seine Familie an Bord zu nehmen und ihn in seine Heimath zu bringen. So wird nicht bloß Ihr unterthäniger Diener auf immer dankbar sein, sondern auch das ganze Land, Beamte und Volk, werden Ihnen für diese hohe Gunst aufs höchste verpflichtet sein.

„Dringende Bitte.

„Gegeben in Taotwangs 30. Regierungsjahr, dem 1. Tage des 9. Monats (5. Okt. 1850).“

Die zweite Petition lautet also: „Die unterthänige Bitte von Ma Leang-tsai (und Andern), des Vice-Generalstatthalters von Lutschu, welche die volle Wahrheit enthält.

„Wir erfahren durch das Gerücht, daß gewisse Personen von Ihrem ehrenwerthen Schiff krank in Dr. Bettelheims Wohnung gebracht wurden, um dort seiner ärztlichen Hülfe zu genießen. Nun, wenn daraus ein bleibendes Verweilen dieser Personen auf unsrer Insel hervorgehen würde, so müßte uns dieß große Unruhe bereiten. Unser geringes Land ist arm und die wenigen Getreidearten, die hier wachsen, sind spärlich. Seit Bettelheims Aufenthalt bei uns hatten wir Alle, von den höchsten bis herab zu den untersten Klassen, fortwährend mit ihm zu schaffen, so daß wir unserm Beruf nicht nachgehen konnten, — eine Sache, welche bitteren Mangel zur Folge hat. Sollten gar noch mehr Personen hier bleiben, so würden unsre Wüthen dadurch höchlich gesteigert und die Nation wird nicht im Stande sein zu bestehen.

„Unser Land hat keinen Handel; wir sind nur eine kleine Nation,

und die Inseln, die zu uns gehören, sind sehr geringfügig. Da wir weder Gold, Silber, Kupfer oder Perlen haben, noch auch rohe oder verarbeitete Seide, dagegen nur etliche wenige Getreidesorten und Gemüse, so verdienen wir kaum den Namen eines Königreichs. Seit der Erhebung des Ping-han [Titel der früheren Statthalter von Lutschu] zum Rang eines erblichen Königs unter der [letzten einheimisch-chinesischen] Ming-Dynastie, der wir tributpflichtig wurden, kaufen wir, so oft wir den Tribut nach China bringen, dort Seide für die amtlichen Mützen und Kleider, sowie Arzneimitteln und andere Artikel. Doch sind unsere Vorräthe, die wir von China erhalten, unzureichend für unsere Bedürfnisse. Allein da die Lutschara- [Laguma?] Inseln, die zu Japan gehören, mit allen umliegenden Ländern Handel treiben, so erhalten wir von dort nicht bloß solche Artikel, die wir zu unserem Tribut für China bedürfen, sowie verschiedene chinesische Waaren, mit denen wir im Inland handeln, sondern auch Reis, Getreide, Eisen, Zimmerholz, Kupfer, Thee und Anderes in kleinen und unzureichenden Quantitäten. Da Getreide in unsrem armen Lande nur spärlich sich findet, so besteht unsre tägliche Nahrung ausschließlich aus süßen Kartoffeln (Bataten), wovon wir nicht ein Pfund zu viel haben. Wenn wir von der Calamität eines Orkans (Typhon) oder von Dürre heimgesucht werden, so wären wir nicht im Stande, unsern Hunger zu stillen, würde uns nicht der wilde Sagobaum noch eine elende Existenz sichern, oder wir müßten Reis borgen von den Inseln, die wir als eine besondere Bürgschaft gegen das Verhungern betrachten. Ach, dieß ist das betrübte Bild von unsrem Lande. . . .

„Ein armes Volk, wie wir sind, wie sollen wir einen ausgedehnten Handel mit andern Ländern führen? Unser roher Zucker, unsre von Gras geflochtenen Kleidungsstoffe u. dergl. tauschen wir gegen Reis und andere Artikel von Lutschara aus. Ein so unbedeutender Tauschhandel ist aber sehr verschieden von einem großen Handelsverkehr, aus welchem andere Länder Reichthum und Wohlstand schöpfen.

„Wir hören, daß die Gesetze Japans aufs strengste den Handel mit dem Ausland verbieten. Nur im Hafen von Tschang-ki [Nagasaki?] wird eine bestimmte Anzahl von chinesischen und holländischen Handelsschiffen jährlich einmal zugelassen, über welche aber die Beamten strenge Aufsicht führen. Die Lutschara Leute, obwohl zu Japan gehörig, dürfen mit uns handeln. Wenn sie aber nun hier fremde Artikel einkaufen und sie daheim einschmuggeln würden, so

würden sie strenge bestraft; sie würden aufhören mit uns zu verkehren und dann müßten wir verhungern.

„Ferner haben wir keine gangbare Münze. Wegen der Kärghlichkeit unsrer Landeserzeugnisse aber können fremde Schiffe hier nichts einkaufen, und deshalb stellen wir besondere Beamte an, die für die Bedürfnisse der Schiffe zu sorgen haben. Da nun in der letzten Zeit englische und amerikanische Schiffe so häufig hier ankamen, so erwächst daraus für uns große Unannehmlichkeit und viel Mangel.

„Was nun die Religion des Herrn des Himmels [Name für die katholische Religion] betrifft, so sind wir von Alters her den Lehren des Confuzius gefolgt und haben darin Grundsätze gefunden, welche die persönliche Sittlichkeit heben und unsre Familien in gute Ordnung bringen, — passend für Jeden nach seinen besondern Umständen und Lebensverhältnissen. Auch suchen wir das Land zu regieren nach den Grundsätzen und Regeln, die uns von den Weisen überliefert wurden, und die geeignet sind, ewigen Frieden und Ruhe zu sichern. Außerdem ist unser Adel sowohl als das gemeine Volk ohne natürliche Fassungsgabe, und obgleich sie ausschließlich den Lehren des Confuzius gefolgt sind, haben sie es darin doch noch nicht zur Vollkommenheit bringen können. Wenn sie nun noch dazu die Religion des Himmels Herrn studiren müßten, so würde das unsre Fähigkeit übersteigen und das Herz hat keine Neigung dazu. Sollten aber die Leute von Tutschara hören, daß wir eine neue Religion studiren, so würden sie nicht mehr mit uns verkehren; und das wäre unser Unglück.

„Diese unsre klare und wohlbegründete Bitte unterbreiten wir mit demüthigster Ehrfurcht der einsichtsvollen Prüfung Eurer Excellenz. Blicken Sie mitleidig auf uns herab; lassen Sie Niemand von den Ihrigen mehr hier wohnen; lassen Sie von dem Versuch ab, mit uns Handel zu treiben und das Christenthum uns zu lehren. So wird dann das ganze Land, Regierungsbeamte und Volk, auf ewig dankbar sein. Gegeben den 5. October 1850.“

So lauteten die Petitionen. Man fühlt sich zum Mitleid bewegt gegen dieses arme unglückliche Geschlecht, aber zu einem Mitleid ähnlich dem gegen einen zum Tode Verwundeten, der lieber sterben will, als dem Schmerz der allein rettenden Operation sich unterziehen. Soll der Arzt das rettende Messer auf die Seite legen und den Kranken aus Mitleid sterben lassen? Neu-Seeland hat auch das Evan-

gellum fast zwanzig Jahre lang mit Unwillen von sich gestoßen; Gromanga, jene Neuhebriden-Insel, hat den Knecht Gottes Williams mit Keulen erschlagen und aufgezehrt; sollte man deshalb diese unglücklichen sterbenden Nationen ihrem Untergang überlassen? Neu-Seeland dankt es heute dem Herrn, Gromanga stimmt bereits mit ein, und Tu-tschi wird es, so wahr der Herr lebt, auch noch thun, daß man aus Mitleid seine fieberfranke Bitte nicht hört.

Am 9. Oktober fand eine solenne Zusammenkunft der brittischen Abgeordneten mit dem höchsten Regierungsbeamten von Schuidi statt. Dem obligaten Ceremoniell folgten die alten inständigen Bitten um Entfernung Bettelheims. Kapitän Gracrost antwortete mit der klaren und unmißverständlichen Instruktion Lord Palmerston's. Da erhoben sich die höchsten Beamten von ihren Sizen, fielen auf ihre Kniee, stießen die Köpfe auf den Boden und flehten um Mitleid mit ihrem armen ausgehungerten Lande. Und als auch das nichts half, überreichten sie dem Kapitän ein anderthalb Fuß langes Briefcouvert mit einem Schreiben an die Königin Viktoria selbst. Man erinnerte sie aufs Neue daran, daß Dr. Bettelheim und alle Ausländer gerne für Alles, was sie brauchten, bezahlen; daß der Missionar nur die wohlwollendsten Absichten habe, und daß die brittische Regierung jede Unbill gegen einen ihrer Unterthanen mit höchstem Mißfallen betrachten werde. Auch zeigte man ihnen das Toleranz-Edikt, das der chinesische Kaiser Taotwang fünf Jahre zuvor zu Gunsten des Christenthums erlassen hatte. Nach und nach wurden sie ruhiger, höflicher, freundlicher. Hundert Complimente wurden ausgetauscht, Tabak, Rohrpfaffen, Tabaksbeutel, Tücher u. gegenseitig zum Geschenk gemacht, und die Zusammenkunft schloß unter den hoffnungsvollsten Umständen.

In den folgenden Tagen machte der Bischof ungehindert mit Dr. Bettelheim einen Besuch in der Hauptstadt Schuidi. Unter dem massiven Thor der Citadelle postirten sie sich im Jackelschein in Mitten eines stets anschwellenden Volkshaufens. Der Bischof sprach von der Liebe Gottes in Christo, von der Versöhnung im Blute Jesu, von der Verantwortung des Verächters, von der Seligkeit des Gläubigen. Bettelheim dolmetschte und fügte mit seinem gewohnten Feuer einzelne passende Gedanken aus eigenem Antrieb bei. Vierhundert Angesichter, seltsam beleuchtet von dem Glanz der Jackeln, hiengen an seinen Lippen mit athemloser Stille und Aufmerksamkeit. „Es war

eine Scene," sagt Bischof Smith, „die ich nicht leicht vergessen werde. Der Ort, der eigenthümliche Augenblick, die fremdartige Versammlung, — Alles wirkte zusammen, uns die Feierlichkeit, die Bedeutung und den Ernst dieser Stunde eindrücklich zu machen. Ich ward im Geiste versetzt in jenen großen Tag, wo die Posaunen des Erzengels auch diese Seelen alle, die vor mir standen, vor den Richterstuhl Christi rufen wird, um samt uns Rechenschaft zu geben von unfrem Haushalter=Amt."

Nachdem der Bischof noch ein neugeborenes Kindlein der Missionsfamilie getauft und dann mit diesen vielgeprüften Freunden das Mahl des Herrn gefeiert hatte, schickte er sich zur Abreise an. Am 11. Oktober 1850 wurden die Lu-tschi Behörden auf dem Kriegsschiff festlich regalirt, was wesentlich zur Milde rung und Umstimmung ihrer Gesinnungen beizutragen schien, und eine Stunde später lichtete der Kriegsdampfer „Reynard" die Anker. Bettelheim und die Seinen waren wieder allein.

5. Vorläufiger Abschluß der Mission.

Der Besuch des Bischofs und des brittischen Kriegsschiffs schien gute und erfreuliche Frucht zu tragen. Die Eingeborenen hatten erkannt, daß die englische Regierung für den Missionar ein Interesse fühle, und daß sie nicht bloß den Willen, sondern auch die Macht habe, ihn zu beschützen. Als deßhalb im Februar 1852 abermals ein englisches Kriegsschiff im Hafen von Napa erschien und daselbst die Anker warf, war die Stimmung der Behörden offenbar eine freundlichere. Die Offiziere des Schiffes durften ungehindert die Insel durchstreifen. Auch Bettelheim selbst konnte seinen Freunden in England berichten, „daß seine Stellung sichtlich sich gebessert habe, und daß insbesondere seine ärztliche Hülfe während des Vorherrschens der Pocken-Epidemie mit Dank und Anerkennung sei angenommen worden."

In dem Jahresbericht von 1854 wird gesagt: „Alles deutet auf eine günstigere Wendung der Dinge hin. Die Knechte des Missionars sind höflich und dienstfertig. Sie scheinen nicht bloß gerne Alles zu thun, was ihnen aufgetragen wird, sondern sie sind zuvorkommend in ihren Dienstleistungen. Sie hängen an Dr. Bettelheim und ehren und lieben ihn als ihren Vater. Das ist von guter Vorbedeutung, so manche Schwierigkeiten und Prüfungen auch noch zu

überwinden sind." Auch von einer wirklichen Belehrung glaubte damals Bettelheim berichten zu können. Es war ein Mann, Namens Satschi Hama, „welcher um Jesu willen ein verborgenes Märtyrertum geduldig ertrug bis an seinen Tod." In einem Brief vom 11. August 1853 schreibt Dr. Bettelheim an die Tochter eines Komitee-Mitglieds der Lu-tschu Missionsgesellschaft in London: „Sagen Sie Ihrem Vater, er möge gutes Muthes sein; seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen in dem Herrn. Die Lu-tschu Mission ist unter Gottes Segen nicht bloß fest gegründet und von zwei Westmächten (England und Amerika) unter ihren Schutz genommen, sondern der Herr selbst hat sie als Sein Werk anerkannt. Sagen Sie ihm zu seinem großen Trost, daß es jetzt in Lu-tschu vier Personen giebt, die ich schon vor Monaten 'meine Brüder in dem Herrn Jesu Christo' nennen durfte und noch jetzt nennen darf. Dazu kommt ein Fünfter, von dem ich die gute Zuversicht habe, daß sein Herz für den Herrn gewonnen ist. Er besitzt ein sehr ansehnliches Haus in der Hauptstadt, und wiederholt rief er, wenn ich ihn besuchte, seine ganze Familie herein, um die seligmachende Predigt vom Kreuze mit anzuhören; ja dreimal lag er mit mir betend auf seinen Knien. Es giebt weitere Fälle, die ich noch nennen könnte, und bei denen mir nicht der leiseste Zweifel übrig bleibt, daß ein Werk Gottes an den Herzen begonnen hat. Das Wort Gottes, obgleich es noch keineswegs freien und ungehinderten Lauf hat, dringt dennoch in die Nähe und Ferne, so daß es vom äußersten Süden dieser blühenden Insel bis zum Norden wenige Dörfer, ja selbst wenige Hütten gibt, in welchen nicht der Gekreuzigte wäre verkündigt worden."

Einer der wichtigsten Schritte zur tieferen Begründung dieser Mission war mittlerweile gleichfalls geschehen: es ist die Uebersetzung des göttlichen Wortes in die Landessprache. Diese Arbeit nahm die Kraft und Aufmerksamkeit Bettelheims von Anfang an in Anspruch. Sobald er einiger Maassen der fremdartigen Sprache Meister geworden war, übersezte er einzelne Stücke des neuen Testaments in den Lu-tschu Dialekt, machte sich dann an die Uebertragung der vier Evangelien, wobei er die rein japanische und die chinesische Uebersetzung neben einander in parallele Columnen stellte, nach der Weise, wie in Japan die Confuzischen Klassiker gedruckt zu werden pflegen, und vollendete daneben eine Grammatik, ein Wörterbuch und die Uebersetzung des englisch-kirchlichen Gebetbuchs. Alles dieß lag zum Druck

fertig, und die Kommittee der „Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß“ in England erklärte sich bereit, auf ihre Kosten die übersetzten Theile der heiligen Schrift und das Gebetbuch ohne Verzug drucken zu lassen.

Dr. Bettelheim war nun eine Reihe von Jahren allein gestanden an einer Arbeit, die mit so ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, und unter der ein Mann von weniger Muth und Ausdauer längst erlegen wäre. Wie oft sich ihm das Bedürfniß aufgedrängt haben muß, einen Mitarbeiter zu haben, der die Last und Hitze des Tages mit ihm theilen würde, und dessen Gegenwart ihm zur Aufrihtung und Unterstützung in dem Werke gereichen könnte, läßt sich leicht denken. Seine Kommittee in England erkannte nicht weniger die Nothwendigkeit, daß ihm Hülfe müsse gesendet werden, und machte neue Anstrengungen, um die Mittel zusammenzubringen zur Ausfendung eines weiteren Missionars. Die Frage aber, „wer will sich senden lassen“, war vielleicht schwerer zu beantworten, als die, wo das Geld herkommen soll. Dr. Smith, der Bischof von Hongkong, richtete in jener Zeit an die Basler Missionare in China (Hamburg und Lechler), von denen einer eben von seinem Posten auf dem Festland war vertrieben worden, die Frage, ob sie nicht nach Lu-tschu gehen wollten, um Dr. Bettelheim die Hände zu stärken. Allein unsere Brüder fühlten sich in ihrem Gewissen nicht berechtigt, ihr bisheriges Arbeitsfeld ganz zu verlassen, und lehnten den Antrag mit voller Entschiedenheit ab. Da erbot sich in England selbst ein junger Mann, der zu großen Hoffnungen berechtigte. Es war Robert Dombra in, welcher in seinem 16. Jahre zum lebendigen Glauben gekommen war und in den geistlichen Stand einzutreten wünschte. Er bezog zu diesem Zweck die Universität in Dublin, und während er seine Studien verfolgte, erwachte in ihm das Verlangen, ein Missionar unter den Heiden zu werden. Einstweilen beschäftigte er sich mit Missionsthätigkeit in der Heimath, arbeitete als Stadtmisionar in Dublin und widmete sich besonders den Sonntagschulen, den sogenannten Lumpenschulen und andern öffentlichen Anstalten. Als er nun von der Lu-tschu Mission hörte, setzte er sich in Correspondenz mit Lieutenant Cliford, dem Sekretär der Lu-tschu Kommittee, der ein Freund seines Vaters war, und berieth sich mit ihm über die Sache. Doch kam es zu keiner Entscheidung. Lieutenant Cliford wurde krank, ein anderes Mitglied starb, und die Hoffnung des

jungen Mannes, in der Lu-tschu Mission dem Herrn dienen zu dürfen, schwand mehr und mehr; ja es tauchte sogar die Befürchtung auf, daß die Lu-tschu Missionskommittee ihr Werk nicht werde fortsetzen können. Es gefiel jedoch Gott, jene theuern Männer mit neuem Muth zu erfüllen, und eine ihrer ersten Handlungen war, die Correspondenz mit Dombrain aufs Neue zu eröffnen. Er wurde eingeladen, nach London zu kommen, wo er von Geistlichen geprüft und für tüchtig befunden wurde, und es ward beschloffen, ihn in die Dienste der Lu-tschu Mission zu berufen, sobald er seine Studien auf der Universität vollendet haben würde. Allein es war anders beschloffen im Rathe Gottes. Dombrain wurde von einem bössartigen Fieber ergriffen, das ihn für mehrere Wochen aufs Krankenlager warf. Einigermassen hergestellt kehrte er nach Dublin zurück, wurde aber nie wieder ganz gesund und starb am 14. April 1853 im 23. Lebensjahr, selig im Glauben an den Herrn Jesum.

Dieß war ein schmerzlicher Verlust; aber indem der Herr hier eine junge hoffnungsvolle Kraft ins Grab sinken ließ, erweckte er an einem andern Orte eine neue. Georg Moreton, der sieben Jahre lang als Stadtmisionar in London gearbeitet hatte, bot seine Dienste an und wurde von der Kommittee angenommen. Am 28. April 1853, also wenige Tage nach Dombrain's Heimgang, segelte er mit seiner Frau und einem Kinde von England ab und traf am 9. August desselben Jahres auf Hongkong ein. Dort begann er sogleich das Studium der chineßischen Sprache, und einige Zeit später wurde er in Schanghai von dem englischen Bischof ordinirt. Nach dem eigentlichen Orte seiner Bestimmung (Lu-tschu) konnte er jedoch nicht alsbald gelangen, weil es an einer Schiffsgelegenheit fehlte.

Während der neu ausgesandte Missionar draußen mit allerlei Schwierigkeiten und Hemmnissen zu kämpfen hatte, mußte die Gesellschaft in England nicht weniger ringen und kämpfen, um ihre eigene Existenz zu sichern; denn die Beiträge flossen nicht so reichlich, als die Fortsetzung des Werkes in größerer Ausdehnung es erforderte. Ihre Einnahmen im Jahr 1853 beliefen sich nur auf 378 Pf. Sterling, während die Ausgaben auf 630 gestiegen waren. Die Mitglieder der Kommittee selbst hatten zwar bereits aus eigenen Mitteln bedeutende Opfer gebracht, was die augenblickliche Noth etwas hob; aber ohne reichlichere Beiträge von Außen waren sie ja nicht im Stande, die fortlaufenden, stets sich steigenden Ausgaben der Mis-

sion zu bestreiten, und mit Bangigkeit mußten sie in die Zukunft blicken und sich fragen, ob ihr im Kleinen begonnenes Werk auch werde bestehen können. Wer wollte sagen, daß es diesen theuern Männern am Glauben gefehlt habe? Das ganze Unternehmen dieser Mission, die seitherige Fortführung des Werkes und die reichlichen Opfer, welche die einzelnen Mitglieder der Committee selbst brachten, zeugen ja für den Glauben und die Liebe, welche sie also drängete; aber es ist immer schwer für kleinere Gesellschaften, oder für Unternehmungen, die nur einen einzigen kleinen Punkt für die Thätigkeit ins Auge fassen, das Interesse des christlichen Publikums zu fesseln und die Theilnahme zur Mitwirkung lebendig und thätig zu erhalten. So edel und hingebungsvoll die Männer, welche an der Spitze der Seemannischen Lu-tschu Mission standen, allezeit sich gezeigt hatten, so war eben damals sowohl Japan selbst, als auch insbesondere die kleine Inselgruppe von Lu-tschu, dem Blick und der Theilnahme der christlichen Welt noch gar ferne gelegen, während Indien, China und Afrika Aller Augen auf sich zogen, und die größeren Gesellschaften, die auf diesem Missionsgebiete arbeiteten, hatten das Interesse der für die Mission beisteuernden Freunde gleichsam verschlungen. So kam es, daß diese junge Missionsgesellschaft nicht allein im Rückstand blieb mit ihren Mitteln, sondern daß der Mangel an Theilnahme in der Heimath auch seine schädlichen Folgen in dem Werke draußen, namentlich in der Stimmung der Missionare, zu fühlen gab.

Dr. Bettelheim hatte seinen Gehalt nicht regelmäßig erhalten; die Gesellschaft schuldete ihm eine Summe von 400 Pf. Sterling. Sieben Jahre lang hatte er auf Lu-tschu zugebracht, fast in beständiger Fehde mit der feindseligen Obrigkeit, abgeschlossen von dem Umgang mit christlichen oder auch nur mit gebildeten Menschen. Was Wunder, daß ein Gefühl von Verlassenheit ihn beschlich und eine gewisse Erkältung der Herzen zwischen dem Missionar und denen, die ihn gesandt hatten, eintrat. Dazu kam noch für Bettelheim die Nothwendigkeit, für die Erziehung seiner heranwachsenden Kinder zu sorgen und dieselben zu diesem Zwecke nach England zu senden, um sie in Schulen unterzubringen. Frau Bettelheim selbst reiste mit ihren Kindern von Lu-tschu ab und begab sich einstweilen nach Hongkong, während ihr Mann zurückblieb, um auf die Ankunft des neu ausgesandten Missionars Moreton zu warten. Ziehen wir dazu noch in Betracht, daß gerade in jenem kritischen Moment ein Ver-

trag zwischen Japan und Amerika geschlossen wurde, der sich zwar zunächst nur auf Handelsverbindungen bezog, der aber doch zugleich auch jeden Freund der Mission mit neuen Hoffnungen für das bisher so fest verschlossene Inselreich erfüllte, und der nun ganz besonders dem Missionstrieb Dr. Bettelheims eine neue großartige Ansicht eröffnete, so wird es uns nicht befremden, wenn die Gedanken und Schritte dieses Missionars eine andere Richtung nahmen, wie wir sogleich sehen werden.

Indessen befand sich Missionar Moreton immer noch auf Hongkong, wo wir ihn am 9. August 1853 hatten ankommen sehen. Bis zum 18. Januar des folgenden Jahres mußte er dort verharren, und konnte auch dann nur durch ungewöhnliche Opfer seine Ueberfahrt nach Lu-tschu bewerkstelligen. Nachdem er nemlich so lange Zeit vergebens auf eine Schiffsgelegenheit gewartet hatte, konnte er endlich einen Kapitän, der von China nach Kalifornien fuhr, dazu bewegen, seinen Weg über die Lu-tschu Inseln zu nehmen, um ihn und seine Familie dort abzusetzen. Der Kapitän verlangte aber dafür die ungeheure Summe von 200 Pf. Sterling, welche die Lokalkommittee in Hongkong für Moreton bezahlte. Am 14. Februar 1854 warf das Schiff im Hafen von Napa die Anker und setzte die Missionsfamilie daselbst ans Land. Bettelheim hatte ihrer sehulichst geharrt. Es gehört mit zu den rührendsten Erlebnissen in der Geschichte eines Missionars, wenn er müde und matt von langjähriger einsamer Arbeit, unter viel Anfechtung von Innen und Kampf von Außen, oft seinen Blick hinausgerichtet hat auf die weite See, ob nicht doch einmal auch eine Hülfe für ihn komme; aber das spähenbe Auge hat den fernen Horizont vielmal vergebens gemustert und er muß erfahren, was Salomo sagt, daß die Hoffnung, die sich verzeucht, das Herz ängstigt. Wenn dann aber nach langem Harren die weißen Segel eines Schiffes erscheinen, das immer näher rückt, und auf welchem der Gegenstand seiner Hoffnung und seiner Freude ihm zueilt, da wird das Herz lebendig. Das durfte Bettelheim jetzt erfahren, und Moreton schreibt darüber an seine Gesellschaft: „Als Dr. Bettelheim ein englisches Schiff dem Hafen sich nähern sah, nahm er ein Boot und ruderte demselben entgegen, um zu fragen, ob wir mitgekommen seien. Ja, war die Antwort, und nun bin ich nicht im Stande, Ihnen eine entsprechende Schilderung zu machen von der Freude und Dankbarkeit, welche dieser theure Mann bezeugte, als er uns sah

und uns herzlich willkommen hieß. Wir landeten unter einer Menge Neugieriger, welche an das Ufer geströmt waren, um uns zu sehen. Sie betrugen sich höflich und Mehrere machten Bücklinge über Bücklinge vor uns. Ich fühlte mich in Liebe zu den Leuten hingezogen, und wünschte nur die gute Botschaft des Heils ihnen sagen zu können; aber ich war noch stumm. O möge der Herr meinen Mund bald öffnen, damit ich das Evangelium in dieser fremden Sprache zu verkündigen vermöge. Unser Gepäck wurde ans Land gebracht durch Leute, die von der Regierung dazu angestellt waren. Im Verlauf des Tages machten mir vier Beamte einen Besuch, welche eine Bittschrift von dem Regenten überbrachten, um mich zu ersuchen, die Insel wieder zu verlassen. Dr. Bettelheim sagte aber, daß sie dieß nur pro forma thun, um sich sicher zu stellen, im Fall man sie höheren Ortes zur Rechenschaft ziehen würde."

"Es schmerzt mich nun aber," fügt Moreton hinzu, "Ihnen mittheilen zu müssen, daß Frau Bettelheim mit ihren Kindern bereits nach China abgereist ist, und daß Dr. Bettelheim selbst im Sinn hat, ihr bis Anfang Mai zu folgen; ja er spricht davon, nicht wieder nach Lu-tschu zurückzukehren. Menschlich gesprochen glaube ich, daß der Tag, an welchem er seine Verbindung mit dieser Mission auflöst, ein trüber Tag für dieselbe sein wird. Ich weiß wohl, daß Gott Sein Werk ausführen kann, durch wen Er will, aber wir sind Menschen und denken menschlich. Dr. Bettelheim will sich mittlerweile mir ganz widmen, um mich in der Sprache vorwärts zu bringen. Wir sind Gottlob wohl und haben eine ordentliche Wohnung."

So lange nun die beiden Missionare noch beisammen waren, machten sie gemeinschaftlich ihre Gänge zu den Eingeborenen, wobei der erfahrene Dr. Bettelheim das Wort führte, während Moreton zunächst als Zuhörer dabei war, bis auch er es wagen durfte, einige stammelnde Worte an das Volk zu richten. Das Tagebuch des Letzteren aus dieser Zeit enthält manche lehrreiche Züge. So schreibt er vom 10. April 1854: „Diesen Morgen bemerkten wir etliche Personen auf dem Begräbnißplatz, der unserm Hause gegenüber liegt. Wir vermutheten, daß diese die Todten verehrten und Opfer brächten; deßhalb giengen wir zu ihnen hinaus. Nach der Bestattung eines Todten wird eine Hütte vor dem Grabe gebaut, welche 40 Tage stehen bleibt, angeblich als ein Aufenthaltsort für die Verwandten des Gestorbenen, um so noch Umgang pflegen zu können mit den

Todten und sie mit Lebensmitteln zu versehen; allein in der Regel läßt sich irgend ein armer Mann von den Verwandten zu diesem Dienste mieten. In einer dieser Hütten nun bemerkten wir einen solchen Armen, der uns sagte, er sei hieher gesandt, um für die Todten Thee und Blumen zu beschaffen und Weihrauch an den Gräbern anzuzünden. Von dort weg wurde unsre Aufmerksamkeit auf wehklagende Stimmen gelenkt; wir folgten dem Tone und fanden sieben Weiber in einer andern Hütte, welche auf ihren Knien lagen und mit ihren Angesichtern die Erde berührten. Sie hielten Klage um die Todten und ließen sich auch durch unsere Ankunft darin nicht stören. Dieß wird freilich ganz gewohnheitsmäßig betrieben, wie sie denn auch zwischen hinein wieder essen und Tabak rauchen. Dr. Bettelheim hieß sie aufhören mit ihrem Geheul und wies sie hin auf den 'Trost aller Heiden,' der da ist die Auferstehung und das Leben. Es gereichte mir zur Ermuthigung, zu finden, daß ich Vieles verstand."

Später schreibt Missionar Moreton: „Heute machte ich den ersten Versuch, allein auszugehen. Ich zog mit zitterndem Herzen aus, denn ich fühlte, wie sehr beschränkt meine Bekanntschaft mit der Sprache noch ist. In der ersten Hütte sah ich einen Mann an der Arbeit und eine Frau zu seiner Seite stehen. Ich setzte mich nieder und fieng an, etwas zu reden über das Heil in Christo Jesu. Der Mann legte seine Arbeit nieder, und auch das Weib kam näher, so daß ich zwei aufmerksame Zuhörer hatte. In der nächsten Hütte traf ich zwei Männer, welche mich auch etwa zehn Minuten lang ruhig anhörten. Darauf gieng ich in eine Hütte, wo ein Weib und zwei Kinder waren; diese aber nahmen alsbald die Flucht, als ich mich näherte. Ich gieng weiter und traf drei alte Frauen in einer Hütte, welche zwar sitzen blieben, aber deutliche Zeichen ihres Mißfallens über meinen Besuch zu erkennen gaben. Von da kam ich in eine Hütte, wo vier Männer sich befanden, welche ehrerbietige Bücklinge machten und ruhig sitzen blieben, während ich mit ihnen sprach. Ich machte noch zwei weitere Besuche und kehrte mit einbrechender Dämmerung heim, dankbar für die Gelegenheit, die mir gegeben war, das theure Evangelium in dieser fremden Sprache bezeugen zu dürfen. Wer es noch nie selbst versucht hat, kann sich keine Vorstellung machen, wie schwierig es ist, sich in einer unbekannten Sprache auszudrücken; aber Gott stand mir bei, und ich flehte zu Ihm, daß Er mich nur immer treuer und hingebungsvoller für Seinen Dienst machen möge.“

In dieser Weise arbeiteten die beiden Missionare mit einander bis zum 13. Juli 1854, an welchem Tage Dr. Bettelheim in einer amerikanischen Fregatte, die von Japan her nach Hongkong auf dem Wege war, sich einschiffte, um nicht wiederzukehren. In Hongkong wurde Bettelheim von dem englischen Bischof, der zugleich auswärtiges Mitglied der Seemännischen Missionsgesellschaft für Lu-tschiu war, herzlich bewillkommt; denn Letzterer dachte nicht anders, als daß Jener gekommen sei, um seine Uebersetzungen der heiligen Schrift in den japanischen Lu-tschiu Dialekt in Hongkong zum Druck zu befördern. Allein Bettelheim hatte bereits seinen Plan gefaßt. Er erklärte, daß er nicht länger im Dienste der Gesellschaft bleiben könne, sondern mit seiner Familie nach Amerika gehen werde. Dort hoffte er, von einer andern größeren Missionsgesellschaft in Dienst genommen und zur Begründung einer neuen Mission in dem soeben eröffneten Japan verwendet zu werden. Er weigerte sich entschieden, seine Manuscripte in Hongkong für den Druck herzugeben, indem er vorzog, dieselben mit nach Amerika zu nehmen, wo sie ihm gewisser Maßen als Empfehlung dienen sollten. Es ist wohl nicht ganz leicht, den wackern vielgeprüften Mann von dem Vorwurf eigenwilligen und gereizten Handelns freizusprechen. Er reiste mit seiner Familie ab, und wir haben seitdem nichts mehr über ihn erfahren.

Moreton verweilte noch zwei Jahre auf den Lu-tschiu Inseln. Er hatte weder die reiche geistige Begabung seines Vorgängers, noch die physische Kraft und Ausdauer, die Jenem eigen war. Den ungeheuern Schwierigkeiten der Sprache war er eben so wenig gewachsen, als den eigenthümlichen Prüfungen dieser Mission. Er litt viel an Krankheit und wurde sogar an der rechten Seite wie gelähmt. Dieß Alles wirkte zusammen, ihn zu entmuthigen, so daß er endlich sich genöthigt sah, wieder nach England zurückzukehren, was im Jahr 1856 geschah, ohne daß ein anderer Arbeiter an seine Stelle getreten wäre.

Damit schließt die sonst so interessante Lu-tschiu Mission. Die Komitee in London hatte mittlerweile ihre ersten Gründer und eifrigsten Glieder durch den Tod verloren. Die Erfahrungen mit den beiden Missionaren hatten ihren Muth gedämpft. Im Februar 1860 löste sich die Seemännische Missionsgesellschaft ganz auf und gab den Rest ihrer Fonds, bestehend in 600 Pf. Sterl., an die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ab, mit der Bitte, dieses Geld für japanische Missionsunternehmungen zu verwenden.

Wir sind weit entfernt, hienit eine Grabchrift für die scheinbar mißglückte Unternehmung auf Lu-tschu geben zu wollen. Wir glauben an keinen Tod in der Mission.

Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach', an der wir stehen,
Und weil es deine Sache ist,
Kann sie nicht untergehen.

Aber es geht in der Mission oft durch Sterben hindurch zum Leben, durch Unterliegen zum Sieg, und darum steht die Erfahrung mit Lu-tschu keineswegs vereinzelt da. Wer gedenkt nicht an Madagaskar, an Ostafrika? Ja, war nicht auch Südafrika einst die Stätte gleicher Prüfungen? Dort traf im Juli 1737 der erste Missionar der Brüdergemeinde, Georg Schmidt, ein, um sein Liebeswerk unter den Hottentotten zu beginnen. Gerade auch sieben Jahre lang, wie Bettelheim auf Lu-tschu, hielt er sich dort auf und wirkte im Segen unter den Eingeborenen; aber durch die Feindseligkeit der Boers verdrängt, mußte er die Arbeitsstätte verlassen und nach Europa zurückkehren. Ein halbes Jahrhundert gieng darüber hin, ehe neue Missionare auf südafrikanischem Boden erschienen. Und was für reiche Frucht ist nun aus dem Ersterben des ersten Weizenkorns hervorgewachsen! Also wird der Herr auch das, was auf Lu-tschu begonnen worden, trotz allem Anschein des Widerspiels nicht brach liegen lassen. Er wird, nachdem nun auch Japan für den Verkehr des christlichen Abendlandes geöffnet ist, jene fernen Inseln des Meeres mit Seiner Gnade heimsuchen. Seine starke Hand wird dem Worte vom Kreuze zu rechter Zeit und Stunde dort eine Thüre öffnen, die Niemand zuschließen kann. Daß aber dieß bald geschehen möge, das sei unser Aller Gebet zu Dem, der Alles ordnet nach Seinem Wohlgefallen.



Missions-Zeitung.

Etwas von den Andamanen-Inseln.

Nach dem großen Militär-Aufstand in Indien (1857) erhob sich für die indobritische Regierung die schwierige Frage, was mit den Massen eingefangener Sipoy (der eingeborenen meuterischen Soldaten) gemacht wer-

den solle. Sie inösgesamt aus dem Leben zu schaffen, gieng doch eben so wenig, als sie Alle im Lande zu behalten und etwa in Gefängnissen unterzubringen. Es konnte sich nur noch um Deportation handeln, und diese mußte nach einem Orte geschehen, wo das Entfliehen nach menschlichem Urtheil unmöglich und ihre Gegenwart unschädlich war. Die brittische Regierung wählte die Andamanen.

Diese Inselgruppe, von keiner europäischen Macht in Anspruch genommen u. um ihrer Ungesundheit willen noch von keinem Kolonisationsversuch heimgesucht, liegt im Meerbusen von Bengalen, in der Mitte zwischen Border- und Hinterindien, und etwa 20 geographische Meilen von den südlich gelegenen Nikobaren entfernt. Sie erstreckt sich mit ihren größeren und kleineren Inseln etwa 50 Meilen lang in gerader Richtung von Süden nach Norden und soll im Ganzen eine Oberfläche von 150 Quadratmeilen darbieten. Es sind theils niedrige Korallen-Eilande, theils hochstrebende Vulkangebilde, wie denn der Feuerberg auf der Warren-Insel bis auf 1690 Fuß, derjenige auf Narcondam über 2500 Fuß sich erhebt. Die Bevölkerung, für deren Zahl auch nicht einmal eine Berechnung vorliegt, besteht aus den sogenannten Papua's oder Australnegern, die auf der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft stehen. Die folgenden Mittheilungen verbreiten einiges Licht über dieses unglückliche, noch von keinem Strahl des Evangeliums angeleruchtete Volk, wobei freilich im Auge zu behalten ist, aus welcher Quelle diese Kunde kommt.

Die große Masse der straffälligen

Sipoy's nemlich wurde auf der Ross-Insel angesiedelt, die nur durch einen schmalen Meeresarm von der Hauptinsel der Andamanen-Gruppe getrennt ist. Die Station des englischen Wachpostens ward Aberdeen genannt. Wie auf allen Strafkolonien Englands, so wurden auch hier die Gefangenen bestmöglichst beschäftigt und in strengen Ordnung und Uebervachung gehalten, im Uebrigen aber genießen sie einen gewissen Grad freier Bewegung. Dieß erleichterte Hunderten der verzweifeltsten Gefangenen die Flucht — die trostlose Flucht nach dem gegenüberliegenden Festland der Hauptinsel, um dort noch größeres Elend und meist den sicheren Tod zu finden. Von diesen Entflohenen war Dudnath Tewarry, früher Brahmanensipoy des 14. eingeborenen Infanterie-Regiments in Bengalen, so glücklich, in der Mitte des Mai 1859 nach einem vollen Jahr (er war am 23. April 1858 entkommen) lebendig nach der Station Aberdeen auf der Ross-Insel zurückzukehren. Hier konnte er die Geschichte seiner Irrfahrten erzählen und zugleich Kunde geben — neu zum größten Theil, interessant in allen Theilen — von dem Leben und den Gebräuchen der wilden Horden, unter denen er sich zwölf Monate lang umhertrieb. Auch der Freund der Mission kann nicht ohne höchste Theilnahme solche Kunde vernehmen.

Es war in der Nacht des 23. April 1858, daß eine Bande von 90 Sipoy's, an ihrer Spitze ein gewisser Aga, von der Ross-Insel nach dem gegenüberliegenden Festland entkam, und zwar auf Flößen von Baumstämmen, welche durch Stricke von Pflanzenfasern zusammengedunden waren. Ihre Ab-

sicht und Hoffnung war, nach Birma zu gelangen und dort in die Dienste des birmanischen Kaisers zu treten, dessen Residenz sie nur zehn Tagereisen entfernt glaubten. Am zweiten Tag wuchs die Bande zu 130 Mann an; aber da sie bei der Ueberfahrt ihren Proviant, ihre mitgenommenen armseligen Kleider und das Kochgeschirr verloren hatten, so traf das Elend bald genug ein. Vierzehn Tage lang suchten sie ihren Weg durch den dichten Buschwald, oft ohne es zu wollen zurückkehrend auf Stellen, wo sie früher schon gelagert waren. Nach den ersten acht Tagmärschen, während welchen sie fast verhungerten, trafen sie Bäume an, welche schmachtete Früchte trugen, aber sie hiengen hoch, waren schwer zu erreichen und fanden sich nur spärlich. Auch an Wasser fehlte es gleicherweise; man fand es nur in den Blätterhöhlungen einer riesenhaften Schlingpflanze. Tag für Tag blieben Elische zurück, um zu sterben, bis der Rest endlich am vierzehnten Tage zum ersten Mal mit den wilden Eingeborenen zusammentraf. Trotz aller Versuche, sie freundlich zu stimmen, wurden die Sipoy's dennoch mit vergifteten Pfeilen aus dem Dickicht niedergeschossen oder entkamen nur in den Wald, um dort den langsamen Tod des Verschmachtens zu finden. Dudnath und zwei Andere verbargen sich eine Zeitlang unter einem Busch, wurden aber endlich von den Eingeborenen entdeckt. Die beiden Letztern wurden umgebracht, Dudnath aber verschonten die Wilden, nachdem er viele schwere Wunden erhalten und sich todt gestellt hatte. Die Wunden wurden ihm mit feuchter Erde zugepflastert, und dann schleppten sie ihn auf ein

benachbartes Inselchen, Namens Tur-mugli, einer der Labyrinth-Inseln, drei Stunden südwestlich von der großen Andamanen-Insel. Hier lebte Dudnath und trieb sich als ächter Andamane umher, ohne Kleidung, das Haupt kahl geschoren und von Andamanenkost sich nährend. Bei alle dem blieb er stets gesund. Vier Monate lang beobachteten ihn die Insulaner mit argwöhnischen Blicken und gestatteten ihm nie, eine Waffe zu tragen; gegen das Ende seines Aufenthalts aber ließen sie ihm ganz freie Bewegung.

Die Inseln sind nach Dudnaths Aussage stark bevölkert und die Volkszahl ist in stetem Wachsen begriffen, indem, soweit seine Wahrnehmung ging, im Lauf eines Jahres mehr Geburten als Sterbfälle eintraten. Er sah auf seinen Streifzügen auf den südlichen und westlichen Küsten zum Wenigsten 15,000 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, und traf je nach ein oder zwei Stunden immer wieder ein Feldlager von Eingeborenen. Diese sind stets auf der Wanderung, meist in Parthieen von 30 bis 50 Personen, gelegentlich wohl auch bis auf 300. Sie gehören alle Einem Grundstamme an, und die Proportionen der Geschlechter und Altersstufen sind die gleichen, wie anderswo. Sie sind nicht nur keine Menschenfresser, sondern genießen nicht einmal ungekochtes Fleisch irgend welcher Art. Dienstkertig und herzlich unter einander, sind sie die bittersten Feinde aller Fremdlinge. Von einem höchsten Wesen haben sie keine Vorstellung; dagegen scheint es, daß sie die bösen Geister des Sturms und des Gewitters verehren. Sie gehen nackt und scheinen von Furcht nichts

zu wissen. Von Feldbau fand Dudnath nichts bei ihnen; sie leben von wildwachsenden Früchten und Wurzeln, vom Fischfang und der Wildschweinjagd, wobei ihre Kochkunst höchst primitiv ist. An ihren Leibern gestatten sie keinen Haarmwuchs, und die Weiber sind es, welche sich selbst und die Männer mit großer Gewandtheit scheeren mittelst kleiner scharfer Glascherben, die nicht dicker sind, als die Schneide eines Federmessers. Ihr einziges Heilmittel für alle Uebel und Krankheiten ist rothe Erde vermischt mit Schildkröten-Öel. Im Fall von Quetschungen, Eiterbeulen und Anschwellungen sind abermals die Weiber die Aeryte, indem sie mit scharfen Glasstücken Einschnitte in die Haut machen, bis das Blut reichlich fließt. Ihre Kinder tätowiren sie in den ersten vier Monaten des Jahres, wo die Schädelfrucht und eine große gelbe Pflaumenart sich reichlich in den Wäldern findet; denn während dieser Zeit brauchen sie ja die Kinder nicht zum Wasser zu schicken, um Fische zu fangen, indem jene Früchte Nahrung genug darbieten. Die durchschnittliche Größe der Männer ist fünf Fuß fünf Zoll. Die Frauen sind nicht eben sehr gefällig und zuvorkommend gegen Jene; auch sollen sie, wie die Männer, ein bedeutendes Maaß von Höflichkeit besitzen. Die Eltern lieben ihre Kinder und diese sind gehorsam gegen Jene, — so wenigstens behauptet der Brahmanen-Sipoy Dudnath. Die Natur des Kindes bleibt sich auch auf den Andamanen gleich. „Sie unterhalten sich,“ sagt Dudnath, „mit Spielen gerade wie in Indien. Die Mädchen spielen gerne mit dem Sand am Meeresufer, bauen daraus kleine Kreise oder Vier-

ecke, nennen das Innere ihr Haus und ahmen die Sitten und Gewohnheiten der Erwachsenen nach. Drei- oder vierjährige Knaben spielen mit Pfeil und Bogen, und wenn die Zeit kommt, daß sie ihre Väter auf die Jagd begleiten dürfen (was meist in ihrem achten Jahre der Fall ist), so sind sie bereits geübte und sichere Schützen.“

Dudnath's Mittheilungen über die Andamanen-Frauen sind höchst betrübend und eröffnen einen Blick in die dort herrschenden geschlechtlichen Verhältnisse, wie sie selbst auf den Fidjchi-Inseln nicht vorkommen. Wir übergehen die gräulichsten Züge und erwähnen nur, daß alle Mädchen bis zu ihrer Heirath Gemeingut sind. Ein Mann hat zwar immer nur Ein Weib, aber von Treue gegen sie ist keine Rede. Dem Dudnath übrigens, als einem Fremdling, wurden zwei Frauen zugebach oder angewiesen. Die Vermählungszeremonie wird von ihm folgender Maaßen beschrieben: „Ich habe fünf Hochzeiten gesehen und die Ceremonieen waren immer die gleichen. Nachdem die Braut mit ihren Fingern, die mit rother Erde und Schildkröten-Öel beschmiert sind, den ganzen Körper streifenweise sich bemalt hat, setzt sie sich gegen Abend auf eine Lage von Blättern an den Boden; zehn oder zwölf Schritte davon lagert sich der ähnlich bemalte Bräutigam auf ähnlicher Blätterlage. So sitzen sie schweigend etwa eine Stunde lang, worauf dann der Mann, der sie zusammengeben soll, aus seiner Hütte kommt, den Bräutigam bei der Hand nimmt und ihn zu dem Plaze der Braut führt. Nachdem er ihn sitzen gemacht, beschenkt er ihn, ohne ein Wort zu sagen, mit

fünf oder sechs eisenbespitzten Pfeilen und geht zu seiner Hütte zurück. Nun sitzen die Beiden in vollkommenem Stillschweigen mehrere Stunden neben einander, bis es ganz Nacht ist. Erst am folgenden Morgen dürfen sie mit einander reden.“

„Ich selbst,“ fährt Dudnath fort, „wurde an zwei Frauen vermählt, ohne daß man mich darum gefragt hätte; auch glaube ich nicht, daß die beiden Mädchen vorher deshalb befragt wurden. Bei mir fand jedoch keinerlei Ceremonie statt. Ganz unerwartet kam Putrah zu mir, führte mich, ohne ein Wort zu sagen, etwa vier Schritte von dem Platze, wo seine Tochter Pipa und die Tochter eines gewissen Hira, Namens Dschiga, saßen, und hieß mich zwischen Beiden Platz nehmen. Ich that's. Er wies mit dem Finger auf die beiden Mädchen und wandte sich an mich mit den Worten: 'Dschiri Dschog!' [Heirathe diese!] und verließ darauf den Platz. Ich fand, daß ich mit Pipa und Dschiga vermählt war. Die gewöhnliche Ceremonie fand nicht statt; denn wir waren weder bemalt, noch hatte man mich mit Pfeilen beschenkt.“

Die Wittwen heirathen nicht wieder und leben in strenger Zurückgezogenheit. Die Frauen begleiten ihre Männer selten auf die Wildschwein-Jagd, sondern stehen der „Haushaltung“ vor, gehen Stundenweit, um frisches Wasser zu holen, sammeln Austern und fangen Fische in den Lachen, welche die zurückweichende Ebbe gelassen hat. Sie sind es, die bei den Feldlagern die Hütten aus Blättern und Palmzweigen errichten. Da eine umherstreifende Truppe selten mehr als einen oder zwei Tage an Einem Platze bleibt,

so ist die Pflicht des Hüttenbauens eben keine leichte. Es kann übrigens eine in zwei Stunden fertig sein, worauf sie im Innern mit Blättern bestreut wird, was das Bett der Bewohner bildet. Die Frauen tragen ihre Kinder in einer von Fasern geflochtenen Schlinge, die ihnen um den Nacken hängt und auf die Hüften abfällt. Wird ein Kind geboren, so wird es sofort in kaltem frischem Wasser gebadet, und dann mit der Hand, die am Feuer warm gemacht wird, getrocknet, worauf es nackt bleibt sein Lebenlang, außer zur Regenzeit im März; wo man sich mit Blättern bedeckt, die mittelst Fasern von Schlingpflanzen zusammengenäht sind.

Man sieht, die Eingeborenen der Andamanen stehen nur in Betreff der Menschenfresserei höher in der Stufenleiter der Menschheit, als die Kanibalen der Südsee, wenn man überhaupt da von höher und niedriger reden darf, wo Alle auf so niedriger Stufe stehen.

Als Dudnath Tewarry, der Brahmanen-Sipoy, erfuhr, daß die Eingeborenen es auf einen Angriff gegen die Strafkolonie Aberdeen auf der Ross-Insel abzudenken, ließ er seine Weiber im Stiche und entfloh; um, wie er sagte, „das Leben meiner Kameraden und Mitgefangenen zu retten.“ Walker, der Commandant der Station, wurde dadurch veranlaßt, den Entflohenen und Wiedergekehrten zu begnadigen und zugleich die nöthigen Vorkehrungen zur Abwehr eines etwaigen Ueberfalls zu machen.

Was wird das Loos dieser Inselaner sein? Daß der Eingeborenen der Südsee? oder das der Papua's auf Neuholland? Wird eine Mis-

sionsgesellschaft sich ihrer erbarmen, oder sollen sie allein unter den Geschlechtern der Erde den süßen Namen

Jesu nicht hören, in welchem Rettung von allem Elend zu finden ist? Dem Herrn sei's befohlen.

Gottes Gedanken über Afrika.

Bis in die neueste Zeit hatte Afrika mit seinen unglücklichen Millionen nur für den kühnen Reisenden, für den Missionsfreund und für den — Sklavenhändler ein Interesse. Der erstere war in der Regel für das Wohl der Eingeborenen gleichgültig; der letztere war seit vier Jahrhunderten der Fluch Afrika's. Die Mission aber ist in ihren Kräften noch so gering und in ihren Erfolgen verhältnißmäßig noch so unbedeutend, daß sie kaum den äußersten Küstenrand dieses Erdtheils einigermaßen berührt hat. Weil nun die Christenheit sich nicht durch die Liebe und durch herzliches Erbarmen zu größerer Theilnahme für Afrika bewegen läßt, so sendet Gott, der auch über Ham Gedanken des Friedens hat, den Schrecken und die Noth, um die Christenheit zur Sorge für Afrika zu zwingen. Und zwar ist dieser Schrecken zunächst in England und Amerika eingekehrt.

Englands Wohlstand hängt zu großem Theil von der reichlichen Zufuhr roher Baumwolle ab. Gegenwärtig sind in diesem Land eine halbe Million Arbeiter in den Baumwollfabriken beschäftigt, und die Gesamtzahl derer in England, deren Existenz vom Baumwollmarkt abhängt, beläuft sich auf mehr als vier Millionen Menschen. Das Kapital, das in diesem Handels- und Gewerbszweig dort steckt, beträgt zwischen 60 und 70 Mill. Pf. Sterl. (à Fr. 25), und der Werth der im Jahr 1859 in England eingeführten

Rohbaumwolle war 30 Mill. Pf. Sterling. Von aller Baumwolle aber, die nach England geführt wird, kommen fünf Siebentel aus Amerika. Nun denke man sich die Möglichkeit eines Kriegs zwischen England und Amerika, oder überhaupt einer Störung und Unterbrechung des britischen Seehandels. Was für furchtbare Folgen müßte dieß für Englands Wohlfahrt haben! Ein solcher Schreckensgedanke kommt wohl jeweilen dem britischen Staatsmann und Fabrikanten auch, und wir danken Gott dafür. Denn der Herr scheint dadurch die Augen Englands nach dem jämmerlich veräumdten Afrika lenken zu wollen. Afrika ist ein an Baumwolle unerschöpflich reiches Land. Kann Afrika in den allgemeinen Weltverkehr gezogen, kann seine Bevölkerung zu einem ehrlichen Handel und regsamem Fleiß geweckt, kann das Innere für den Europäer geöffnet werden, so muß es auch mit diesem Erdtheil ein Neues werden. Daher das große Interesse, des neuerdings in ganz England für Afrika erwacht ist; daher die Begeisterung für Livingstone's Entdeckungen, und die Willigkeit selbst der Regierung und der Handelswelt, um der Baumwolle willen Afrika's Wohl zu fördern. Wir sehen Gottes Hand darin.

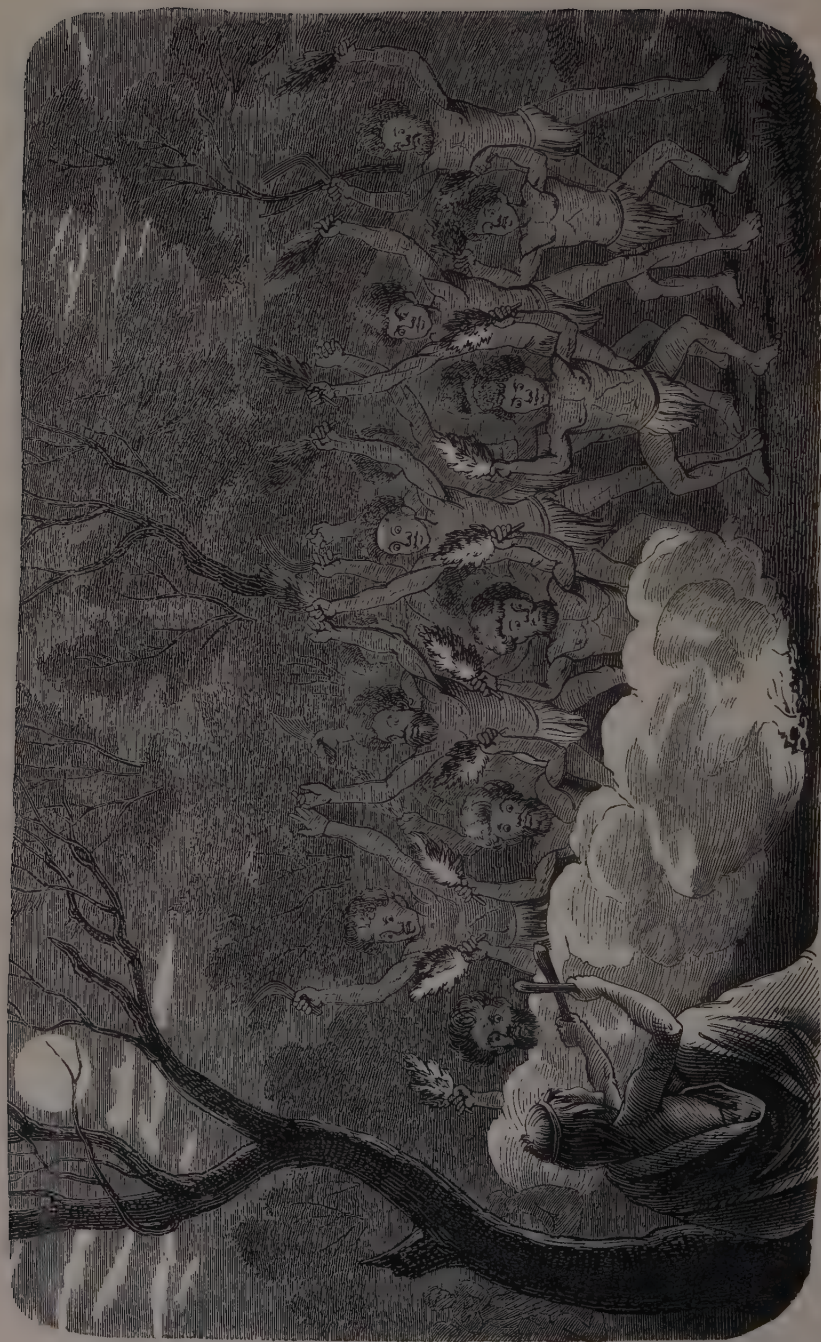
Aber auch in Amerika wirkt die gleiche göttliche Wunderhand. Dort kommt der Schrecken von der ungeheuern Ueberhandnahme der Sklavenbevölkerung her. Im Lauf der letzten

25 Jahre ist die Zahl der Schwarzen in jenem freien (!) Lande von $2\frac{1}{2}$ Millionen auf nahezu vier Millionen, und dennoch der Preis für einen kräftigen Sklaven von 900 auf 1400 Dollars gestiegen. Neben dieser Sklavenbevölkerung steht die Masse freier Neger, die sich so oder anders aus dem Joch zu befreien wußten. Jedermann aber weiß, was für Sorge daraus für die weiße Bevölkerung Amerika's erwächst. Die Gefahr, die von dieser Masse von Schwarzen droht, sucht der Amerikaner zunächst durch die unbegreiflichste Verachtung des Farbigen, durch dessen Herabwürdigung und schmachlichste Bedrückung abzuwehren, während der gesunde Menschenverstand Jedem sagt, daß dadurch die Gefahr nur vermehrt wird. Andererseits fühlen die Tausende freier Neger diese Entziehung ihrer natürlichen Menschenrechte nachgerade immer empfindlicher, und so begegnen sich beide Theile, die Unterdrückten und die Unterdrückten, gegenseitig in dem Wunsch, von einander los zu werden. Dieß hat neuerdings einen höchst interessanten Verein in Amerika ins Leben gerufen, der fast ausschließlich aus befreiten Negern besteht und den Namen „Afrikanische Colonisationsgesellschaft“ angenommen hat. Er wird von Amerikanern und Engländern, meist aus Angst und Noth, unterstützt und in seinen Zwecken befördert. Wir sind aber der Ueberzeugung, daß Gott seine Hand dabei habe.

Die Zwecke dieses Vereins sind am besten ersichtlich aus einer Rede des amerik. Predigers Bourne, der gegenwärtig in England für denselben kollektirt. Folgendes sind die Haupt-

gedanken seines lehrreichen Vortrags: „In Amerika nimmt d. Sklavenwesen mehr als je überhand. Baumwollencultur ist dort der Hauptstützpunkt der Sklaverei. Indem England $\frac{3}{4}$ seiner Baumwolle aus Amerika bezieht, fördert es die Sklaverei und verhindert ihre Vernichtung. Afrika ist ein großer Baumwollendistrict; sie ist dort einheimisch und perennirend. Viele Farbigen in Amerika wünschen dahin zu gehen, theils um das Evangelium zu predigen, theils um die Civilisation unter den Negern zu fördern und Baumwolle nach England (samt andern Artikeln) zu exportiren. Könnte so aus Afrika Baumwolle auf den englischen Markt gebracht werden und zwar um geringeren Preis, so müßte die Sklaverei in Amerika als nicht profitabel aufhören. Bereits ist eine Parthie freier Farbigen nach dem Yoruba-Land (Central-Westafrika) gegangen, und hat mit den Fürsten des Landes Friedensverträge geschlossen; christlichen Kolonisten sind alle möglichen Vortheile in Aussicht gestellt und garantirt; die Häuptlinge und Eingeborenen bewillkommen den Missionar und den Kolonisten aufs herzlichste. Eine andere Abtheilung ist im Begriff von New-York abzugehen. Die Uebelfahrt und erste Versorgung eines Kolonisten erfordert 20 Pf. St. (Fr. 500). ic.“

Dieß im Allgemeinen die Gedanken des Redners. Wir erwarten von diesen Bewegungen keineswegs die Befreiung Afrika's, sondern nur zunächst die Eröffnung des Landes. Davan aber muß sich nach Gottes Rath die Folge knüpfen, daß auch den Völkern Afrika's das Evangelium gepredigt wird „zu einem Zeugniß über sie.“



Häthlicher Tanz der Eingeborenen von Neuholand.
(Nach einem Bild in dem Missionsblatt der Brüdergemeinde.)

Die Eingeborenen von Neuholland.

Zweite Abtheilung. Missionsversuche der Brädergemeinde.

1. Die Aussendung.

Als im August 1722 auf dem Gutberge bei Berthelsdorf unter der emßigen Arbeit des mährischen Bruders Christian David und seiner Leidensgefährten die ersten Hütten der neuen Ansiedlung sichtbar wurden, da rief Pastor Schäfer von Görlitz mit prophetischer Ahnung: „Gott wird auf diesem Hügel ein Licht aufstecken, das ins ganze Land hinaus leuchten wird.“ Wir dürfen hinzusetzen: nicht bloß ins ganze Sachsenland, sondern in alle Welt hinaus! Denn Herrnhut ist nach Gottes Rath und Wohlgefallen eine Stadt auf dem Berge geworden, von welcher helle Strahlen des lautern evangelischen Lichts bis in die finstern Verter der Heidenwelt hinausleuchteten und Bächlein des Lebens ausgiengen, um unzählige wüste Stätten dieser Erde zu wässern und zu befruchten.

Was die Brädergemeinde, die dort ihren Anfang nahm und noch heute ihren Mittelpunkt hat, nach Innen und Außen geworden ist, das ist sie durch zwei bedeutungsvolle, mächtig zusammenwirkende Elemente geworden. Das eine liegt in der geistlichen Zubereitung und Eigenthümlichkeit des ersten Anwurfs der neuen Gemeinde, — der mährischen Brüder; das andere in der Persönlichkeit des Grafen von Zinzendorf, der Seele dieses jungen Gemeinewesens. Beide gehörten zusammen, wie Leib und Seele, um das zu werden, was aus ihnen geworden ist. Die Reste der mährischen Brüder, die auf dem Gutberge eine Zufluchtsstätte fanden, waren durch das Feuer der Trübsal und blutigen Verfolgung geläutert und gestählt. Sie waren der Welt, und die Welt war ihnen gekreuzigt. Aus dem Ofen

des Glends brachten sie eine Kraft des Glaubens und der Liebe Jesu als Frucht mit sich, die sie der ersten apostolischen Christengemeinde gleichförmig machte. In Christo, ihrem Herrn, mit allen Fasern ihres Lebens gewurzelt, aus Ihm, dem Weinstock, ununterbrochen Saft und Leben ziehend, durch Geduld und Erfahrung bewährt, waren sie Pflanzen des Herrn, bereit und tauglich, in allen Stücken Frucht zu tragen in Gerechtigkeit und Gottseligkeit. Eines nur hatte ihnen gefehlt: ein gesichertes und wohlgeordnetes Gemeinschaftsleben, diese Bedingung großer, nachhaltiger Kraft- und Lebenswirkung nach Außen. Diesen Mangel aber ersetzte nach Gottes gnädigem Wohlgefallen Graf Zinzendorf, indem er den zersprengten Resten der „Erulanten“ einen Vergungsort auf seinen Gütern gewährte.

Zinzendorf selbst aber war für diese „Brüder“ mehr als bloß Sammler und Beschützer. Von dem Feuer, das die Liebe Jesu in seinem Herzen angezündet hatte, flogen nicht nur Funken, sondern ganze Brände in das Häuflein von Brüdern, die sich um ihn sammelt. Des Grafen ganze Person war ein Feuerherd, auf welchem die Flammenglut der persönlichen Liebe zum Heiland brannte. Er hatte „nur Eine Passion, und die war Er, nur Er.“ Daß dieses Feuer, indem es des theuern Mannes ganze Natur verzehrte, eben aus dieser Natur auch jeweiligen Rauch- und Aschenwolken mit aufwarf, das können wir kältere, berechnende Leute nun wohl sehen; aber wer darüber das heilige Feuer selbst, das ihn durchglühte, vergessen oder gering achten könnte, der wird Zinzendorf und seine hohe reichsgeschichtliche Bedeutung weder begreifen, noch sich ihrer freuen lernen. Jene Liebesglut, die das Hohelied Salomonis durchzieht, jenes persönliche Verhältniß zu seinem König und Freund, dem Gekreuzigten, dem Lamm Gottes, jenes stete Liebesverhältniß zu dem Menschen- und Gottessohn, das Nichts und gar Nichts zwischen seinem und des Geliebten Herzen duldet und dulden kann, — das ist das Geheimniß der Kraft und des Einflusses, der von Zinzendorf auf die um ihn gesammelten Brüder ausgieng, und der der Brüdergemeinde noch bis auf diesen Tag ihr unverwischliches Gepräge aufgedrückt hat. Die persönliche Liebe aber zum Heiland, die herzmäßige Lebensgemeinschaft mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen ist am Ende Alles im Christenthum. Sie ist die Kraft, die da Wunder thut, und die nicht ruhen kann, bis nicht bloß alles eigene Leben in Christi Tod und Leben aufgegangen ist, sondern auch, bis „der

ganze Kreis der Erden zu Jesu Füßen liegt," Ihm huldigend und in Ihm verklärt.

Dies war Zinzendorfs Element und wurde es auch durch ihn für seine Gemeinde. Was mußte doch die Vereinigung dieser Liebeskraft mit der im Feuer bewährten Glaubensmacht der ersten auf Herrnhut sich sammelnden mährischen Brüder ausrichten! Ist es zu verwundern, daß nicht bloß nach Innen die Gemeinde sich mächtig baute, sondern daß sie auch nach Außen eine lebensvolle und Leben weckende Thätigkeit entfaltete, die uns an die ersten apostolischen Zeiten erinnert?

In der Liebe liegt der unwiderstehliche Trieb der Mittheilung, — der Missionstrieb. Bei Zinzendorf selbst tritt dieß von Anfang an in lebensvollster Ursprünglichkeit zu Tage. „Der Acker ist die Welt," so hieß es bei ihm schon bei seiner Erweckung und Befehrung. Schon in seinem 15. Lebensjahre erwachten in ihm beim Anblick eines getauften Malabaren, welchen Ziegenbalg aus Indien mitgebracht, herz-inbrünstige Missionsgedanken, und er machte mit seinem trauesten Herzensfreunde, Friedrich von Batteville aus Bern, ein Bündniß „zur Befehrung der Heiden, und zwar solcher, an welche sich sonst Niemand machen würde." Als er in seinem 22. Jahre (1722) um die Hand der ihm geistesverwandten Dorothea von Neuß wirbt, deckt er ihr sein ganzes Herz auf und spricht es vor Allem aus, „daß er bereit sei, auf den ersten Wink des Herrn als Missionar zu den fernsten Heiden zu gehen." Wie er dann endlich in Kopenhagen 1731 mit den Arbeiten eines Egede in Grönland bekannt wird und aus dem Munde des Negerflaven Anton von St. Thomas (Westindien) selbst den Jammer der Heiden vernimmt, da sieht er und bald nachher die Gemeinde zu Herrnhut mit ihm aufs deutlichste, welchen Weg der Herr ihn und sie gehen heiße. Am 19. Januar 1732 zogen die ersten Sendboten der Brüder in die Heidenwelt aus. Zinzendorf aber rief ihnen nach: „Nur ja keine Schulmethode, sondern das einfache Evangelium. Eure Sache ist, den Heiland zu den Heiden und die Heiden zum Heiland zu bringen." Von da an ward und blieb die Brüdergemeinde eine Missionskirche. Jener Bund des Grafen aber mit Batteville, daß ihre Liebe denjenigen Heiden vor Allem nachgehen wolle, „nach denen sonst Niemand frage," also den verlorensten und verachtetsten unter Allen, so wie jene Missionsregel, welche der Graf den ersten Sendboten nachrief, —

das blieb auch Bund und Regel der Gemeinde in Sachen der Heidenmission bis auf diesen Tag.

Was der Herr durch die Brüder, die aus Herrnhut in die Welt des Heidenthums auszogen, ausgerichtet habe, das liegt vor aller Welt Augen. Sie sind durch einen 130 jährigen Segen vor Jedermann legitimirt. Sie haben ihre Prüfungen und ihre Siege gehabt, ihre Schwachheiten und Heldenthaten, ihre Rückschläge und Fortschritte, ihr Kreuz und ihre Krone. Ihre Kraft in der Mission aber liegt, abgesehen von dem in der Gemeinde waltenden Geiste, vor Allem in demjenigen Punkte, durch den sie sich so wesentlich von allen andern Missionsgesellschaften unterscheidet: — sie ist nicht eine Missionsgesellschaft, sondern eine Missionskirche, in sich einig, durch geistlich lebendige Fugen und Gelenke fest unter sich verbunden und wohlgegliedert, durch ihre Verfassung stark. Auf diesem Einen Unterschiede beruht zu großem Theil auch der Unterschied der Schwierigkeiten, Kämpfe und Anfechtungen, welche die Missionsgesellschaften daheim und draußen zu bestehen haben. Denn daß diese Gesellschaften, im Unterschied von der Bräderkirche, sich nicht bloß der versunkensten unter den Heidenvölkern, sondern auch der gebildeten Brahmanen und Chinesen annehmen, kann doch wohl diesen Gesellschaften nicht zum Vorwurf gemacht werden. Daß eben damit auch die Art der Zurüstung und Ausbildung der Sendboten, die Missionsmethode, die Stellung der Missionare u. in vielen Stücken hier anders sich gestalten müsse als dort, begreift auch der Einfältigste ohne Schwierigkeit. Wenn aber die theure Bräderkirche vom Herrn ihre Legitimation auf dem Boden der Heidenmission empfangen hat, haben nicht auch die Missionsgesellschaften der Neuzeit sie in gleichem Maße von demselben Herrn empfangen?

Man hört in unsern Tagen nicht selten unliebsame Vergleichenngen anstellen zwischen den „vornehmen“ Missionsgesellschaften und der „einfachen“ Brädermission. Wissen auch diese Freunde, was sie da reden und richten? Es sollte wahrlich nicht also sein. Wir sind versucht, ein Wort jenes reichbegabten Weltkinds, des Dichters Göthe, solchen oft sehr ungerechten Vergleichenngen entgegen zu stellen, so wenig das Wort auch in anderer Beziehung paßt. Als nemlich über den Vorzug Schillers oder Göthe's in des Letzteren Gegenwart hin und her gestritten ward, da rief er unwillig: „Bleibt mir vom Leibe mit jenen nergelnden Vergleichenngen zwischen mir und Schiller;

freut euch lieber, daß die Natur zwei solche Perle hervorgebracht hat!" — Christus ist Gottlob auch heute noch nicht zertheilet, und der Heiland der Brüderkirche ist auch unser Heiland, ihre Missionspredigt unsere Predigt, ihr Segen unser Segen, ihre Freude auch unsere Freude.

Doch es ist Zeit, die Arbeit der Brüdergemeinde an dem tiefversunkenen Geschlecht der Eingeborenen von Neuholland kennen zu lernen. Wir haben unsere früheren Mittheilungen über die Papua's (im Aprilheft) damit geschlossen, daß wir auf das Mißlingen hinwiesen, das die verschiedenen englischen und deutschen Missionsgesellschaften auf diesem Arbeitsfeld erfahren mußten. Den abgebrochenen Faden nahm die Bräderkirche im Namen des Herrn auf, und zwar zu einer Zeit, die nicht eben geeignet schien, Neues zu unternehmen. Während nemlich in den sturmbewegten und angstvollen Jahren 1848 und 1849 mancher christliche Verein mit banger Sorge sich fragte, ob er wohl in so böser Zeit auch werde seine bestehenden Arbeiten erhalten können, spannte die Brädergemeinde mit fröhlichem Glaubensmuth ihre Seile weiter aus und begann zwei ganz neue Missionen: die zu den Mongolen in Central-Asien und die auf Neuholland.

In dem Bericht der Brüder-Unität vom Jahr 1849 lesen wir Folgendes in Betreff der neuen Unternehmung in Australien: „Seit mehreren Jahren waren wir zu wiederholten Malen aufgefördert worden, einen Versuch zu einer Mission unter den Eingeborenen Neuhoollands zu machen. Es war uns zwar nicht unbekannt, daß schon mehrere treue und begabte Knechte des Herrn vergebliche Versuche gemacht hatten, diesem sittlich verderbten, in schwer zugänglichen Wildnissen herumirrenden und noch auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehenden Menschenstamme mit dem Evangelium beizukommen. Indessen erkannten wir in den Umständen deutliche Winke des Herrn; auch hatten jene Aufforderungen schon in unsern Gemeinden Anklang gefunden und in mehreren Brüdern den Trieb erweckt, dem Herrn, wenn es sein Wille wäre, auf diesem Felde zu dienen; und so kam die Synode zu dem einmüthigen Beschluß, jenen Versuch auf den Herrn zu wagen, in der glaubigen Zuversicht, daß Er, wenn seine Stunde geschlagen habe, seine Absichten auch durch schwache Werkzeuge ausführen könne. Wir glaubten den Anfang auf diesem uns noch völlig unbekannten Felde ganz im Kleinen machen zu müssen.

Zwei Brüder aus dem Handwerksstande, Läger und Spiesefe, wurden im Laufe des Sommers 1849 dazu berufen, und sie haben den Antrag mit freudigem Muthen angenommen. Wir konnten ihnen keine andere Instruktion mitgeben, als daß sie dort mit Gebet um die Leitung des Herrn auf die Umstände achten, und suchen sollten, auf welchem Wege sie den Eingeborenen in Neuholland beikommen könnten.“

In demselben Jahre am 12. October segelten die beiden genannten Brüder unter tausend Segenswünschen der Glaubigen auf einem Auswandererschiff von London ab. Der Herr geleitete sie glücklich und ohne den geringsten Unfall über die große Tiefe, und schon nach 94 Tagen landeten sie am 6. Februar 1850 bei der Stadt Adelaide. Nach kurzem Aufenthalt daselbst, der ihnen durch das Zusammenreffen mit ausgewanderten Deutschen angenehm gemacht ward, giengen sie wieder in See und erreichten Melbourne, — den Ort an der Südküste des australischen Festlandes, nach dem sie zunächst gewiesen waren, — am 26. Februar 1850. „Voll Dank und Freude,“ so schließt Br. Läger seinen ersten Bericht von dort, „konnten wir uns zu den Füßen unsres Heilandes niederwerfen und Ihm unsere Herzen aufs Neue zu seinem Eigenthum weihen. Er hat viel an uns gethan.“ Der treffliche Gouverneur von Port Philipp, Joseph Latrobe, ein Bruder des Agenten der Brüder-Mission in London, empfing sie mit großer Liebe und schrieb selbst an die Unität: „Ich heiße die beiden würdigen Missionare, Läger und Spiesefe, im Namen Gottes willkommen, und werde alles thun, was in meiner Macht steht, um den großen und wichtigen Zweck ihres Hieherkommens zu fördern. Möge Gottes Segen sie begleiten in ihrem künftigen Berufe! Sie sind gesund und frohen Muthes, und wissen, daß auch an diesem fernen Ende der Erde die armen Heiden, sobald des Herrn Stunde schlägt, das Evangelium annehmen und glauben werden!“ *)

*) Es war im Jahr 1858, daß der Herausgeber mit vielen andern Fremdlingen auf einer der Alpenhöhen der Schweiz umherwanderte. Ein hochgewachsener, breitschultriger, sonnenbräunter Herr, mit dem breitkrämpigen Strohhut auf dem Kopf, den rothgewürfelten schottischen Shawl um die Schultern und dicksehlige Schuhe an den Füßen, schloß sich unversehens an mich an. Das ruhige und doch lebhaftige Auge, die feinen Manieren, die geistreichen Bemerkungen verriethen den erfahrenen, gebildeten Gentleman. Das Gespräch kam auf die Länder und Völker der Erde, auf die Missionen da und dort, auf die Brüdermission in

Melbourne ist die Hauptstadt von Australia felix oder Port Philipp. Sie liegt eine halbe Stunde von der Hobsonsbai an dem Yarrarayra-Fluß, eine schöne Stadt mit breiten geraden Straßen, die sich im rechten Winkel schneiden. Schöne Läden und ein lebhafter Handel zeugen von dem Wohlstand dieser Kolonie. Die Stadt zählte damals 19,000 Einwohner, hat sich aber seitdem bedeutend vergrößert, namentlich dadurch, daß das reichliche Auffinden von Gold unzählige Menschen von allen Himmelsgegenden und aus allen Nationen nach Australien gezogen hat. Es befanden sich damals acht Kirchen in Melbourne, in welchen das Evangelium in englischer Sprache verkündigt wird. Hier hielten sich die beiden Brüder etwa sechs Wochen lang auf, um sich mit den dortigen Missionsfreunden zu berathen über die beste Art, wie sie ihr schwieriges und großes Werk angreifen sollten. Außerordentliche Theilnahme erwachte für diese einfachen und demüthigen Sendboten. Sie wurden allenthalben in die gläubigen Familien eingeladen; auch in öffentlichen Versammlungen wurde ihre Sache den Freunden des Reiches Gottes empfohlen. Br. Träger schreibt darüber: „Wir wohnten einem öffentlichen Examen der Sonntagschüler einer englischen Kirche bei, das sehr befriedigend ausfiel, sodann dem Jahresfest einer andern Sonntagschule, bei welchem auch der Bischof zugegen war. Letzterer bewillkommte uns sehr freundlich, stellte uns der Versammlung als Sendboten einer Schwesternkirche vor, und empfahl uns ihrer theilnehmenden Fürbitte sehr angelegentlich. Derselbe hielt am 4. April eine Missionsversammlung, in welcher er wieder viel von unserer Ausfendung sprach; auch Prediger Chase, ein begnadigter Christ, dem die Befehrung der armen Papua's am Herzen liegt, knüpfte einen Vortrag an den des Bischofs an, worin er sich glaubensvoll dahin aussprach, daß die Herzen der Papua's durch die einfältige Predigt von Christo dem Gekreuzigten gewiß auch noch für das Reich Gottes gewonnen werden würden. Der Bischof schloß mit der Erklärung, daß es Pflicht aller Christen des Landes sei, uns nach Vermögen beizustehen. Wir genossen im Umgang mit den Predigern der englischen Kirche, unter welchen viel wahres und lebendiges Christenthum zu finden ist, gar manchen unvergeßlichen

Australien. „Sie sind kein Anderer,“ rief ich endlich, „als der Gouverneur von Melbourne, Joseph Patroble!“ So war es. Aus seinem Munde ward mir viel Lehrreiches zu Theil.

Ann. des Herausgebers.

Segen für unser Herz. Der Herr vergelte allen denen, die in dieser Stadt so bemüht waren, uns zu unserm Werke zu ermuntern und uns ihre Liebe und Theilnahme kund zu geben."

Eine in Melbourne erscheinende religiöse Zeitschrift sagt in einem Artikel über diese Mission: „Wir hoffen, daß endlich der Morgen des ersehnten Tages über die armen Heiden unsres Landes anbrechen werde. Wir bekennen, daß wir im Blick auf alle die Schwierigkeiten, welche der Arbeit dieser Sendboten der Bräuerkirche entgegenstehen, betrübt sind, aber nicht hoffnungslos. Wir wissen, wer gesagt hat: Prediget das Evangelium aller Creatur, und läugnen daher die oft behauptete Unmöglichkeit der Bekehrung dieser Wilden, indem wir fragen: Ist auch etwas, das dem Herrn unmöglich wäre? Wir freuen uns des Glaubens derer, die sich diesem Werke widmen; möchten sie die Werkzeuge sein, durch welche der Herr seine gnadenreichen Absichten hinausführen könne. Laßt uns denn ihre Hände stärken in Gott; laßt uns durch unsre Fürbitte sie unterstützen; laßt uns auch für die beten, deren Seelen sie für Christum zu gewinnen streben, und das Werk nach unsern Kräften zu fördern bereit sein."

Als die Brüder endlich die gastfreundliche Stadt verließen, um zu den wilden Papua's zu ziehen, da rief ihnen ein alter ehrwürdiger Mann mit Thränen nach: „Fanget das Gotteswerk getrost im Ausblick auf den gekreuzigten Heiland an. Er wird euer Vertrauen und das Gebet so vieler Gläubigen nicht beschämen." So von allen Seiten gestärkt und erquickt brachen Träger und Spiesse am 11. April 1850 in die Wildniß des Innern auf.

2. Die Anfänge.

Das Innere des Landes ist meist mit Waldungen bedeckt. Dabei ist freilich nicht an Wälder von tropischer Fülle und Schönheit zu denken. Die Bäume stehen sogar weniger dicht als in unsern Wäldern, und gewähren, da sie meist schwach belaubt sind, kaum Schutz vor Regen und Sonnenhitze. Die gewöhnlichsten Bäume sind der rotke und weiße Gummibaum, Stämme von ziemlicher Größe, mit einem Laub, das dem unsrer Weiden ähnlich ist. Der Boden ist mit Gras bedeckt, ein treffliches Futter für die Schafe und Rinder der Viehstationen, die von den Europäern weit in das Land hinein angelegt

sind. Obwohl Neuhoßland arm an schönen und malerischen Gegenden ist, so ist doch der Boden meist fruchtbar und belohnt die Mühe des Kolonisten mit reichem Ertrag. In jenen Wäldern leben die Papua's im Zustande der Wildheit, meist am Ufer der Flüsse sich aufhaltend und von Fischen, Wurzeln und Beeren sich nährend.

Ein frommer Engländer, Herr Parker, besaß mitten in dem Gebiete der Schwarzen ein Anwesen, auf dem er sich seit mehreren Jahren in der menschenfeindlichen Absicht angesiedelt hatte, den Eingeborenen die Wohlthat des Schulunterrichts und andere Mittel der Gesittung zu bringen. Dieser Ort, Mount Franklin genannt, lag 74 englische Meilen (25 deutsche Stunden) von Melbourne entfernt, und er sollte den beiden Missionaren nun zunächst zum Aufenthalt dienen, bis sie der Sprache der Eingeborenen etwas sich bemächtigt hätten; dann aber sollten sie weiter ins Innere an den Murray-Fluß ziehen. Herr Parker begleitete selbst mit seiner Familie die Missionare von der Stadt nach Mount Franklin, wo sie in einer viertägigen Reise mit Wagen, nach einer beschwerlichen Fahrt über steile grasreiche Anhöhen, am 15. April anlangten. Während Herr Parker seine eigene Wohnung bezog, ward den Brüdern ein kleines daselbst befindliches Häuschen zum Gebrauch eingeräumt.

Bruder Läger schreibt: „Die bei dieser Station sich aufhaltenden Papua's finden wir in einem weit bessern Zustand, als andere, die wir einzeln als Bettler haben herumlaufen sehen. Uebrigens machte ihr Anblick einen tiefen, unaussprechlich wehmüthigen Eindruck auf uns und preßte uns heiße Seufzer aus, daß der Herr diesen armen Menschen seine Gnadenstunde bald wolle schlagen lassen. Die Zahl der hier wohnenden Schwarzen ist etwa 50, von denen Einige sich elende Hütten gebaut haben, Andere unter etlichen in die Erde gesteckten und mit Baumrinde bedeckten Pfählen leben, die Meisten aber auch diesen Schutz gegen Wind und Wetter nicht haben, sondern des Nachts unter freiem Himmel liegen, mit einem Stück wollener Decke oder einem Pelz, den sie selbst verfertigen, zugebedt. Die ganze Nacht hindurch erhalten sie das Feuer, um das sie liegen, brennend, und ihre Hunde, auf die sie sehr viel halten, sind um sie her. . . . Auf dieser Station ist auch eine Schule begonnen worden, in welcher wir neun Männer und sieben Weiber sahen; der Unterricht beschränkt sich aber auf die englische Sprache, und die Regierung trägt die Kosten dieser Schule. Am Sonntag den 21. April hielt

Herr Parker Nachmittags in der Sprache der Eingeborenen einen Gottesdienst, in welchem einige Psalmen gelesen, ein Gebet und eine Ansprache gehalten wurden."

Bald darauf machten die Brüder ihren ersten Ausflug unter die umwohnenden Papua's. „Als wir einigen Eingeborenen, die um unsern Wagen herstanden, verständlich machten, daß wir ihre Landsleute aussuchen wollten, gaben sie durch Schnalzen mit der Zunge ihre Freude zu erkennen. Am ersten Tage machten wir Mittag auf der Viehzucht-Station eines gutgesinnten Engländers, der uns freundlich aufnahm. Als wir nach Lische in den Garten giengen, sahen wir einige Papua's, die uns nachfolgten. Wir kehrten um, giengen ihnen entgegen und vernahmen von ihnen, daß sie wünschten, wir sollten sie besuchen. Wir begaben uns sogleich zu ihnen und fanden sie in einer Art von Lager beisammen. Wir sagten ihnen den Grund unseres Kommens in dieß Land, daß wir sie mit dem Herrn Jesus unserm Heiland bekannt zu machen wünschten, und luden sie ein, zu uns an den Fluß Murray zu kommen und sich daselbst bei ihren Landsleuten niederzulassen, wo wir sie dann unterrichten könnten. Sie verstanden so ziemlich unser Englisch und erwiderten in gebrochenen Worten, sie seien besser als ihre Landsleute am Murray-Fluß. Einer zeigte uns einen Kamm, Spiegel und Messer und sagte: 'Wir waschen, kämmen und scheeren uns, Jene sind aber noch sehr wild; wir fürchten uns vor ihnen, denn wir lieben das Streiten und Morden nicht mehr; wir sind wie die weißen Leute.' Sie baten uns, des Abends wieder zu kommen, wo wir auch ihren Häuptling sehen sollten. Als wir des Abends wieder kamen, sahen wir sie nach ihrer Weise aufgeputzt und zum Tanz vorbereitet. Ueber den ganzen Körper hatten sie sich breite weiße Streifen gemalt, über das Gesicht schmale rothe. Ein alter Mann und einige Frauen machten um das Feuer sitzend die Musik, die in einem taktmäßigen Aufeinandererschlagen von Stöcken mit Geschrei begleitet bestand. Die Tänzer bewegten sich nicht sehr von der Stelle, verdrehten ihre Gliedmaßen und machten so gräßliche Gebärden, daß es uns unmöglich war, lange zu verweilen. Der Anblick hatte einen gewaltigen Eindruck auf uns gemacht, und mit besondern Gefühlen empfahlen wir uns, ehe wir uns zur Ruhe begaben, für unsern künftigen Dienst unter diesem Volke dem Schutz und Beistand unseres lieben Herrn." Ähnliche abscheuliche Scenen erlebten sie noch an mehreren Orten und kehrten

nach drei Tagen, tief ergriffen von dem Glende dieser entmenschten Geschöpfe, in die Wohnung ihres Gastfreundes Parker zurück. Hier beschäftigten sie sich mit der Erlernung der Sprache, eine Aufgabe, welche doppelt schwierig für sie war, weil es fast an allen Hülfsmitteln dazu fehlte.

Herr Parker hatte sich selbst einiges Wenige von der Papua-Sprache angeeignet und konnte somit den Missionaren einigermaßen behülfslich sein in dieser ersten mühseligen Arbeit. Wir fassen zusammen, was die Beiden in verschiedenen Berichten über ihre Sprachstudien schrieben. „Wir mühen uns noch mit der Erlernung der Sprache,“ sagt ein Brief, „doch haben wir nun einen kleinen Schatz von Worten beisammen und freuen uns mit Dank gegen den Herrn, daß wir so weit gekommen sind. Wir haben einige Worte durch Herrn Parker gelernt, aber mit der Anwendung derselben wollte es Anfangs nicht sehr glücken. Nicht selten haben wir uns, um ein Wort recht fassen und aussprechen zu lernen, tagelang gemüht, mußten oft zu Gebärden unsere Zuflucht nehmen und waren dabei nur froh, daß die Eingeborenen uns Stills hielten. Nach und nach machen wir etwas raschere Fortschritte, und sie sind meist willig, uns zu helfen. Fragen wir Einen nach dem Namen eines Gegenstandes in seiner Sprache, und er ist gut gelaunt, um uns Auskunft zu geben, so fängt er gleich an, auf alle Körpertheile zu zeigen und sie zu nennen; fagen wir ihm dann, daß wir das schon wissen und ein anderes Wort lernen möchten, so sagt er: 'Ihr seid nicht wie die andern Weißen, ihr wollt Alles lernen; wir Schwarze haben aber noch unzählige Worte.' Für die geistliche Sprache und für Mittheilungen aus dem Worte Gottes sind wir noch nicht gefördert genug; aber im gewöhnlichen Gespräch treffen wir schon oft den richtigen Ausdruck. Ein Schwarzer, der von den Europäern den Namen Bonaparte erhalten, hat uns die meisten Wörter geliefert. Als ich (schreibt Bruder Spiesjefe) eine kleine Tour mit ihm machte, und er sehr bereitwillig war, mir Wörter mitzutheilen, sagte er unter Anderm, mit dem Finger in die Höhe zeigend: 'Kingla men Kirfatti.' Nach einigen Fragen fand ich, daß es hieß: Das ist die Höhe. Er suchte mir dann weiter deutlich zu machen, daß da in der Höhe der 'Pei a mei' (Gott) wohne. Ich fragte ihn, was sie von demselben dächten. Er sagte, daß ihre Panghals (Zauberer und Aerzte) sie lehrten, derselbe habe Alles erschaffen, er sei aber leicht zu erzürnen, weshalb sie ihn

durch Tänze versöhnen mußten. Er gab auch dem 'Pei a mei' den Namen 'Mahmam-mu-rof,' was so viel zu bedeuten schien, daß er ein Vater Aller sei. Als wir einmal in ihrem Lager waren und verschiedene Figuren betrachteten, die sie auf Baumrinde gezeichnet hatten, wurden wir von einem der Papua's auf eine sehr scheußliche Figur aufmerksam gemacht, von der er sagte: 'Kingka Natta,' und auf unsere Frage, was 'Natta' sei, erwiderte er: 'Weiße Leute sagen Teufel, schwarze Leute sagen Natta.' Wir hatten lange nach der Bedeutung des Wortes 'nanguruf' gefahndet. Da war nun einmal der Bonaparte bei uns in der Wohnung; er erbat sich eine Feder und ein Stückchen Papier, und fieng an, darauf zu kritzeln; als ich ihm nun sagte: 'Kingka men barrabbe jing ham' (das ist nicht richtig), so erwiderte er: 'Halt nanguruf pa?' (aber wie denn?), woraus wir schließen konnten, daß das bezeichnete Wort 'wie?' bedeute. Ich freue mich auf die Zeit, wo ich völlig geläufig in ihrer Sprache werde zu ihnen reden können, und ich darf sagen, daß es mir viel Vergnügen macht, immer tiefer in dieselbe einzudringen. Es ist indessen nicht leicht, in den Besitz mancher Wörter zu kommen. So wollte ich wissen, ob sie ein Wort für Erretten besäßen. Ich sagte ihnen: wenn Jemand ins Wasser falle und herausgezogen werde, ehe er ertrinke, — wie sie das nannten; erhielt aber immer nur das Wort 'parfa' zur Antwort, welches 'Herausziehen' bedeutet. Nachdem ich mir viel vergebliche Mühe gegeben hatte, vernahm ich es endlich ganz ungesucht."

Auf diesem mühsamen Wege gewannen die Brüder allmählig einen Schatz von 1200 Worten, welche sie sorgfältig zu einem Wörterbuch sammelten, und dann daran dachten, einen kleinen Anfang zu machen mit der Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache der Eingeborenen.

Indessen war ihr Aufenthalt bei ihrem Gastfreund Parker in Mount Franklin ja nur ein zeitweiliger, und es handelte sich darum, den eigentlichen Punkt ihrer künftigen Missionsstation aufzufinden. Sie durchreisten deshalb den ganzen Distrikt von Port Philipp nach verschiedenen Richtungen, um an mehreren Orten die Stämme der Eingeborenen kennen zu lernen und den geeignetsten Platz auszumitteln, wo sie sich unter denselben niederlassen könnten. Wir theilen hier Einiges mit von diesen Untersuchungsreisen. Sie führen uns zugleich ein lebendiges Bild des Volkes, sowie die Gefahren des Missionslebens vor Augen.

Die Brüder bedienten sich dazu eines kleinen einspännigen, für den Zweck eingerichteten Wagens; mit dem sie über Berg und Thal ihren Weg suchten. Auf den einsamen, weitzerstreuten Schafzuchtstationen fanden sie bei den Europäern Aufnahme und freundliche Hilfe. In der Reisebeschreibung von Bruder Läger heißt es: „Es fehlte uns nicht an mancherlei Abenteuern, wie man sich denken kann bei einer solchen Fahrt durch ein so wüßtes Land. Am 12. September 1850 verloren wir den Weg im Wald. Je weiter wir kamen, desto wegloser und undurchbringlicher wurde er. Endlich war es mit unserm Rath aus; wir hatten die Richtung völlig verloren und konnten weder vor- noch rückwärts. Werden wir uns je aus diesem Irrsal wieder herausfinden, fragten wir uns, oder hier umkommen, indem Niemand weiß, wo wir sind? Herr hilf uns! Und siehe, Er wußte, wo wir waren, und hatte schon Rath geschafft. Auf einmal zeigten sich drei Wilde, mit denen wir uns soweit verständigen konnten, daß sie uns die einzuschlagende Richtung bezeichneten, und so kamen wir aufs Geraume. Am 21. fuhren wir durch romantische Gegenden. Schöne Anhöhen mit Granitfelsen und fruchtbare Thäler erquickten das Auge. Aber für unser Wägelein war wenig Bahn zu finden, und der strömende Regen durchnäßte uns tüchtig. Da auf einmal bekommt unser Wagen, einen jähen Abhang herunterrollend, das Uebergewicht, und weit weg wurde Br. Spiesefe in seinem Sturz geschleudert, während ich unter den Wagen zu liegen kam. Wir hätten des Todes sein können; aber die Engel schützten uns. Nach einiger Zeit sich aufraffend half mir Br. Spiesefe aus meiner Klemme, und wir waren Beide unbeschädigt. Am 23. erreichten wir des Morgens den Goulburn-Fluß, nachdem wir in der vorhergehenden Nacht so glücklich gewesen waren, in einer leeren Strohhütte ein Obdach zu finden, und gelangten zu einer Schäferstation, in deren Nähe wir den ersten Stamm von Eingeborenen auf dieser Reise antrafen. Welche Freude für uns! Der erste der Papua's, den wir sahen, saß am Ufer des Flusses, sich träge sonnend, ein Mensch von abscheulichem Ansehen. Er stand auf, als wir kamen, und fragte uns trotzig in gebrochenem Englisch: 'Wie heißt ihr weiße Bursche?' Kaum die Antwort abwartend, änderte er den Ton und bettelte nach der Schwarzen Weise: 'Gebt mir Tabak, gebt mir Pulver, gebt mir Fischangeln,' und da wir ihn nicht befriedigen konnten, rief er höhnißch aus: 'Arme Kerle!' Sodann zeigte er nach dem Lager seines Stammes und sagte:

'Mehr Schwarze dort!' Wir giengen zu ihnen und fanden auch an ihnen Bettler, die für unsere Botschaft und Zusprache kein Ohr hatten. Sie thaten uns aber auch nichts zu Leide, und wir giengen endlich im Herzen bewegt und zum Herrn seufzend davon. Am 30. gelang es uns, den Goulburn-Fluß zu passiren, auf dessen anderer Seite wir zwei Papuafamilien fanden. Es war uns aber nicht möglich, uns ihnen verständlich zu machen. Von der Station eines Herrn Pearse aus, der uns freundlich aufgenommen hatte, kamen wir in eine große, unübersehbare, walblose Ebene. Die weite Fläche war, so weit das Auge reichte, mit Gras und Sträuchern bewachsen und hin und wieder durch eine Menge von Blumen geschmückt, ein gar lieblicher Anblick. In dieser Ebene soll aber schon Mancher ver- schmachtet sein; denn da ist kein Bach, keine Quelle zu finden, die dem Durstenden einen Tropfen Wassers böte. Wir durchfuhren sie glücklich und kamen an das Ufer des schönen Murray-Flusses. Gar lieblich begrüßte uns das Rauschen seiner Wellen, an deren Strand wir nun hinfuhren, bis wir an der Station Maiden's Pond an- langten und gütige Aufnahme fanden bei Herrn Betts. Hier trafen wir wieder ein Häuflein Papua's an. Wir sahen unter diesen größere und stärkere Leute, als uns sonst vorgekommen sind, und konnten uns mit ihnen etwas unterreden. So roh, so stumpf, ja so thierisch wilb, und doch so stolz und eigengerecht! Sie wollten nichts von Gott und unserer guten Botschaft wissen und rühmten sich gewaltig, sie seien nicht so wilb als Andere. Wilde und Mörder würden wir am Swanhill und Boga-See finden; sie aber seien gut und bedürfen unser nicht. . . . Am 8. Oktober hatten wir wieder das Unglück, uns in einer iden Wilbniß zu verirren. Wir standen unsägliche Beschwerden und Mühsale aus, bis wir doch endlich wieder an den Murray gelangten. Dort fanden wir des Abends eine Futterstelle und hohes Gras für unser Pferd und spannten aus. Wir schliefen bei einem Feuer ein, das wir angezündet hatten, übermüde und ent- kräftet. Aber welcher Schrecken! Als wir erwachten, war das Pferd fort und nicht wieder zu finden. Br. Spiesefke gieng es suchen, wäh- rend ich beim Wagen blieb. Er entfernte sich immer weiter, und kam auch nicht wieder; es war eine trostlose Lage. Wie leicht konnte er von den Wilden überfallen und todt geschlagen sein! Schon dachte ich nach langem Harren in heißer Sonnenglut daran, einige Baum- stämme zu fällen, und, wenn er nicht wieder käme, auf denselben

den Fluß zu passiren und vielleicht jenseits einen Pfad aus der Wüste zu finden. Als ich aber eben das Beil erhebend aufschaue, sehe ich ihn wohlgemuth dahergeritten kommen. Er hatte glücklich die von uns zuletzt passirte Station aufgefunden, deren Besitzer ihm ein anderes Pferd lieh. Unser Pferd wurde später auch wieder gefunden und uns unverfehrt zugestellt. — Am 11. Oktober erreichten wir die Station des Herrn Campbell am Goulburn-Fluß, und freuten uns, an ihm einen warmen Freund unserer Missionsfache zu finden. Er interessirt sich in christlicher Weise für die Eingeborenen und versteht es auch gut, mit ihnen umzugehen. Am 17. Oktober kamen wir an den Voga-See, an dessen Ufer wir in einer Schäferhütte Nachtquartier machten. Am 18. erblickten wir den Swanhill (Schwanenhügel), das fernste Ziel unserer Reise. In dieser Entfernung von Melbourne (200 engl. Meilen oder 70 Stunden) sind die Schafzuchtstationen schon sehr selten und liegen weit auseinander. Eigentlich war es hier mit unsrer Kraft und unsrem Muthе ziemlich zu Ende. Wir sollten nun aber auch den Zweck unsrer Reise erreicht haben. Alle Leute, mit denen wir sprachen, gaben uns den Rath, uns am Voga-See niederzulassen, weil sich diese Gegend vorzüglich für eine Missionsstation eigne. Es wird uns nicht an Gelegenheit fehlen, mit den Eingeborenen zu verkehren, die hier zahlreicher sind, als in dem cultivirteren Theile des Landes. Sie scheinen aber auch willig genug zu sein, wie uns schon gesagt worden war. Auf einem Spaziergang, den wir am Strom hin machten, gewahrten wir eine ziemliche Anzahl derselben auf einer vor uns liegenden Insel. Die armen Menschen hausteten aber da nicht etwa in Hütten oder in irgend einer Art von Wohnungen, sondern den Krokodillen gleich im hohen Schilfrohr, naßend, scheu und unthätig; es war schauerlich anzusehen. Nachher erfuhren wir, daß sie sich aus bösem Gewissen dorthin retirirt hatten; denn sie hatten einen Polizeisoldaten erschlagen. Ueberhaupt fürchtet man sich hier vor ihnen und nimmt sich wohl in Acht, ihnen einzeln in den Wurf zu kommen, denn sie sind zum Todtschlagen bald bereit.

„Erfüllt von dem Gedanken, daß wir nun den passendsten Ort aufgefunden, beschlossen wir, die Rückreise anzutreten. Wir hatten nur erst in Melbourne mit unserm Freund, dem Gouverneur Patrobe, über das Weitere zu verhandeln und uns ein Stück Land in dieser Gegend auszubitten. Am 23. Oktober kamen wir wieder auf

der Station unseres lieben Freundes Campbell an, welchem wir so gleich unsere Gedanken mittheilten, und dem ein Theil des Landes am Boga-See noch zu seiner Pachtung gehört. Er gab uns seinen entschiedensten Beifall und sagte vergnügt: 'Das ist gut; bleibt dabei; einen bessern Ort könnt ihr nicht wählen; dort habt ihr gutes Gartenland und werdet nie Wassermangel leiden. Sollte ich auch einen Theil meiner Pachtung verlieren, so werde ich mich doch herzlich freuen, wenn ihr dort ein Stück Land bekommt.' Am 13. November erreichten wir die Stadt Melbourne, wo unser Freund Latrobe sogleich die geeigneten Schritte that für die Erfüllung unserer Bitte um ein Stück Land am Boga-See. Auch Herr Campbell war in die Stadt gekommen, um uns zu unterstützen. Nach vollendetem Geschäfte kehrten wir über Mount Franklin nach der Station des Herrn Campbell zurück, wo wir am 18. December nach beschwerlicher Reise beide unwohl eintrafen, da wir unterwegs mehrmals von kaltem Regen durchnäßt worden waren."

Nachdem von Seiten der Regierung die Zusage erfolgt war, daß den Missionaren ein Stück Land am Boga-See überlassen werden solle, auf so lange Zeit, als die Mission der Brüdergemeinde Gebrauch davon machen werde, sollte sofort zur Abmessung des betreffenden Landes geschritten und ein Blockhaus zur Wohnung für die Brüder dort erbaut werden. Bis dieß Alles bereinigt war, hielten sich die Brüder fortwährend bei Herrn Campbell auf, wo sie ihre Zeit nützlich anzuwenden wußten mit Fortsetzung ihrer Studien in der Papuasprache und mit Wanderungen unter den nächstwohnenden Eingeborenen, mit deren Sitten und Gewohnheiten sie sich näher bekannt machten.

Br. Spieske schrieb in dieser Zeit folgenden Bericht. „Die Station des Hrn. Campbell, auf der wir uns gegenwärtig befinden, heißt Gunpowder (d. h. Schießpulver). Sie liegt etwa 200 engl. Meilen nördlich von Melbourne, und noch 50 vom Boga-See entfernt. Die Gegend ist nicht so schön und fruchtbar, als die um Mount Franklin, — ein flaches Land mit Ebenen von großer Ausdehnung ohne Wald. Das Klima ist wärmer, die Winde wehen heiß von Norden und treiben die Staubwolken vor sich her, die auch in die leicht gebauten Wohnungen dringen. Das Gras ist ziemlich weggedorrt, und das Trinkwasser aus den Bächen und Gräben ist kaum zu genießen. Auch hier bemühen wir uns, in möglichst vielen Verkehr mit

den Eingeborenen zu kommen, um in der Sprache gefördert zu werden. So oft sich Gelegenheit dazu findet, erklären wir ihnen die Absicht unsers Kommens. Einige hören uns gerne an und scheinen zu begreifen, daß zwischen der Ursache unsers Kommens und dem der andern Weißen ein Unterschied sei. Diese haben uns auf unsre Frage, ob sie zu uns kommen wollten, wenn wir am Voga-See wohnen würden, geantwortet: 'Ja, das wollen wir; wir haben auch schon unsern Landsleuten sagen lassen, daß in Kurzem zwei Weiße kommen würden, um sie von dem großen Vater zu lehren.' Ich finde zwischen diesen Stämmen und denen, die wir an andern Orten gesehen haben, wenig Unterschied. Sie sind, wenn sie sich gewaschen haben, von Farbe kupferbraun. Die Männer sind zum Theil starke, kräftige, wohlgewachsene Leute; die Frauen dagegen, die im Allgemeinen schlecht behandelt werden, sind von schwachem Körperbau. Geht es zur Mahlzeit, so haben die Frauen zu warten und zu sehen, was die Männer übrig lassen. Die Ueberbleibsel werden ihnen zugeworfen. Wollen die Männer eine Pfeife Tabak rauchen, so muß die Frau herbei, um das Stopfen und Anzünden zu besorgen. Zuletzt muß sie sich glücklich schätzen, daß sie die leere Pfeife wieder bekommt, die sie nun sorgsam in ihr starkes Haar steckt und daselbst aufbewahrt. Die Bevölkerung der Eingeborenen ist im Vergleich des Landes sehr schwach. Sie sind in kleine Stämme eingetheilt, die sich einander meist feindlich gegenüberstehen. Stirbt jemand, so heißt es: einer der Feinde sei Schuld daran, und nun suchen sie sich zu rächen, indem sie sich ein Opfer ihrer Mordlust ausersuchen. Haben sie einen solchen Plan gefaßt, so lassen sie davon nicht ab, wenn sie auch wochenlang vergeblich umherschleichen müssen, bis sie Gelegenheit finden, ihn auszuführen. Dem ermordeten Feinde schneiden sie alles Fett aus und nehmen es mit; daher bezeichnen sie einen solchen Mord mit dem Ausdruck: 'das Fett des Gestorbenen zurückerbringen.' Schauerhaft ist die Gleichgültigkeit, mit der die Mütter ihre Kinder tödten, sobald ihnen diese beschwerlich sind. Sie leben als ein unsätes Nomadenvolk und wohnen in Hütten, die sie sich zum Schutz vor der Witterung aus der starken Rinde eines Baumes in sehr kurzer Zeit erbauen, und die sie auch ohne Schmerz wieder verlassen. Am liebsten liegen sie bei schönem Wetter im Freien auf dem Boden. Bekleidet sind sie fast gar nicht. Eine Lanze und einige andere Waffen sind alles, was sie bei sich führen. Seitdem die Europäer im Lande sind, scheinen sie noch sau-

ler geworden zu sein; sie mögen sich nicht einmal gerne um ihren Unterhalt bemühen und gehen am liebsten betteln. Ihr erstes Wort an jeden Weißen ist immer: 'Gieb mir Tabak, gieb mir zu essen.' O wie würden wir uns freuen, wenn sie nach der Speise fragen würden, die sie zum ewigen Leben nähren kann. Wir finden nichts Liebliches an diesem armen dahinstorbenden Volke, fühlen uns aber nichtsdestoweniger herzlich zu ihnen hingezogen, um ihrer theuer erkauften Seelen willen."

Von Mitte Juli bis Anfang October, welches im südlichen Australien die Winterzeit ist, hielten sich die Missionare noch immer auf Hrn. Campbells Station Gunpowder auf, hatten aber viel durch die Mäße der Witterung zu leiden. Heftige Stürme wehten, ein Regenschauer folgte dem andern, alle Gewässer schwellen an, so daß es nicht möglich war, den Ort zu verlassen und nach dem Voga=See zu gelangen. Erst Ende September hörten sie, daß der Loddan=Fluß anfangs zu fallen und bald wieder zu passiren sein werde. Doch erst der 16. October war der heiß ersuchte Tag, an welchem sie ihren Ausbruch bewerkstelligen konnten. Die Reise war mit großen Beschwerden und Gefahren verbunden. Ein Pferd erkrankte ihnen beim Uebersetzen über einen Fluß, viele ihrer Sachen wurden weggespült und das Meiste vom Wasser beschädigt. In einem Sumpf blieb ihr Wagen stecken, so daß sie die Effecten abladen und hinaustragen mußten, um den Wagen zu erleichtern. Oft mußten sie unter freiem Himmel übernachten, und einmal hatten sie einen ganzen Tag nichts zu essen als ein Stück Zucker. Am 21. October 1851 langten sie endlich am Voga=See an und durften den dort von der englischen Regierung für sie bestimmten Platz, auf welchem bereits ein kleines Blockhaus zu ihrer Wohnung errichtet war, beziehen. Da gab es nun alle Hände voll zu thun. Die Hütte mußte erst wohllich gemacht, die Wände und Ramine verstrichen werden, damit der Wind nicht zu allen Ecken und Enden hereinspiff. Häusliche Arbeiten, als Kochen, Waschen, Plätten &c., mußten die Missionare selbst verrichten; zugleich galt es, einen Garten anzulegen und das Land zu bebauen, um künftig ihr eigenes Brod zu essen. „Obgleich wir hier mit allerlei Entbehrungen reichlich zu kämpfen haben,“ schreiben die Brüder, „so fühlen wir uns doch recht wohl dabei und blicken in Hoffnung auf die Zeit, da der Herr diese Ginde in einen Garten Gottes verwandeln wird; denn wir sind versichert, daß, wenn Er uns nur ein Ihm

ergebenes Herz schenkt, das in seiner Sache nichts versäumen, aber auch nichts erzwingen will, unsere Hoffnung uns nicht fehlen kann."

3. Leiden und Stärkungen.

Der Glaubensmuth und die Ausdauer der Brüder sollte freilich bald genug auf die Probe gestellt werden. Das Missionsblatt der Brüdergemeinde vom Dezember 1852 sagt: „Unsere beiden Streiter am Boga=See bedürfen unserer Fürbitte.“ Sie haben manchen Kampf zu bestehen. Im Innern ihres Häuschens auf dem Hügel wohnt Frieden und Liebe und das Gefühl des Naheseins des Herrn, dem sie dienen; auch das Gartenland umher fängt an, seine Früchte zu tragen; aber um den Acker der Herzen, auf den sie das Evangelium ausstreuen sollen, sieht es noch gar öde aus. Die Heiden gehen ihnen aus dem Weg, und die Christen laufen dem Gelbe nach und ärgern sich an ihnen. Es kommen nun die Geduldsschulen und Prüfungszeiten, die wohl zu erwarten waren. Der Herr erhalte sie bei Muth und Freudigkeit."

Von welcher Seite her aber die schwersten und schmerzlichsten Prüfungen für sie gekommen seien, ist für den nicht schwer zu errathen, der die Zustände der überseeischen Kolonien zu kennen Gelegenheit hat. Die Europäer selbst, obwohl dem Namen nach Christen, sind das stärkste Bollwerk des Teufels gegen die Rettung und Bekehrung der Heidenwelt. „Um eurerwillen wird der Name Christi gelästert unter den Heiden!“ Das gilt heute noch, wie zu Pauli Zeiten. Ach, welchen Zorn häuft sich die Christenheit auf den Tag des Zorns!

In seinem ersten Briefe vom Boga=See aus schreibt Br. Läger: „Ich habe mit meinem Schreiben gezögert, weil ich die liebliche Hoffnung hegte, ich würde bald melden können, daß wir eine Anzahl Papua's um uns hätten; aber diese Freude ist uns noch nicht zu Theil geworden. Vielmehr ist es dem Feind gelungen, sie bisher durch allerlei Verläumdungen von Seiten der Weißen gegen uns einzunehmen, und wir haben oft an das Wort eines Kolonisten denken müssen, der uns einmal sagte: 'die wenigen Papua's würden die Botschaft von dem gekreuzigten Heilande und seiner Versöhnung am Ende schon anzunehmen geneigt sein, aber die Weißen würden un-

ferer Arbeit alles Mögliche in den Weg legen, wie ja auch die Missionare anderer Gesellschaften erfahren hätten, die deßhalb allein ihr Werk unter den Eingeborenen zuletzt hätten aufgeben müssen.' Der Unglaube, die fleischliche Gesinnung der Weißen, besonders von der niedern Volksklasse, sträubt sich mit aller Macht gegen unser Hiersein." — Der nächste Grund dieser Feindschaft lag darin, daß jene Fleischmenschen befürchteten, durch die Missionare in ihrem schändlichen Verkehr mit den Weibern der Papua's gehindert zu werden, — ein Verkehr, der ebenso gräulich vor Gott, als für die armen Eingeborenen verderblich war, indem die Lustseuche in Folge desselben auf erschreckende Weise unter ihnen verbreitet ward. Die unglücklichen Weiber sind ganz und gar der Willkür ihrer Männer unterworfen und werden von diesen gelegentlich für ein Stückchen Tabak gegen ihren eigenen Willen den Weißen preisgegeben. In einem Brief von Bruder Läger heißt es einmal: „Eines Abends kam ein beladener Wagen bei uns an, und die Eigenthümer desselben spannten aus, um Nachtquartier auf der Station zu machen. Als bald waren die Schwarzen um sie her, um Tabak, Mehl oder Geld bittend. Nach Verlauf einer Stunde suchten sie mit vielem Geräusch ein junges Mädchen, das sich versteckt hatte. Den Grund errathend traten wir unter sie und sagten: 'Ihr wollt das Mädchen den Fremden überliefern?' Sie gestanden es sofort ein, und nun hielten wir ihnen sehr ernstlich die Sünde solchen Verfahrens vor, sagten ihnen auch, daß die unter ihnen herrschende Seuche schon die Folge und Strafe davon sei. Dieß machte Eindruck; denn von Krankheit und Tod hören sie nicht gerne. Einige sagten: 'Das noch nie gehört; nicht gut, einem weißen Mann geben,' und nun brachten sie das Mädchen herbei, das darauf in unsrer Küche in Sicherheit blieb." — „Ein andermal," erzählt Br. Läger, „entstand ein großer Lärm in dem Lager der Schwarzen. Ein Weißer hatte sich von sündlicher Begierde getrieben unter sie begeben, um eines ihrer Weiber habhaft zu werden, wobei er sich mit einer Flinte bewaffnet hatte, da das Unternehmen gefährlich genug war. Am Morgen kamen einige Papua's zu mir und erzählten mir den ganzen Vorgang, indem sie fragten, was ich dazu denke. Als ich meinen Abscheu zu erkennen gab und sie versicherte, die Missionare würden bei ihrer Station so etwas nie dulden, schienen sie darüber erfreut und reichten mir die Hand zum Abschied."

Es mußte natürlich den schamlosen gottentfremdeten Kolonisten

darum zu thun sein, die armen Schwarzen dem Einfluß der Missionare zu entziehen, um sie desto ungehinderter zu ihren gottlosen Zwecken gebrauchen zu können. Zu diesem Ende streuten sie allerlei Lügen und Verleumdungen gegen die Missionare unter den Schwarzen aus, — Lügen, denen diese unwissenden Geschöpfe nur allzu geneigtes Gehör schenkten. Einer sagte ihnen, daß die Missionare die Schwarzen vergiften wollten. Ein Anderer behauptete, sie hätten einen großen Kessel: er habe ihn selbst gesehen, er sei so groß wie ein Wirthshaus; in diesen gedächten die Missionare die Schwarzen zu werfen, um sie darin zu kochen. Als deshalb Br. Spiesefek einst einen Ausgang machte, um die Schwarzen aufzusuchen, und bei der Station eines Herrn Beveridge jenseits des Swanhill mehrere Papua's antraf, die er aufforderte, zu ihnen auf die Missionsstation zu kommen, erwiederten diese, sie seien furchtsam geworden; die Weißen hätten ihnen gesagt, die Missionare wollten sie todt schlagen, in Stücke hauen, kochen und dergleichen mehr. Später hatte Br. Läger ein ähnliches Gespräch mit einigen Männern. „Ich suchte sie zutraulich zu machen,“ heißt es in dem Bericht; „sie aber sagten: 'wir fürchten uns vor euch, denn die weißen Männer haben uns erzählt, was ihr wollt.' Als ich mit der Frage, was denn dieß sei, in sie drang, antwortete Einer: 'Ihr wollt uns die Kinder nehmen und nach Melbourne schaffen, wo wir sie nie wieder sehen; auch die Frauen wollt ihr uns nehmen und uns selbst verstümmeln.' Dabei ergriff er ein Messer und zeigte durch Geberden, was er damit meine. Da ich mich bemühte, ihnen diesen Verdacht zu benehmen, so versprachen sie, sie wollten einmal zu uns kommen, aber ohne ihre Frauen und Kinder.“ — „Neulich hörte ich,“ schreibt Br. Spiesefek, „daß auf einer Station auf der andern Seite des Flusses Schafwasche gehalten werde, und daß dabei viele Papua's beschäftigt seien. Sogleich ließ ich mich über den Murray setzen, um sie zu besuchen. Als ich mich ihnen näherte, erkannten mich Einige schon von weitem; Andere, die mich noch nicht gesehen, aber schon von uns gehört hatten, freuten sich ebenfalls, daß ich sie besuchte. Ich machte ihnen die Absicht unseres Kommens bekannt und forderte sie auf, uns am Boga-See zu besuchen. Zugleich stellte ich ihnen die schrecklichen Folgen ihres sündlichen Umgangs mit den Weißen vor, was sie als wahr zu erkennen schienen. Indessen war ich von den weißen Schäfern, die in einiger Entfernung davon in ihren Hütten geessen hatten, bemerkt worden. Sogleich eilte einer

derselben herbei, gieng, ohne mich zu grüßen, bei mir vorüber zu den Papua's, die ich eben verlassen hatte, und war aufs eifrigste geschäftig, niederzureißen, was ich etwa aufgebaut haben möchte. Er rief ihnen zu: 'Höret auch den andern weißen Mann.' Er sprach nun zwar sehr leise, daß ich es nicht verstehen konnte, aber seine Geberden, die er ihnen vormachte, zeigten mir, daß er ihnen vorstellte, wie sie ihre Kinder und Weiber verlieren würden, wenn sie zu uns kämen. 'Alle gleich verloren,' wiederholte er öfter. Die übrigen Weißen ließen indessen ihren Spott über mich laut genug werden und schrien und pfeiften gewaltig bei meinem Beggehen hinter mir her."

Durch die Entdeckung der Goldfelder im Distrikt Port Philipp hatte auch die Gegend am Boga-See ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Eine Menge europäischer Einwanderer durchzog dieselbe, Andere ließen sich daselbst nieder. Nicht fern von der Missionsstation wurde eine Hauptstraße von Melbourne nach Mount Alexander vorbeigeführt, und die Brüder fürchteten, ehestens ganz in ihrer Nähe ein Wirthshaus errichtet zu sehen. Sie mußten unter diesen Verhältnissen vielfach inne werden, daß das ganze Streben dieser Einwanderer auf nichts als Gold und Sinnengenuß gerichtet war, und daß sie in Beziehung auf das Reich Gottes nicht zu denen gehörten, welche sammeln, sondern zerstreuen. Was Wunder, daß sie, unbekümmert um ihr eigenes Seelenheil, den Werth der Missionsthätigkeit unter den Heiden⁸ auch nicht von ferne verstehen konnten. Da sah denn auch manches Auge mit Neid und Mißgunst auf das den Brüdern von der Regierung angewiesene Land, auf ihr Häuschen, auf den wohlbepflanzten und fruchtreichen Garten, und man gab ihnen deutlich zu verstehen, daß man Anstalten werde zu treffen wissen, sie hinauszutreiben, wenn sie nicht lieber freiwillig abziehen, um Andern den Platz zu überlassen. Gegen solche Drohungen glaubten sich jedoch die Brüder durch die Zusicherungen der Regierung hinlänglich geschützt. Das Schlimmste aber war, daß in eben dem Verhältniß, als die Weißen sich ausbreiteten, die Eingeborenen entweder weichen und Platz machen, oder sich in ein dienendes Verhältniß begeben mußten, das sie gänzlich von den Kolonisten abhängig machte. Dadurch aber wurden sie den Missionaren noch viel unzugänglicher, als sie es in der Wildniß sind.

Außer diesen mittelbaren Hindernissen am Werke hatten die Missionare, wie sich leicht denken läßt, mit den größten unmittelbaren

Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich ihnen von Seiten der Eingeborenen selbst entgegenstellten. Ihr Hang zu unstättem Herumwandern ist schon früher erwähnt worden. Die Stumpfsinnigkeit aber und Uempfindlichkeit für alles Höhere, die thierische Rohheit, die Faulheit und unmenschliche Grausamkeit dieses Volkes hat wohl kaum ihres Gleichen. Ein Papua rühmte sich gegen die Brüder damit, daß er manchem Feinde das Fett aus der Sette geschnitten und sein Fleisch gegessen (?) habe; besonders liebe er die Arme, die Lenden und das Herz; oft auch habe er seinen Opfern bei lebendigem Leibe die Hände abgehauen und das Fett ausgeschnitten. Eine Frau retteten die Brüder aus den Händen ihres Mannes, der sie, nachdem er sie entseßlich geschlagen, über ein Feuer zu halten bemüht war, um sie lebendig zu verbrennen. Dazu kommt auch, daß ihre Zahl immer mehr zusammenschnilzt, in Folge sowohl des Vorbringens der Europäer ins Land, als auch der Kriege, die sie beständig unter einander selbst führen, sowie in Folge ansteckender ekelhafter Krankheiten, von denen sie aufgerieben werden.

Ein erfahrener Kenner des Landes sagt in seinem Werke über Australien, daß die Zahl der Kinder immer eine sehr kleine sei. „Selten hat eine Mutter mehr als fünf Kinder geboren, und von diesen bleiben durchschnittlich kaum zwei am Leben. Viele Kinder werden von den Müttern getödtet; die halbweißen, von Kolonisten erzeugten Kinder werden gewöhnlich gleich nach der Geburt umgebracht. Ursache der geringen Zahl der Nachkommenschaft sind auch die häufig vorkommenden Blattern, und die ihnen ebenfalls von den Kolonisten gebrachte und in schrecklicher Weise unter ihnen verbreitete siphylitische Krankheit, deren Ansteckung die Kinder oft schon mit zur Welt bringen. Auch das rastlose Umherziehen, bei welchem die Weiber ohne Weiteres folgen müssen, läßt manche Kinder nicht aufkommen. Bei einigen Stämmen zählte man auf sechs Weiber nur ein Kind.“

Unter solchen Umständen können wir verstehen, wie der Muth der wackern Sendboten oft am Sinken war. „Der Feind versucht uns bisweilen durch Aufsechtung des Kleinmuths in dieser unsrer öden Wildniß,“ schreibt Dr. Spieske; „es will uns oft scheinen, als ob der Boden, den wir bearbeiten sollen, lauter Felsen wäre. Nur das Bewußtsein, daß der Herr selbst uns hieher berufen hat, und der heiße Wunsch, dem für uns geschlachteten Lamm seinen Schmerzenslohn einzusammeln, und wenn es nur Eine Seele wäre, kann uns

dann wieder ermuntern. Freilich hat es den Anschein, als werde bei dem fortwährenden Eindringen der Weißen im Verlauf von 20 Jahren kein einziger Papua mehr übrig sein; aber wenn die Bestimmung unsrer Mission auch wirklich keine andere wäre, als daß die Sonne des Evangeliums noch die Scheidestunden dieses sterbenden Volkes verklären soll, und einige seiner letzten Sprößlinge noch die Süßigkeit des Wortes Gottes schmecken mögen, so wäre das schon etwas Großes."

In einem Briefe von Br. Läger (28. Juli 1855) heißt es: „Ach liebe Brüder, es ist keine leichte Aufgabe, mit diesen so tief gesunkenen thierischen Menschen umzugehen, und sie so zu behandeln, wie es Heidenboten geziemt. Wenn man ihnen etwas von der Liebe des Heilandes erzählt, so ist ihre Antwort eine Bitte um Mehl, um Kleider und andere solche Dinge; oder die Frage, ob die Ochsen, von denen sie gehört hätten, daß wir sie kaufen wollen, nicht bald kommen würden. Sie hoffen nämlich, daß alsdann für sie werde geschlachtet werden, oder wenn eines der Thiere krank werden und fallen sollte, daß ihnen das Aas als gute Beute anheimfallen könnte. Einige sagten mir kurzweg: 'Wenn du uns Tabak gibst, so bist du gut, sonst kannst du wieder gehen.' Andere fragten, wie viel wir ihnen geben wollten, wenn sie zu uns kämen. Ermahnen wir sie wegen ihrer Faulheit oder sonstigen Laster, so sagen sie: 'Warte nur jetzt, ein andermal will ich hören;' oder: 'Wir haben das immer so geliebt;' oder sie läugnen kurzweg ihre bösen Thaten ab. Redet man den Weibern wegen ihres lüderlichen Lebens, in Folge dessen sie an erschrecklichen Krankheiten leiden, zu Herzen, so weichen sie aus und geben keine Antwort, höchstens daß einmal Eine sagt: 'Sei stille, ich schäme mich;' aber von Besserung ist deshalb noch nichts zu verspüren. Dagegen sind sie sehr geneigt, den Sonntag und die kirchlichen Feiertage zu respektiren, weil da nicht gearbeitet wird, und weil wir denen, die bei uns sind, die Kost für den Tag zu reichen pflegen. Abends sind sie bei schöner Witterung in der Regel sehr lebhaft. Da hält etwa Einer eine Ansprache, um vergangene Zeiten und Thaten ins Gedächtniß zu rufen, oder sie stimmen einen wilden Gesang an, zu dem sie mit Stöcken den Takt schlagen. Tänze zur Verehrung der Geister, wie sie bei den Wilden üblich sind, haben sie zwar nicht an unsrem Platz selbst zu veranstalten gewagt, wohl aber haben sie solche schon am andern Ufer des See's bei nächtlichem Feuer aufgeführt. Ach, daß es dem Herrn gefallen möchte, den armen

Heiden bald die Ohren zu öffnen, uns aber geläufigere Zungen zur Verkündigung seines Evangeliums in ihrer Sprache zu schenken."

Daß der Herr aber nicht über Vermögen versucht werden läßt und auch für den Missionar wieder Stunden der Erquickung, oder wenigstens der Hoffnung herbeiführt, durften auch diese vielgeprüften Brüder erfahren. In einem Brief von Br. Spieske heist es: „Eine Schwierigkeit, die uns früher in beängstigender Weise entgegen trat und uns manchmal fragen machte, ob es nicht doch am Ende dem Feind gelingen werde, uns aus dem Felde zu schlagen, — nemlich die Furcht und Scheu, mit welcher uns die Eingeborenen aus dem Wege giengen, nachdem die Weißen ihnen allerlei Lügen über uns beigebracht hatten, — diesen Berg von Hindernissen und Schwierigkeiten hat der Herr auf unser und der lieben Missionsfreunde Gebet wunderbarlich aus dem Wege geräumt. Im Laufe des vergangenen Monats sind die Eingeborenen, was die Weißen nicht erwartet hatten, in einer im Verhältniß zu der freilich nur geringen Bevölkerung sehr großen Anzahl zu uns gekommen und haben das vollste Vertrauen gegen uns an den Tag gelegt. Gegenwärtig haben sie sich zwar an den Fluß (Murray) begeben, wir hoffen aber, sie später wieder hier zu sehen. Es ist nemlich jetzt die Zeit, wo sie bei niedrigem Wasserstand im Fluß ihren besten Fang thun, so daß sie sich auch auf den Kolonisten-Stationen durch keinen Lohn halten lassen, sondern davongehen, selbst wenn man sie, wie neulich ein Herr zu uns sagte, 'in den Mehlsack hinein stecken' wollte. Sie fangen jetzt Fische, Krebse, Schildkröten, junge Schwäne, Gänse, Enten ic. im Ueberfluß. Auch den hiesigen Strauß, der sich, nachdem die Wasserlöcher in der Wüste ausgetrocknet sind, näher am Fluß aufhält, bekommen sie mit geringer Mühe."

Als eine besondere Hülfe vom Herrn sahen die Brüder auch den Umstand an, daß die beiden bittersten Feinde der Mission durch verschiedene Umstände genöthigt wurden, die Gegend zu verlassen. „Jetzt," schreibt Br. Läger, „haben wir schon einige Male die Freude gehabt, einen Schwarzen bei uns zu sehen. Herr Campbell, unser Freund und Wohlthäter, hatte uns neulich verschiedene Sachen des Hausbedarfs aus der Stadt mitbringen wollen; die Wege waren aber so schlecht, daß er nur langsam vorwärts kam und die Sachen zuletzt in einem Gasthaus am Loddan-Fluß (27 engl. Meilen von hier) zurücklassen mußte, indem er selbst sich nach seiner Station begab. Als

wir hievon Kunde erhielten, machte sich Br. Spiesefe zu Fuß auf den Weg, gelangte noch denselben Tag zu einer Station am Reed Lake (Schiffsee), sodann nach Herr Campbell's Station, und von dort nach dem erwähnten Gasthause. Schon war der fünfte Tag nach seiner Abreise verstrichen, und eine stockfinstere Nacht hatte sich eingestellt, als ich, indem ich noch einmal vor die Thüre trat, das Geräusch eines Fuhrwerks hörte. Das kann kein Fremdling sein, dachte ich, und eilte dem Fuhrwerk entgegen; und wirklich, es war mein lieber Gefährte, dessen Stimme mir entgegentönte, und neben ihm befand sich ein Schwarzer auf dem Wagen. Das war eine überraschend große doppelte Freude. Dieser Schwarze hatte früher in unsrer Gegend gelebt, hält sich aber jetzt am Reed Lake auf; seine Freunde und Verwandten hatten ihn gerne mit Br. Spiesefe ziehen lassen, um uns zu zeigen, daß sie keine Furcht mehr vor uns hätten. Er blieb den nächsten Tag bei uns. Wir beschenkten ihn, nachdem er sich gewaschen hatte, mit einem rothen wollenen Hemd und einem Paar leinenen Beinkleidern; er war ganz außer sich vor Freude, als er sich angekleidet hatte und im Spiegel besah. Der Herr schenkte uns nun auch die Gnade, ihm von seiner Sündenliebe mit recht warmem Herzen zu erzählen, und er hörte uns ruhig und aufmerksam an. Als wir von dem Abscheiden der Seele im Tode sprachen und ihn fragten, ob er schon darüber gedacht habe, wohin seine Seele gehen werde, sagte er: 'Wir denken, daß die Seele in den Busch fährt.' Er verließ uns sodann mit dem Versprechen, wieder zu kommen, und zwar samt seiner Familie, und dann länger bei uns zu bleiben. Ein anderer Schwarzer, Namens Peter, der einen großen Einfluß auf seine Landsleute hat, besuchte uns neulich im Vorbeigehen. Er war längst Willens gewesen, zu uns zu kommen, aber durch die Weißen verhindert worden. Wie er uns erzählte, wollten auch andere Papua's von der Nachbar-Station zu uns kommen. Wir gehen mit dem Gedanken um, diesen Peter in unsre Dienste zu nehmen, was dazu helfen könnte, uns bei den armen Schwarzen Eingang zu verschaffen. Er versprach, mit seiner Familie sich bald zu uns auf den Weg zu machen. Alles das scheint geringfügig, wir aber sehen es als sehr viel bedeutend an und sind der frohen Hoffnung, daß der Herr das Eis durchbrochen hat und uns die Thüre aufthun will."

Derartige Besuche der Schwarzen wiederholten sich nun öfter.

So schreibt Br. Spieseke von einem Besuche von vier Eingeborenen. Diese kamen Abends zu ihnen und baten um Essen. Man gab ihnen Mehl und andere Lebensmittel, wofür sie versprachen, am andern Tag im Garten zu arbeiten. Dieß thaten sie denn auch den andern Morgen und führten bis Mittag fleißig Sand. Später kamen acht junge Männer und zwei Knaben, die zwei Nächte auf der Station blieben. Den Tag über verdienten auch sie sich durch Händearbeit ihre Nahrung. „In mancherlei Arbeit,“ schreiben die Brüder, „sind sie nicht ungeschickt; man muß aber freilich viel Geduld mit ihnen haben und sie bei ihrer großen Trägheit öfters ermuntern. Da sagen diese armen Geschöpfe wohl: 'Warum arbeiten? Wir wollen gerne immer sitzen und doch viel zu essen bekommen.' Doch hören sie es auch willig an, was wir ihnen vom Heiland sagen, und stuken wohl auch darüber. O daß sie bald den Zug des Vaters zum Sohn in ihren Herzen erfahren dürften. Wir haben viel Ursache, uns dessen dankbar zu freuen, was der Herr bereits bei uns gethan hat. Wenn wir bedenken, wie sehr sich die Feinde des Evangeliums zeither bemüht haben, die Heiden von uns ferne zu halten und abzuschrecken, so müssen wir gestehen, es ist ein Wunder, daß wir bereits so Viele um uns versammelt sehen, die auch immer mehr Zutrauen zu uns an den Tag legen. Es haben in der vergangenen Zeit immer wenigstens vier bis fünf Familien von den in dieser Gegend einheimischen Eingeborenen bei uns gewohnt. Auch haben sich oft Besucher von andern, am Murray-Fluß wohnhaften Stämmen bei uns eingefunden, die sich ab und zu einige Tage bei uns aufhalten. Sie machen uns Hoffnung, daß sich auch von dorthier mehrere Familien auf längere Zeit bei uns niederlassen wollen. So scheint unsere Station nun in der That ein Sammelplatz für diese armen Wilden werden zu wollen.“

Zu den Ermuthigungen gehörte es auch für die Brüder, daß sie sich der fortgesetzten herzlichen und thätigen Theilnahme der Missionsfreunde jener Gegend erfreuen durften. So erhielten sie einmal von den Freunden in Melbourne ein Paket Kleider für die Papua's, im Werth von 50 Pf. Sterl., und ein Geschenk von 100 Pf. Sterl. für die Mission. Ein anderer Freund hatte zwei Pferde und einen Wagen für sie gekauft. Von einem Dritten bekamen sie eine bedeutende Parthie grauer Leinwand, Beinkleider und rother wollener Hemden für die Papua's. Freilich sollten sie um jene Zeit einen sehr

empfindlichen Verlust erfahren. „Mit schmerzlichem Bedauern,“ heißt es in dem Jahresbericht der Brüdergemeinde von 1854, „sehen unsere Brüder den bisherigen Gouverneur von Port Philipp, Charles Joseph Latrobe, aus der Landesregierung ausscheiden und nach Europa zurückkehren. Derselbe hat sich der jungen Mission auf das Liebevollste angenommen und ihr seinen Schutz und seine Unterstützung möglichst zu Theil werden lassen, wofür wir ihm den Segen des Herrn erbitten. Dagegen hatten die Missionare die Freude, einen weiteren Mitarbeiter von Europa ankommen zu sehen. Es war Bruder Hansen, der am 17. Januar 1854 in Melbourne landete und dort von Br. Läger an den Voga-See abgeholt wurde.“

4. Die Zeit schwerer Prüfung.

Ein kleiner Fortschritt in den äußeren Verhältnissen war gemacht worden. Das von der Regierung den Missionaren zugewiesene Stück Land ward mit einer Einhägung geschützt gegen Störungen durch Vorbeireisende. Die Eingeborenen hatten mit Hand angelegt bei der Arbeit; sie hielten die dazu nöthigen Stangen im Walde hauen, und diese wurden dann zu mehreren tausenden von den Brüdern in ihrem Wagen durch zwei Gespann Zugochsen, die sie von Herrn Campbell gemiethet hatten, hergeführt. Zwei weitere Blockhäuser wurden aufgeführt, von denen das eine als Küche, das andere als Holz- und Wagenschuppen diente. Auch an ihrem Wohnhaus wurden Verbesserungen angebracht, indem die Wände innen mit einer weißen Thonerde überzogen und von Außen mit einem Cement beworfen wurden, um die Bewohner gegen Wind und Regen zu schützen. Ihr Garten lieferte ihnen bereits einen großen Theil ihres Unterhalts. Kürbisse, Gurken und Melonen hatten sie im Ueberfluß. Türkischer Weizen wuchs 7—8 Fuß hoch, und an Kartoffeln hatten sie mehrere Säcke geerntet. Ein 200 Fuß langer Damm diente als Schutzwehr gegen Ueberschwemmungen. Einige Papua-Familien hatten schon längere Zeit bei den Brüdern gewohnt und sich dem Einfluß und der Belehrung derselben bis auf einen gewissen Grad hingegeben. Vier Familien hatten sogar angefangen, sich etwas eigenes Pflanzland längs des Wasserkanals unter Anleitung der Brüder zurecht zu machen. Sie hatten auch Botschaft an ihre Landsleute von benach-

barten Stämmen gesandt, daß sie jetzt nicht mehr Krieg führen und morden wollen, sondern werden möchten wie die weißen Leute. Aber siehe — der Feind wollte sich seine unumschränkte Herrschaft über die armen Eingeborenen Neuhollands nicht schmälern lassen. Er fand es jetzt zeitgemäß, seine zerstörenden Geschosse gegen die wehrlosen Missionare spielen zu lassen. Ein benachbarter Ansiedler machte ein vermeintliches Recht an den von der Regierung den Missionaren zugestandenen Platz vor den Distriktsbehörden geltend, und erlaubte sich sogleich ein Stück des eben erst fertig gewordenen Gehäges einzureißen. Bald darauf kam der Polizei=Inspektor von Swanhill und erklärte den Brüdern, daß er bevollmächtigt sei, einen öffentlichen Weg durch ihren Platz anzulegen; und damit schritt er auch alsobald zur Ausführung. Diese Straße wurde sogleich von allen Vorbeiziehenden benützt, und die Missionare waren nun aller möglichen Unbill preisgegeben. Br. Läger trat deshalb am 25. Februar 1856 eine Reise nach Melbourne an, um bei der Regierung auf eine Entscheidung wegen des Besitzrechts auf ihren Platz zu dringen. Unmuth, Klein- glaube, Verzagttheit und in Folge davon jugendliche Uebereilung führte die lieben Brüder zu Schritten, die ein ruhiges Harren auf den Herrn verhütet hätte. Doch lassen wir nun den Bericht selbst erzählen.

„Heute kam Br. Läger nach fast zweimonatlicher Abwesenheit von Melbourne zurück und verkündigte uns zu unsrer großen Bestürzung, daß er keinen andern Weg offen gesehen habe, als unsre Mission aufzulösen; denn nach langem Warten auf eine Entscheidung und trotz der treuen Verwendung vieler angesehenen Freunde, und obgleich die Regierung unsre Rechte nach Vorlegung unsrer Dokumente anerkennen mußte, wurde es doch offenbar, daß sie nicht gesonnen sei, uns auf friedliche Weise in unsrem Besitzthum zu schützen. Zu einem Prozeß wollte aber Br. Läger nicht greifen und erklärte unsren Entschluß, bis zum ersten Juli den Platz zu verlassen und die Mission aufzulösen, wenn wir nicht bis dahin eine beruhigende Erklärung erhielten. Am 21. Mai kam der obengenannte Polizei=Inspektor zu uns, um im Auftrag der Regierung unsre Gebäude und sonstige Verbesserungen am Boga=See abzuschätzen. Wahrscheinlich wird die Regierung eine Polizeistation daraus machen. Bei so bewandten Umständen benützten wir am 27. Mai zwei vorbeifahrende leere Ochsenwagen, um unsre Habseligkeiten mit denselben nach der Stadt zu schicken. Als die Papua's sahen, daß es mit unsrem Abzuge ernst

wurde, kamen Einige und fragten: 'Was soll aber aus uns werden?' Wir wußten wohl, daß es ihnen nur um ihren irdischen Vortheil bange war, und mußten ihnen sagen, daß sie die Ohren stets gegen die Botschaft des Heils verstopft und nur nach Mehl und Fleisch gefragt hätten, unbekümmert um ihr ewiges Glück oder Unglück. Ach wir müssen nun abziehen von diesem armen Volke, ohne irgend eine Frucht unsrer Arbeit sehen zu dürfen. Wir sind arme, schwache — ach oft auch träge und läßige Arbeiter gewesen; der Widersacher aber ist unermüdet." — „Wenn nun hieraus klar hervorgeht," so schließt der Bericht der Brüdergemeinde, „wie sehr die Wirksamkeit unsrer Brüder am Voga-See dadurch für die Zukunft gehemmt sein müßte, wenn jeder Vorbeireisende in ihrer und der um sie versammelten Papua's nächster Nähe fortan sein Nachtquartier aufschlagen könnte, und wenn wir überhaupt billig unser Urtheil über die Handlungsweise unsrer Brüder zurückhalten, bis wir umständlichere Nachrichten von ihnen bekommen, so müssen wir es doch schon jetzt aufs tiefste beklagen, daß ihnen kein anderer Ausweg aus ihrer bedrängten Lage übrig zu bleiben schien, als sofort die Mission aufzuheben und das Land an die Regierung abzugeben; und darum müssen wir aufs dringendste wünschen, daß noch im letzten entscheidenden Augenblick der Herr den Brief von Europa hat ankommen lassen, welcher sie entschieden zum Bleiben und Ausharren auffordert, und daß Er dadurch in Gnaden jenen verhängnißvollen Schritt verhindert hat."

Diese Hoffnung der Brüder=Unität ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Missionare schifften sich in Melbourne nach Europa ein und kamen im Januar 1857 wieder in Herrnhut an. Wir theilen den ausführlichen Bericht der Unitäts=Ältesten=Conferenz über diese Katastrophe mit. Im Missionsblatt der Brüdergemeinde (März. 1857) heißt es: „Es ist wahr, unsre zeitliche Missionsunternehmung in Australien hat für jetzt ihre Endschafft erreicht, — eine Begebenheit, die recht geeignet ist, uns zu demüthigen. Wie oft ist, und wohl dürfen wir es selbst sagen, nicht mit Unrecht, die Ausdauer lobend anerkannt worden, welche von unsren Missionaren unter Trübsal und Leiden aller Art in den scheinbar hoffnungslosesten Lagen hier und dort bewiesen worden, ihre Treue, die vor Noth und Tod nicht zurückbehte, ihr kindlicher Glaube, der auch da Probe hielt, wo in der That nichts zu sehen war; hier aber, in Süd=Australien, ist eine mühsam begonnene und eine Reihe von Jahren fortgesetzte Mission

am Ende aufgegeben worden, ohne daß wir die Nothwendigkeit davon zu beweisen im Stande wären. Die Missionare haben ihren Posten verlassen, ehe jede Hoffnung, denselben behaupten zu können, verschwunden war, und sind ohne Erlaubniß, ja gegen den Willen der Direktion, in die Heimath zurückgekehrt. Wohl ist das ein schmerzliches Geständniß; aber wir wollen es nur unumwunden vor unsern lieben christlichen Freunden ablegen und uns beugen vor dem Herrn, daß er uns auch wieder gnädig sei und uns erhöhe zu seiner Zeit. Unsere lieben Leser erinnern sich der Unbilden und Störungen in ihrer Wirksamkeit, denen sich die Missionare auf ihrer Station am Boga-See durch die nach den Goldfeldern passirenden Reisenden ausgesetzt sahen. Mit lasterhafter Zubringlichkeit stellten solche auch oftmals den weiblichen Eingeborenen selbst auf dem Grund und Boden der Missionsstation nach, da ein Nebenweg der großen von Adelaide kommenden Straße dicht bei ihrem Hause vorbeiführte. Um solchen Störungen vorzubeugen, und sich überhaupt im Besiz des der Mission zum Gebrauch überwiesenen Landes sicher zu behaupten, kamen sie auf den Gedanken, nach landesüblicher Weise dasselbe mit einem Zaun zu umgeben. Hätten sie lieber nur dem Schutz des Herrn vertraut und ihn einzig angefleht, um ihre Pilgerhütte und die armen Eingeborenen her selbst eine feurige Mauer zu sein! Durch den Zaun sperreten sie nemlich, wozu ihnen das Recht streitig gemacht werden konnte, jenen Weg ab, und schlossen außerdem auch ein Stück Land mit ein, das sie von der Regierung als Zugabe zu den zuerst bewilligten 368 Morgen erbeten hatten, das ihnen aber noch nicht förmlich zugesichert war. Der Zaun wurde nach einigen Monaten mit Gewalt durchbrochen; sie klagten deßhalb bei der nächsten Behörde, erreichten aber ihren Zweck nicht, weil sich der Generalsfeldmesser gegen sie erklärte, — ein Urtheil, das sie zum Theil einer persönlichen Feindschaft zuschrieben. Die Sache wurde der Colonial-Regierung in Melbourne vorgelegt, welche, das müssen wir ihr dankbar nachrühmen, sich allezeit sehr wohlwollend bewiesen und unsere Mission auf das kräftigste und thätigste unterstützt hatte. Auch Bruder Patrobe's Nachfolger, der Gouverneur Sir Charles Gotham, dessen Stelle übrigens nach seinem leider so frühzeitig erfolgten Tode noch nicht wieder besetzt war, hatte diese Gesinnung bald auf mancherlei Weise, auch durch einen bedeutenden Geldbeitrag, an den Tag gelegt. Wenn nun auch eine schnelle Entscheidung zu ihren Gunsten

den Brüdern nicht zu Theil wurde, obgleich Br. Läger durch eine Reise nach Melbourne dieselbe zu beschleunigen hoffte, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß, hätten sie nur ruhig den endlichen Urtheilspruch abgewartet, derselbe ein gerechter und billiger gewesen sein würde. Und mußten sie denn überhaupt Fleisch für ihren Arm halten? oder sich durch ein vermeintliches Unrecht entmuthigen oder erbittern lassen? Durch Stillsitzen und Hoffen würden sie stark gewesen sein! In der Ueberzeugung, daß unter den obwaltenden Umständen an Erfolg ihres Wirkens nicht zu denken, und jedes Verweilen auf ihrer Station völlig zwecklos sei, verließen sie dieselben nach Beschluß des Br. Läger, dem die Leitung der Angelegenheiten oblag, und schifften sich nach kurzem Weilen in Melbourne nach der Heimath ein, obgleich angesehene Männer sich bereits für ihre Sache bei der Regierung verwenden zu wollen versprochen hatten, treue christliche Freunde zum Warten riefen, der Bischof von Melbourne selbst in einem väterlichen Schreiben zum Bleiben ermahnte, und endlich der noch in Zeiten einlaufende Brief der Missionsdirektion die entschiedene Weisung dazu überbrachte. Dieß war denn also der Ausgang eines Werkes, an welchem sie lange Zeit treulich und unter mancherlei für Fleisch und Blut nicht leichten Verhältnissen gearbeitet hatten, indem sie zuletzt die Hitze, die ihnen widerfuhr, sich fremden ließen, als widerführe ihnen etwas Seltsames, und der Geduld ermangelten, die in den Kämpfen des Reiches Gottes so oft die Bedingung des endlichen Sieges ist; — ein Ausgang, den wir freilich nicht erwartet hatten, und der uns wie gesagt mit tiefem Schmerz erfüllt. Doch wir wollen nicht urtheilen; tragen wir doch Alle das trotzige und verzagte Herz im Busen. Fragen wir uns vielmehr, ob wir in solcher Prüfung bestanden sein würden? ob wir nicht lau und halbherzig waren in der Unterstützung der fernnen Heidenboten durch Theilnahme und Fürbitte? Auch dürfen wir hinzufügen, daß die Brüder jetzt die Uebereilung, deren sie sich in ihrem Verfahren schuldig gemacht haben, einsehen und von Herzen bedauern.“

5. Wiederaufnahme der Mission.

Die demüthige Selbstanklage und die herzliche Beugung vor dem Herrn und vor den Menschen, wie sie sich in dem eben mitgetheilten

Berichte ausspricht, war ohne Zweifel der richtige und gottgefällige Weg, um das durch Uebereilung der Brüder Verfehlte wieder in ein gutes Geleise zu bringen. Der Unitäts-Altesten-Conferenz erwuchs aus diesem Selbstgericht die Freudigkeit und der Glaube, daß der Herr sie nicht für immer von dem Missionsfeld in Australien hinweggewiesen habe. Nach viel Gebet und reiflicher Berathung vor dem Haupt der Gemeinde richtete sie ein Schreiben an die Regierung in Melbourne, worin sie ihre Bereitwilligkeit erklärte, die Mission am Boga-See wieder aufzunehmen, falls die Missionare wieder in den Besitz der Station gesetzt würden und auf Schutz gegen die Eingriffe der Nachbarn rechnen dürften. Das Ergebniß dieser Unterhandlungen war der von freundlicher Zusicherung theilnehmender Hülfe und Unterstützung begleitete Vorschlag des Gouverneurs, daß ein neuer Missionsversuch, zwar nicht an der vorigen Stelle am Boga-See, wo die Umstände sich entschieden ungünstig gestaltet haben, wohl aber in der Gegend des Berges Zero, im Wimmera-Distrikt gemacht werden möchte, wo noch eine weit größere Zahl von Eingeborenen sich finde und weniger Störung durch europäische Ansiedler zu befürchten sei. Dieser Aufforderung zufolge wurden sofort Br. Spiesfede und ein neuer Missionar, Br. Hagenauer, welcher Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Ebersdorf gewesen war, von der Missionsdirektion berufen. Nachdem dieselben in Herrnhut die Ordination zu Diakonen der Brüderkirche erhalten, traten sie im Februar 1858 die Reise nach Australien über London an. Schon am 7. Mai betraten sie den Boden ihres Arbeitsfeldes mit dem schönen Tagestext: „Wie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich auch sie in die Welt,“ Joh. 17, 18; samt dem Liebersvers:

Hier hast du uns Alle zu deinen Befehlen;

Je mehr du befehlst, je mehr Siege wir zählen.

In einer Audienz bei dem Gouverneur, Sir Henry Barkly, an den die Brüder auch ein Empfehlungsschreiben von Herrn Latrobe in London hatten, wurden sie huldvollst empfangen und erhielten von dem wackern Manne die Versicherung, daß es ihm eine Freude sein werde, vereint mit dem Bischof zum Besten ihrer Sache zu wirken. Folgende drei Bewilligungen wurden ihnen von Seiten der Regierung in Aussicht gestellt: — erstlich ein Platz für Errichtung der Missionsstation; zweitens ein Stück Reserveland (in Verbindung mit der Station) für die Eingeborenen, und drittens eine Entschädigung für

die Gebäude der Missionsstation am Boga=See. Der Bischof bezeugte die herzlichste Freude über die Ankunft der Missionare, und wünschte ihnen den Segen des Herrn zu ihrem Vorhaben. Sofort begaben sich die Brüder in den Wimmera=Distrikt, um unter drei von der Regierung vorgeschlagenen Plätzen den geeignetsten selbst auszuwählen. Auf dem Wege dahin hatten sie die Freude, den alten Freund und Gönner der Missionare, Herrn Campbell, wieder zu begrüßen. Schon hatten sie zwei der Plätze sich näher angesehen; aber keiner wollte ihnen sonderlich gefallen. Endlich erreichten sie die Station Antwerp, die einem Herrn Ellerman, einem christlichen Engländer, gehörte. An ihn hatten die Brüder von Melbourne aus Empfehlungsschreiben mitgebracht. Er war ihnen geschildert worden als ein Freund der Schwarzen, mit dem Lande genau bekannt, und bereitwillig, sie in aller Weise zu unterstützen. Als die Brüder selbst Antwerp erreichten, wurden sie aufs liebevollste von Ellerman und seiner Gattin aufgenommen. „O wie freuten wir uns,“ schreiben sie selbst, „an diesen lieben Leuten solche Glaubens- und Geistesverwandte und so edle Bahnbrecher für das Missionswerk unter den armen Heiden zu finden. Herr Ellerman wohnt seit 12 Jahren hier, während welcher Zeit er sich beständig mit den Schwarzen gemüht hat. Seine Frau hatte schon früher den schwarzen Kindern Schule gehalten; sie waren ihr aber Alle davongelaufen.“ Herr Ellerman führte die Brüder selbst an den Platz am Wimmera=Fluß, den er für den besten für die Anlegung einer Missionsniederlassung hielt. „Wir waren in der That überrascht,“ heißt es in ihrem Berichte, „bei dem Anblick dieses schönen hochgelegenen, daher der Gefahr der Ueberschwemmung nicht ausgesetzten, reichlich mit Wasser versorgten Grundstücks, und in unsern Herzen war nur Ein Gedanke: — hier ist der Ort, hier wollen wir bleiben, hieher hat uns der Herr geführt! Mit großer Freude dachten wir an die schöne Tageslosung: 'Bringe uns, Herr, zu dir, daß wir wieder heimkommen; erneure unsre Tage, wie vor Alters.' Klagl. 5, 21.“ — „Diesen Morgen,“ schreibt Br. Hagenaer, „gieng ich wieder den Fluß entlang zu dem von uns gewählten Platz, und betrachtete denselben noch einmal mit dankbarem Herzen. Er ist auf das Schönste mit großen und kleinen Bäumen geschmückt; darunter Gummibäume von 16—18 Fuß im Umfang. Fichten und anderes brauchbare Holz ist etwa 50 Fuß hoch über dem Flußbett gelegen. Der Platz hat ungefähr eine englische Quadrat-

meile im Umfang und besteht aus gutem Boden. Hier ist Raum genug, nicht nur für unsere Wohnung, sondern für ein ganzes Dorf. Der Fluß bildet einen Halbkreis um dieses herrliche Stück Land und an seinem Ufer können treffliche Gärten angelegt werden. Da wo etwa unser Haus errichtet werden möchte, steht eine alte Schäferhütte. Ich gieng hinein, kniete nieder und empfahl uns und die Schwarzen in einem brünstigen Gebet der Gnade unseres lieben treuen Herrn und Heilandes."

Die Brüder eilten getrostes Muthes zurück nach Melbourne und kamen bei der Regierung um Bewilligung des nöthigen Landes (auf jenem Plaze) zur Errichtung einer Station und zum Aufenthalt für die um dieselbe zu sammelnden Eingeborenen ein. Die Verhandlungen dauerten freilich trotz der Gewogenheit des Gouverneurs und mehrerer Regierungsbeamten sehr lange, so daß die Brüder zu einer höchst unerwünschten Wartezeit von fünf Monaten in Melbourne genöthigt waren. Doch waren sie nicht müßig. Neben dem großartigen weltlichen Treiben in der schnell emporblühenden Hauptstadt fanden sie auch viel reges christliches Leben und hatten vielfache Gelegenheit, unter den Kolonisten, besonders unter den dortigen Deutschen, mit dem Wort vom Kreuze zu wirken.

Endlich kam die amtliche Bewilligung; sie gewährte ihnen den Besitz einer englischen Quadratmeile Landes, wozu Herr Ellerman und ein anderer Ansiedler in jener Gegend ihnen je eine weitere Quadratmeile abtraten, so daß die Mission in Besitz von drei Quadratmeilen (eine deutsche Quadratmeile) kam. Am 20. Dezember 1858 trafen die Brüder wieder in Antwerp ein, und es wurde nun sofort mit den nöthigen Arbeiten zur Ansiedlung begonnen. Das Erste war, daß eine Blockhütte errichtet wurde zur Wohnung für die Missionare. Sodann ward Hand angelegt, um ein gottesdienstliches Lokal für die Schwarzen zu errichten. Die Brüder giengen selbst mit zwei Eingeborenen in den Wald, warfen sich auf die Kniee, um des Herrn Segen zu erbitten, und fällten dann den ersten Baum. An den Sonntagen hielten die Brüder einen regelmäßigen Gottesdienst, zu welchem sich die christlich gesinnten und der Mission geneigten Kolonisten einfanden, — ein Umstand, der für sie doppelt ermunternd war, da sie früher am Voga-See Neider und Feinde zu ihren Nachbarn gehabt hatten. Auch mit einer Schule konnten sie einen kleinen Anfang machen; freilich bestand sie nur aus drei schwarzen Schülern.

„Am letzten Sonntag,“ schreibt Dr. Hagenauer, „hielt ich meine erste Rede an die schwarze Zuhörerschaft. Ich hatte meine Schüler zum Auditorium, mit noch zwei Anderen, die sie mitbrachten. Um zehn Uhr erschienen die Schwarzen am Zaun vor dem Haus, gewaschen und — wenn man so will — bekleidet, d. h. der Eine hatte ein Hemd, der Andere Hosen, der Dritte eine Art Rock an. Sie hatten ihre wenigen Kleidungsstücke unter sich getheilt, um zur Kirche zu kommen. Ich las etwas aus der Bibel, erklärte und betete; sie waren sehr andächtig, und ich war zu tiefem Danke gerührt. Wir haben Hoffnung, daß die vielen Gebete für unser hiesiges Missionswerk vom Herrn in Gnaden erhört werden. Unser Glaube wird oft gestärkt, wenn wir die Schwarzen so bereit und willig finden, uns zu hören. Mehrere Anstödler haben uns gesagt, daß in der ganzen Provinz eine gewisse Regung und Bewegung unter denselben spürbar sei; ein Verlangen, welches freilich für jetzt wohl nur ein äußerliches ist, nach Lebensmitteln, Kleidung, einer Heimath, das aber doch vielleicht eine Vorbereitung sein könnte, die Herzen empfänglicher zu machen für das Evangelium, und die Sehnsucht nach dem Heile anzuregen, das nur bei Jesu gefunden wird. Die Zahl der Eingeborenen, mit denen wir bekannt worden sind, beläuft sich auf 48. Herr Ellerman sagte aber, es würden sich bald ihrer 100 bis 150 auf der Station einfinden. Dr. Spiesefe konnte sich mit ihnen in dem am Boga=See gesprochenen Dialekt recht wohl verständlich machen; außerdem können die Meisten etwas Englisch. Diese Woche wollten die Schwarzen zu Ehren unsrer glücklichen Ankunft ein großes Fest feiern, zu welchem auch fernere Stämme sich einfinden sollten. Eines Abends nun hörte ich einen entsetzlichen Lärm in ihrem Lager und sah die Lagerfeuer ungewöhnlich groß brennen. Ich begab mich sofort dahin, und mußte nun zu meinem tiefsten Betrübniß die Nacht der satanischen Finsterniß in einem heidnischen Tanz sehen. Ich muß sagen, daß die Zeichnung, welche ich hievon einsende,*) von sehr bescheidener Art ist, und daß es in Wirklichkeit überaus schrecklich ist, diese nackten weiß und roth bemalten Schwarzen ihre Gummizweige um Arme und Beine umherschwingen zu sehen, wozu die Weiber den Takt schlagen. Ich sprang unter sie und sagte ihnen, sie sollen aufhören. Einen Augenblick waren sie ruhig; ich konnte aber nicht zum Worte

*) Unser Titelbild ist nach dieser Zeichnung gearbeitet.

kommen, weil die Weiber fortheulten und den Takt schlugen. Die Feuer waren indessen größer gemacht worden, und der Tanz begann aufs Neue. Mein Einreden half nichts, und wie ich aus Allem ersah, war ja der Tanz zu unsrer eigenen Ehre angestellt worden. Tief betrübt zog ich mich zurück, setzte mich auf einen Baumstamm und betete zu unsrem guten Herrn, der ja doch den Sieg über die ganze Macht der Finsterniß herrlich davon getragen und das Gefängniß gefangen geführt hat. Er gab mir einen lieblichen Trost ins Herz und ließ mich glauben, daß gewiß auch hier die Fesseln brechen und dem starken Gewappneten seine Beute werde genommen werden." —

Nachdem somit die Erneuerung der Mission wirklich zu Stande gebracht war, beschloßen die Brüder voll Dankes gegen den Herrn, die neue Station Ebenezer zu nennen. Der Gott alles Erbarmens aber, der auch für die sterbenden Stämme Neuholands den Sohn seiner Liebe in den Tod gegeben, wolle durch die Hand der Brüder mancher Seele den Weg des Lebens zeigen und die Scheidestunde dieses Volkes mit dem Morgenglanz der Ewigkeit verklären.

Soeben erhalten wir durch die Güte eines Freundes in Gnadenfeld noch folgenden Auszug aus dem neuesten Bericht der Brüder in Australien. „Ebenezer, den 4. Februar 1860. Zu Anfang des Jahres 1860 war die Hoffnung der Missionare wieder sehr gedämpft; denn Pepper, ein fähiger Jüngling von etwa 17 Jahren, der einzige Eingeborene, der gegen Ende des vorigen Jahres bei den Brüdern geblieben war, war auch wieder in die alte Gleichgültigkeit und in die früheren Sünden zurückgesunken. Aber am 15. Jan. Nachmittags erklärte Br. Spieserle dem Pepper und einigen Andern, die von ihren Streifzügen nach Ebenezer zurückgekehrt waren, biblische Bilder. Das Bild von der Sündflut und das vom Gebetskampf des Heilands in Gethsemane machte einen besondern Eindruck auf sie. Am 18. Jan. bei der Uebersetzung von Sprüchen (Joh. 11, 25. 26. und Joh. 10, 14) rief Pepper: 'O das ist so gar süß,' und bemerkte bei der Gelegenheit, er habe sich bemüht, ein passendes Wort für 'glauben' zu finden, dessen Mangel man bisher sehr empfunden hatte. Am späten Abend traf Br. Spieserle den Pepper beim Feuer und dieser sagte: 'Ich habe viel über meine Sünden geweint, und darüber gedacht, wie mein Heiland in jener Nacht in den Garten gieng und dort betete, bis sein Schweiß wie Blutstropfen niederfiel,

und das für mich.' Sie beteten miteinander, und von nun an waren die Spuren der Gnadenarbeit des heiligen Geistes an Pepper's Herzen unverkennbar. Aber auch gegen die andern Eingeborenen zeugte nun Pepper von dem, was sein Herz erfüllte. Sie äußerten, es gefiele ihnen ganz gut. Pepper holte nun auch von entfernteren Orten Eingeborene herbei, so daß Anfang Februars 28 Leute da waren, die regelmäßig zum Gottesdienst kamen. Einige waren zum Nachdenken über sich gekommen. Pepper ist ihnen durch Wort und Wandel sehr zum Segen.⁴ —

Missions - Zeitung.

Römisch-katholische Missionen.

Es ist bekannt, daß seit dem Jahr 1823 in Frankreich ein „Verein zur Verbreitung des (katholischen) Glaubens, zum Besten der Missionen in beiden Welten,“ besteht. Zwei Centralräthe, aus Priestern und Laien zusammengesetzt, der eine in Paris, der andere in Lyon, verwalten die Angelegenheiten des Vereins. Sein Zweck ist, „durch Gebete und Almosen die kath. Missionare zu unterstützen.“ ... „Die Gebete bestehen in einem täglichen Vaterunser nebst Ave Maria. Es genügt, ein Vaterunser und Ave Maria, das man beim Morgen- und Abendgebete betet, in dieser Absicht (Intention) ein- für allemal aufzuopfern. Man muß jedesmal dieser Anrufung hinzufügen: Heiliger Franciscus Xaverius, bitte für uns!“

„Das Almosen beträgt fünf Pfennige (1 Sou oder 1½ Kreuzer) wöchentlich. Ein Mitglied unter zehn sammelt deren Almosen und liefert

den Betrag in die Hände eines andern Mitglieds, welches zehn ähnliche Kollekten zu empfangen hat, d. h. hundert einzelne Beiträge. Auch Ertragaben werden mit Dank in Empfang genommen.“ (Unsere Basler-Halbbazen-Kollekte ist bekanntlich diesem kath. Verein nachgebildet.)

Die Päpste, von Pius dem VII. an bis auf den gegenwärtigen Papst Pius IX., haben den Verein nicht nur gut geheißen und empfohlen, sondern den Mitgliedern auch zahlreiche „Ablässe“ als Lohn für ihre Gaben zugesagt. Ebenso haben die Bischöfe der verschiedensten Länder durch eine Menge von Hirtenbriefen die Sache befürwortet. In der neuesten Zeit hat der vielgenannte Bischof Dupanloup von Orleans durch einen solchen Hirtenbrief den Verein aufs dringendste empfohlen.

„In meinen Augen,“ heißt es darin, „ist der gegenwärtige Augenblick ein wunderbarer. Der Herr

sprach einst: 'Himmel und Erde und die Meere werde ich in Bewegung setzen, und dann wird der von allen Völkern Ersehnte erscheinen.' Dieser Augenblick ist da. Ist es nicht offenbar, daß zur Stunde, da wir sprechen, Alles auf dem ganzen Erdkreise für irgend eine große Sache in Bewegung ist? Das äußerste Asien kann seine tausendjährige Abschließung nicht länger aufrecht halten und steht seine Gränzen auf allen Seiten durchbrochen. China fühlt seine Politik von Innen heraus durch eine sorgenschwere Bewegung erschüttert, und von Außen her durch eine Handvoll Soldaten bezwungen, vertheidigt sich nur noch durch seine Treulosigkeit, und die Ueberlegenheit der Söhne Japhet's über die Söhne Sem's tritt von Neuem in auffallender Weise zu Tage. — Möchte man nicht beinahe sagen, es werde heute eine neue Theilung des Erdkreises unter die Söhne Christi, wie ehemals unter Noe's Söhne, vorbereitet? Alle die großen Kolonialfragen haben bei uns den ersten Rang erhalten. In Europa liegt der Islam im Todeskampfe, und wenn er in Asien und Afrika wieder zu erwachen scheint, so erblickt man in den wilden Anfällen seines Fanatismus die Zukunften, welche dem Tode vorangehen."

Nun kommen die Dampfmaschinen, Eisenbahnen ic. „Berge und Landengen sind bald nichts mehr weiter, als geographische Ausdrücke. Der Mont-Genis wird durchbohrt, eine Straße gebahnt durch die Pyrenäen. Der hartnäckige Wille eines Franzosen sprengt die Thore von Suez; ein anderer Franzose rüstet sich zur Oeffnung Panama's. Man spricht von einer Durchschneidung der Halb-

insel Malakka." — Das Alles sei ein Werk der Vorsehung Gottes, um „den Triumph der großen Principien des Rechts und ewiger Gerechtigkeit, sowie die friedliche Ausbreitung des Glaubens und der christlichen Gesittung" herbeizuführen.

Dann kommt der Muth des französischen Soldaten und des französischen Missionars. „Jeder hat hienieden in Betreff des Ruhmes [der „Gloire"] seinen eigenen Geschmack, seinen eigenthümlichen Ehrgeiz. Der Zuave stürzt sich furchtlos in die größte Gefahr im Kampfgetümmel, und man gibt ihm das Kreuz der Ehrenlegion; der Missionar eilt zum Märtyrertod, und Gott gibt ihm den Himmel. Beklagen kann ich ihn nicht. . . . Dem Blute von tausend Soldaten kann man widerstehen, — dem Blute der Missionare, die nur ihr Herz hingeben und sterben, kann Niemand in die Fänge widerstehen. . . . Auch muß ich hinzufügen, weil es eine Ehre für alle französischen Missionare ist, daß Frankreich durch sie mehr als irgend ein anderes Volk beigetragen hat zur Verbreitung des Christenthums in der Levante, in Indien, in den beiden Amerika."

Zuletzt kommt der Bischof auf das Werk des obengenannten Vereins zur Verbreitung des katholischen Glaubens. „Er hat seine Wiege in Frankreich," sagt er. „Obwohl erst vor 35 Jahren gegründet, vertheilt er dennoch zur Stunde, mit dem wächtlichen Kreuzer, nahezu ein Almosen von fünf Millionen Franken an 194 katholische Bisthümer und Missionen."

„In Europa entreizt diese Gesellschaft die Seelen durch ihre Unterstützungen dem Irrglauben [d. h.

dem Protestantismus]: in 12 Bisthümern Englands, in 12 Irlands, in 3 Schottlands, in 6 der Schweiz, in 18 Deutschlands, in 2 Griechenlands, in 25 der Türkei und der Donau-Provinzen, zusammen in 79 Bisthümern. Sie besteht und wirkt in London wie in Genf, in Berlin wie zu Konstantinopel, in Gibraltar wie am Nordpol, in Edinburg wie zu Athen.

„In Asien bekämpft sie das Heidenthum und erhält die Vorposten der Wahrheit in 36 Bisthümern: vor Allem in Jerusalem selbst; dann zu Nazareth, Damaskus, Antiochien, Smyrna, Beyrut und an allen Stationen der Levante; ferner in Persien, China, Cochinchina, Tongking 9 Missionen; in Indien 13.

„Die Carmeliter des Libanon, die Dominikaner in Bagdad, die Franziskaner Bengalens, die Missionare von Siam, von Turo, von Korea und Kanton verdanken derselben (Gesellschaft) ihren Unterhalt und beten für sie.

„In Oceanien: die wilden Neger von Neuguinea; die protestantischen Kolonien Hollands; der neue Welttheil Australien; die kaum erst bekannt gewordenen Inseln Polyneziens, haben ihre Missionen, ebenso viele flammende Herde, durch die Gesellschaft der Glaubensverbreitung auf acht verschiedenen Mittelpunkten angefaßt, unterhalten und weithin leuchtend.

„In Amerika erhalten 63 Bisthümer ihre Beiträge. Sie unterstützt die Bischöfe der aufblühenden

Städte Newyork und Cincinnati; die alten französischen Christengemeinden in Canada; die wilden Länder von Arkansas oder der Hudsonsbay; Texas und Florida, die unglückliche Kirche von Mexiko, die Antillen und Guyana.

„In Afrika: Algier, Tunis, Tripolis, Suez und Kairo, die Galas und Abessinien, Senegal, Nigritien mit seinen 50 Millionen Negern, das Kapland, Madagaskar und die Gesellen schulden derselben ihren Dank; im Ganzen 12 Bisthümer, wo man sich niederläßt, um zu sterben.

„Endlich unterstützt die Gesellschaft 6 große Genossenschaften bei ihren apostolischen Arbeiten, die sie mit gleicher Opferwilligkeit an mehreren ihnen anvertrauten Punkten gleichzeitig betreiben. Die Missionare der Straße Du Bac sind in Tibet, Japan, Malakka &c.; die Lazaristen sind in der Levante; die Jesuiten in Jamaika, Madagaskar, in den Felsgebirgen [Rocky Mountains, Amerika]; die Maristen gehen nach Oceanien, Neu-Caledonien, Neu-Seeland; die von Piepus auf die Sandwich-Inseln, Pomotusen und Marquesas; die Oblaten nach Amerika, Afrika &c.“

Nun wird noch zu Gebet und Almosen aufgefordert, wobei wir mit Erstaunen und zugleich herzlicher Freude erfahren, daß auch der Pabst in Rom „eine neue Ausgießung des heiligen Geistes über die Welt herabfließt.“ Möge Gott in Gnaden sein und unser Gebet erhören.





Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2.

Inhalt. Graf von Rochester.

1. Der Pfuhl der Sünde. 2. Die Mahnungen Gottes.
3. Die Rettung.

1860.

Graf von Rochester.

Der selige Hoffmann, Gründer und erster Vorsteher der Gemeinde Kornthal in Württemberg, Vater des jetzigen Generalsuperintendenten in Berlin, trat einst von Stuttgart aus zu Fuß den Rückweg nach dem lieben stillen Gemeindeort an. Der Weg war etwa zwei Stunden weit und führte ihn zuerst durch die einem Parke gleichenden königlichen Anlagen. Da fährt ein stattlicher Zweispänner an ihm vorüber. Ein adeliger Herr sitzt darin: der bemerkt und erkennt den treuen Jünger Christi und läßt den Kutscher anhalten. „Si wohin des Wegs, Herr Hoffmann?“ ruft ihm der Herr zu. — „Zunächst nach Kornthal,“ war die freundliche Antwort. — „Nun,“ rief Jener, „setzen Sie sich ein, ich führe Sie dahin.“ Hoffmann nahm es dankbar an und stieg ein. Wie die Beiden so dahinfuhren, hob der Herr wieder an: „Sie sagten, sie giengen zunächst nach Kornthal; wo wollen Sie denn weiter hin?“ Nun war aber der fragende Baron ein Mann von leichten Grundsätzen, ein rechtes Weltkind, und wollte von Gott und göttlichen Dingen für seine eigene Person nicht viel wissen. Dagegen gehörte er zu denen, die die Religion als einen trefflichen Zaum und Zügel ansehen, um das gemeine Volk in Ordnung zu halten, und deshalb waren ihm Männer wie Hoffmann gerade recht. „Wo wollen Sie

denn weiter hin?" fragte er nochmals, als sein Gast nicht gleich mit der Antwort herauswollte. „Nun, lieber Herr Baron," sagte Hoffmann endlich mit einer ihm eigenthümlichen Mischung von Wohlwollen und Ernst, „bis nach Kornthal steig' ich Ihnen gerne ein und bin dafür dankbar. Aber wenn's auf die weitere große Reise geht, die Sie und ich einmal machen müssen, möcht' ich um keinen Preis der Welt im gleichen Wagen mit Ihnen sitzen!" Das Wort ward verstanden, und hat vielleicht noch zu guter Stunde bei dem Baron Frucht getragen.

Was wir aber mit dieser kleinen Erzählung sagen wollen, ist dieses: — Es geht mir wie dem seligen Hoffmann. Bei den kleinen Wanderungen auf dieser Erde läßt sich mit den Verächtern Gottes und seines Wortes wohl noch im gleichen Postwagen oder Bahnzug mitfahren, obwohl auch da die Seele oft krank wird vor Betrübniß und Angst; aber um keinen Preis der Welt möcht' ich mit dergleichen Seelen im gleichen Wagen fahren, wenn's an die große Reise in die Ewigkeit geht. Wenn sich vollends um Geister handelt, die nicht etwa blos für sich selbst den Rath Gottes zu ihrer Seligkeit überhört und mißachtet haben, sondern die durch Wort und Schrift andere Seelen zum Unglauben verführt und den Samen des Verderbens mit vollen Händen ausgestreut haben, — ach, welches Loos wird ihnen beschieden sein? „So der Gerechte kaum erhalten wird, wo will der Gottlose und Sünder erscheinen?"

Es kommt mir vor, es gebe keine schwerere Sünde, als wenn ein armes sündiges Menschenkind das Wort Gottes, dieses einzige rettende Licht auf unserm dunkeln Wege, seinen Mitmenschen zu verächtigen sucht, und somit auf der einen Seite wider den allerhöchsten gnadenreichsten Liebes- und Rettungswillen Gottes stracks ankämpft, auf der andern Seite seinen armen Mitbrüdern die einzige Lebensquelle verschüttet. So sieht es auch der Apostel Paulus an. Denn wenn er sich in allem heiligen Ernst (1. Tim. 1, 15) den „Vornehmsten unter den Sündern" nennt, so sagt er das ausdrücklich darum, weil er einst „ein Schmäher, Verfolger und Lasterer" war. Man muß auf diesen Zusammenhang seiner Worte wohl achten. Denn auch in den weltlichen und politischen Verhältnissen sind nicht diejenigen die vornehmsten Verbrecher, die für sich selbst nur die Gesetze des Staats übertreten, sondern diejenigen, die durch Beispiel, Wort und Schrift auch Andere zur Empörung reizen und verführen.

Gleichwohl ist auch für sie, diese „vornehmsten Sünder,“ noch Rettung möglich. Denn „das ist je gewißlich wahr, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich Paulus der vornehmste bin. Aber darum ist mir Barmherzigkeit widerfahren, auf daß an mir Vornehmstem Jesus Christus erzeigte alle Geduld, zum Exempel denen, die an Ihn glauben sollten zum ewigen Leben.“ 1. Tim. 1, 15. 16. Der Apostel will sagen: — Ich selber stand auf der untersten Stufe, auf die ein Sünder sinken kann. Da nun dennoch auch mir noch Barmherzigkeit, Vergebung und ewiges Leben durch den Glauben an Jesum zu Theil ward, so ist wahrlich für alle übrigen Sünder in der Welt, so groß und schrecklich sie auch sein mögen, gleichfalls noch Rettung möglich, wenn sie nur an Jesum glauben wollen. Mein Exempel kann und soll aller Welt zu einem Grund der Hoffnung dienen.

Was aber ein Paulus erfahren durfte, das hat seitdem in seiner Ähnlichkeit noch mancher „vornehmste Sünder“, der sich vielleicht noch zur letzten Stunde im Glauben zu Jesu wandte, gleicher Weise erfahren dürfen. Ein solches Exempel ist nun auch der Mann, von dem wir heute erzählen wollen.

1. Der Pfuhl der Sünde.

Graf von Rochester (sprich Rotschester) war in England im April des Jahres 1648 geboren. Das war aber für jenes Land eine bewegte, schreckensvolle Zeit. Das englische Volk hatte damals seine große Revolution durchzumachen. Staat und Kirche, König und Volk — Alles gieng einer gänzlichen Umwälzung entgegen. Dieß war aber schon seit vielen Jahrzehnten durch allerlei schwere Vorgänge im brittischen Reiche vorbereitet worden. Schon König Heinrich der Achte, der zur Zeit Luthers lebte und von 1509 bis 1547 regierte, hatte von Oben herab mit Gewalt die Reformation eingeführt und viel Grausamkeit an den Katholiken und an den alten kirchlichen Stiftungen verübt. Nach ihm kam der neunjährige Eduard der Sechste auf den Thron, unter dessen Minderjährigkeit die Reformation vollends in England durchgeführt ward. Er starb aber, ehe er das reifere Alter erreichte, und nun folgte ihm die „katholische“ oder „blutige“ Maria, wie man sie nennt, die mit unerhört grausamer Hand umgekehrt die Protestanten verfolgte und viel unschuldiges Blut vergoß.

Glücklicher Weise regierte sie nur fünf Jahre, und nun bemächtigte sich ihre Stiefschwester Elisabeth des Thrones. Sie stellte mit fester Hand die protestantische Kirche wieder her und brachte während ihrer langen und glücklichen Regierung das zerrüttete Land und die aufgeregten Gemüther wieder zur Ruhe. Sie blieb unverheirathet bis an ihr Ende. Als sie nun 1603 die Augen schloß, brach das Glend aufs Neue herein. Denn nun bestieg Jakob I., König von Schottland, den englischen Thron und vereinigte somit beide Reiche, England und Schottland, zu einem einzigen Königreich unter dem Namen Großbritannien. Unter seiner Regierung aber wurde der Same des Unheils, der nachmals so furchtbare Früchte trug, mit vollen Händen ausgestreut. Dieser Same war von dreifacher Art.

Fürs erste traten damals die kirchlichen Streitigkeiten zwischen den katholischen Anhängern Roms, den protestantischen Gliedern der englischen Staatskirche und endlich den sogenannten Puritanern, die weder mit Diesen, noch Jenen es hielten, immer mehr und immer heftiger in den Vordergrund, und der König selbst schürte diesen Zank und Streit dadurch, daß er sich überall selbst in denselben einmischen zu müssen glaubte. Die natürliche Folge davon war dann zweitens, daß Viele unter dem Volk durch diesen Hader der Kirche mit Ekel erfüllt wurden und am Ende gar nichts mehr glaubten; andererseits machten etliche denkende Geister oder Philosophen den Versuch, dem ewigen Kirchenhader dadurch ein Ziel zu setzen, daß sie ein neues Glaubenssystem, die sogenannte Vernunftreligion, erfanden. Sie glaubten sich berufen, aus dem Christenthum alles dasjenige ausscheiden zu sollen, was sich nicht mit ihrer Vernunft oder ihrem sinnlichen Verstand vertrage, und brachten am Ende eine äußerst magere Religion zu Stande, von der sie sagten, das sei die Quintessenz nicht nur des Christenthums, sondern aller Religionen in der Welt. Keiner aber hat es darin um jene Zeit weiter gebracht, als „der Großvater aller Freidenker“, Thomas Hobbes (geb. 1588 und gest. 1679). Er meinte, alle religiöse Erkenntniß, überhaupt alles menschliche Erkennen sei nur auf dem Wege der sinnlichen Wahrnehmung und Empfindung zu gewinnen, und so müsse sich auch der Wille des Menschen ausschließlich durch die sinnliche Empfindung und Begierde leiten und bestimmen lassen. Sonach sei auch nichts an sich gut oder böse, und es lasse sich keine allgemein gültige sittliche Regel aufstellen. Nur was die sinnliche Lust oder Unlust und der darüber nachdenkende

Verstand für recht oder unrecht halte, das müsse jedesmal als recht oder unrecht gelten. — Das war nun freilich plump und roh, aber eben deshalb für Tausende recht herzlich willkommen. Auch kamen bald andere Philosophen, die das vorgefugene Liedlein mit großer Kunst noch weiter sangen.

Am willkommensten war diese Lehre am Hof des Königs Jakob I selbst: und dieß ist das Dritte, was wir zu erwähnen haben. Dieser Hof war so ausgelassen und sittenlos, daß keine Schaam dort mehr zu wohnen schien. Selbst die Hofdamen waren oft betrunken und bis zur Thierheit herabgewürdigt. Daneben herrschte eine Pracht und Verschwendung, die nur mit ungeheuern Schulden zu erschwingen war. Natürlich machten der Adel und die Reichen im Lande Alles nach, was der sittenlose und leichtfertige Hof vormachte, und Niemand kümmerte sich darum, daß mittlerweile das arme Volk hungerte und darbte.

Der König aber starb im Jahr 1627 an der Magengicht. Der Fluch und Unwille des Landes folgte ihm ins Grab, und schon fühlte man überall ein Gähren und unruhiges Murren unter allen Klassen des Staats. Sein Sohn, Karl I, bestieg den Thron. Er mußte die Sünden seines Vaters tragen. Die Großen des Landes empörten sich, das Parlament trat ihm immer entschiedener entgegen, die kirchlichen Parteiungen rissen das ganze Volk in zwei oder drei Lager auseinander, auch Irland brach in offenen Aufstand aus, — bis im April 1642 der wilde Bürgerkrieg zum Ausbruch kam. Nicht ganz sieben Jahre darauf (30. Januar 1649) fiel des unglücklichen Königs Haupt unter dem Beil des Scharfrichters, und die Republik unter dem Protektorat des gewaltigen Oliver Cromwell ward ausgerufen. Die treuen Schotten aber riefen des hingerichteten Königs Sohn, Karl II, zum König aus, und sandten ihre Heere gegen England. Sie wurden Schritt für Schritt geschlagen, und im September 1651 mußte Karl II nach der unglücklichen Schlacht bei Worcester unter unsäglichen Gefahren und in wechselnder Verkleidung von Ort zu Ort fliehen, bis es ihm gelang, die Küste zu erreichen und auf einem Kohlenschiff nach Frankreich zu entkommen. Dort verweilte er als Verbannter bis zum Jahr 1660, während in England Alles drunter und drüber gieng.

In seine Verbannung hatte den jungen König neben wenigen andern Getreuen auch ein gewisser Lord Wilmot begleitet. Zum

Zeichen der Dankbarkeit für diese Treue erhob ihn der König noch während seines Aufenthalts in Frankreich in den Grafenstand unter dem neuen Namen Graf von Rochester. Dieß ist der Vater des Mannes, von dem wir nun Näheres zu berichten haben.

Der alte Graf sollte die neue Ehre nicht lange genießen. Er starb schon vor dem Jahr 1660 und hinterließ seinem noch nicht zwölfjährigen Sohne nichts als den Grafentitel und die Hoffnung auf seines Königs Gunst. Mit diesem — dem König — nahm es auch bald darauf wirklich eine glückliche Wendung. Die Leidenschaften hatten in England ausgetobt; man war der Staatszerrüttungen müde; der schottische General Monk sprengte die Reste der Revolutionsmänner auseinander und rief den verbannten König Karl II wieder zurück auf den Thron seiner Väter. Am 29. Mai 1660 zog er triumphirend in London ein. In seinem Gefolge aber befand sich auch der junge Graf von Rochester.

Der Knabe, dessen Kindheit und Jugend in solche schwere zerrüttete Zeiten fiel, bedurfte vor Allem des Unterrichts und der Erziehung. In der Schule aber, wie nachher auf der Universität, zeigten sich bald seine großen und ausgezeichneten Gaben. In der Bekanntschaft mit den altrömischen und griechischen Schriftstellern, dieser Quelle aller modernen Weltbildung, war er bald seinen Altersgenossen voran. Ach, wenn diese schönen reichen Gaben in den Dienst der Wahrheit und Gottesfurcht getreten wären, was hätte aus dem jungen Rochester werden können! Aber schon auf der Universität überwog bald das Fleisch, und böse Lüste und ein übermächtiger Hang zu Zerstreuung legten den Grund zu großem Verderben. Er hielt es bald auf der Universität nicht mehr aus und gleng in Begleitung eines Hofmeisters auf Reisen, um die Welt zu sehen und die Welt zu genießen. Schon damals wäre der Jüngling verloren gewesen, wenn nicht der verständige Hofmeister in ihm die Liebe zu Büchern immer wieder geweckt und lebendig erhalten hätte, — eine Liebe, die ihm auch sein Lebenlang blieb. Leider aber ward auch sie ihm nachmals zum Fallstrick.

Im 18. Lebensjahr kehrte er nach England zurück und ward nun am Hofe Karls II mit großen Gunsten empfangen. Das war aber nur eine neue Schule der Lieberlichkeit, und bald ward der talentvolle, lebhafteste und witzige Rochester einer der ersten unter den Spaßmachern, Spöttern und Wüßlingen des Hofes. Er ward, jung

wie er war, zum Kammerherrn erwählt und auch zu andern einträglichen Stellen erhoben. Doch die gütige Hand Gottes wollte ihn schon damals aus dem Pfuhl des Verderbens retten. England war gerade in einen Seekrieg mit Holland verwickelt. Dem jungen kessnen Grafen ließ es keine Ruhe, er wollte auch dabei sein, wenn es zum blutigen Kampfe gieng, und im Winter 1665, wenige Monate nach seiner Heimkehr, eilte er auf die Flotte, um Theil an den Schlachten zu nehmen. Die holländische Kriegsflotte hatte eben in dem norwegischen Hafen von Bergen eine Zuflucht gesucht. Man suchte sie auf und Rochester socht mit bei dem blutigen Angriff. Er soll während des ganzen verzweifeltsten Kampfes mit tollkühnem Muth sich genommen haben. Schon im folgenden Jahr finden wir ihn abermals an Bord eines Kriegsschiffes. Als es zu einer neuen Schlacht kam, war er auf dem Admiralschiff. Während des heißesten Kampfes bemerkte der Befehlshaber, daß einer der andern Schiffsführer einen Fehler begieng. Es galt also, demselben raschen Befehl zuzusenden; aber Niemand fand sich, der es gewagt hätte, mitten durch das Schlachtgewühl eine Botschaft nach dem entlegenen Schiffe zu tragen. Da hot der junge Rochester seine Dienste an, ruderte in einem kleinen Boot mitten durch den Kugelregen und den Tumult der Schlacht und kam auch unverletzt wieder.

Aber ganz andere und größere Gefahren erwarteten ihn bei seiner neuen Rückkehr nach England. Der Hof Karls II war, wie der seines Großvaters, berüchtigt durch Unsittlichkeit, Verborbenheit und Gottlosigkeit. Der König selbst schwankte zwischen völligem Unglauben und einer bösen Neigung zum Papstthum. In seinem Wandel war er schamlos ohne Rückhalt, und um ihn her hatten sich Männer und Frauen gesammelt, die ganz so waren, wie der König selbst. Dieß war die Umgebung, in welche Rochester nun eintrat. Auf seinen früheren Reisen war er durch den Einfluß seines wackern Hofmeisters etwas nüchterner und sitzamer geworden, und der Ernst jener Seeschlachten mochte auch nicht ohne Eindruck an ihm vorübergegangen sein. So kostete es ihn anfangs einige Ueberwindung, mit den Schamlosigkeit und Ausschweifungen des Hofes ohne Weiteres mitzumachen. Da er aber selbst die rechte Quelle des Heils und der sittlichen Kraft nicht kannte, so war der innere Widerstand bald gebrochen. Dazu kam, daß seine schöne Figur, seine feinen Manieren, sein sprudelnder Witz und sein kessner ritterlicher Sinn ihn bald zum allgemeinen Lieb-

ling machten. Er lernte schnell und vollkommen die Lektionen der gottlosen Schule, in die er sich verpflanzt sah, und wurde bald ein solcher Sklave des Fleisches, und insbesondere des Weins, daß er selbst später bekannte, er sei fünf Jahre lang nie eigentlich nüchtern geworden. Die natürliche Folge war, daß auch andere Laster und Niederlichkeiten ihm zur Gewohnheit wurden. Er diente der Sünde mit Leib und Seele. Auch gieng es bei ihm, wie bei denen, von denen der Prophet sagt, „daß sie ihr Wesen kein Hehl haben, und rühmen ihre Sünde wie die zu Sodom, und verbergen sie nicht.“

Daß er dabei Vielen ein Verführer zur Sünde ward, ist ja nicht zu verwundern. Seine reichen Talente, sein übersprudelnder Wit, seine hinreißende Beredsamkeit waren eben so viele Stricke, mit denen er Andere umgarnte und ins Verderben zog. Possenreißer in Wort und That mußte der Schamlosigkeit ein manierliches Kleid anziehen, und die Reckheit, mit der er seine Frevel zur Ausführung brachte, ließ ihn als einen „Helden“ erscheinen.

Aber er gieng noch weiter; denn auf der schiefen schlüpfrigen Bahn der Sünde giebt es kein Stillstehen. Rochester war durch sein Bücherlesen mit den Formen der Wissenschaft vertraut, und seine Feder war ebenso gewandt, als spitzig und einschneidend. Vom wilden Hochaumel hinweg entwich er zuweilen aufs Land, brachte Monate lang mit Studiren und Schriftstellern zu und ließ, was er geschrieben, in die Welt hinausgehen. Zuerst waren es Spottgedichte und leichtfertige Verhöhnungen, mit denen er gewisse Personen aufs boshafteste übergoß. Die schamlosen Lügen darin entschuldigte er damit, daß, um schön zu schreiben, etwas vom Salz der Lüge darin sein müsse. Ihm selbst aber war ja der Sinn für Wahrheit und Recht dermaßen abhanden gekommen, daß er sie nicht mehr von Upprecht und Lüge zu unterscheiden vermochte.

Doch das waren noch verhältnißmäßig unschuldige Bosheiten. Sein Geist und seine Feder wandte sich bald verhängnißvolleren Arbeiten zu. Man kann der Sünde nicht mit Ruhe dienen, so lange noch ein Funke von Glauben an Gott und göttliche Dinge im Herzen glüht. Dieser beunruhigende Funke mußte erstickt werden. Denn auch Rochester hatte, wenigstens im Anfang seiner Sündenwege, zwischenhinein Zeiten, wo aus dem tiefen Grunde seines Gewissens die Schrecken Gottes über ihn kamen. Das sollte anders werden, so dachte er. Sein Gemüth sollte alles religiösen Glaubens

los werden, und ebendamit aller geheimen Furcht des Gewissens. Die freidenkerische Philosophie eines Hobbes, von der wir oben geredet, kam ihm trefflich zu statten. Auch Rochester ward mit Leib und Seele ein solcher Freidenker. Das Wort Gottes ward ihm ein Fabelbuch für Kinder und alte Weiber. Das Dasein eines lebendigen, persönlichen und heiligen Gottes verwarf er, und hielt die Natur für Gott. Natürlich verschwand für ihn auch die Ewigkeit mit ihrem Ernst und Schrecken. Von Sittlichkeit zu reden, hielt er für anständig; aber sich durch sittliche Pflichten gebunden zu erachten, erschien ihm als eine Schwachheit. Das Alles ward in Schriften verfaßt und veröffentlicht. Er schrieb Beweise für die Rechtmäßigkeit der Sünde, und verfaßte Lobreden auf das Laster. Mit dieser bequemen Philosophie glänzte er am Hofe und gewann Hunderte von Anhängern. Eines Tags fand eine Versammlung von Freidenkern seines Schlags statt. Rochester war der Hauptkämpfer gegen Gott und alles was Religion heißt, und so glänzend waren seine Beweise, daß die ganze Versammlung ihn mit Lob und Ruhm überschüttete. Er war auf der untersten Stufe seines Sündenlebens angekommen.

2. Die Mahnungen Gottes.

Giebt es einen Menschen, der da sagen kann, Gott habe nie mit Warnungen und Mahnungen an sein Herz geklopft? Der große Gerichtstag wird es offenbaren, daß der Herr sich an Keinem unbezeugt gelassen. Auch der tiefversunkene Graf von Rochester hat das erfahren. Er selbst bezeugt, daß er gerade in der eben erwähnten Versammlung, während Alles ihm Beifall zuflatschte, in seinem Innern geschlagen und über seine Thorheit ganz verwirrt war. Sonderbar! dachte er (wie er selbst bezeugt); ist es möglich, daß ein Mensch mit seinen gesunden fünf Sinnen im Stande sein soll, seinem Schöpfer Hohn zu sprechen? Auch bekannte er später, daß er nie in seinem Leben einen wirklichen Gottesläugner, der es nicht blos mit dem Munde, sondern auch im Herzen gewesen sei, gekannt habe.

Merkwürdig ist, wie sich dem Unglauben überall der Aberglaube an die Ferse hängt. Schon im Jahr 1665, zur Zeit des Seekampfes mit der holländischen Flotte, war Rochester ein Zweifler. Zwei seiner Freunde befanden sich gleichfalls auf dem Schiff. Beide hatten eine

eigenthümliche Ahnung, daß sie nie wieder nach England zurückkehren würden. Mit einem derselben machte nun Rochester einen förmlichen Bund, daß, im Fall einer von ihnen sterben sollte, er dem Andern erscheinen und Nachricht geben solle vom jenseitigen Zustand, wenn es überhaupt einen gebe. Jene beiden Freunde fielen in der Schlacht. Die Thatsache, daß sie eine Ahnung von ihrem nahen Tode gehabt, machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Grafen; aber der Umstand, daß er nachher keine Erscheinung von seinen gefallenen Freunden hatte, war für ihn, wie er selbst sagte, ein großer Fallstrich während seines ganzen übrigen Lebens. Hätte er das Wort Gottes gelesen, so wäre ihm klar geworden, daß, da er Mosen und den Propheten nicht glauben wollte, er auch nicht zum Glauben gekommen wäre, so ihm Einer von den Todten sich gezeigt hätte. Und steht's denn den Seelen der Verstorbenen frei, zu thun was ihnen beliebt?

Rochester vergaß nachher im Laumel der Lust alle empfangenen Eindrücke. Da klopfte der Herr stärker bei ihm an. Ein Jahr vor seinem frühzeitigen Tode ward er krank. Es war wohl die Folge seines wüsten Lebens. Er kam dabei so herunter und ward so erschöpft, daß er glaubte, keine Stunde länger leben zu können. Gleichwohl blieb sein Verstand so helle, sein Bewußtsein so klar und kräftig, daß er zunächst wenigstens die Ueberzeugung erhielt: Seele und Leib seien zweierlei, und der Tod könne zwar jene von diesem trennen, aber die Seele selbst nicht vernichten. Daran aber mußte sich nun der Gedanke an die Ewigkeit knüpfen. Es überfiel ihn ein unaussprechlicher Schrecken bei der Erinnerung an sein vergangenes elendes Leben. Doch war es nicht eine Erkenntniß seiner Sünde wider den heiligen Gott, sondern mehr ein unbestimmtes Angstgefühl, was ihn erfüllte. Seine Gattin und einige Freunde, erschreckt über den Zustand des Kranken, drangen in ihn, einen Geistlichen zu rufen, und er ließ es zu. Was die Frucht dieser Besuche gewesen sei, wissen wir nicht genau; nur so viel ist uns bekannt, daß, als Rochester im Oktober 1679 von seiner Krankheit genesen war, er den Wunsch aussprach, den gelehrten und frommen Dr. Burnet, nachmaligen Bischof von Salisbury, bei sich zu sehen. Denn einestheils sekte er in den Charakter dieses würdigen Mannes ein besonderes Zutrauen; anderntheils glaubte er, auf dem Wege philosophischer Disputationen mit diesem gelehrten Theologen entweder in seiner früheren Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des Christenthums sich befestigen zu können,

oder aber dessen Wahrheit zugeben zu müssen. Denn es ist eine gewöhnliche und weitverbreitete Täuschung der meisten Ungläubigen, daß sie meinen, ihr Unglaube stecke nicht sowohl in ihrem Herzen, als vielmehr in ihrem Verstande. Nun mag es wohl dem Geiste Gottes jezeiten gelingen, auch auf diesem Umwege des Verstandes einen Sünder zur Buße zu führen; aber es sind dieß seltene Fälle. Auch Rochester fand damit weder die Wahrheit, noch den Frieden.

Der edle Dr. Burnet folgte der Einladung des jungen Grafen mit herzlicher Bereitwilligkeit, und bald gewann er sein Vertrauen in dem Maße, daß Rochester freimüthig ihm sein Inneres öffnete, ein offenes Bekenntniß seines vergangenen Lebens vor ihm ablegte und alle seine philosophischen Ideen und Ansichten von Religion und Moral vortrug. Der gelehrte und fromme Doktor glaubte, ihm geduldig durch alle die Irrgänge und Schlangenwindungen einer falschen Philosophie folgen zu müssen, um ihm Schritt für Schritt die Halt- und Grundlosigkeit seiner Meinungen nachzuweisen. Es war dieß gut und tren gemeint; aber während er auf diese Weise mit den feindlichen Vorposten und Plänklern mühsam sich herumschlug, blieb die eigentliche Festung sicher und unbelästigt. Rochester wies das eine Mal auf die allzugroße Strenge der sittlichen Forderungen des Evangeliums hin, die ja kein Mensch zu erfüllen im Stande sei; ein ander Mal erklärte er die schweren Gerichtsdrohungen des göttlichen Wortes gegen die Ungläubigen oder gegen die Uebertreter des Sittengebots für übertrieben und ungerecht. War er da aus dem Felde geschlagen, so warf er sich auf die Geheimnisse und Wunder, wie sie in der heiligen Schrift uns vorgelegt würden, und berief sich auf den gesunden Menschenverstand, um die Unmöglichkeit dieser Dinge zu beweisen. Wenn ihn nun Dr. Burnet darauf verwies, daß ja auch die Natur um uns her voller Geheimnisse und voll tiefer für den Verstand unlösbarer Räthsel sei, so wechselte der Graf abermals den Angriffspunkt und suchte den Gegner zu ermüden und mit Kunstgriffen zu verwirren. Einer seiner Lieblingseinwürfe aber gegen das Christenthum war hergenommen von dem persönlichen Leben und Wandel derer, welche als „gute Christen“ bekannt seien. Er erklärte, daß ihn und seine Freunde nichts mehr bestärkt habe in ihren bösen Wegen, als die Wahrnehmung, daß bei den „Gläubigen“ auch nicht Alles ganz sauber stehe; und dabei führte er eine Reihe von allerlei Makeln an, welche Diesem und Jenem unter den „guten Christen“ nach

dem glaubwürdigen Gerücht anhaften sollen. Entweder, sagte er, sei das ganze Christenthum nur eine Täuscherei, oder es müsse an denjenigen, die sich dazu bekennen, wirklich das ausrichten, was es vorgebe ausrichten zu können. Das war nun freilich ein weites und verworrenes Feld des Kampfes; und Dr. Burnet, statt den klugen Gegner von den Bekennern Christi hinweg auf Christum selbst, und von den Schwachheiten Anderer hinweg auf sein eigenes tückisches Herz zu führen, hielt sich allzu lange damit auf, die Personen zu vertheidigen, deren Wandel und Aufrichtigkeit durch böse Zungen verunglimpft worden war.

Diese Besprechungen dauerten volle sechs Monate. Was war das Ergebniß? Dr. Burnet faßt es in die Worte zusammen: „Rochester sagte mir, er sehe ein, daß Laster und Gottlosigkeit sich ebenso wenig mit der menschlichen Gesellschaft vertrage, als wilde Thiere, die man auf sie loslassen wollte; und er faßte deshalb den Entschluß, seine ganze Lebensweise zu ändern und streng, rechtschaffen und ehrbar zu leben, keusch und mäßig zu wandeln, sich von Fluchen und irreligiösen Unterhaltungen zu enthalten und seinen Schöpfer treulich anzubeten und zu verehren. Zwar sei er von der Wahrheit des Christenthums noch nicht völlig überzeugt, aber er wolle doch nie wieder seinen Witz dazu gebrauchen, dasselbe zu verhöhnen oder Andere zu verführen.“ — Ist das nicht ein überaus ärmlicher Gewinn? Und solche guten Vorsätze — was sind sie? „Der Weg zur Hölle ist mit lauter guten Vorsätzen gepflastert.“ Wenn eine verlorene Menschenseele gerettet, wirklich gerettet werden soll, so müssen noch ganz andere Dinge in ihr und mit ihr vorgehen.

3. Die Rettung.

Rochester war seit seiner schweren Krankheit etwas zahmer geworden. Als er aber im April 1680 London verließ, um auf eines der königlichen Güter zu reisen, das unter seiner Verwaltung stand, da kam noch einmal die alte ungebrochene Natur zu vollem Ausbruch. Es war aber zugleich auch die Stunde der Erbarmung für ihn.

Die Landstraßen Englands waren damals noch im kläglichsten Zustand, und deshalb war Rochester's Reise mit großen ungewöhnlichen Schwierigkeiten und Mühsalen verbunden. Seine noch schwache

Gesundheit war denselben nicht gewachsen; noch weniger vermochte sein Gemüth die Widerwärtigkeiten zu ertragen, die damit sich verbanden. Er empörte sich wider Gott mit der alten Bitterkeit und brach in eine Flut von Verwünschungen aus gegen seinen Schöpfer und Herrn. Als er auf dem Gute anlangte, kam die Krankheit zum Ausbruch, die seine letzte war. Ebendamit aber überfiel ihn mit furchtbarer Gewalt als je die Schrecknisse Gottes. Zum ersten Mal trat ihm die Majestät und Heiligkeit Gottes mit der durchbringendsten und erschütterndsten Macht vor seine Seele. Es war nicht mehr jene allgemeine dunkle Angst, wie er sie früher gefühlt, sondern nun sah er mit dem Entsetzen eines Verurtheilten den Zusammenhang zwischen seinen Sünden und dem gerechten Gericht Gottes. Die Saat des treuen und geduldigen Burnet sollte nun doch ihre Frucht tragen. Gleichwohl mußte noch ein ganz anderes Licht in diese Seele fallen.

Der Verzweifelnde bat nun selbst um den Besuch eines Geistlichen. Es war ein einfacher, in dem Worte Gottes gegründeter Landpfarrer, der zu dem Unglücklichen eintrat. Parsons — so hieß er — erkannte sogleich, daß der Acker dieses Herzens von den Schrecknissen Gottes tief genug zerpflügt war, um nun das himmlische Trostwort von der Versöhnung Gottes in Christo aufnehmen zu können. Er las dem Kranken das 53. Kapitel des Propheten Jesaias, — jenes Evangelium im alten Testamente, das von dem Lamm Gottes redet, welches der Welt Sünde getragen hat. Es war Gottes Gnadenstunde. Die Worte fielen wie ein Himmelslicht in das trostlose Gemüth. „Ich fühlte,“ sagt Rochester selbst, „eine geheimnißvolle Macht über mich kommen, die mein Gemüth erleuchtete und so übernahm, daß ich nicht länger widerstehen konnte. Das Wort kam über mich, wie eine Flut von Licht. Es war nicht bloß mein Verstand, der überwunden war, sondern mein Herz, mein Innerstes war überwältigt, daß ich an meinen Heiland glauben konnte, gerade als hätte ich ihn mit meinen Leibesaugen gesehen.“

Als daß man an Krankenbetten doch mehr das Wort Gottes reden ließe, als die eigenen wenn auch noch so schönen Empfindungen und Erfahrungen! Denn dieses Wort ist doch allein die Kraft Gottes, Sünder zu überzeugen und selig zu machen.

Rochester war von da an ein anderer Mensch. „Ich fühlte mich,“ sagt er selbst, „nie zuvor in meinem Leben so glücklich, so schwer mir auch meine Sünden immer wieder aufs Herz fielen und mir mit

ihrem Stachel zu schaffen machten." Jenes Kapitel aus Jesaias aber war ihm so kostbar geworden, daß seine Mutter und seine junge Gemahlin es ihm so oft vorlesen mußten, bis er's auswendig wußte. Er wäre gerne noch länger am Leben geblieben, nur um durch einen neuen Wandel auch vor der Welt die Aufrichtigkeit seiner Buße bewähren zu können. Aber es sollte nicht so sein; neun Wochen nach jener großen Veränderung endete sein irdischer Lauf. Die tiefe Demuth seiner Seele aber und die klaren Anschauungen von der eigenthümlichen Herrlichkeit des Evangeliums ließen keinen Zweifel übrig von der Wirklichkeit seiner Bekehrung. „O hochgelobter Gott," konnte er ausrufen, „kann so eine abscheuliche Kreatur wie ich bin bei dir noch Annahme finden, der ich dein Dasein geläugnet, deine Majestät verachtet habe? Ist auch noch Erbarmen und Vergebung für mich möglich? Wird Gott sich zu einem solchen Nichtswürdigen bekennen? Sollen die unaussprechlichen Freuden des Himmels mir — mir zu Theil werden? O mächtiger Erlöser, das ist nur möglich durch deine Liebe und Genugthuung, nur durch die Erlösung in deinem Blute!" — „Ich bin der elendeste Hund," konnte er ein ander Mal sagen, „den je die Erde trug und die Sonne beschien." Die Geheimnisse des Evangeliums waren nun in seinen Augen göttlich, köstlich und glorreich. „Jene thörichte Philosophie," sagte er, „welche Hobbes und Andere verbreitet, und die von den Kindern dieser Welt so hoch bewundert wurde, hat mich und viele Andere meiner Nation zu Grunde gerichtet." Er warf sich ganz auf das Erbarmen Jesu und auf die Gnade Gottes, welche um Christi willen bußfertige Sünder gerecht und selig macht, und betete oft: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!" Er rief beständig die Gnade des heiligen Geistes an, daß sie ihm helfen möge, alle bösen Gedanken, sowie alle Versuchungen und Eingebungen des Teufels ferne von ihm zu halten. In einer Nacht rief er aus, wie schrecklich der Versucher ihn angreife, indem er ihm lieberliche und gottlose Bilder vor Augen führe. „Aber ich danke Gott," fügt er bei, „ich verabscheue sie alle durch die Macht seiner Gnade, von der ich gewiß bin, daß sie auch mich durchzuretten vermag. Das ist die Bosheit des Teufels, weil ich seinen Klauen entronnen bin."

Zu einem seiner Genossen in der Sünde, der ihn auf dem Sterbette besuchte, sagte der Kranke: „O denke daran, daß Du Gott nicht mehr verachtest! Er ist ein eifriger Gott, der Dich um Deiner

Sünden willen heimsuchen wird. Ich hoffe, er wird in seinem Erbarmen Dein Gewissen rühren, früher oder später, wie er bei mir gethan hat. Du und ich, wir sind lange Zeit Freunde und gemeinschaftliche Sünder gewesen; deshalb habe ich desto mehr Freiheit mit Dir zu reden. Wir sind Alle betrogen gewesen in unsrer eigenen Einbildung; unsre Philosophie ist falsch und bodenlos gewesen; möge Dir Gott deshalb Buße geben."

Rochester's Gemahlin hatte der katholischen Kirche angehört; aber vornemlich durch die Erfahrungen, die sie an dem Kranken- und Sterbebette ihres Gemahls zu machen die Gnade hatte, fühlte sie sich gedrungen, das Papstthum zu verlassen, und es gereichte dem Sterbenden zu großer Freude, daß sie sich mit ihm vereinigte zu dem Genuß des heiligen Abendmahls.

Am 19. Juni (1680), fünf Wochen vor seinem Tode, diktierte Rochester in Gegenwart von Zeugen folgende feierliche Erklärung, welche er sodann selbst unterzeichnete: — „Zu Ruß und Frommen aller derer, welche ich durch mein Beispiel in die Sünde hineingezogen und dazu ermunthiget habe, hinterlasse ich der Welt diese meine letzte Erklärung, welche ich in der Gegenwart des großen Gottes ablege, der die Geheimnisse aller Herzen weiß, und vor dessen Richtstuhl ich nun offenbar werden soll. Ich erkläre, daß ich von Grund meiner Seele den ganzen Lauf meines früheren gottlosen Lebens hasse und verabscheue; daß ich dafür halte, ich könne die Güte Gottes nie genug bewundern, in der er mir eine wahre Erkenntniß geschenkt hat von meinen verderblichen Ansichten und niederträchtigen Handlungen, vermöge deren ich seither ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt gelebt habe, und ein offener Feind Jesu Christi gewesen bin, indem ich dem heiligen Geist der Gnade aufs äußerste Troß bot. Ich erkläre ferner, daß das größte Zeugniß meiner Liebe zu allen Solchen, die da sind wie ich war, das sein soll, daß ich sie warne in Gottes Namen und um des Wohls ihrer unsterblichen Seelen willen, sein Dasein nicht mehr zu läugnen, noch seine Vorsehung oder seine Güte zu verachten, mit der Sünde nicht mehr Scherz zu treiben, noch die lautere und unvergleichliche Lehre meines Heilandes — hochgelobet in Ewigkeit — zu verschmähen, durch dessen Verdienst allein ich, der vornehmste Sünder, doch noch Erbarmen und Vergebung hoffen darf und gewißlich hoffe. Amen."

Der treue Prediger Parsons war fast beständig um den Kranken

und gereichte ihm zu großem Troste. Auch Dr. Burnet fand sich noch drei oder vier Tage vor seinem Ende ein. Er konnte nicht anders, als Gott preisen für die Wunder der Gnade, die er an diesem Sterbenden nun mit Augen zu sehen gewürdigt war. Noch eine ernste Frage aber lag dem begnadigten Rochester auf der Seele. Er richtete sie an seinen erfahrenen frommen Freund und Berather, Dr. Burnet, mit den Worten: was er von einer Buße auf dem Todtenbette halte. Wir kennen des ehlen Gottesgelehrten Antwort nicht, und wissen nur, daß er, vollkommen überzeugt von der Aufrichtigkeit der Buße und der wahrhaftigen Bekehrung des Grafen, ihm gesunden evangelischen Trost zusprach. Wir aber können, gestützt auf die große und kostbare Thatfache der Rettung des Schächers am Kreuz, freudig und getrost sagen: auch dem Todtfranken und Sterbenden ist durch wahrhaftige Buße und lebendigen Glauben an den Herrn Jesum, kraft Seines Blutes und Geistes, Rettung und ewige Seligkeit möglich. Aber dieses unwiderlegbare Zeugniß der Schrift ist ein doppelschneidiges Schwert. Wehe dem, der es frevelhaft mißbraucht; selig der, der es im rechten Glauben wider den Teufel und all seinen Trug zu führen weiß.

Am 26. Juli 1680 gab Rochester im 33. Jahre seines Lebens den Geist auf, — wie wir glauben, gewaschen im Blute des Lammes und geheiligt durch den Geist der Gnade. Sein Name steht nun unter den „vornehmsten unter den Sündern, denen Barmherzigkeit widerfahren ist;“ er ist ebendeshalb eines der herrlichsten Denkmäler der rettenden Gnadenmacht Gottes in Christo. Denn es bleibt dabei:

Jesus nimmt die Sünder an:

Sagt doch dieses Trostwort Allen,

Welche, fern von rechter Bahn,

Auf verkehrtem Wege wallen.

Hier ist, was sie retten kann:

Jesus nimmt die Sünder an.

Redactor: Dr. A. Dierckag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 fr.



Lith. v. E. Kaufmann in Lehr.

Auswechslung der Vollmachten zwischen Lord Elgin und den japanischen Commissären.

J a p a n.

Schluß. Die neuesten Verträge.*)

1. Die Expedition unter Commodore Perry.



Es ist Zeit, daß wir die neuesten Verträge, durch welche das ferne Inselreich von Japan dem Verkehr mit dem Abendland eröffnet ward, sowie die Hoffnungen oder Sorgen, die für den Freund des Reiches Gottes daran sich knüpfen, uns zu vergegenwärtigen suchen. Wir haben mit dieser Schlußbetrachtung lange gezögert; allein es ist uns daraus der Vortheil erwachsen, daß nun bereits die ersten praktischen Folgen des neu-eröffneten Verkehrs offen vor uns zu Tage liegen. Sie werden uns zur Unterlage ernster Erwägungen dienen können.

Japan war in den letzten 250 Jahren nur noch den Holländern und Chinesen, und auch diesen nur an einem einzigen Punkte (Nagasaki) und unter den demüthigendsten Beschränkungen zugänglich.

*) Quellen, die benützt worden, sind vornemlich folgende: Japan opened, ein reichhaltiger Auszug aus den größeren Werken über Perry's Expedition nach Japan; Narrative of the Earl of Elgin's Mission to China and Japan, in the years 1857, '58, '59, by Laurence OLIPHANT, private secretary to Lord Elgin, II Vol., 1859; ferner North China Herald, Friend of India und viele andere Zeitschriften.

Unser Titelbild ist aus Oliphant's reichhaltigem und lehrreichem Werke entnommen. Es ist eine trefflich gelungene Nachbildung des gleichfalls in Farbendruck ausgeführten englischen Originals und stellt die Scene dar, wie zwischen Lord Elgin und den kaiserlich-japanischen Kommissären die Vollmachten ausgetauscht wurden. Die Köpfe sind lauter wohlgetroffene Porträts.

Alle übrigen Ausländer waren aufs strengste von jeglichem Verkehr mit diesem Lande ausgeschlossen, während es den Eingeborenen ihrerseits bei Todesstrafe verboten war, mit dem Ausland und dessen Angehörigen ohne offiziellen Beruf zu verkehren. Die vielen Versuche von Seiten Englands, Rußlands und anderer Seemächte, jene Schranken zu durchbrechen, scheiterten insgesamt an der starren Abschlüßungspolitik der japanischen Herrscher, und endeten meist damit, daß der Name der Fremden in den Augen der japanischen Regierung nur noch verhaßter, der Grundsatz ihrer Ausschließung aber noch fester und entschiedener ward. Portugal, Holland, England, Rußland, — Alle hatten Gewaltthätigkeiten sich erlaubt oder Demüthigungen erfahren, die in dem Gedächtniß der Japanesen tief eingegraben blieben und den alten Haß, die alte Verachtung noch höher steigerten. Nur eine einzige auswärtige Seemacht hatte sich in Japan nicht — noch nicht — compromittirt. Es war das junge, mächtig ausblühende Amerika. Wohl war schon im Jahr 1846 eine kleine Flotte von amerikanischen Kriegsschiffen in den Busen von Jeddo eingelaufen, um schon damals den Versuch einer Verkehrsöffnung zu machen; allein nicht einmal eine Landung wurde gewagt, und auf die lakonische Erklärung der Behörden: „Handel ist mit keiner ausländischen Nation, Holland ausgenommen, erlaubt,“ verließen die Schiffe ohne weiteres die Bucht. Drei Jahre später (Febr. 1849) war es nahe daran, daß zwischen Japan und Amerika ein feindlicher Zusammenstoß eintrat. Ein amerikanisches Fahrzeug war durch Stürme an die Küste einer japanischen Insel verschlagen worden, und 16 Seeleute, die ans Ufer sich retteten, wurden sofort verhaftet und eingesperrt. Volle 17 Monate lang erlitten sie die grausamste Behandlung. Schon bei der ersten Abführung in den Kerker wurden sie unter Todesdrohungen gezwungen, ein Kreuz, dieses Zeichen der katholischen Religion, mit Füßen zu treten. Während der Haft selbst erfuhren sie kaum noch menschliche Behandlung. Auf die Kunde davon eilte ein amerikanischer Kriegsdampfer nach Japan, um die Auslieferung der Unglücklichen zu verlangen. Der Empfang war, wie immer, ein äußerst unfreundlicher und drohender. Aber unerschreckt dadurch, bestand der Commandant des Kriegsschiffs auf der sofortigen Freilassung der Gefangenen. Den verächtlichen und ausweichenden Antworten der Japanesen setzte Jener ruhige, aber entschlossene Drohungen entgegen. Dieß wirkte, und die Schiffbrüchigen wurden unter

tausend Entschuldigungen ausgeliefert. Dieß waren bis dahin die einzigen Berührungen beider Nationen.

Keine Seemacht aber fühlte nachgerade die Unbequemlichkeit, die aus der Abschließung Japans erwuchs, empfindlicher, als Amerika. Schon längst war der amerikanische Wallfischfang in den nördlichen Gewässern des großen Oceans zu ungeheurer Ausdehnung gelangt. Seitdem vollends die Westküste der Vereinigten Staaten immer reicher sich kolonisirte, ward auch ihr Seehandel im stillen Meere immer bedeutender. Ein wichtiger Stapelplatz für amerikanische Waaren erschloß sich auf den asiatischen Küstenländern Rußlands, vor Allem an den Amur-Mündungen. Ueberall aber lag bei diesen Fahrten für die amerikanischen Handelschiffe Japan am Wege. Trat für die Seefahrer Proviant- und Wassermangel ein, — wo sollten sie das Nöthige am ehesten suchen, als auf japanischem Boden? Vor Stürmen und Unwetter — wo sollten sie Schutz suchen, als in japanischen Häfen? Kohlendepots für die Dampfer, Asyle für die Schiffbrüchigen, — überall lag Japan am geeignetsten, von den Vortheilen eines freien Handelsverkehrs mit Japan selbst gar nicht zu reden. Man sieht, Niemand hatte ein größeres Interesse für die Eröffnung Japans, als die Handelsnation der Vereinigten Staaten.

Die Sache beschäftigte seit längerer Zeit die unternehmendsten Bürger Nordamerika's. Niemand aber erfaßte den Gedanken klarer, besonnener und lebhafter, als der ausgezeichnete vielerjährige Seemann Commodore Perry. Ihm sollte die Ehre zu Theil werden, das verschlossenste Reich der Erde zuerst mit kluger Hand zu öffnen und Japan in den lebendigen Zusammenhang mit der übrigen Völkergemeinschaft einzuführen. Er studirte mit großem Eifer die Geschichte des japanischen Volks, seines Charakters und seiner Sitten, und nachdem in seinem Geiste der ganze Plan gereift war, unterbreitete er ihn seiner heimatlichen Regierung mit der dringenden Bitte um sofortige Ausführung. Der Antrag ward in Washington günstig aufgenommen und genehmigt. Ein Geschwader von zwölf Schiffen, darunter Kriegsdampfer ersten Ranges, sollte sofort nach Japan abgehen, und Commodore Perry ward mit ausgedehnten Vollmachten zum Leiter der Expedition ernannt. Am 22. November 1852 gieng er unter Segel. Mit Ende April 1853 erreichte er Hongkong, den 26. Mai den Hafen von Napa auf den Lu-tschu Inseln. Perry kam hier zum ersten Mal mit einem acht japanischen Stamme zusammen,

obwohl Lu-tschu in einer Art politischer Unabhängigkeit dasteht.*) Er sollte hier eine Probe machen, ob die Grundsätze, nach denen er künftig mit Japan selbst zu handeln gesonnen war, die richtigen seien oder nicht. Sie bestanden einfach darin: keine andern als wohlburchdachte, gemäßigte, billige und vernünftige Forderungen zu stellen, aber mit eherner Consequenz auf deren Erfüllung zu bestehen; durch japanische Kunstgriffe und Schleichwege in keiner Weise sich irre machen zu lassen, denselben aber strenge Geradheit und Ehrlichkeit entgegenzusetzen; die Ordnungen, Sitten und Gefühle des Volkes zu ehren und zu schonen, aber auch die Würde der amerikanischen Nation gegen Mißachtung zu wahren. Perry durfte durch glänzenden Erfolg erfahren, daß sein Weg der richtige sei. Schon auf Lu-tschu gelang ihm Alles aufs vollständigste. Den bald angstvollen, bald drohenden Versuchen der Behörden, ihn vom Landen, vom Besuch der Hauptstadt, vom Durchwandern der Insel zurückzuhalten, stellte er ruhige, höfliche, aber feste Entschlossenheit entgegen; die Ausflüchte entwaffnete er durch unglaubliches Lächeln, die schlaun Kunstgriffe durch unbestechliche Geradheit. Unglaubliches war dadurch gewonnen, daß er durch diese Mittel, ohne Zwang und Herbeiziehen, sich den Palast des „Regenten“ öffnete, mehrere solenne Zusammenkünfte mit dieser höchsten Persönlichkeit erreichte, das Wohlwollen Aller sich erwarb und die Annahme von Bezahlung für allerlei von Lu-tschu gelieferte Lebensmittel durchsetzte. Mit gehobenem Gefühl und froher Hoffnung lichtete er mit einem Theil des Geschwaders am 2. Juli 1853 die Anker, um Jeddo aufzusuchen. Der Rest der Fahrzeuge blieb im Hafen von Napa, nicht ohne den Hintergedanken, daß, falls der Kaiser in Jeddo jegliche Unterhandlung verweigern würde, Lu-tschu ein Pfand in Perry's Händen sein sollte.

Als die Sonne am Morgen des 8. Juli aus dem Meere auftauchte, lag die Küste von Japan, mit dem schneebedeckten Fuji-yama im Hintergrund, vor den erstaunten Augen der Amerikaner. Während sie aber zu weiteren Schritten sich rüsteten, ist es Zeit, die Instruktionen und Pläne kennen zu lernen, mit denen Commodore Perry dahin gekommen war. Sie sind am vollständigsten ersichtlich aus dem Schreiben, das der Präsident der Vereinigten Staaten ihm unter dem großen Staatsiegel zu Händen des Kaisers übergeben hatte.

*) Siehe die Mittheilungen im Mai-Heft.

Dem Original war eine holländische und chinesische Uebersetzung beigegeben. Es lautet also:

„Millard Fillmore, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Seiner kaiserlichen Majestät, dem Kaiser von Japan.

„Großer und guter Freund, — Ich sende Euch dieses amtliche Schreiben durch Commadore Matthew Perry, einen Offizier des höchsten Rangs in der Marine der Vereinigten Staaten und Commandanten des Geschwaders, das jetzt die Besitzungen Ew. kais. Majestät besucht.

„Ich habe Commadore Perry beauftragt, Ew. kais. Majestät zu versichern, daß ich die freundschaftlichsten Gefühle gegen Ew. Majestät Person und Regierung in mir trage, und daß ich bei seiner Sendung nach Japan keinen andern Zweck habe, als Ew. kais. Majestät vorzuschlagen, daß die beiden Länder, die Verein. Staaten und Japan, in gegenseitiger Freundschaft leben und Handelsverkehr mit einander unterhalten möchten.

„Die Verfassung und die Geseze der Verein. Staaten verbieten jede Einnischung in die religiösen oder politischen Angelegenheiten anderer Nationen. Deshalb habe ich Comm. Perry besonders eingeschärft, sich jeder Handlung zu enthalten, die möglicher Weise in Ew. kais. Maj. Besitzungen Störungen anrichten könnte.

„Unser großer Staat Californien producirt jedes Jahr etwa 60 Mill. Dollars in Gold, nicht gerechnet Silber, Quecksilber, Edelsteine und viele andere werthvolle Artikel. Auch Japan ist ein reiches und fruchtbares Land und producirt viele sehr werthvolle Artikel. Ew. kais. Maj. Unterthanen sind in vielen Künsten wohl bewandert. Ich wünsche nun, daß unsre beiden Länder miteinander Handel treiben, zum Vortheil für Japan, wie für die Vereinigten Staaten.

„Es ist uns wohl bekannt, daß die alten Geseze Ew. kais. Majestät Regierung den Handel mit dem Ausland nicht gestatten, außer mit den Chinesen und Holländern; aber da die Welt sich ändert und neue Regierungen sich bilden, so scheint es weise, von Zeit zu Zeit neue Geseze zu machen. Gab es doch eine Zeit, wo die alten Geseze Ew. kais. Maj. Regierung auch zum ersten Mal gemacht wurden.

„Um eben jene Zeit [da Japan seine jetzt bestehenden Ausschliefungsgefeze aufstellte,] war Amerika, das zuweilen auch die neue Welt genannt wird, zum ersten Mal von Europäern entdeckt und kolonifirt worden. Lange Zeit hindurch waren es nur wenige Leute,

und dazu noch arme Leute; nun aber sind sie zahlreich geworden, ihr Handel ist sehr ausgebreitet, und sie glauben, daß, wenn Ew. kaiserliche Majestät sich herbeilassen wollte, die alten Gesetze zu ändern und den Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern zu gestatten, dieß für beide Theile äußerst vortheilhaft sein müßte.

„Sollte Ew. kais. Maj. es nicht für gerathen halten, sofort die alten Gesetze abzuschaffen, die den Handel mit dem Ausland verbieten, so könnten sie ja versuchsweise für fünf oder zehn Jahre nur suspendirt werden. Erweist sich der Versuch nicht vortheilhaft, wie wir es doch hoffen, so können die alten Gesetze wieder zur Geltung gebracht werden. Die Vereinigten Staaten machen es oft so, daß sie mit auswärtigen Staaten Verträge für eine bestimmte Anzahl von Jahren abschließen, um sie alsdann nach Belieben entweder zu erneuern oder aufzuheben.

„Ich habe Commodore Perry beauftragt, noch eine andere Sache Ew. kais. Majestät vorzulegen. Viele unsrer Schiffe fahren jedes Jahr von Californien nach China; auch treibt eine große Zahl unsrer Seeleute den Wallfischfang in der Nähe der japanischen Küsten. Nun kommt es zuweilen vor, daß in stürmischem Wetter eines unsrer Schiffe an den Küsten Japans Schiffbruch leidet. Für solche Fälle bitten und erwarten wir, daß unsre unglücklichen Landsleute freundlich aufgenommen und behandelt werden, und daß man ihr Eigenthum gefeßlich beschütze, bis wir ein Fahrzeug senden und sie abholen lassen können. An diesem Punkt ist uns sehr viel gelegen.

„Ferner ist Comm. Perry von mir beauftragt, Ew. kais. Majestät vorzustellen, daß uns zu Ohren gekommen ist, daß im Kaiserreich von Japan sich große Vorräthe von Kohlen und Lebensmitteln vorfinden. Unsre Dampfschiffe, wenn sie den großen Ocean durchfahren, brauchen viel Kohlen, und es ist höchst unbequem, sie den ganzen Weg von Amerika mitzunehmen. Deßhalb wünschen wir, daß unsern Dampfern und andern Fahrzeugen gestattet sei, in Japan anzuhalten und Kohlen, Lebensmittel und Wasser einzunehmen. Dafür werden sie baar, oder wie es sonst den Unterthanen Ew. kaiserlichen Majestät lieber ist, bezahlen; und wir bitten Ew. kais. Majestät, im Süden des Reichs einen passenden Hafen zu bezeichnen, wo unsre Schiffe zu diesem Zwecke einlaufen können. Das liegt uns sehr am Herzen.

„Dieß sind die alleinigen Absichten, um deren willen ich Com-

modore Perry im Geleite eines stattlichen Geschwaders gesandt habe, um in Jeddo, der berühmten Hauptstadt Sw. kais. Majestät, einen Besuch abzustatten; — Freundschaft, Handel, Einkauf von Kohlen und Provisionen, und Schutz für unsre schiffbrüchigen Landsleute.

„Wir haben Comm. Perry angewiesen, Sw. kais. Majestät um freundliche Aufnahme einiger wenigen Geschenke zu bitten. Sie sind von keinem großen Werth an und für sich selbst; aber etliche derselben mögen als Muster derjenigen Artikel dienen, die in den Vereinigten Staaten gefertigt werden, und zugleich sind sie Zeichen und Pfänder unsrer aufrichtigen und ehrerbietigen Freundschaft.

„Möge der Allmächtige Sw. kais. Majestät in Seinem großen und heiligen Schutz erhalten!

„Zur Beglaubigung dessen habe ich das große Siegel der Vereinigten Staaten hier beidrucken lassen und diese Schrift mit meinem Namen unterzeichnet, in der Stadt Washington in Amerika, dem Sitz meiner Regierung, am 13. Tage des Monats November des Jahres 1852.

„Euer guter Freund,

„Millard Fillmore.

„Edward Everett, Staatssekretär.“

Man sieht, die Forderungen waren gemäßigt, billig und unverfänglich. Es kam nun Alles auf das weise Benehmen Perry's und seiner Begleiter an. Daß bei der Erscheinung fremder Kriegsschiffe in der äußeren Bucht von Jeddo (vor der Stadt Uraga) große Bestürzung unter den japanischen Behörden am Ufer entstand; daß die Regierungsboote in Schaaren herbeieilten, um die Fremdlinge zu eiliger Entfernung zu bewegen; daß hiezu unmächtige Drohungen und kriechende Bitten in Anwendung gebracht wurden, versteht sich von selbst. Perry blieb in unzerstörbarer Ruhe, ließ von den untergeordneten Beamten Niemand vor sich und stellte nur das einfache Begehren, daß an einem passenden Platz auf der Küste einer der höchsten Beamten des Reichs sich einfänden möchte, um dort von ihm das Schreiben des amerikanischen Präsidenten an den Kaiser feierlich zu Handen des Letzteren in Empfang zu nehmen. Wir können hier natürlich die mancherlei Krümmungen und Windungen nicht verfolgen, durch welche die japanischen Herren den entschlossenen Fremdling aus seiner Bahn zu verlocken bestrebt waren; genug, Nachmittags den 13. Juli 1853 kam der Gouverneur von Uraga im Staatsboot zu

dem Flaggenschiff herangefahren und präsentirte einen in Sammet gewickelten kaiserlichen Brief in einem Etui von Sandelholz, worin erklärt wird, daß „Seine Hoheit, Toba, der Fürst von Idzu,“ vom Kaiser beauftragt sei, die amerikanischen Dokumente in Empfang zu nehmen und nach Jeddo zu überbringen. Schon am folgenden Tag begab sich der Commodore, umgeben von seinen Offizieren und Marinesoldaten in möglichstem Pomp ans Ufer, wo ein eigenes Gebäude zu seinem Empfang hergerichtet war, und überreichte unter unendlichem Ceremoniell zweien kaiserlichen Prinzen seine Schriften. Der Empfangsschein, den er dagegen erhielt, erklärte ausdrücklich, daß es eine bedauerliche Unregelmäßigkeit und nur dem Commodore zu Gefallen geschehen sei, daß man seine Papiere in Uruga, und nicht in Nagasaki, in Empfang genommen habe. Denn letzteres sei der einzige Platz, wo man mit Ausländern zu thun haben könne. Deshalb könne auch von eigentlichen „Unterhandlungen“ jetzt gar nicht die Rede sein. Perry erwiderte mit größter Höflichkeit, daß es ihm zunächst auch nur um die sichere Abgabe der Briefe an den Kaiser zu thun sei. Er werde alsbald nach Lu-tschu und China zurückkehren, dagegen im nächsten Frühjahr wieder kommen, um des Kaisers Antwort entgegen zu nehmen. Die Japanesen fragten mit sichtbarer Besorgniß, ob er mit allen seinen Schiffen wieder zu kommen gedenke. „Mit allen,“ war die Antwort, „und wahrscheinlich mit noch mehreren, da diese nur einen Theil meines Geschwaders bilden.“

Der straffe Amerikaner hielt Wort. Am 11. Februar 1854 erschien er mit seinen Kriegsdampfern aufs Neue in diesen Gewässern, und zwar jetzt näher gegen Jeddo zu. Er warf vor Yoku-hama, nur wenige Meilen südlich von der Hauptstadt, die Anker. Boten um Boten kamen vom Land, den festen Fremdling zur Rückkehr, wenigstens bis Uruga, zu bewegen. Es sei ganz unmöglich, hieß es, die kaiserliche Antwort anderswo als in Uruga ihm zu übergeben. Der Kaiser selbst bestche darauf, und bereits befänden sich die höchsten Würdeträger dort, um Perry zu empfangen. Der Commodore machte, statt umzukehren, vielmehr Miene, die Bucht noch höher hinauf und bis vor Jeddo selbst zu dampfen. Dieß wirkte. Man gab seiner ehernen Entschlossenheit nach, und Yoku-hama sollte dem neuen denkwürdigen Vertrag den Namen geben.

2. Die Unterhandlungen.

Das Gebäude, wo die Zusammenkunft stattfinden sollte, war wie durch Zauber in wenigen Tagen entstanden. Es bestand aus unbemalten Dielen mit hörnerartigen Dachspitzen, und nahm einen bedeutenden Flächenraum ein. Die Empfangshalle betrug 50 bis 60 Fuß ins Gevierte und stieß an eine Reihe kleinerer Gemächer. Gelbe Lächer, durch schwarze Streifen in Felder getheilt, schlossen auf allen Seiten den Platz ein; nur am Eingang hing schwarzes Tuch mit den Wappen der japanischen Unterhändler darauf. Flaggen und Fähnlein flatterten allenthalben lustig in der Luft, während auf zwei hohen Flaggenstangen die kaiserlichen Banner von weißer Baumwolle, mit einem hochrothen Streifen mitten durch, ausgezogen waren. Auf dem Dach endlich ragte eine Stange hoch empor mit einer schweren seidenen Troddel oder Quaste. Gruppen von Fahnenträgern, Musikanten und Pikenmänner waren aufgestellt, — ein seltsamer Anblick mit ihren lakirten Hüten, buntfarbigen Gewändern, glänzenden Wappenbildern und glitzernden Speeren. Und um all dieß her neugierige Massen Volks, die das ungewohnte Schauspiel herbeigelockt hatte.

Der 8. März 1854 war ein heller glänzender Tag. Vormittags halb 12 Uhr verließ Commodore Perry unter Kanonendonner in möglichst imposantem Glanz und Pomp sein Flaggenschiff. Die Offiziere in voller Uniform und etwa 500 Marinesoldaten und Matrosen in bester militärischer Ausrüstung fuhren in 27 Booten voran, bildeten am Ufer Spalier und empfingen mit präsentirtem Gewehr den Commodore. Und während er, umgeben von seinem Stab, unter dem Einfallen der Militärmusik durch sie hinschritt und dann am Eingang des Versammlungshauses von den Japanesen mit höchsten Ehren empfangen ward, donnerten aufs Neue von den Kriegsschiffen die Kanonensalven. Die große Halle war mit dicken weichen Matten belegt, die Bretterwände mit buntbemalten Tapeten und Tüchern behangen und rings herum bequeme, mit rothem Stoff überzogene Diwans gestellt, vor denen Tische mit gleichfalls rothen Teppichen standen. Die Fenster bestanden aus dünnem Pelpapier, durch welches ein wohlthuendes gedämpftes Licht in die Halle drang, während von den zahlreichen kupfernen Kesselpfannen, die auf lakirten Gestellen standen, eine angenehme Wärme sich verbreitete.

Sobald der Commodore mit seinen Offizieren und Dolmetschern den Ehrensitz zur Linken eingenommen, während die japanischen Beamten zur Rechten sich gesetzt, traten am obern Ende der Halle die fünf hohen kaiserlichen Kommissäre ein, welche die Verhandlungen zu leiten hatten, und nahmen in der Mitte ihre Sitze ein. In demselben Augenblick warfen sich die untergeordneten Beamten auf die Kniee, den Kopf zur Erde gebeugt, und blieben in dieser Stellung während der ganzen Verhandlung. Diese Kommissäre waren unzweifelhaft ehrfurchtgebietende Gestalten, und ihre ebenso würdevollen als feinen Manieren zusamt den reich herabwallenden seidnen Gewändern gaben ihnen ein ächt fürstliches Ansehen. Drei unter ihnen waren Prinzen von Geblüt, alle von reiferen Jahren; einer von diesen wieder war die Hauptperson, denn er entschied in allen Punkten, die in Frage kamen. Zwei von den Kommissären schienen eine untergeordnete Stellung einzunehmen. Von nicht geringer Bedeutung aber war Moriama Denoske, der offizielle Dolmetscher, der von Anfang an zu den Füßen des höchsten unter den kaiserlichen Abgeordneten in knieender Haltung lag und so auch alle seine Funktionen ausrichtete.

Nach einer kurzen Pause begannen die Verhandlungen damit, daß beide Parthieen durch ihre Dolmetscher sich nach dem gegenseitigen Befinden erkundigten und allerlei Höflichkeiten austauschten. Darauf folgte die unvermeidliche Tabakpfeife, die von den Dienern knieend herumgeboten wurde, sowie Thee, Backwerk und andere Erfrischungen. Dieß Alles waren nur die nothwendigen Präliminarien, und zwar noch in Gegenwart der größeren Menge der andern Beamten. Nun aber lud der erste japanische Kommissär seine Gäste ein, ihm und seinen vier Amtsgenossen in ein kleineres anstoßendes Gemach zu folgen, das freilich nur, wie er sagte, zehn Personen zu fassen vermöge. Der Commodore verstand den Wink und folgte bereitwillig, nur von einem der höheren Offiziere, seinem Sekretär und zwei Dolmetschern begleitet. Sofort begannen die ernstern Verhandlungen; zuvor jedoch hatten die japanischen Kommissäre ihre Gäste bedeutet, daß es bei so ernster Gelegenheit sich zieme, langsam zu reden. Ein jedes Wort sollte wohlerrwogen und gründlich überlegt sein. Und nun zog der vorstehende Beamte eine Rolle Papier hervor und händigte sie dem amerikanischen Bevollmächtigten ein. Sie enthielt eine Antwort auf das amtliche Schreiben des Präsidenten von

Washington; aber statt von dem Kaiser selbst, oder auch nur von den kaiserlichen Kommissären unterzeichnet zu sein, trug das Papier nur die Unterschrift des Dolmetschers Denoske. Uebrigens lautete sie folgender Maßen:

„Als Ew. Excellenz dieses Reich im vorigen Jahre besuchte, war Seine Maj. der Kaiser krank, und nun ist er gestorben. Darauf bestieg Se. Maj. der gegenwärtige Kaiser den Thron. Die vielen Geschäfte, die daran sich knüpfen, sind noch nicht vollendet, und deßhalb haben wir keine Zeit, andere Gegenstände gründlich zu erwägen. Ueberdies gelobte der neue Kaiser bei seiner Thronbesteigung den Fürsten und hohen Beamten des Reichs, die Gesetze treulich zu beobachten. Es ist somit klar, daß er an den alten Gesetzen nichts zu ändern vermag.

„Letzten Herbst wurde der Oberbeamte, der den holländischen Handel in Nagasaki zu überwachen hat, beauftragt, Ew. Excellenz von diesen Umständen in Kenntniß zu setzen, und ein Antwortschreiben von ihm sagt uns, daß er seinem Auftrag nachgekommen sei.

„Kürzlich kam ein russischer Gesandte in Nagasaki an, der einen Wunsch seiner Regierung zu überbringen hatte. Seitdem ist er wieder abgefahren, weil ihm bedeutet ward, daß keiner Nation, die einen solchen Wunsch vorbringe, eine Antwort gegeben werden könne. Gleichwohl geben wir die Dringlichkeit der Vorschläge Eurer Regierung, betreffend Kohlen, Wasser, Lebensmittel und Schutz für nothleidende Schiffe und ihre Mannschaft zu und wollen sie gewähren. Wenn uns Ew. Excellenz mittheilt, welchen Hafen sie dafür ausersehen hat, so soll dieser Hafen dafür in Bereitschaft gestellt werden, wozu freilich Vorbereitungen gehören, die wohl fünf Jahre einnehmen mögen. Mittlerweile kann ein Anfang mit den Kohlen in Nagasaki gemacht werden, und zwar vom Febr. 1855 an.

„Da wir keine Erfahrung in dieser Sache haben, um uns in Betreff der Kohlen eine annähernde Schätzung zu machen, so werden wir die Sache reiflich in Erwägung ziehen, wenn es anders unsern Gesetzen nicht entgegen ist. Was verstehtet Ihr aber unter 'Provisionen'? und wie viel Kohlen?

„Schließlich soll Alles, was die Schiffe bedürfen, von den Erzeugnissen dieses Reiches geliefert werden, soweit es bei uns zu haben ist. Die Preise der Waaren und die Tauschartikel sollen durch Kurakawa Kami und Moryama Denoske festgestellt werden. Sind diese

Dinge geregelt, so kann der Vertrag abgeschlossen und bei unserer nächsten Zusammenkunft amtlich besiegelt werden.

„Moryama Denoske.“

Man sieht, ein Theil der amerikanischen Forderungen war hiermit errungen. Perry war dafür dankbar, und sein Verlangen, daß dieses Papier von den hohen Kommissären selbst unterzeichnet werde, fand keinen Anstand. Allein dieß Alles war nur eine der Stufen, auf denen er zu viel bedeutenderen Erfolgen seiner Sendung emporzusteigen entschlossen war. Er wollte einen Handelsvertrag, und deßhalb Eröffnung eines oder etlicher japanischen Seehäfen.

Schon am folgenden Tag trat er mit dieser wichtigsten Frage hervor. Er erwähnte, wie vor nicht langer Zeit ein ähnlicher Vertrag zwischen Amerika und dem mächtigen China sei abgeschlossen worden, und nichts wäre vortheilhafter für Japan, als diesem Beispiel zu folgen. Zuletzt ließ er in aller Höflichkeit die drohende Andeutung fallen, daß, wenn dieß nicht gewährt würde, seine Regierung noch viel mehr Kriegsschiffe nach diesen Gewässern zu senden genöthigt wäre; er hoffe aber, Alles lasse sich in freundschaftlicher Weise durch Unterhandlung abmachen. Die Kommissäre, wohl fühlend den Ernst solcher Worte, erbat sich Bedenkzeit.

Eine eigenthümliche Frage, die in ihrer Folge sehr bedeutungsschwer werden konnte, schloß unmittelbar daran sich an. Ein amerikanischer Marinesoldat war gestorben, und Perry verlangte, daß gegen Kauf ein Stückchen Land ihm abgetreten würde, wo er seinen Todten nach christlicher Sitte bestatten möge, und wo auch künftig bei ähnlichen Fällen seine Landsleute ihre letzte Ruhestätte fänden. Ein christlicher Kirchhof auf japanischem Grund und Boden, und die Gestattung christlicher Todtenfeier — das war's, um was sichs handelte. Wer sich unserer früheren Mittheilungen über japanische Unbulsamkeit gegen alles, was mit dem Christenthum zusammenhängt, erinnert, wird die Bedeutung der Frage erkennen. Der Oberkommissär erklärte, daß Perry seinen Todten nach der holländischen Faktorei in Desima (bei Nagasaki) zu verbringen habe; dort sei der für alle Fremdlinge bestimmte Begräbnißplatz. Aber davon konnte keine Rede sein. Die Entschlossenheit des Amerikaners drang wenigstens theilweise auch hier durch. Der Todte sollte bei einem Buddhistentempel nahe bei Yokohama, und zwar nach christlichem Ritus beigesetzt werden. Ein eigener Kirchhof ward nicht gestattet. Während aber am folgenden Tag der

amerikanische Schiffskaplan die Todtenfeier hielt, umgeben von Steingötzen und andern heidnischen Zeichen, saß nahe dabei ein Buddhistenpriester vor einem Altar, auf welchem er nach seiner Weise Goldpapier verbrannte, Reis und andere Dinge opferte und die Messingtrommel schlug, — Alles für denselben Todten, über dessen Grab zu gleicher Zeit christliche Gebete ertönten. Die Japanesen waren schlau und consequent.

Mittlerweile wurden die für den Kaiser mitgebrachten Geschenke feierlich übergeben. Sie sollten wohl in die Wagschale der Entscheidung ein Gewicht zu Gunsten der Amerikaner legen. Das bedeutendste war eine Miniatur-Lokomotive mit einem $\frac{1}{4}$ Stunde langen Stück Eisenbahn und ein Telegraphen-Apparat. Beides wurde zu unbeschreiblichem Vergnügen der Japanesen vollständig zurecht gemacht und in Thätigkeit gesetzt. Die kleine Schienenlinie bildete eine kreisförmige Bahn. Die trefflich gearbeitete Lokomotive war eben groß genug, um alle einzelnen Theile der Konstruktion in schönster Vollkommenheit darzustellen, während der angehängte Personenwagen etwa ein sechsjähriges Kind hätte aufnehmen können. Die Japanesen waren so entzückt über dem neuen Schauspiel der kleinen dahinbrausenden Dampfmaschine, daß sie trotz ihrer gewohnten Ernsthaftigkeit und Würde es sich nicht nehmen lassen wollten, eine Fahrt auf dem wunderlichen Schienenweg zu machen; und da das Innere des kleinen Personenwagens die stattlichen corpulenten Herren nicht aufzunehmen im Stande war, so setzte sich einer um den andern auf dessen Dach und wagte eine Gilsfahrt. Das Schauspiel war nicht wenig ergötzlich, wenn so ein fetter würdevoller Mandarin mit flatterndem Gewand dahinschnurrte, convulsivisch an den Ranten des Wagenbaches sich haltend, und halb ängstlich grinsend, halb lustig lachend die Kreisbahn durchflog. Nicht geringeres Interesse erweckte der Telegraph, der gleichfalls etwa eine Viertelstunde weit sich ausdehnte. Telegram um Telegram ward ausgewechselt in englischer, holländischer und japanischer Sprache, und der Scharfblick der gebildeteren Eingeborenen verstand schnell und leicht das Wesen und den Charakter der ganzen Operation.

Endlich erschien die offizielle Antwort auf des Commodore's Anfrage in Betreff eines freien Handelsverkehrs. In derselben wird zuerst nochmals die Gewährung von Kohlen, Lebensmitteln, Schutz für Schiffbrüchige u. wiederholt und diese Forderung als eine „vernünftige“ bezeichnet. Dann fährt das Schreiben fort: „Was aber

die Eröffnung eines freien Handelsverkehrs betrifft, so können wir darin noch nicht willigen. Die Gefühle und Sitten unsres Volkes sind ganz verschieden von denen fremder Nationen, und es würde überaus schwer sein, selbst wenn Ew. Excellenz darauf bestände, unsre alten Ordnungen und Einrichtungen gegen andere neue zu vertauschen... Die Schiffe Ihres Landes müssen deshalb ihren Verkehr zunächst in Nagasaki [wo die Holländer ihre Faktorei haben] beginnen, und zwar mit Anfang des nächsten Jahres. Dort können sie Brennholz, Wasser, Kohlen und andere Dinge einnehmen. Da aber unsre Anschauungen, die wir von den Handelsgegenständen haben, von den Eurigen noch sehr verschieden sind, sowie auch unsre Begriffe von den Preisen und dem Werth derselben von den Eurigen sehr abweichen, so ist es unumgänglich nothwendig, daß wir Beide erst einen Versuch machen; und dann nach fünf Jahren können wir einen andern Hafen eröffnen, der für Eure Schiffe bequem ist."

Auf diese Proposition gieng der Commodore bei der neuen Zusammenkunft (17. März) nicht ein. Nagasaki, sagte er, müsse er entschieden ablehnen; denn Volk und Behörden dort seien seit Jahrhunderten so sehr an die sklavische Unterwürfigkeit der Ausländer (Holländer) gewöhnt, daß man Gleiches auch von den Amerikanern erwarten werde, und dazu seien sie keineswegs geneigt. Ueberhaupt werde er und seine Nation solchen drückenden und demüthigenden Einschränkungen sich nicht unterwerfen, wie die japanischen Gesetze den Holländern sie auferlegt hätten. Was er eigentlich wünsche und verlange, das sei die Eröffnung von fünf andern Häfen; doch wolle er sich zunächst mit dreien begnügen, und zwar mit einem auf der Hauptinsel Nipon, etwa Uraga oder Kagasima, einem auf der Nordinsel Jesso, etwa Matsmai, und einem auf Lu-tschu, nämlich Napa. — In Betreff des letztern erklärten die kaiserlichen Kommissäre, Lu-tschu sei ein unabhängiger Staat, wo sie nichts zu befehlen hätten; die Insel Jesso aber stehe unter einem Lehensfürsten, ohne dessen Zustimmung Matsmai nicht könne geöffnet werden. Uraga endlich auf Nipon gehe nicht an, wegen anderer Umstände. Sie schlugen deshalb Simoda (an der Südspitze der äußeren Bucht von Jeddo) vor. Perry glaubte darin zum Theil nur Ausflüchte zu sehen und bestand auf seinen Forderungen. Er werde Japan nicht verlassen, bis sein Wunsch gewährt sei. Die Kommissäre baten aufs Neue sich Bedenkzeit aus.

Am 23. März endlich ward ihm die Befriedigung zu Theil, daß

auf der Nordinsel Jesso Hakodade, auf Nipon Simoda und als dritter Hafen Napa auf Ku-tschu den Amerikanern eröffnet werden sollte. Es war ein glänzender Sieg über die japanische Ausschließungspolitik. Doch blieben noch einige wichtige Fragen zu erledigen. Die Japanesen bestanden darauf, daß wenigstens für jetzt kein Amerikaner bleibend in den eröffneten Häfen sich niederlasse. Die Schiffe sollten kommen und gehen, Ansiedlungen aber seien nicht gestattet. Commodore Perry aber mußte wenigstens das ständige Verweilen eines amerikanischen Consuls verlangen, der die Rechte seiner Nation zu vertreten und Streitigkeiten zu schlichten habe. Auch dieß ward endlich, obwohl mit sichtbarem Mißvergnügen, gestattet. Der erwartete Consul sollte jedoch nicht vor Ablauf eines Jahres erscheinen und ausschließlich in Simoda sich aufhalten. Endlich kam die Frage noch zur Sprache, ob die handeltreibenden Amerikaner während ihrer zeitweiligen Anwesenheit freien Lauf im Lande haben sollten oder nicht. Man kam überein, daß das Gebiet um jede der drei eröffneten Hafenstädte bis auf eine Entfernung von sieben Ri (etwa zwei Stunden) den Fremdlingen zugänglich sein, drüber hinaus aber Keiner sich wagen solle.

Darauf ward (31. März 1854) der Vertrag in englischer, holländischer, chinesischer und japanischer Sprache je in drei Abschriften ausgefertigt und von beiden Parthieen feierlich unterzeichnet. Mit Anfang April aber gieng eines der Kriegsschiffe nach Amerika ab, um den Vertrag in Washington ratificiren zu lassen, während zu gleicher Zeit ein Exemplar zur kaiserlichen Genehmigung nach Jeddo gesandt ward. Wir werden jedoch bald sehen, wie wesentlich die verhältnißmäßig mageren und beschränkten Bestimmungen des Vertrags geändert und erweitert wurden. Denn als zwei Jahre später der besonnene und erfahrene Amerikaner Harris als erster Consul in Japan eintraf, ruhte er nicht, bis den kurz vorher gemachten Zugeständnissen weitere und größere folgten. Mittlerweile traten auch andere Seemächte in die Fußstapfen der Amerikaner und machten die einmal in die Mauer japanischer Abschließung geschossene Bresche Schritt für Schritt breiter.

3. Lord Elgin und die Verträge.

Im Jahr 1856 waren in der chinesischen Provinz Quang-tung (Kanton) kleine Mißverständnisse zwischen den Engländern und den

Mandarinern eingetreten. Aber aus diesem unbedeutenden Funken entzündete sich ein Feuer, das den ganzen asiatischen Osten in Brand zu stecken drohte. Der zweite große Krieg zwischen England und China kam zum Ausbruch. Lord Elgin gieng von London mit außerordentlichen Vollmachten und begleitet von einer nicht unbedeutenden Kriegsmacht nach dem fernen Osten, während der französische Bevollmächtigte, Baron Gros, als Alliirter mit ähnlicher Truppenmacht sich an ihn angeschlossen. Die Eroberung und Besetzung der Stadt Kanton war die erste wichtige Folge. Ihr Besitz sollte ein Pfand sein für die Erzwingung größerer Freiheiten und Rechte zu Gunsten der mit China handelnden Seemächte. Daher der zweite wichtige Schritt: das Vorbringen der alliirten Flotten nach dem Peiho, die Erstürmung der Peihofestungen, dieses Schlüssels zur kaiserlichen Hauptstadt, und endlich der kühne Zug nach Lien-tsin, dem großen Vereinigungspunkt des inländischen Fluß- und Kanalnetzes, von wo aus Peking in wenigen Tagmärschen erreicht werden konnte. Dem ganzen festen Unternehmen schien die Krone aufgesetzt zu sein, als am 26. Juni 1858 zwischen den englischen und französischen Gesandten einerseits und den kaiserlich chinesischen Kommissären andererseits der bekannte Vertrag von Lien-tsin unterzeichnet ward, der nicht nur dem ausländischen Handelsverkehr mit China, sondern auch der Mission so hoffnungsreiche Ausichten eröffnete.

Mit so glänzenden Erfolgen gekrönt eilte Lord Elgin fast wie im Vorbeigehen nach Japan, um dort mit seiner bis dahin so glücklichen Hand neue Lorbeeren zu pflücken. Am 4. August (1858) erschien er im Hafen von Nagasaki, und nach kurzem Aufenthalt daselbst am 13. in der äußeren Bucht von Jeddo. Die japanischen Beamten eilten in Booten herbei, die fremden Einbringlinge zurückzuhalten und zum Umkehren zu bewegen. Umsonst; Lord Elgin dampfte ruhig weiter und stand nicht still, bis die Anker unmittelbar vor der kaiserlichen Hauptstadt in die Tiefe rollten. Es war das erste fremde Kriegsschiff, das so weit sich vorgewagt hatte.

Es ist hier nicht der Ort, die Unterhandlungen des englischen Lords mit den höchsten Beamten des japanischen Reichs im Einzelnen zu verfolgen und ihren Gang zu schildern. Es sei genug, zu sagen, daß Elgin seine Zwecke vollständig erreichte. Schon nach neun Tagen (26. Aug. 1858) wurde der englisch-japanische Vertrag vorläufig unterzeichnet, und das wichtige Dokument konnte an die be-

treffenden Regierungen zur Ratifikation abgesandt werden. Wie dieser rasche und glänzende Erfolg zu Stande kam, wäre schwer zu begreifen, wenn man nicht die wunderbar waltende Hand Gottes in dem eigenthümlichen Zusammenwirken der Umstände erkennen will. Denn die Dinge in Japan standen in dem Augenblick, da Lord Elgin dort eintraf, keineswegs günstig für das Ausland. Zwar wenige Monate zuvor war an der Spitze der Regierungsgeschäfte des Reichs ein Minister (Witsuno Kami) gestanden, der vermöge seiner liberalen Gesinnung und seiner Vorliebe für die Ausländer zu den günstigsten Zugeständnissen bereit war. Unter seinem Regiment geschah es, daß der amerikanische General-Consul Harris im Juli 1858 einen neuen Vertrag auswirkte, durch welchen die ausgedehntesten Rechte und Freiheiten für den amerikanischen Handelsverkehr errungen wurden — weit über das hinaus, was Commodore Perry erlangt hatte. Allein eben diese Willfährigkeit des Ministers gegen die Amerikaner war sein Verderben. Kaum war der Pinselstrich trocken, mit dem Witsuno Kami den Vertrag unterzeichnet hatte, so brach die dem Ausland feindliche Aristokratie des Reichs gegen den „Verräther“ los, und der Minister wurde gestürzt. Man sagt, daß er durch Selbstmord (Bauch-Ausschlagen) an sich selbst die Strafe vollzog. Wenige Tage darauf (August 1858) erschien Lord Elgin bei Jeddo. Wie mußte unter diesen Umständen seine Hoffnung auf Erfolg gleich einer Morgenwolke zerrinnen!

Und dennoch that Gottes Hand mehr als die kühnsten Erwartungen zu ahnen wagten. Eine Reihe von eigenthümlichen Umständen mußte dazu mitwirken. Vor Allem war die Kunde von dem Waffenglück der Britten am Peiho (China) und von den umfassenden Zugeständnissen, welche sie zu Tien-tsin der Mantschu-Dynastie abgerungen, dem Lord Elgin nach Japan vorausgeeilt und hatte nicht verfehlt, auf die neuen, feindlich gesinnten Minister großen Eindruck zu machen. Wenn das übermächtige Reich der Mitte (China) den Ausländern nicht zu widerstehen vermag und solche Vortheile zu gewähren genöthigt ist, — so schloß man zu Jeddo, — wie soll Japan den Forderungen der Fremden widerstehen? Dazu lag vor Elgin's Ankunft bereits ein russisches Kriegsschiff in den japanischen Gewässern, das mit ähnlichen Ansprüchen hieher gekommen war, und nicht lange hernach erschienen französische Fahrzeuge. Dieser gewaltige, wenn auch noch so freundschaftliche Druck von Außen konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Noch auf ein anderes macht Oliphant, der geist-

reiche Erzähler der Unterhandlungen, aufmerksam. „Die Freundlichkeit,“ sagt er, „mit der wir zu Jeddo von den entschiedenen Gegnern alles Verkehrs mit dem Ausland empfangen wurden, war nur die Maske, unter der sich ihre Furcht vor einer drohenden Gefahr verbarg. Sie glaubten nemlich nichts anderes, als daß das Schicksal Indiens [dessen furchtbarer Aufstand soeben unterdrückt worden war] ihnen bevorstehen könnte, und waren der Ueberzeugung, daß einer 'Annexion' an das brittische Reich nur durch willige Gewährung von Concessionen vorzubeugen wäre.“

Man sieht, es wirkten hier vornemlich innerliche Faktoren mit, die ganz und gar außerhalb menschlicher Berechnung lagen, und eben dieß ist für uns ein stärkerer Grund der Hoffnung, daß Gott Gedanken des Friedens über Japan habe, als wenn tausend menschlich berechnete Maßregeln dieses Ergebniß herbeigeführt hätten.

Es dürfte nun nicht ohne Interesse sein, den Wortlaut des amerikanischen und brittischen Vertrags mit Japan kennen zu lernen; denn obgleich darin zunächst nur die rein materiellen Interessen des Handels vertreten sind, so geben uns doch diese Dokumente ein höchst lehrreiches und bedeutames Bild von dem ganzen Charakter des neuen Verkehrs, in welchen die abendländisch-christliche Welt mit dem Volke von Japan einzutreten im Begriff ist. Daraus muß uns auch weiter klar werden, welche Aussichten für die Mission sich an diese neu eröffneten Verbindungen knüpfen. Stellen wir die beiden denkwürdigen Verträge neben einander. (Die eingeklammerten römischen Zahlen verweisen auf den entsprechenden Artikel im gegenüberstehenden Vertrag.)

Amerikanisch-japanischer Vertrag,
abgeschlossen durch Ihre Excellenzen
Townsend Harris und Ino-u-ye, Fürst
von Sinano, und Iwa-say, Fürst
von Higo, den 29. Juli 1858.

Der Präsident der Verein. Staaten
von Amerika und Se. Majestät der
Taikun [weltlicher Kaiser] von Japan,
veranlaßt durch den Wunsch, die Be-
ziehungen des Friedens und der Freundschaft,
die nunmehr glücklicher Weise
zwischen den beiden Ländern bestehen,
auf feste und dauernde Grundlagen
zu gründen, und die besten Interessen

Englisch-japanischer
Friedens-, Freundschafts- und Han-
delsvertrag zwischen Ihrer Maj. der
Königin von Großbritannien und Ir-
land, und Sr. Maj. dem Taikun von
Japan. Unterzeichnet in englischer,
japanischer und holländischer Sprache
am 26. Aug. 1858 zu Jeddo. (Rati-
ficationen ausgewechselt zu Jeddo den
11. Juli 1859.)

Ihre Maj. die Königin von Groß-
britannien und Irland, und Se. Ma-
jestät der Taikun von Japan, veran-
laßt durch den Wunsch, die Bezie-

Amerik.-japan.

ihrer respektiven Mitbürger und Unterthanen dadurch zu wahren, daß ihre Industrie und ihr Handel gefördert, erleichtert und regulirt wird, haben beschlossen, zu diesem Ende einen Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen, und deshalb folgende Bevollmächtigte ernannt [folgen obige Namen]. Nachdem diese sich gegenseitig ihre Vollmachten mitgetheilt und letztere rechtsgültig erfunden worden, sind sie über folgende Artikel schließlich übereingekommen:

Artikel I. (I. II.)

Hinfort soll auf ewig Friede und Freundschaft bestehen zwischen den Verein. Staaten von Amerika und Sr. Maj. dem Taikun von Japan und seinen Nachfolgern.

Der Präsident der Verein. Staaten kann einen diplomatischen Agenten ernennen, der in der Hauptstadt Jeddo residirt, sowie Consuln und Consular-Agenten, die in etlichen oder allen japanischen Häfen residiren, welche durch diesen Vertrag dem amerikanischen Handel eröffnet sind.

Der diplomatische Agent und der Generalconsul der Verein. Staaten soll das Recht haben, ungehindert in allen Theilen des japanischen Reiches umherzureisen, von dem Zeitpunkt an, da sie faktisch ihr Amt antreten.

Die Regierung von Japan kann einen diplomatischen Agenten ernennen, der in Washington residirt, und Consuln oder Consular-Agenten für alle und jede Häfen der Verein. Staaten. Der diplomatische Agent und der Generalconsul von Japan kann von dem Zeitpunkt an, da er das Land betritt, ungehindert jeden Theil desselben bereisen.

Engl.-japan.

hungen zwischen den beiden Ländern auf einen dauernden und freundschaftlichen Fuß zu gründen und den Handelsverkehr zwischen ihren beiderseitigen Unterthanen zu erleichtern, sind zu diesem Ende zu dem Beschluß gekommen, einen Friedens-, Freundschafts- und Handelsvertrag zu schließen, und haben zu ihren Bevollmächtigten ernannt wie folgt:

Ihre Maj. die Königin von Großbritannien und Irland den sehr Ehrenwerthen Grafen von Elgin und Kinnardine, Pair des vereinigten Königreichs und Ritter des ältesten und edelsten Ordens von der Distel;

Und Sr. Maj. der Taikun von Japan, die Beamten Midzuo Tikkjona Kami, Nagai Gembano Kami, Inouwe Sinano no Kami, Hori Obeno Kami, und Isuda Hanzabro.

Artikel I. (I.)

Es soll auf ewig Friede und Freundschaft bestehen zwischen Ihrer Majestät der Königin ic., ihren Erben und Nachfolgern, und Sr. Maj. dem Taikun von Japan, und zwischen ihren resp. Reichen und Unterthanen.

Artikel II. (I.)

Ihre Maj. die Königin ic. kann einen diplomatischen Agenten ernennen, der in der Hauptstadt Jeddo residirt, auch Consuln oder Consular-Agenten, die in etlichen oder allen durch diesen Vertrag für den britischen Handel eröffneten japanischen Häfen residiren.

Der diplomatische Agent und der Generalconsul von Großbritannien soll das Recht haben, ungehindert in je-

Amerik.-japan.

Artikel II.

Der Präsident der Verein. Staaten wird, wenn die japanische Regierung es wünschen sollte, seine freundschaftliche Vermittlung eintreten lassen bei allen Differenzen, die etwa zwischen der letzteren und irgend einer europäischen Macht eintreten sollten.

Die Kriegsschiffe der Ver. Staaten sollen denjenigen japanischen Fahrzeugen, denen sie auf der hohen See begegnen, freundschaftliche Hülfe und Beistand leisten, soweit dieß ohne einen Bruch der Neutralität geschehen kann, und ebenso sollen alle amerikanischen Consuls in irgend einem Hafen der Welt, wohin japanische Schiffe kommen, denselben allen den freundschaftlichen Beistand leisten, der durch die Gesetze der betreffenden Länder gestattet ist.

Artikel III. (III. VII.)

Außer den Häfen von Simoda und Hakodade sollen noch folgende Häfen und Städte eröffnet werden, und zwar an den hier beigefügten Zeitpunkten:

Kanagawa am 4. Juli 1859;

Nagasaki ditto;

Hioگو am 1. Jan. 1863;

Ni-e-gata ditto.

Sollte Ni-e-gata als Hafen untauglich erfunden werden, so soll an der Westküste von [der Hauptinsel] Nipon ein anderer Hafen statt dessen von den beiden Regierungen gewählt werden.

Sechs Monate nach der Eröffnung von Kanagawa soll der Hafen von Simoda [dessen Ankergrund ungünstig sich erwies] aufhören, amerikanischen Bürgern zum Aufenthaltsort und Handelsplatz zu dienen.

In allen vorgenannten Häfen und

Engl.-japan.

dem Theil des japanischen Reiches umherzureisen.

Se. Maj. der Taikun von Japan kann einen diplomatischen Agenten ernennen, der in London residirt, und Consuls oder Consular-Agenten an etlichen oder allen Häfen von Großbritannien.

Der japanische diplomatische Agent und der jap. Generalconsul sollen das Recht haben, ungehindert alle Theile von Großbritannien zu bereisen.

Artikel III. (III. VII.)

Die Häfen und Städte Hakodade, Kanagawa und Nagasaki sollen den brittischen Unterthanen vom 1. Juli 1859 an eröffnet werden. Ferner sollen folgende Häfen und Städte an den nachbenannten Tagen eröffnet werden:

Ni-e-gata, oder wenn der Ankergrund ungenügend erfunden würde, ein anderer passender Hafen an der Westküste von Nipon, am 1. Jan. 1860.

Hioگو am 1. Januar 1863.

In allen vorbenannten Hafenplätzen und Städten können brittische Unterthanen bleibend sich niederlassen. Sie sollen das Recht haben, Grund und Boden zu pachten und die Gebäude darauf zu kaufen, und können Wohn- und Waarenhäuser errichten; doch soll kein Befestigungswerk oder militärisch fester Platz errichtet werden, unter dem Vorwand, Wohnungen oder Lagerhäuser zu erbauen, und damit dieser Punkt gehörig beachtet werde, sollen die japanischen Behörden das Recht haben, von Zeit zu Zeit jedes Bauwesen, das errichtet, verändert oder reparirt wird, in Augenschein zu nehmen.

Die Stelle, wo die brittischen

Amerik.-Japan.

Städten dürfen amerikanische Bürger sich bleibend niederlassen; sie sollen das Recht haben, Grund und Boden zu pachten [aller Grund und Boden in Japan ist Staatseigenthum], die darauf stehenden Häuser zu kaufen und Wohnungen und Waarenhäuser darauf zu errichten. Doch soll kein Befestigungswerk oder irgend ein Bau von militärischer Bedeutung unter dem Vorwand, Wohnungen und Waarenhäuser zu erbauen, errichtet werden; und damit dieser Punkt gehörig beachtet werde, sollen die japanischen Behörden das Recht haben, von Zeit zu Zeit jedes Bauwesen, das errichtet, verändert oder reparirt wird, in Augenschein zu nehmen.

Die Stelle, wo die Amerikaner ihre Gebäude zu errichten haben, sowie die Hafen-Ordnungen, sollen von dem amerikanischen Consul und den jedesmaligen Ortsbehörden bestimmt werden, und wenn diese sich nicht verständigen können, so soll die Sache vor den amerikanischen diplomatischen Agenten und die japanische Regierung gebracht und von ihnen entschieden werden.

Um die Wohnsitze der Amerikaner soll von den Japanesen keine Mauer, Veräunung oder Verschluss errichtet, noch irgend etwas gethan werden, was den ungehinderten Aus- und Eingang derselben beschränken könnte.

Vom 1. Jan. 1860 an sollen die Amerikaner in der Hauptstadt Jeddo, und vom 1. Jan. 1863 in der Stadt Osaka residiren dürfen, doch nur für Zwecke des Handels. In beiden Städten soll durch den amerikanischen diplomatischen Agenten und die japanische Regierung ein geeigneter Platz, wo sie Häuser miethen können,

Engl.-Japan.

Unterthanen ihre Gebäude zu errichten haben, sowie das Hafen-Reglement, soll von dem brittischen Consul und den jedesmaligen Ortsbehörden bestimmt werden, und wenn diese sich nicht verständigen können, so soll die Sache vor den brittischen diplomatischen Agenten und die japanischen Behörden gebracht und von ihnen entschieden werden.

Brittische Unterthanen sollen in den eröffneten Häfen ungehindert gehen können wohin es ihnen beliebt, innerhalb der nachfolgenden Gränzmarken:

In Kanagawa bis zum Fluß Bogo und 10 Ri nach jeder andern Richtung.

In Hakodade 10 Ri in jeder Richtung.

In Hiogo in jeder Richtung, mit Ausnahme derjenigen nach Kioto, welcher Stadt nur bis auf 10 Ri Entfernung zu nahen erlaubt ist. Die Matrosen der Schiffe, die nach Hiogo kommen, sollen den Fluß Enagawa nicht überschreiten.

Die Entfernungen sollen gemessen werden von dem Rathhaus jeder der vorbenannten Hafenstädte an, wobei ein Ri zu 4275 brittischen Yards angenommen ist.

In Nagasaki können brittische Unterthanen in jeden Theil des benachbarten kaiserlichen Gebiets sich begeben. Die Gränzmarken von Niegata oder des an seine Stelle tretenden Hafens sollen später vom brittischen diplomatischen Agenten und der japanischen Regierung festgestellt werden.

Vom 1. Januar 1860 an sollen brittische Unterthanen in der Hauptstadt Jeddo, und vom 1. Jan. 1863

Amerik.-japan.

angewiesen und die Entfernungen, bis wie weit sie gehen dürfen, bestimmt werden.

Amerikaner können ungehindert von Japanesen kaufen und an sie verkaufen, was jeder Theil zum Verkauf besitzt, ohne die Dazwischenkunft eines japanischen Beamten, und alle Klassen der Japanesen können kaufen, verkaufen, behalten und gebrauchen, was die Amerikaner an sie verkauft haben.

Die japanische Regierung wird diesen Punkt (Klausel) in allen Theilen des Reiches bekannt machen, sobald die Ratifikationen dieses Vertrags ausgetauscht sind.

Kriegsmunition soll nur an die japanische Regierung und an Ausländer verkauft werden.

Reis oder Weizen soll als Cargo (Handelsfracht) aus Japan nicht exportirt werden; dagegen sollen alle in Japan residirenden Amerikaner, sowie die Schiffe für ihre Mannschaften und Passagiere, mit hinreichenden Vorräthen davon versehen werden.

Die japanische Regierung wird von Zeit zu Zeit alles über ihren eigenen Bedarf producirte Kupfer in öffentlicher Auktion zum Verkauf bringen.

Amerikaner, die in Japan residiren, sollen das Recht haben, Japanesen als Knechte oder sonst in irgend welcher Eigenschaft zu beschäftigen und anzustellen.

Artikel IV. (XI. XIV. XV. XVI. XIX.)

Zölle sind der japanischen Regierung von allen Waaren, die ins Land eingeführt, sowie von allen Artikeln japanischer Produktion, welche als Cargo ausgeführt werden, nach

Engl.-japan.

an in der Stadt Osaka residiren dürfen, doch nur für Zwecke des Handels. In beiden Städten soll durch den brittischen diplomatischen Agenten und die japanische Regierung ein geeigneter Platz, wo sie Häuser mietzen können, sowie die Entfernung, bis wie weit sie gehen dürfen, bestimmt werden.

Artikel IV. (VI.)

Alle Rechtsfragen, betreffend Eigenthum oder Personen, die zwischen brittischen Unterthanen in dem Reichsgebiet Sr. Maj. des Taikun von Japan sich erheben, sollen der Gerichtsbarkeit der brittischen Behörden unterworfen sein.

Artikel V. (VI.)

Japanische Unterthanen, die sich einer verbrecherischen Handlung gegen brittische Unterthanen schuldig machen sollten, sollen von den japanischen Behörden verhaftet und nach den Gesetzen Japans bestraft werden.

Brittische Unterthanen, die ein Verbrechen begehen sollten gegen japanische Unterthanen oder gegen die Bürger irgend eines andern Landes, sollen von dem Consul oder irgend einem andern hiezu bevollmächtigten öffentlichen Beamten nach den Gesetzen von Großbritannien bestraft werden.

Die Rechtspflege soll auf beiden Seiten unpartheiisch und gerecht sein.

Artikel VI. (VI.)

Ein brittischer Unterthan, der wider einen Japanesen eine Klage hat,

Amerik.-japan.

dem unten angeführten Tarif zu entrichten.

Wenn die japanischen Zollhausbeamten sich nicht zu dem Preis verstehen können, nach welchem ein Eigenthümer seine Waare anschlägt, so sollen sie den Werth bestimmen und sich erbieten, die Waare nach dieser Schätzung selbst (auf eigene Rechnung) anzunehmen. Weigert sich dessen der Eigenthümer, so soll er nach Maßgabe solcher Schätzung den Zoll bezahlen. Nimmt aber der Eigenthümer das Anerbieten an, so soll ihm das Kaufgeld unverweilt und ohne Abschlag oder Diskonto entrichtet werden.

Vorräthe für die amerikanische Marine können in Kanagawa, Nagasaki und Hakodade gelandet und in Waarenhäusern untergebracht werden, und zwar unter der Hut eines Beamten der amerikanischen Regierung und ohne Entrichtung von Zoll.

Sollten aber solche Vorräthe in Japan verkauft werden, so soll der Käufer den betreffenden Zoll an die japanischen Behörden zahlen.

Die Einfuhr von Opium ist verboten; sollte aber ein amerikanisches Fahrzeug, das nach Japan in Handelszwecken kommt, mehr als vier Apothekerpfund (à 16 Unzen) Opium an Bord haben, so soll alles was drüber ist von den japanischen Behörden mit Beschlagnahme belegt und vernichtet werden.

Alle in Japan eingeführten und gehörig verzollten Waaren können von den Japanesen ohne weitere Zahlung von Zoll, Steuer oder Transitgebühren in jeden Theil des Reiches weitergeführt werden.

Die Amerikaner sollen keinen hö-

Engl.-japan.

soll nach dem Consulat sich begeben und da seine Sache vorbringen.

Der Consul wird den Sachverhalt untersuchen und das Aeußerste thun, um die Sache friedlich beizulegen. In gleicher Weise, wenn ein Japanese eine Klage hat wider einen brittischen Unterthan, so soll der Consul ebenso willig seine Klage anhören und sich bemühen, in freundschaftlicher Weise die Sache zu schlichten. Treten aber Streitigkeiten ein, die der Consul nicht auf freundschaftliche Weise beizulegen vermag, so soll er den Beistand der japanischen Behörden nachsuchen, so daß beide gemeinsam den vorliegenden Fall untersuchen und nach Gerechtigkeit darüber entscheiden.

Artikel VII. (VI.)

Sollte ein japanischer Unterthan seine Zahlungen, die er einem brittischen Unterthan schuldet, nicht entrichten, oder sollte er betrügerischer Weise sich durch Flucht entziehen, so sollen die japanischen Behörden ihr Aeußerstes thun, ihn vor Gericht zu bringen und die Zahlung der Schulden von ihm erzwingen; und sollte ein brittischer Unterthan sich betrügerischer Weise verstecken und seine bei einem japanischen Unterthan gemachten Schulden nicht zahlen, so werden die brittischen Behörden in gleicher Weise ihr Aeußerstes thun, ihn vor Gericht zu bringen und ihn zur Zahlung seiner Schulden zu zwingen.

Weder die brittische noch die japanische Regierung kann verantwortlich gemacht werden für die Bezahlung einer Schuld, die von brittischen oder japanischen Unterthanen gemacht worden ist.

Amerik.-Japan.

heren Zollsaß für Waaren, die von ihnen in Japan eingeführt werden, zu zahlen haben, als wie er durch diesen Vertrag bestimmt ist, noch auch höheren Zoll, als die gleichen Waaren zahlen müßten, wenn sie auf japanischen Fahrzeugen oder auf den Schiffen irgend einer andern Nation eingeführt würden.

Artikel V. (X.)

Alle ausländische Münze soll in Japan gültig (current) sein und nach dem entsprechenden Gewicht japanischer Münze gleichen Gehalts passiren.

Amerikaner und Japanesen können ungehindert ausländische oder japanische Münze bei ihren gegenseitigen Zahlungen gebrauchen.

Da es einige Zeit brauchen wird, bis die Japanesen mit dem Werth der ausländischen Münze bekannt sind, so wird die japanische Regierung, für den Zeitraum eines Jahres nach Eröffnung jedes Hafens, die Amerikaner mit japanischer Münze versehen, wobei ausländische Münze gegen gleiches Gewicht japanischer Münze ausgetauscht und kein Abzug für Umprägung gefordert wird.

Alle Münzsorten, mit Ausnahme japanischen Kupfergelds, sowie ungemünztes fremdes Gold und Silber, können aus Japan ausgeführt werden.

Artikel VI. (IV. V. VI. VII. XIX.)

Amerikaner, welche sich gegen Japanesen verfehlen, sollen vor amerikanischen Consular-Gerichtshöfe gestellt, und wenn schuldig befunden, nach amerikanischem Gesetz bestraft werden.

Japanesen, die sich gegen Amerikaner verfehlen, sollen vor die japanischen Behörden gestellt und nach japanischem Gesetz bestraft werden.

Engl.-Japan.

Artikel VIII. (III.)

Die japanische Regierung wird der Anstellung japanischer Personen von Seiten britischer Unterthanen zu irgend einer rechtmäßigen Beschäftigung keinerlei Hinderniß in den Weg legen.

Artikel IX. (VIII.)

Brittischen Unterthanen in Japan soll die freie Ausübung ihrer Religion gestattet sein, und zu diesem Ende sollen sie das Recht haben, passende gottesdienstliche Gebäude zu errichten.

Artikel X. (V.)

Alle ausländische Münze soll in Japan gültig (current) sein und nach dem entsprechenden Gewicht japanischer Münze gleichen Gehalts passiren.

Brittische und japanische Unterthanen können ungehindert ausländische oder japanische Münze bei ihren gegenseitigen Zahlungen gebrauchen.

Da es aber einige Zeit brauchen wird, bis die Japanesen mit dem Werth der ausländischen Münze bekannt sind, so wird die japanische Regierung, für den Zeitraum eines Jahres nach Eröffnung jedes Hafens, die britischen Unterthanen mit japanischer Münze versehen, wobei ausländische Münze gegen gleiches Gewicht japanischer Münze ausgetauscht und kein Abzug für Umprägung gefordert wird.

Alle Münzsorten, mit Ausnahme japanischen Kupfergelds, sowie ungemünztes fremdes Gold und Silber, können aus Japan ausgeführt werden.

Amerik.-Japan.

Die Consular-Gerichtshöfe sollen japanischen Gläubigern offen stehen, um da ihr Recht gegen amerikanische Bürger geltend machen zu können, und umgekehrt sollen japanische Gerichtshöfe den amerikanischen Bürgern offen stehen, um ihr Recht gegen Japanesen geltend zu machen.

Alle Rechtsansprüche auf Straf-gelder und Bußen wegen Verletzung dieses Vertrags oder der beigefügten Handelsregulationen sollen vor die Consular-Gerichtshöfe gebracht, und alle eingegangenen Straf-gelder den japanischen Behörden eingehändigt werden.

Weder die amerikanische noch die japanische Regierung kann verantwortlich gemacht werden für die Zahlung von Schulden, welche ihre beiderseitigen Bürger und Unterthanen gemacht haben.

Artikel VII. (III.)

In den eröffneten Häfen Japans sollen die Amerikaner ungehindert gehen können wohin es ihnen beliebt, innerhalb der nachfolgenden Gränzmarken:

In Kanagawa bis zum Fluß Yogo und 10 Ri nach jeder andern Richtung.

In Hakodade 10 Ri in jeder Richtung.

In Hiogo 10 Ri in jeder Richtung, mit Ausnahme derjenigen nach Kioto, welcher Stadt nur bis auf 10 Ri Entfernung zu nahen erlaubt ist. Die Matrosen der Schiffe, die nach Hiogo kommen, sollen den Fluß Enagawa nicht überschreiten.

Die Entfernungen sollen gemessen werden von dem Rathhaus jeder der vorbenannten Hafenstädte, wobei ein Ri zu 4275 amerikan. Yards (Ellen) angenommen ist.

Engl.-Japan.

Artikel XI. (IV.)

Vorräthe für die brittische Marine können in Kanagawa, Hakodade und Nagasaki gelandet und in Waarenhäusern untergebracht werden, und zwar unter der Hut eines Beamten der brittischen Regierung und ohne Entrichtung von Zoll; sollten aber solche Vorräthe in Japan verkauft werden, so soll der Käufer den betreffenden Zoll an die japanischen Behörden zahlen.

Artikel XII.

Sollte irgend ein brittisches Fahrzeug an den Küsten von Japan Schiffsbruch leiden oder stranden, oder sich genöthigt sehen, in einem Hafen innerhalb des Gebiets des Taikun von Japan Zuflucht zu suchen, so sollen die japanischen Behörden, sobald sie von der Sache unterrichtet sind, unverzüglich allen Beistand leisten, der in ihrer Gewalt ist; die Personen an Bord solcher Schiffe sollen freundliche Behandlung erfahren und nöthigenfalls mit den Mitteln zur Weiterbeförderung nach der nächstliegenden Consular-Station versehen werden.

Artikel XIII.

Jedes brittische Handelsschiff, das auf der Rhede vor einem der geöffneten Häfen Japans anlangt, soll die Freiheit haben, einen Bootsen zu miethen, der es in den Hafen führt. Gleicherweise, wenn es alle gesetzlichen Taren und Zölle entrichtet hat und bereit ist, wieder abzufahren, soll es einen Bootsen miethen dürfen, der es aus dem Hafen führt.

Am-rik.-japan.

In Nagasaki können die Amerikaner in jeden Theil des benachbarten kaiserlichen Gebiets sich begeben.

Die Gränzmarken von Ni-e-gata oder des an seine Stelle tretenden Hafens sollen später vom diplomatischen Agenten und der japanischen Regierung festgestellt werden.

Amerikaner, die wegen eines Criminalverbrechens oder zweimal wegen sonstiger Vergehungen bestraft wurden, sollen, von ihrer Wohnung aus gerechnet, nicht über 1 Ri ins Land hinein gehen; auch sollen alle so bestraften Personen das Recht verlieren, bleibend in Japan sich aufzuhalten, und den japanischen Behörden steht es zu, sie aus dem Lande zu verweisen. Doch soll ihnen eine billige Frist gewährt werden, ihre Angelegenheiten zu ordnen, und die amerikanischen Consuln sollen, nach genauer Untersuchung jedes Falles dieser Art, die zu gestattende Frist bestimmen; nur soll keinesfalls diese Frist länger als ein Jahr dauern, von dem Zeitpunkt an gerechnet, wo die betreffende Person im Stande ist, ihre Angelegenheiten zu ordnen.

Artikel VIII. (IX.)

Den Amerikanern in Japan soll die freie Ausübung ihrer Religion gestattet sein, und zu diesem Ende sollen sie das Recht haben, passende gottesdienstliche Gebäude zu errichten. Solche Gebäude sollen nicht beschädigt, noch sollen die gottesdienstlichen Handlungen der Amerikaner insultirt werden.

Amerikanische Bürger sollen keinen japanischen Tempel oder gottesdienstlichen Ort beschädigen, noch die religiösen Ceremonien der Japanesen oder

Engl.-japan.

Artikel XIV. (IV. X.)

In jedem für den Handel geöffneten Hafen sollen brittische Unterthanen volle Freiheit haben, aus ihren eigenen oder andern Häfen alle Arten von Waaren, die nicht Contrebande sind, einzuführen und dort zu verkaufen, sowie dort Einkäufe zu machen und sie nach ihren eigenen oder andern Häfen auszuführen, — wobei sie die Abgaben, wie sie in dem unten beigefügten Tarif niedergelegt sind, nicht aber irgend welche andere Taren zu entrichten haben.

Mit Ausnahme von Kriegsmunition, welche ausschließlich an die japanische Regierung und an Ausländer verkauft werden soll, können sie ungehindert von den Japanesen kaufen und an sie verkaufen, was sie von Waaren zum Verkaufe haben, ohne die Dazwischenkunft eines japanischen Beamten; ebenso sollen alle Klassen der Japanesen kaufen, verkaufen, behalten und gebrauchen, was immer von brittischen Unterthanen an sie verkauft wird.

Artikel XV. (IV.)

Wenn die japanischen Zollbeamten sich nicht zu dem Preis verstehen können, nach welchem ein Eigenthümer seine Waare anschlägt, so sollen sie den Werth bestimmen und sich erbieten, die Waare nach dieser Schätzung selbst anzunehmen. Weigert sich dessen der Eigenthümer, so soll er nach Maßgabe solcher Schätzung den Zoll bezahlen. Nimmt aber der Eigenthümer das Anerbieten an, so soll ihm das Kaufgeld unverweilt und ohne Ab-

Amerik.-japan.

die Gegenstände ihrer Verehrung insultiren oder beschädigen.

Die Amerikaner und die Japanesen sollen sich nichts erlauben, was darauf berechnet wäre, religiösen Zwist und Hader hervorzurufen. Die Regierung von Japan hat bereits die Sitte, religiöse Sinnbilder [das Kreuz] mit Füßen treten zu lassen, abgeschafft.

Artikel IX.

Wenn der amerikanische Consul es verlangen sollte, so werden die japanischen Behörden alle Deserteurs und Alle, die sich der Hand der Gerechtigkeit entziehen, festnehmen lassen, diejenigen Personen, die der Consul festnahm, in ihre Gefängnisse aufnehmen, und dem Consul überhaupt alle erforderliche Unterstützung leihen, um sowohl die auf dem Land befindlichen Amerikaner zur Achtung vor dem Gesetz zu zwingen, als auch Ordnung unter dem Schiffsvolk aufrecht zu halten. Für alle solche Dienstleistungen, sowie für den Unterhalt der Gefangenen soll der Consul jedesmal billige Entschädigung leisten.

Artikel X. (XIV.)

Die japanische Regierung kann in den Verein. Staaten Kriegsschiffe, Handelsschiffe, Walfischfänger, Geschüs, Kriegsmunition, Waffen aller Art, sowie alles Andere, was sie wünscht, kaufen oder verfertigen. Sie soll das Recht haben, Land- und Marinesoldaten, Professionisten aller Art und Matrosen zu werben und in ihre Dienste zu nehmen. Alle Einkäufe der japan. Regierung können ungehindert aus den Verein. Staaten ausgeführt werden, und alle für ihren Dienst angeworbenen Leute können ohne Hinderniß das Land verlassen.

Klausel. Kriegscontrebände ir-

Engl.-japan.

schlag oder Diskonto entrichtet werden.

Artikel XVI. (IV.)

Alle von brittischen Unterthanen in Japan eingeführten und gehörig verzollten Waaren können von den Japanesen ohne weitere Zahlung von Zoll, Steuer oder Transitgebühren in jeden Theil des Reiches weitergeführt werden.

Artikel XVII.

Brittische Kaufleute, welche Waaren in einen der geöffneten Häfen Japans eingeführt und den Zoll davon bezahlt haben, sollen, nachdem sie von den japanischen Zollbeamten ein Certifikat für die richtig bezahlten Zölle empfangen, das Recht haben, die Waaren wieder auszuführen und sie in irgend einem andern der eröffneten Häfen zu landen, ohne irgend eine neue Entrichtung von Zoll oder Abgabe.

Artikel XVIII. (IV.)

Die japanischen Behörden in jedem Hafen werden zur Verhütung von Unterschleif und Schmuggel solche Maßregeln ergreifen, wie sie ihnen am passendsten erscheinen.

Artikel XIX. (VI.)

Alle auf Grund dieses Vertrags verhängten Strafgeelder oder confiscirten Waaren sollen der Regierung

Amerik.-Japan.

gend welcher Art soll nicht [aus den Verein. Staaten] ausgeführt, noch Marine- oder Landsoldaten angeworben werden; so lange Japan mit irgend einer den Verein. Staaten befreundeten Macht im Krieg begriffen ist.

Artikel XI. (XX.)

Die Handelsregulationen, welche diesem Vertrag angehängt sind, sollen als Theil desselben betrachtet werden und gleichbindend für beide Contractanten sein.

Artikel XII. (XX.)

Was in dem von Commodore Perry abgeschlossenen und zu Kanagawa am 31. März 1854 unterzeichneten Vertrag mit dem hier vorliegenden Traktat im Widerspruch steht, ist hiemit widerrufen; und da Alles, was in der nachmaligen Uebereinkunft zu Simoda vom 17. Juni 1857 festgesetzt ward, in diesen Vertrag aufgenommen ist, so ist auch jene Uebereinkunft hiemit aufgehoben.

Der diplomatische Agent der Vereinigten Staaten in Japan soll in Verbindung mit Personen, welche die japanische Regierung für diesen Zweck ernennen mag, Vollmacht haben, solche Regeln und Anordnungen aufzustellen, als erforderlich sind, um die Bestimmungen dieses Vertrags und der angehängten Handelsregulationen in volle und unverkürzte Ausübung zu bringen.

Artikel XIII. (XXII.)

Nach dem 4. Juli 1872 soll, wenn die amerikanische oder die japanische Regierung es verlangt, und nach vorangehender einjähriger Ankündigung, dieser Vertrag und das angehängte Reglement, samt dem was mittlerweile noch beigelegt worden sein sollte, durch besonders hiezu bestellte Com-

Engl.-Japan.

Sr. Maj. des Kaisers von Japan gehören und ihr zufallen.

Artikel XX. (XI. XII.)

Das Handelsreglement, das diesem Vertrag angehängt ist, soll als Theil desselben betrachtet werden und gleichbindend für beide Contractanten und deren Unterthanen sein.

Der diplomatische Agent von Großbritannien und Irland in Japan soll in Verbindung mit Personen, welche die japanische Regierung für diesen Zweck ernennen mag, Vollmacht haben, solche Regeln und Anordnungen aufzustellen, als erforderlich sind, um die Bestimmungen dieses Vertrags und des angehängten Handelsreglements in volle und unverkürzte Ausübung zu bringen.

Artikel XXI. (XIV.)

Dieser Vertrag ist in englischer, japanischer und holländischer Sprache geschrieben, wobei alle Uebersetzungen gleichen Sinn und gleiche Meinung haben; die holländische Uebersetzung aber soll als Original betrachtet werden. Doch ist dabei verstanden, daß alle offiziellen Mittheilungen, die von den diplomatischen und Consular-Agenten Ihrer Maj. der Königin von Großbritannien an die japanischen Behörden gemacht werden, künftig in englischer Sprache geschrieben sein sollen. Um jedoch den Geschäftsverkehr zu erleichtern, sollen sie für eine Reihe von fünf Jahren, von der Unterzeichnung dieses Vertrags an

Amerik.-japan.

missäre einer Revision unterworfen werden, und diese sollen Vollmacht haben, solche Aenderungen anzubringen und darüber zu entscheiden, wie sie die Erfahrung wünschenswerth erscheinen läßt.

Artikel XIV. (XXIV.)

Dieser Vertrag soll mit dem 4. Juli 1859 in Vollzug treten, an oder vor welchem Tag die Ratifikationen in Washington ausgewechselt werden sollen; sollte jedoch die Ratifikation um unvorhergesehener Umstände willen nicht am genannten Tage geschehen können, so soll gleichwohl der Vertrag am genannten Tag in Vollzug treten.

Die Ratifikation von Seiten der Verein. Staaten soll geschehen durch die Unterzeichnung des Präsidenten der genannten Staaten, durch die Unterschrift des Staatssekretärs und die Beifügung des Staatsfigills.

Auf Seiten Japans soll die Ratifikation geschehen durch die Namensunterschrift und das Siegel Sr. Majestät des Taikun, und durch die Siegel und Unterschriften derjenigen hohen Beamten, die er dazu beauftragen wird.

Dieser Vertrag ist in vier Exemplaren, jedes in englischer, japanischer und holländischer Sprache, ausgefertigt, wobei alle Uebersetzungen gleichen Sinn und gleiche Meinung haben; doch soll die holländische Uebersetzung als Original gelten.

Deß zum Zeugniß haben die oben genannten Bevollmächtigten ihre Namen und Siegel hier beigesetzt, in der Hauptstadt Jeddo, heute den 29. Juli im Jahr unsres Herrn 1858, dem 83. Jahr der Unabhängigkeit der Verein. Staaten von Nordamerika,

Engl.-japan.

gerechnet, von holländischen und japanischen Uebersetzungen begleitet sein.

Artikel XXII. (XIII.)

Es ist verstanden, daß Jeder von den hohen Contrahenten dieses Vertrags an oder nach dem 1. Juli 1872, nach vorausgehender einjähriger Ankündigung, eine Revision desselben verlangen kann, in der Absicht, solche Verbesserungen einzufügen, wie sie die Erfahrung wünschenswerth erscheinen lassen mag.

Artikel XXIII.

Es ist hiermit ausdrücklich festgestellt, daß die brittische Regierung und ihre Unterthanen freien und gleichmäßigen Antheil an allen Vorrechten, Freiheiten und Vortheilen erhalten sollen, die von Sr. Maj. dem Taikun von Japan der Regierung oder den Unterthanen irgend einer andern Nation schon gewährt hat oder künftig gewähren wird.

Artikel XXIV. (XIV.)

Die Ratifikation dieses Vertrags durch die Unterschrift Ihrer Maj. der Königin von Großbritannien und Irland, und durch die Unterschrift und das Siegel Sr. Maj. des Taikun von Japan soll innerhalb eines Jahres nach diesem Tag der Unterzeichnung stattfinden.

Deß zum Zeugniß haben die resp. Bevollmächtigten diesen Vertrag unterzeichnet und versiegelt.

Geschehen zu Jeddo am 26. August 1858, entsprechend dem 18. Tag des 7. Monats des 5. Jahres von Ansei

Amerik.-japan.
entsprechend dem 19. Tag des 6. Monats
des 5. Jahres von Ansei M'ma,
japanischer Zeitrechnung.

(Folgt das Handelsreglement in
7 Artikeln.)

Engl.-japan.
Isut Sinonye M'ma, japanischer Zeit-
rechnung.
(Folgen die Unterschriften und
der Tarif.)

4. Wirkungen und Ausichten.

Was seit Jahrhunderten vergebens erstrebt, was noch vor kurzer Zeit kaum für möglich gehalten wurde, das kam schließlich in unsern Tagen über alle Erwartung leicht und schnell zu Stande. Das hart verschlossene und verriegelte Japan ist dem allgemeinen Völkerverkehr eröffnet. Auch der Blödsichtige muß erkennen, daß eine höhere Hand auch hier die Dinge geordnet hat; denn es bleibt dabei, was schon Salomo erkannt und (Pred. 3, 11) ausgesprochen hat: „Er thut Alles fein zu seiner Zeit.“

Freilich, wer den Gang der Dinge in der Welt, und insbesondere die Geschichte des überseeischen Handels mit aufmerksamem Auge beobachtet, der kann auch bei dem vorliegenden großen Ereigniß von vorneherein nicht leicht sich ernster Sorgen und banger Ahnungen erwehren. Es liegen schon in der Natur eines derartigen Handelsverkehrs die Keime vielfacher Reibungen und Verwicklungen. Man stelle sich den Fall vor, daß in unserer Mitte zwei wohlhabende Männer zu einem Geschäft, etwa zur Gründung einer Fabrik, sich associiren. Beide sind gebildete, in allen Forderungen des Anstands wohl erfahrene Herren; der eine jedoch ist seiner Ueberlegenheit in Reichtum, Macht, Einfluß und Geschäftsgewandtheit sich bis zum Uebermuth bewußt, während der andere in allen diesen Stücken tiefer steht und nur in der Schärfe des Selbstgefühls, des Eigennutzes und der Schlaueit mit seinem Geschäftsgenossen um den Vorrang sich streitet. So lange nun diese Beiden über die Bedingungen der Association mit einander unterhandeln, wird Alles in Ehren und mit Anstand vor sich gehen, und wenn auch schon bei diesen ersten grundlegenden Besprechungen die gegenseitigen Interessen immer wieder in Zusammenstoß kommen, so wird man sich am Ende doch in bester Manier zu verständigen wissen. Gut, der Vertrag ist geschlossen, unterzeichnet und versiegelt. Der Platz für die Errichtung der Werkstätten wird

ausgewählt und abgemessen, das Fabrikgebäude errichtet, die nöthige Zahl und Art der Maschinen gefertigt und zusammengesetzt, das Material für den Geschäftsbetrieb herbeigeschafft. Es handelt sich aber nun um die Aufstellung der Geschäftsführer, um die Bestellung der Aufseher, um die Anwerbung der Arbeiter. Denn jene manierlichen und feingebildeten Herren des Geschäfts treten von da an mehr in den Hintergrund, und nur wo der große Betrieb in Stockung oder Verwirrung gerathen sollte, treten Jene wieder hervor. Die Sache liegt jetzt vorzugsweise in den Händen der Geschäftsführer und Fabrikarbeiter. Wenn aber schon in den Häuptern des Geschäfts eine merkwürdige Verschiedenheit der Charaktere und der Stellung sich offenbart, so noch vielmehr in den untergeordneten Gliedern. Dem Uebermuth der einen Parthie stellt sich die verletzte Eitelkeit der andern entgegen; Eigennutz hier, Schlaueit und Betrügerei dort; rührige Gewinnsucht hier, träges Selbstgenügen dort; dabei Brutalität und Rohheit auf beiden Seiten. Den Geschäftsführern und Aufsehern aber fehlt es bald am guten Willen, bald an der Fähigkeit, Ordnung und Frieden zu erhalten.

Haben wir damit ein unrichtiges Gemälde von den Zuständen entworfen, die sich unfehlbar bei der wirklichen Ausführung der Verträge mit Japan herausstellen müssen? Wollte Gott, wir täuschten uns. Die kurze Zeit aber, die seit der praktischen Vollziehung jener Verträge verstrichen ist, gibt nur allzureichliches Zeugniß dafür, daß wir uns nicht täuschen. Wir müssen dieß näher erläutern.

Es ist eine lehrreiche Thatsache, daß auch Japan seine Liberalen hat, die dem „Fortschritt“ huldigen und den Verkehr mit dem Ausland herbeiwünschen; aber auch seine strengen Aristokraten, welche mit zähester Starrheit an der alten Ausschließungspolitik festhalten. Zu den letzteren gehört die zahlreiche und mächtige Klasse der Feudalfürsten, welche ihre Provinzen erblich beherrschen, aber zum Zeichen ihrer Vasallen-Abhängigkeit vom Taikun (Kaiser) einen großen Theil des Jahres in der Hauptstadt Jeddo zuzubringen gezwungen sind. Der Einfluß, den sie auf des Kaisers Entschlüsse ausüben, ist in den meisten Fällen entscheidend. Widerstand gegen ihren Rath und Willen hat häufig Sturz oder Tod des Taikun zur Folge. Wir haben oben gesehen, wie im Juli 1858 der liberalgesinnte und erleuchtete Minister Witsuno Kami an der Spitze der Geschäfte stand, und wie eben dieser Umstand den Amerikanern bei der Auswirkung

großer Freibeiten trefflich zu statten kam. Der Sturz des Ministers durch die aristokratische Gegenpartei war die unmittelbare Folge. Daß gleich darauf Lord Elgin, trotz der veränderten Stimmung, dieselben Vortheile zu erringen im Stande war, hing, wie Oliphant darthut, allermeist zusammen mit der Furcht vor den vermeintlichen Annuerationsgelüsten der Dritten, denen man durch Concessionen vorbeugen zu können hoffte. „Es darf aber,“ fährt Oliphant an jener Stelle seines Buches fort, „kaum uns Wunder nehmen, wenn die alt-aristokratische Partei, sobald jene Furcht beseitigt ist, Alles anwenden würde, selbst auf die Gefahr eines offenen Treubruchs hin von den Verbindlichkeiten sich wieder los zu machen, die sie eigentlich nie mit aufrichtigem Herzen eingegangen haben, besonders wenn sie hören, daß auch die chinesische Regierung den Vertrag von Lien-tsin ohne Gewissensbisse gebrochen hat. . . Wenn wir [Engländer] wünschen, unsere Verhältnisse zu Japan auf eine befriedigende Grundlage zu gründen, so ist sicherlich die einzig richtige Politik von unserer Seite die, daß wir der japanischen Regierung deutlich zu verstehen geben, wir seien entschlossen, jedes einzelne Recht, das uns durch den Vertrag garantirt ist, bis aufs Jota selbst mit Gewalt zu erzwingen.“

Es ist einleuchtend, welche Elemente der Zwietracht in diesen Verhältnissen liegen. Dazu kommen nun aber noch viele andere Schwierigkeiten. Die abgeschlossenen Verträge sind zunächst und ausschließlich Handelsverträge, namentlich auf Seiten Englands. Dieses Land der Industrie und der Maschinen will einen neuen Markt haben für seine Fabrikate. Nun aber sagt Oliphant sehr bedeutsam: „Der auswärtige Handel Japans beschränkte sich bis dahin ausschließlich auf China; die wenigen Artikel aber, die von dorthier importirt wurden, bestehen fast ausschließlich in — Gewaaren. Die sogenannte Dschinseng-Wurzel (für medizinische Zwecke), getrocknete Fische, Haifisch-Flossfedern, Seeschnecken, indianische Vogelnester, eingemachte Eier und etliche Spezereien, — das ist fast Alles, was von Außen nach Japan kam. Zucker ist in Japan noch ein fast unbekannter Luxus. Es müssen in diesem Lande erst Bedürfnisse geschaffen werden, um uns einen Markt zu eröffnen. Bis dahin sind die Eingeborenen in glücklicher Unbekanntschaft mit dem Luxus eines baumwollenen Sacktruchs dahingegangen, und haben sich statt dessen mit viereckigen Stücken hellbraunen dünnen Papiers begnügt. Die Geheimnisse englischer oder amerikanischer Ellenwaaren,

gedruckter Baumwollgewebe ic. sind ihnen noch völlig unbekannt; statt dessen bedienen sie sich einheimischer Fabrikate. Wolltücher kennt man gleichfalls nicht. . . .“

Oliphant läßt nun die Japanesen also argumentiren: — „Unser Land giebt uns Alles, was wir nur bedürfen. Ueberreichlich von der Vorsehung bedacht, sind wir nicht für einen einzigen Artikel von unsern Nachbarn abhängig, und haben demnach keinen Mangel, weder an den Nothwendigkeiten, noch an den Luxusbedürfnissen des Lebens. Unsere Nation zählt 35 Millionen, und dennoch ist Raum genug für Alle auf diesen fruchtbaren Inseln. Mit Ausnahme einiger religiösen Bettelorden, ist große Armuth bei uns völlig unbekannt. Das Regiment des Landes wird in einer Weise geführt, daß alle Klassen des Gemeinwesens, von dem größten Mann im Reich bis zum geringsten, wohl überwacht sind, während unsre Strafgesetze, welche strenge gehandhabt werden, der Gesellschaft einen genügenden Schutz gewähren. So ist die große Masse des Volks glücklich und zufrieden, während der Adel des Landes seine Vorrechte nicht mißbraucht. Wir sehen nicht ein, wie eine Aenderung unsrer Zustände das Volk oder den Adel beglücken könnte. Wir wünschen nichts, das wir nicht schon besäßen. Man hat uns noch nicht den Beweis geliefert, daß Eisenbahnen und Telegraphenbrähnte ein Volk glücklicher machen. Die christliche Religion haben wir probirt, aber das Experiment hat zum Untergang von Tausenden unsrer Landsleute ausge schlagen. Auch glauben wir nicht, daß unsre Civilisation, soweit wir sie haben, gewinnen würde durch eine nähere Bekanntschaft mit den neuesten Erfindungen von Revolvern, Armstrong-Kanonen und andern Zerstörungsmitteln. Wir sind zufrieden mit unserm Saki (jap. Reisbranntwein), und begehren weder Rhum, noch Liqueur, noch Ingwer-Branntwein, noch andere ähnliche Erzeugnisse der Länder des Fortschritts. Wir können ohne Opium leben, — einen Genuß, den wir bis dahin glücklicher Weise noch nicht kennen. Auch giebt's etliche Krankheiten, die bei uns noch fremd sind, und deren Einführung sicherlich nicht zur Hebung unsres Glückes beitrüge ic.“

Es sind dieß nicht wirkliche Aeußerungen eines Japanesen; aber Oliphant hat damit ohne Zweifel den Sinn der höheren Klassen richtig bezeichnet. Ein japanischer Schriftsteller klagt schon im Jahr 1708 in einem Werke über Staatswirthschaft: „Ich berechne die [holländische] Ausfuhr von Gold [aus Japan] zu 150,000 Koban,

so daß aus diesem Reiche im Lauf von 10 Jahren 1,500,000 Koban (Fr. 62,500,000) abgeloßen sind. Mit Ausnahme von Arzneimitteln können wir Alles entbehren, was uns vom Ausland gebracht wird. Die Stoffe und ausländischen Luxusartikel sind für uns von keinem realen Werth. Alles Gold, Silber und Kupfer, das in den letzten 30 bis 40 Jahren aus den Bergwerken gewonnen ward, ist dahin, und was noch schlimmer ist, für Dinge, die wir ganz wohl entbehren konnten."

Was die Ausfuhr aus Japan betrifft, so ist nach dem Vertrag der Export von Reis und Weizen, von geprägtem Gold und Silber, sowie von Kupferbarren ausdrücklich verboten. Im Uebrigen bleibt nur Seide, Kampher, Baumöl, vegetabilisches Wachs die Hauptsache; dazu kommen etwas Tabak und Thee, vor Allem lakirte Waaren und Porzellan. Allein daraus bildet man bekanntlich keine großen Schiffsloadungen; sie sind nicht die Haupthebel eines bedeutenden Handels. Die Steinkohle von Japan ist, soweit bis jetzt bekannt, von untergeordneter Qualität. Was soll aber unter diesen Umständen der Handelsvertrag?

Gehen wir weiter. Die Eifersucht der Japanesen hat in Betreff des wichtigsten Tauschmittels, der Geldmünze, seltsame Beschränkungen aufgestellt, wenigstens für die ersten fünf Jahre. Ausländische Gold- oder Silbermünze durfte und konnte von den Eingeborenen nicht angenommen werden, weil sie im Lande nicht gangbar war; japanische Münze aber durfte nicht in die Hände der Fremden kommen, weil laut des Vertrags geprägtes Gold oder Silber nicht aus dem Lande sollte ausgeführt werden. Das Auskunftsmittel, das man im Anfang zur Hebung dieser Schwierigkeit traf, war im höchsten Grade schwerfällig und für den Handelsverkehr hemmend. Es bestand in einer Art Papiergeld. Eine Scene in Nagasaki, wie sie uns Oliphant schildert, wird die Sache klar machen.

Es war der sogenannte „russische Bazar" in Nagasaki, wohin die Offiziere der englischen Gesandtschaft sich begaben, um Einkäufe zu machen. „Das Hauptgebäude in diesem Quartier," sagt Oliphant, „war für die Auswechslung fremden Geldes gegen japanisches Papiergeld bestimmt. In einem Zimmer des ersten Stockwerks, zu dem eine bis ins Grillenhafte reinliche Treppe führt, (bei der obersten Stufe liegt eine Reihe von japanischen Pantoffeln für den Fremden bereit), saßen drei oder vier ernsthafte Beamte um einen Tisch, auf

welchem zwei Kistchen stehen, das eine mit Münze, das andere mit Papiergeld gefüllt. Es ist nemlich ein fruchtloses Bemühen, einen japanischen Kaufmann zur Annahme fremder Münze bewegen zu wollen, mag sie auch noch so vollwichtig und lochend für ihn sein. Die Regierung hat ihm aufs strengste verboten, irgend etwas Anderes von dem Ausländer anzunehmen, als jene kleinen länglichen Papierstreifen, die den Regierungstempel tragen. Deshalb ist jeder Ausländer genöthigt, nach dem oben genannten Zimmer sich zu begeben, wenn er für seine Einkäufe ein gangbares Tauschmittel erhalten will. Die japanische Münze besteht, wie in China, aus Tälz, Mees (Mace), Can und Casch*); dagegen ist der Werth dieser Münzsorten in Japan sehr verschieden von dem in China, indem von dem japanischen Staatschatz ein spanischer oder mexikanischer Thaler mit 4 Tälz 7 Mees (Papiergeld) bezahlt wird.

„Mittlerweile entsteht ein Drücken und Drängen um den kleinen Wechsellertisch mit all den Aeußerungen von Ungeduld auf Seiten der Fremdlinge, während die ernsthaften Japanesen keinen Augenblick ihre Ruhe und Gemessenheit verlieren. Sie gleichen darin den Groupiers an den deutschen Spielbanken. Nie begegnet ihnen ein Irrthum im Rechnen, nie weicht das Lächeln von ihrem Angesicht. Es hilft Alles nichts, wir müssen ruhig warten, bis Einer nach dem Andern an die Reihe kommt, und inzwischen vergeht die kostbare Zeit, die uns zum Einkaufern nöthig ist. . .“

Es war natürlich, daß die Ausländer auf Abstellung dieser schwerfälligen Maschinerie drangen, zumal da in dem Handelsvertrag ein Artikel bestimmt, daß „alle ausländische Münze in Japan gangbar sein und nach dem entsprechenden Gewicht japanischer Münze gleichen Metalls passiren soll.“ Auf die nachdrücklichen Vorstellungen der Ausländer wurde wirklich diesem Artikel Genüge gethan. Ausländische Gold- und Silbermünzen mußten nach dem Gewicht gegen gleichartige japanische Münze angenommen werden, d. h. der Staatschatz mußte den Fremden jede beliebige Summe von ausländischem geprägtem Gold oder Silber gegen gleiches Gewicht in japanischer Münze austauschen. Hier stellte sich aber sofort ein noch bedenklicherer Uebelstand ein. Der innere Gehalt der japanischen Goldmünzen

*) In China ist 1 Tacl oder Täl = 1 Unze Silbers (fl. 3. 30) oder = 10 Mees; 1 Mees = 10 Can (Candarin) zc.

ist weit höher als der des englischen oder amerikanischen Goldes, und indem die Ausländer die Auswechslung nach dem Gewicht erhielten, waren sie unverhältnißmäßig im Vortheil. Der Geist des ungerechten Mammons fuhr mit dämonischer Energie in die abendländischen Krämer. Man begehrte das japanische Gold nicht mehr als Tausch- und Verkehrsmittel, sondern um seiner selbst und des großen Gewinns willen, der daran zu machen war. An den Staatschatz kamen unerschwingliche Forderungen. Etliche lose Menschen unter den englischen Händlern ließen es sogar sich einfallen, die Regierungswechselbank mit einer hübsch-lächerlichen Summe von Billionen und Drillionen Silbers anzugucken, die sie gegen japanisches Gold einzutauschen begehrten. Es war nichts als eine elende Büterei; aber sie öffnete den japanischen Behörden vollends die Augen. Sie brachen plötzlich allen Handel ab, und wiesen alle und jede Auswechslung von Münze von sich.

Es war ein kritischer Moment. Noch lagen brittische und amerikanische Kriegsschiffe in der Nähe. Es erforderte lange und peinliche Verhandlungen, bis die japanische Regierung zur Wiederaufnahme des Verkehrs sich bewegen ließ. Nun aber leitete sie mit orientalischer Schlaueit das Wasser auf ihre Mühle. Sie ließ aus dem eingewechselten fremden Gold eine eigene Münze prägen, die sogenannten *Nichons*, und verordnete, daß diese ausschließlich für den Verkehr mit den Ausländern bestimmt sein sollten; im Verkehr des japanischen Volkes unter sich sollten sie nicht gültig sein. Somit muß der japanische Kaufmann, der für seine Waare solche *Nichons* von den Fremden eingenommen, diese in die Regierungswechselbank bringen und gegen gangbare japanische Münze eintauschen, um ein Verkehrsmittel mit seinen eigenen Landsleuten zu gewinnen. Das wäre jedoch das Schlimmste nicht; aber er hat bei dieser Auswechslung enormen Schaden zu leiden. Denn für 2 *Nichons*, zusammen im Werth von fl. 2. 30 kr., erhält er von der Regierung nur 1 japanischen *Ikibu*, im Werth von 42 Kreuzer! Damit war natürlich allem Verkehr mit dem Ausland die Art an die Wurzel gelegt.

Ob und wie sich diese Schwierigkeit gehoben habe, wissen wir nicht; eine neuerliche Aeußerung des brittischen Handelsministers im Parlament sagt nur, daß sie im Begriff sei, friedlich sich zu lösen. „Der englisch-japanische Handel,“ sagt die *Times* in einem ihrer jüngsten Artikel, „liegt gänzlich darnieder.“

Wir sind aber mit den Hemmnissen noch nicht fertig, die sich der Vollziehung des Handelsvertrags mit Japan entgegenstellen. Das japanische Volk im Ganzen ist vermöge seiner nationalen Eigenthümlichkeit, wie durch seine politische Erziehung, ein ruhiges, höfliches, in seinem Benehmen gemessenes Volk; daneben ist es stolz, voll Selbstgefühls und im tiefen Hintergrunde jähzornig und rachsüchtig. Mit diesem so gearteten Volke nun kommt vermöge des neuen Handelsverkehrs ein Geschlecht in unmittelbare Berührung, dessen Zucht- und Zügellosigkeit in aller Welt bekannt ist. Wir meinen das Geschlecht der abendländischen Matrosen. Sie sind in allen Seehäfen die eigentliche Pest der Gesellschaft. Hören wir, was die Daily Press von Hongkong unter dem 21. April 1859 schreibt: — „Das Schiffsvolk bringt [in Japan] unsägliche Schmach auf den Namen der Ausländer. Bei der Feuersbrunst, die vor wenigen Wochen in Desima [Nagasaki] ausbrach, betrugen sie sich höchst schamlos, und man weiß, daß sie während derselben Dollars bis zu einem beträchtlichen Betrag gestohlen haben. Und ihren Raub haben sie dann nach ächter Matrosenart auf dem Lande verprast. Sie gehen ans Land, um zu trinken, und begehen Excesse, derentwegen diese Menschenklasse unter solchen Umständen in der ganzen Welt berüchtigt ist. Etliche von ihnen hatten sich bewaffnet und waren ins Gebirg geflohen; doch sind sie aufgefangen und auf ihre Schiffe zurückgebracht worden. Die japanische Regierung war natürlich über all dieses höchst entrüstet. . .“

So schreibt das englische Blatt in Hongkong, und wer kann sich wundern, daß seitdem fast in allen neu geöffneten Häfen Japan's Mord und Todtschlag zwischen beiden Theilen eingetreten ist? Die Ermordung russischer Offiziere im September vorigen Jahres, die brutale Niedermezelung eines holländischen Kapitäns und seines Begleiters, der Todtschlag eines Dieners des brittischen Consuls am hellen Tag, und ähnliche Ereignisse sind das untrügliche Zeichen der Stimmung, welche auf Seiten der Eingeborenen gegen die Ausländer herrschend ist. Dazu kommt, daß es dem sonst ausgezeichneten brittischen General-Consul Alcock, wie dem Amerikaner Harris, theils an Energie und Umsicht, theils an Vollmachten für so schwierige Umstände zu fehlen scheint, und daß die ausländischen Mächte bis dahin geögert haben, einen diplomatischen Agenten (Minister-Residenten), ausgerüstet mit ebenso großer Einsicht als Gewalt, nach Japan zu senden. Es ist nur zu wahr, was Oliphant sagt: „Soll

zwischen uns und Japan ein freundschaftlicher Verkehr erhalten werden, so ist es unumgänglich nothwendig, daß unsre diplomatischen Agenten in jenem Lande Festigkeit und guten Willen in sich vereinigen; aber ebenso wesentlich ist, daß unsre Kaufleute dort ein Muster der Ehrlichkeit und Rechtsschaffenheit darstellen, für welches die Japanesen ein klares und helles Auge haben.“ — „Es wird,“ sagt er an einer andern Stelle, „lange Jahre dauern, ehe der Handel mit Japan zu einer glücklichen Entwicklung kommen wird. Dennoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß sie schließlich kommen wird. Es ist uns bereits gelungen, das äußere Bollwerk der Ausschliefungspolitik niederzureißen; es gilt nun mit geduldigem Ausharren auch die innern Hindernisse zu entfernen, die sich unter dem Einfluß hundertjähriger Vorurtheile und bitterer Erinnerungen gebildet haben. Dieses wünschenswerthe Resultat wird mit Erfolg nicht anders erreicht werden können, als durch guten Willen und strenge Rechtlichkeit auf Seiten unsrer Kaufleute, und durch eine würdevolle, aber verfühnlische Politik auf Seiten unsrer Regierung.“

Seitdem ist ein Ereigniß eingetreten, das von höchster Bedeutung ist und zu bessern Hoffnungen berechtigt. Japanische Commisfäre, Männer vom ersten Rang, sind in Begleitung eines Gefolgs von 70 bis 80 Eingeborenen jeder Klasse auf zwei Schiffen — einem amerikanischen Kriegsdampfer und einem japanischen Dampfschiff — nach den Vereinigten Staaten abgegangen und bereits am 18. März 1860 in San Franzisko (Californien) glücklich eingetroffen. Von dort sind sie nach Washington weiter gereist,*) zunächst um die reichen und stattlichen Geschenke in mehr als 100 Kisten dem Präsidenten der Republik zu überbringen. Es ist dieß ein viel bedeutungsvollerer Schritt,* als die Zulassung der Ausländer in Japan. Denn damit ist nicht nur ein höchst wichtiges Unterpfand gegenseitiger Verfühnllichkeit gegeben, sondern die Japanesen lernen nun auch den ganzen inneren Organismus des christlichen Staatenlebens, und nicht bloß abgelöste, zum Theil sehr unschöne Individualitäten (Matrosen und Händler) kennen. Freilich es ist schwer vorauszusagen, welchen Eindruck auf das Gemüth eines japanischen Aristokraten der Anblick der wildfreien amerikanischen Demokratie machen wird; aber eben gerade

*) Die japanische Gesandtschaft kam in Washington am 14. Mai an und wurde mit großen Ehren empfangen.

dieser herbe Gegensatz wirkt vielleicht wohlthätiger, als der Anblick eines unklaren Mischlingsorganismus, wie ihn so mancher andere Staat dem Auge darbietet.

5. Die Mission.

Doch was geht uns hier der Handelsverkehr der West an, möchte man fragen. Aber es würde von geringer Einsicht in das Wesen der Dinge zeugen, wenn der Freund der Mission die Vorgänge auf dem Gebiete des Welthandels oder der Politik außer Acht lassen wollte. Die Ausbreitung des Christenthums, obgleich einem durchaus andern, höheren Gebiete angehörend, ist dennoch durch tausend Gelenke und Fugen mit den übrigen Bewegungen der Zeit verknüpft. Indien und China hat dieß in der neuesten Zeit aufs handgreiflichste dargethan, und fast möchte man sagen, daß dieß nirgends in höherem Grade der Fall sein wird, als in Japan. An sich freilich hat ja die Mission nichts, gar nichts, weder mit Handel, noch mit Politik zu thun; das eine Mal geht sie diesen voran, das andere Mal wandelt sie in ihrem Gefolge. In Japan ist, was die evangelische Mission betrifft, letzteres der Fall, und eben deshalb war es von Nothen, die Lage der Dinge in dieser Beziehung vor Allem ins Licht zu stellen.

Wenn es nun aus allem Bisherigen deutlich geworden ist, daß die japanische Regierung nur mit Widerstreben sich den Handelsverkehr mit dem Ausland gefallen läßt, so ist noch viel klarer, daß sie gegen die freie Verkündigung des Evangeliums bis dahin mit aller Entschiedenheit sich stemmt. Zwar hatte uns Jahr 1580, als die eingeborenen Priester die Austreibung der portugiesischen Missionare vom Kaiser verlangten, der Letztere die Frage an die Bittsteller gerichtet: „Wie viele verschiedene Religionen giebt es in Japan?“ — „Fünf und dreißig,“ war die Antwort. — „Gi,“ rief der Kaiser, „wo 35 Setten Duldung genießen, da kann auch noch die sechsunddreißigste Raum finden; laßt die Fremden in Frieden!“ Allein zehn Jahre später schrieb sein mächtiger Nachfolger, Taiko-Sama, an den portugiesischen Vicekönig von Goa: „Dieß große Reich (Japan) ist wie ein unbeweglicher Fels, und alle Anstrengungen seiner Feinde werden es nicht zu erschüttern vermögen. . . . Was nun die Religion anbelangt, so ist Japan das Reich der Kami (Götter), das heißt Land des Kim, welches das Grundprincip aller Dinge ist. Die

Wohlfahrt der Regierung beruht auf der sorgfältigen Beobachtung der Gesetze, auf die sie gegründet ist, und deren Urheber eben die Kami sind. Davon können wir nicht abgehen, ohne Gefahr zu laufen, daß die Beziehungen zwischen Obrigkeit und Unterthanen, zwischen Männern und ihren Frauen, zwischen Eltern und Kindern, Lehnsherren und Lehnseuten, Herren und Knechten verrückt und verschoben werden. Kurz diese Gesetze sind nothwendig zur Aufrechterhaltung der Ordnung von Innen und der Ruhe von Außen. Die Lehrer (Sakuten) sind in dieß Land gekommen, um eine andere Religion zu lehren; da aber hier die Religion der Kami zu fest gegründet ist, als daß sie abgeschafft werden könnte, so müßte die Einführung einer neuen Religion nur große Störungen in die Wohlfahrt des Staates bringen. Deshalb haben wir den fremden Lehrern durch kaiserliches Edikt ihr Treiben niedergelegt. Ich habe ihnen befohlen, Japan zu verlassen, und mein Entschluß steht fest, Niemand auf diese Inseln kommen zu lassen, der neue Lehren bringt. — Unsere Handelsbeziehungen mögen nichtsdestoweniger ferner fortbestehen, wie bisher. Die Portugiesen können ungehindert mit meinen Unterthanen verkehren, und Niemand soll ihnen ein Leid thun."

Man kann sagen, daß diese Grundanschauung heute noch, nach 250 Jahren, dieselbe bei der japanischen Regierung ist, vielleicht noch geschärft durch die Erfahrungen, welche die Nachfolger Taikō-Sama's mit den Portugiesen zu machen hatten. Die Regierung und die Großen des Landes können des Argwohns nicht los werden, daß die zubringlichen Wünsche der Ausländer im letzten Grunde auf nichts Anderes gehen, als auf den Sturz der einheimischen althergebrachten Ordnungen und auf die Unterwerfung Japans unter fremde Gewalt. Man kennt ja dort nicht nur die Geschichte der Ostindischen Compagnie in Indien, sowie die Eroberungen der Holländer und Portugiesen im indischen Archipel, sondern man hat auch die eigenen Erfahrungen mit den portugiesischen Eindringlingen noch in frischem Gedächtniß. Vor Allem aber ist es das Christenthum selbst, das man fürchtet. Man hat ein nur zu deutliches Gefühl, daß mit dem Eindringen der christlichen Religion in Japan der ganze Zustand des Reiches nach Innen und Außen verändert und radikal umgestaltet werden müsse. Sollten sie nun freiwillig und ohne Widerstand dieser drohenden Eventualität die Thüre öffnen? Man kann das unmöglich erwarten.

Auch den auswärtigen Handelsmächten, welche die neuen Verträge mit Japan geschlossen haben, kam es nicht in den Sinn, den Grundsatz freier Religionsübung auch für die Eingeborenen zu fordern. Was die Amerikaner und Engländer, die Russen und Franzosen verlangten und auch erhielten, war nur die freie Ausübung ihrer Religion auf japanischem Boden. „Den Amerikanern in Japan,“ heißt es Artikel VIII (vergl. engl. Vertrag Art. IX), „soll die freie Ausübung ihrer Religion gestattet sein, und zu diesem Ende sollen sie das Recht haben, passende gottesdienstliche Gebäude zu errichten. Solche Gebäude sollen nicht beschädigt, noch sollen die gottesdienstlichen Handlungen insultirt werden.“ Es beschränkt sich diese Freiheit also ausschließlich darauf, daß die Fremden in ihrem christlichen Gottesdienst nicht sollen gehindert sein, gerade so wie der preußische Gesandte in Rom in seiner Gesandtschaftskapelle evangelischen Gottesdienst für sich und seine Landsleute haben darf.

Diese Gestattung ist auch bereits in praktische Uebung gekommen. Es ist rührend, den Bericht über den ersten evangelischen Gottesdienst auf japanischem Boden zu lesen. Im Handelsjournal von Newyork findet sich folgende Schilderung: — „Sonntag, der 1. Aug. 1858, war ein Tag, den die Offiziere und die Schiffsmannschaft der Kriegsdampfer Bowhattan und Mississippi nicht leicht vergessen werden. Beide Schiffe lagen, von Jeddo kommend, in dem Hafen von Simoda vor Anker. Diese Stadt enthält etwa 10,000 Einwohner. Mitten aus den Wohnungen der Vorstadt erhob sich die Flaggenstange des General-Consuls der Vereinigten Staaten von Nordamerika, des Herrn Townsend Harris. Einige Schritte hinter derselben stand das Haus, das Herr Harris bewohnt, — bis dahin ein heidnischer Tempel, der eben erst von seinen häßlichen Gözenbildern gereinigt und zur Wohnung des Consuls hergerichtet worden war. Doch standen die Gözen noch immer, gleichsam als wollten sie nur ungern ihre alte Wohnstätte verlassen, an den Wänden umher, und grinsten abscheulich die fremden Eindringlinge an, die nun an ihrer Stelle saßen. . . . Herr Harris wünschte, daß in diesem Hause und unter dem Schutze der amerikanischen Flagge christlicher Gottesdienst gehalten werde, — zum ersten Mal, seitdem die Flammen der Verfolgung (vor 250 Jahren) erloschen sind, unter denen Tausende der eingeborenen Märtyrer litten. Wir waren vor Kurzem in Nagasaki gewesen. Einst beherbergte jene Stadt Kirchen und Hospitäler,

ein christliches Collegium und mehrere Seminare zur Erziehung christlicher Lehrer und Priester, wovon eines ausdrücklich für die Söhne des japanischen Adels bestimmt war, — so mächtig hatte das Christenthum in Japan triumphirt. Es gab eine Zeit, wo diese eine Stadt 40,000 eingeborene Christen in sich faßte. Ich habe den Richtplatz gesehen, auf welchem Hunderte von ihnen hingeschlachtet wurden; es ist der bei den Geschichtschreibern sogenannte 'Märtyrerhügel'. Das alte Gefängniß, in welchem die letzten Christen (ums Jahr 1700) eingekerkert, gefoltert und umgebracht wurden, besteht noch, und ich habe es durchwandert, eingedenk der schmerzlichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Nicht sehr weit von Nagasaki war die Stadt Simabara, einst durch eine starke Burg besetzt, in welcher aus der ganzen Umgegend bis auf 37,000 eingeborene Christen in der Verzweiflung sich verschanzt und entschlossen hatten, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Sie wurden überwältigt und nicht Einer von den 37,000 entkam.

„Alle diese Scenen waren bei uns in frischestem Gedächtniß und standen gewissermaßen lebendig vor unsern Augen, obgleich so viele Jahre darüber hingegangen sind, seit der letzte Märtyrer seinen Glauben mit seinem Blute besiegelte. Aber ach, in dieser ganzen langen Zeit ist kein Versuch gemacht worden, das Christenthum wieder in Japan einzuführen und seinen 30—40 Millionen das Licht des Evangeliums zu bringen. Niemand wagte sich hieher; keine Gesellschaft hat ihre Missionare dahin gesandt. Es war uns eigenthümlich zu Muth, daß wir nun in einem Gözentempel Japan's versammelt waren, um zum ersten Mal, seitdem das Christenthum mit Feuer und Schwert ausgerottet ward, christlichen Gottesdienst zu feiern, zum ersten Mal überhaupt protestantischen Gottesdienst zu halten! Die Bibel wurde gelesen, das Gebet gehalten, eine Predigt vorgetragen, und die süßen Lieder Zions ertönten nach ebenso süßen Melodien, — Melodien, Jedem von uns von Kind auf theuer und bekannt, aber noch nie so süß und rührend als jetzt, da wir sie zum ersten Mal in Japan, — in einem heidnischen Tempel Japans ertönen ließen. Die Sonne schien in voller Pracht; Alles um uns her war stille und feierlich, und die Japanesen, statt auf uns mit gezückten Dolchen und Schwertern loszustürzen, sahen der fremdbartigen Scene ruhig, ehrerbietig und mit unverkennbarer Theilnahme zu. War es ein Traum oder war es Wirklichkeit?“ —

So schreibt der Amerikaner aus Simoda. Seitdem ist in allen geöffneten Hafenstädten, selbst in der Hauptstadt Jeddo, evangelischer Gottesdienst gehalten worden, und auch nicht der leiseste Widerspruch ward dagegen erhoben. Allein damit ist, wenn wir auch den Werth dieser Thatsache keineswegs unterschätzen, doch für die Mission in Japan noch nichts gewonnen. In dem amerikanischen Vertrag (Art. VIII) ist sogar eine Aeußerung zu finden, die geradezu gegen die Mission gerichtet scheint. „Die Amerikaner und Japanesen,“ heißt es dort, „sollen sich nichts erlauben, was darauf berechnet wäre, religiösen Zwist und Hader hervorzurufen.“ Damit ist allem und jedem Versuch, das Christenthum auch den Eingeborenen nahe zu bringen, aufs bestimmteste vorgebeugt. Auch bestehen noch in ungeschwächter Kraft die strengen Gesetze, welche die Befehung eines Japanesen zum Christenthum, ja auch nur den Versuch, Andere zur Annahme der christlichen Religion zu veranlassen, mit dem Tod bedrohen.

Wir lesen in einem Newyorker Blatt: „Einer der beliebtesten und geachteten Rechtsgelehrten von Newyork ist im Begriff, seine einträgliche und angesehene Stellung aufzugeben und Prediger zu werden. Soeben ist den Herolden des Evangeliums ein neues wichtiges Feld der Wirksamkeit in Japan eröffnet worden, und der genannte Herr ist entschlossen, dieses Feld zu betreten. Er wird auf eigene Kosten die Sache unternehmen, und den Reichthum, den er in seiner langen glücklichen Laufbahn zu Newyork sich gesammelt, will er auf diesen edelsten und heiligsten aller Zwecke verwenden.“ — Bald darauf lesen wir in einem andern amerikanischen Blatt: „Ein Capitän, der mit Handelswaaren nach Japan segelt, hat einem Missionar, welcher auf demselben eben dahin die Ueberfahrt zu machen wünschte, die Aufnahme verweigert, unter dem Vorwand, daß die Gegenwart von Missionaren und Lehrern einer neuen Religion dort nur zu Unannehmlichkeiten führen und Störungen in den Handel bringen müßte.“ — Ist dieser Missionar vielleicht der oben erwähnte Rechtsgelehrte? Und wie soll man das Benehmen des Capitäns beurtheilen?

In einem andern Blatte liest man: „Wir hören mit nicht geringer Befriedigung, daß bereits für die Gründung einer protestantischen Mission in Japan Vorkehrungen getroffen sind. Vor mehreren Jahren gieng ein Japanese in Begleitung eines Herrn, der längere Zeit in Japan gelebt hatte, nach Amerika. Er ist hier zum Christen-

thum befehrt worden und hat christliche Bildung erhalten; nun ist in ihm das Verlangen erwacht, in sein Vaterland als Prediger des Evangeliums zurückzukehren. Er hat der Missionsgesellschaft der 'Freien Baptisten' den Vorschlag gemacht, sie möge eine Mission in Japan beginnen, und es ist Aussicht vorhanden, daß dieser wackere Japanese in ihren Diensten demnächst in sein Vaterland sich einschiffen werde. Er steht auch in Verbindung mit der amerikanischen Bibelgesellschaft und soll die Herausgabe des japanischen N. Testaments übernehmen. Ebenso hat die holländisch-reformirte Kirche in Amerika eine Mission nach Japan beschlossen. Bereits sind zwei Sendboten dafür bestimmt, und sie sollen bald möglichst in Begleitung eines Missionsarztes dahin abgehen. . . ."

In einem der neuesten Berichte aus Japan hört man von der Ermordung eines mit den Ausländern in enger Verbindung stehenden Japanesen am hellen Tage zu Kanagawa. Es heißt, derselbe sei früher in Amerika gewesen und zunächst im Dienst der amerikanischen Gesandtschaft gestanden. Er habe gerade in herzlichster argloser Weise mit Kindern auf der Straße gespielt, als der tödtliche Schlag durch Mörderhand ihn traf. Ist dieß derselbe christliche Japanese, von dem oben die Rede war?

Aus den verschiedenen Missionsblättern ersehen wir mit herzlichster Freude, daß bereits eine Anzahl protestantischer Missionare, insbesondere Amerikaner, auf japanischem Boden sich niedergelassen haben. Allein alle ihre Berichte stimmen in der einen Erklärung zusammen, daß für jetzt eine eigentliche Missionsarbeit in diesem Reiche noch nicht möglich sei. „Wir haben kürzlich,“ heißt es in dem Missionsblatt der großen amerikanischen M.G. in Boston, „ein Schreiben von Miss. Brown in Kanagawa erhalten, worin es unter Anderem heißt: 'Das Volk scheint uns überall mit Freuden aufzunehmen; die Regierung hingegen thut Alles was sie vermag, um das Eindringen der Ausländer in Japan zu verhindern und ihm ein Ziel zu setzen.'“ — „Ich speiste heute,“ schreibt ein anderer amerikanischer Missionar, der von China aus einen Besuch in Nagasaki gemacht, „ich speiste mit den Missionaren Eiggins und Williams, den ersten protestantischen Sendboten des Heils in diesem Lande. Sie stehen im Dienste der amerikanisch-bischöflichen Missionsgesellschaft und waren vor ihrer Ankunft (in Nagasaki) längere Zeit in China thätig gewesen. Ihre Wohnung ist ein Tempel, in einer der reizendsten

Lagen auf den Bergabhängen, mit der Aussicht über die Stadt und den Hafen; aber selbst Grönland mit seiner eisigen Einöde, wo doch die Ohren des Volkes für das Evangelium geöffnet und die Gewissen nicht in Fesseln geschlagen sind, wäre ihnen lieber als dieser Hügel voll Reiz und irdischen Zaubers; denn hier herrscht noch der Winter eines tyrannischen Heidenthums über die Seelen, und der geistliche Säemann hat noch immer auf die Saatzeit zu warten. Diese lieben Brüder können wohl ein gut Theil wissenschaftliche Bücher verkaufen, — Bücher, die dem Evangelium den Weg bereiten mögen; aber davon ist keine Rede, daß sie die heilige Schrift oder andere religiöse Bücher weggeben oder irgend einen Versuch zur Evangelisirung des Volks zu machen wagen dürften. Ja nicht selten deuten ihre japanischen Besucher auf einen christlichen Traktat mit den Worten: 'Wollten wir dieß Büchlein annehmen, so müßten wir's mit unsern Köpfen büßen.' Vor nicht langer Zeit hatte Higgins eine Klasse von Schülern, die er in der Geographie unterrichtete; aber immer war ein Regierungsspion anwesend, um zu sehen, ob nicht der Missionar gelegentlich etwas von den Lehren des Christenthums mit einfließen lasse. Die Opposition gegen das Christenthum hat allerdings mancherlei Ursachen, und ist wohl in Nagasaki am bittersten; aber man darf nicht glauben, als ob in irgend einem Theile des Reichs dem Volke es frei stände, das Evangelium anzunehmen. Die alten strengen Verbote bestehen noch immer zu Kraft, und unsre neuesten Verträge sichern uns ausdrücklich nur das Recht, unsre eigene Religion auszuüben, ohne daß irgendwie die Freiheit gestattet wäre, auch auf die Evangelisirung der Eingeborenen hinzuwirken. Gleichwohl erweckt schon die Thatsache, daß Diener des Evangeliums, die als solche bekannt und anerkannt sind, hier wohnen dürfen, große Hoffnungen für die Zukunft. Noch vor wenigen Jahren wäre auch dieß unmöglich, und gewisser Tod dessen Folge gewesen; der Herr aber hat auf wunderbarem Wege und ohne Blutvergießen dieß Land dem Evangelium eröffnet, und Er wird, wir sind es gewiß, das Werk zum Ziele führen. — Obgleich der Missionar für jetzt in öffentlicher Predigt noch nichts zu thun im Stande ist, so kann er doch, während er auf ein weiteres Aufstun der Thüren zuversichtlich und geduldig wartet, seine Zeit sehr nützlich dazu anwenden, die Sprache zu erlernen. Christliche Ärzte und Schullehrer können mittlerweile Vieles thun, um das Wohlwollen des Volkes zu

gewinnen, und bereits fängt dieses an, die materiellen und zeitlichen Vortheile, die ihm daraus erwachsen, aufrichtig zu schätzen und werth zu halten.“

Endlich führen wir noch die Worte eines Mannes an, der besonders geeignet war, den Stand der Dinge kennen zu lernen. Es ist der Missionsarzt Dr. Macgowan, welcher längere Zeit in Schanghai (China) gearbeitet und vor zwei Jahren nach Japan sich begeben hatte, um zu sehen, welche Aussichten die Mission dort haben möchte. „Eines der schwersten Hindernisse,“ sagt er, „die sich der Evangelisation dieses Landes in den Weg stellen, und die nirgends sonst in solchem Maaße sich finden, ist die Allwissenheit der Regierung. Dadurch ist sie im Stande, jede Missionssthätigkeit zu verhindern, ohne den Missionar selbst zu belästigen. Das gänzliche Fehlschlagen der protestantischen und katholischen Missionen auf den Lu-tschu Inseln [siehe Aprilheft des Missionsmagazins] zeigt, wie leicht und wie durchgreifend dieser vollendete Polizeistaat seine Verhinderungsmaßregeln in Vollzug setzen kann. Meine persönliche Erfahrung hat dieß reichlich bekräftigt. Als Laie und bereits bei vielen Eingeborenen in großer Gunst stehend, genieße ich einen Grad von Vertrauen, daß ich wohl im Stande war auszumitteln, wie weit man für jetzt in der Verbreitung christlicher Wahrheit gehen kann. Vermittelt der chinesischen Sprache nemlich kann ich mit den gebildeten Japanesen, namentlich mit den zahlreichen japanisch-chinesischen Dolmetschern verkehren. Eine Anzahl der Lektoren nun wünschte, das Englische bei mir zu erlernen, und mit der ausdrücklichen Gestattung des Gouverneurs von Nagasaki kommen sie zu mir in Unterricht. Nach wenigen Tagen waren sie im Stande zu buchstabiren und bald auch ordentlich zu lesen, und nahmen nun dankbar und mit großem Vergnügen Neue Testamente in englischer und chinesischer Uebersetzung an; denn durch Vergleichung der letzteren Uebersetzung, die sie vollkommen verstehen, mit der erstern konnten sie raschere Fortschritte in ihren englischen Studien machen. Sie zeigten dem Gouverneur, wie sie nicht anders konnten, das empfangene Geschenk; dieser aber hieß sie unverzüglich die Bücher zurückgeben, 'da das Neue Testament verboten sei.' Noch immer kommen diese Leute täglich zu mir, sowie eine Anzahl junger japanischer Aerzte, lauter Männer von Intelligenz, durch die ich Vieles erfahre, was mir äußerst lehrreich ist. Aber sie machen kein Hehl aus der Thatsache,

daß Einer aus ihrer Mitte — wer? das sagen sie nicht — dem Gouverneur aufs genaueste Alles wieder berichtet, was zwischen uns vorgeht und besprochen wird." — —

Dies ist der Stand der Dinge in Japan für den gegenwärtigen Augenblick. In Sachen des Handelsverkehrs herrscht Unruhe, Verwirrung, Aufregung und Bitterkeit; in Sachen der Mission sind die Thüren noch fest verschlossen. Sollen wir deshalb verzagen? Das sei ferne. Die Füße derer, die da Frieden verkündigen, stehen einmal auf den Bergen Japans, und wir wissen, daß der Herr unser Gott selbst auf wunderbarem Wege sie dahin gestellt hat. Wir sind es im Glauben gewiß, daß in wenigen Jahren das Wort des Lebens freien Lauf auch dort haben wird. Unsere Zeit reißt alle Dinge schneller, als dieß früher geschehen ist. Wohl werden noch Trübsale und schwere Kämpfe bevorstehen; aber der Glaube dringt durch und behält den Sieg. Das Märtyrerblut, mit dem Japans Boden getränkt ist, muß noch nach 250 Jahren eine Frucht der Gerechtigkeit tragen.

Bei den alten Römern geschah es jeweilen im heißen Kampfgewühl, daß der Fahnenträger mit eigener Hand den über Alles verehrten römischen Adler weit hinein in die geschlossenen Feindesreihen warf, die man nicht durchbrechen konnte. Es war dieß das Signal für den Soldaten Roms, um jeden Preis das theure Zeichen nationaler Ehre wieder zu holen und den Sieg zu gewinnen. Nun — in Japan, mitten in Feindesland, mitten in festgeschlossenen Feindesreihen, liegt bereits die Fahne des Kreuzes. Man hat sie dort lange mit Füßen getreten: wohlan, die Christenheit hat sie wieder zu retten, nicht mit dem Arm des Fleisches, sondern mit den Waffen des Geistes. Japan muß Gottes und seines Gesalbten werden.

Nachschrift. Während der Bogen in die Presse geht, kommt uns aus Hongkong (vom 25. April) folgende Nachricht zu: „Höchst unerfreuliche Berichte treffen bei uns von Japan ein; doch kennt man die näheren Umstände noch nicht. In der Hauptstadt Jeddo nemlich fand ein verhängnißvoller Zusammenstoß statt zwischen dem Anhang eines der großen Fürsten des Reichs und dem Anhang des Regenten [des Taikun oder weltlichen Kaisers]; der letztere wurde von ersterem angefallen und mehrere seines Gefolges erschlagen. Der Regent selbst wurde mit Dolchen niedergestoßen, — ob tödtlich oder

nicht, ist bis jetzt nicht bekannt. Die Ausländer waren in großer Aufregung, und das mit gutem Grund, obwohl der [eingeborene] Gouverneur von Jeddo Vorsichtsmaßregeln zu ihrem Schutze treffen ließ; denn der aufrehrerische Fürst ist sehr mächtig und ein bitterer Gegner der Zugeständnisse, welche durch den letzten Handelsvertrag den Ausländern gemacht wurden."

Die Bedeutung dieser Nachricht leuchtet in die Augen. Es ist zu fürchten, daß in Japan, wie bis dahin in China, die Ausschließungspolitik nur durch blutige Kriege werde beseitigt werden. Der Herr sehe in Gnaden darein.

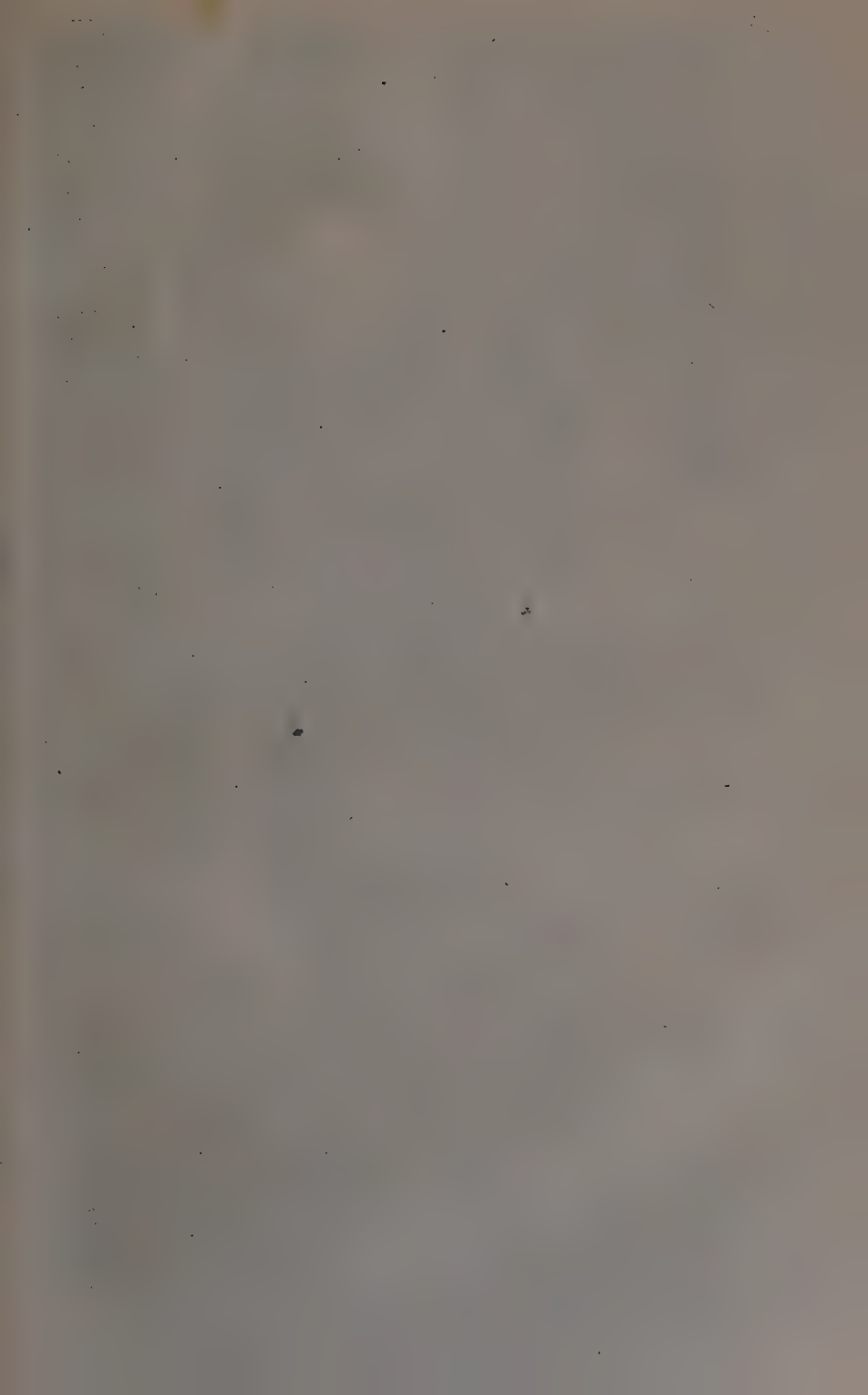


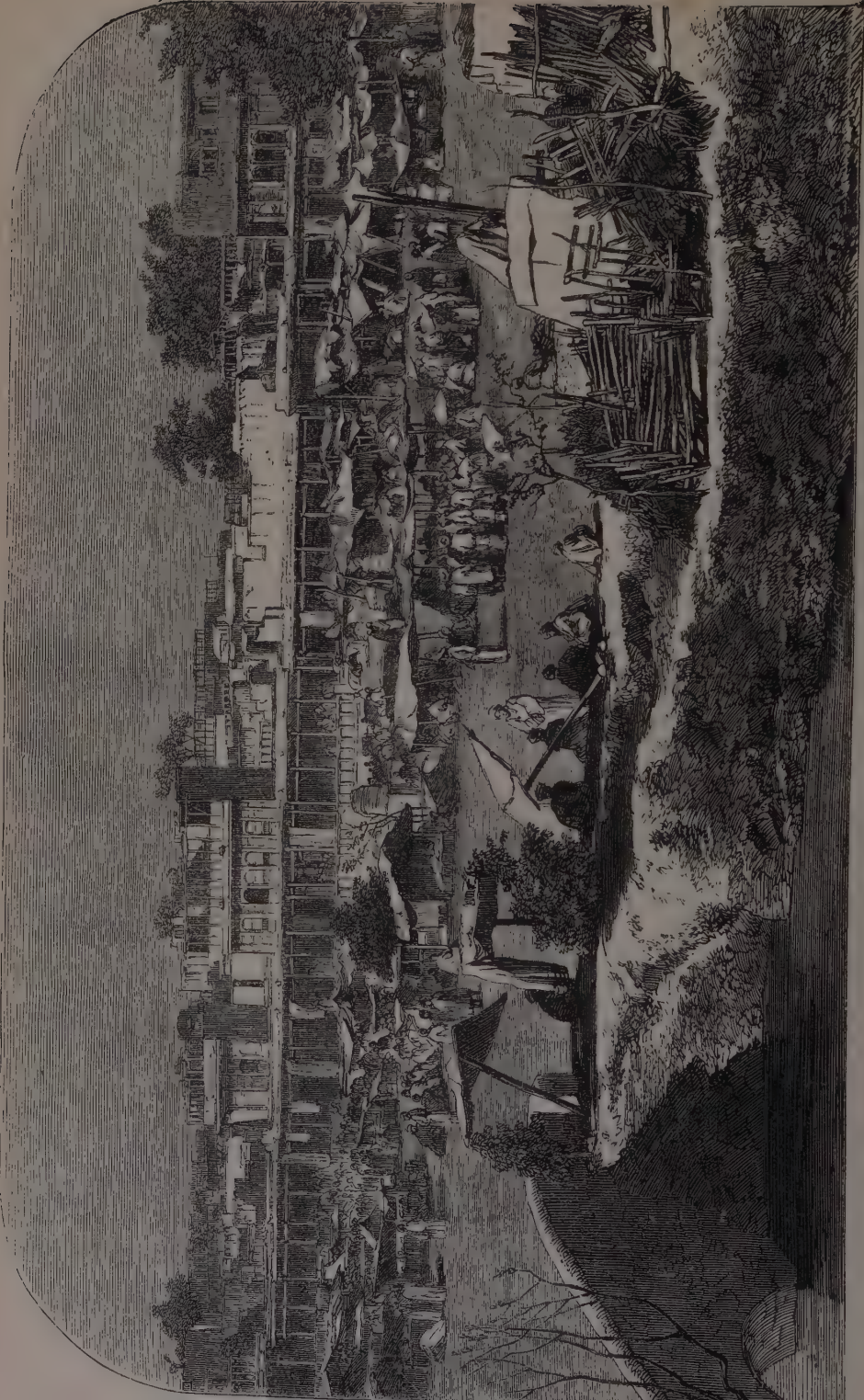
Missionsliteratur.

Christian Friedrich Schwarz, der Sendbote des Evangeliums in Indien. Von Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert. Erlangen 1860. Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

Nachdem im Jahr 1834 das Leben des großen deutschen Missionars in Indien zum ersten Mal durch Dr. Pearson in zwei Bänden englisch bearbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben worden war, erschien bald darauf eine deutsche Uebersetzung oder Bearbeitung dieses trefflichen Werks von Insp. Blumhardt, vervollständigt durch Insp. (jetzt Hofprediger) Hoffmann. Andere Bearbeiter, wie Schmidt (in seinen „Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten evang. Missionare“), Vormbaum (in seiner „evangelischen Missionsgeschichte in Biographien“) folgten, und führten uns in kürzeren Umrissen das patriarchalische Bild des herrlichen Mannes vor Augen. Nun beschenkt uns auch Vater Schubert, der unermüdliche und immer frische und lebensvolle Schriftsteller, in seinem neuesten Werkchen mit einem überaus schön gezeichneten Lebensbilde des unvergeßlichen Missionars. Er hatte dabei, wie er selbst S. 71 sagt, „keine andere Aufgabe, als die Betrachtung des Vorbildes eines treuen Haushalters und Knechtes im Hause seines Herrn.“ Er führt uns deswegen weniger in das Detail eines Missionarslebens, als in die Werkstätte eines reichen Christenlebens ein; und dieß gibt der kleinen lieblichen Schrift auch mehr den Charakter allgemein christlicher, als den der speciellen Missions-Biographie. Gleichwohl lernt man auch hier die ostindische Mission in mancher Beziehung näher kennen, und wir freuen uns deßhalb ganz besonders, den theuern greisen Vater Schubert seine reiche Gabe auch noch in den Dienst der Mission stellen zu sehen. Der Herr wolle ihn dafür segnen, und zugleich dem lieben Büchlein überall freundliche Aufnahme bescheeren.







Der große Bazaar oder Marktplatz in Peshawar.

Das Neutralitätsprincip

der indobritischen Regierung in Sachen der Religion.

1. Die Parlaments-Verhandlungen von 1793 und 1813.

Während der letzten großen Mai-Versammlungen in London, da die verschiedenen religiösen Gesellschaften ihre Jahresfeste feierten, trat unter andern trefflichen Rednern ein Mann auf, dessen bloße Erscheinung die ganze Menge der Anwesenden mit Begeisterung erfüllte. Es war Oberst-Lieutenant Sir Herbert Edwardes, Commandeur des Bath-Ordens, der Sieger von Multan und nächst Gott einer der Retter Indiens während des großen Militär-Aufstands im Jahr 1857. Noch mehr aber, als seine persönliche Erscheinung, schlug sein Wort wie ein elektrischer Funke in die bald athemlos laufende, bald in begeisterten Beifallsturm ausbrechende Versammlung. Seine Rede war (wir dürfen es wohl so nennen) das bedeutendste Ereigniß in jenen Tagen der Mai-Meetings. Sie ist seitdem in besonderem Abdruck erschienen und wird ohne Zweifel so gewaltig in der englischen Nation fortwirken, daß es nicht ohne nachhaltige Frucht abgehen kann. Wir theilen sie in dem gegenwärtigen Heft in möglichst treuer Uebertragung mit. Um dieselbe jedoch richtig verstehen zu können, mag es für einen großen Theil unsrer Leser nothwendig sein, über die bisherige Haltung der indobritischen Regierung in Sachen der Religion einige Worte zu sagen.

Es ist bekannt, daß die Ostindische Compagnie, so lange sie noch die Geschichte Indiens lenkte, mit überaus zäher Beharrlichkeit sich gegen jeglichen Versuch der Evangelisirung jenes großen Landes

gesperrt hat. Die ersten protestantischen Missionare, die (1706) von der deutschen Universität Halle nach Indien ausgingen, betraten nicht das Territorium der Compagnie, sondern die dänischen Besitzungen in Tankebar, und verbreiteten sich von da aus über die unabhängigen Gebiete der eingeborenen Fürsten von Landschaur (Tanjore) u. Als sodann am Schluß des vorigen Jahrhunderts (1793) der erste brittische Missionar, der Baptist William Carey, mit seinen Gefährten in Kalkutta landete, um in das Gebiet der Ostindischen Compagnie selbst das Evangelium zu tragen, ward er nicht auf ihrem Grund und Boden geduldet, sondern mußte nach dem benachbarten dänischen Gebiet Serampur flüchten, wo der Schutz des wackern Gouverneurs ihm und den Seinen freie Thätigkeit und ungehinderte Bewegung gestattete. Noch im Jahr 1812 mußte Judson, der amerikanische Missionar, unter unfäglicher Unbill das eben betretene Kalkutta ungesäumt wieder verlassen. So stand es um jene Zeit in Indien. Der Geist des ungerechten Mammon widerstand so entschieden dem Geiste des Evangeliums, daß man lieber Millionen unsterblicher Seelen zeitlich und ewig wollte zu Grunde gehen lassen, als den schnöden irdischen Gewinn durch Gestattung der freien Predigt des Christenthums für einen Augenblick in Gefahr bringen. Allein schon im folgenden Jahr (1813), bei Gelegenheit der Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie, wurde letztere durch den Druck der öffentlichen Meinung in England, sowie durch die neue Parlaments-Akte genöthigt, eine andere Politik einzuschlagen. Wir werden diesen Umschwung der Dinge und seinen innern Charakter sogleich näher schildern. Während aber durch jene Parlamentsbeschlüsse ein ganz neues, dem bisherigen wesentlich entgegengesetztes Princip für die indobritische Politik aufgestellt ward, ist es in höchstem Grade verwunderlich zu sehen, nicht nur daß in der Praxis der alte frühere Sauerteig fortwirkte, sondern daß auch die Staatsmänner Englands und Indiens, welche die Geschicke jenes großen überseeischen Reiches zu leiten haben, bis auf den heutigen Tag in öffentlicher Rede und That sich so gebärden, als ob die zu Recht bestehenden und nie widerrufenen Parlamentsbeschlüsse vom Jahr 1813 gar nicht vorhanden wären. Man spricht von der „alten“, von der „traditionellen“ Politik, von der man nicht weichen dürfe, und meint damit nicht etwa die vor 1813 geltende, sondern die seit 1813 gesetzlich zu Recht bestehende Politik. Und so zuversichtlich reden und handeln jene Herren in dieser Richtung, daß

selbst die angesehensten brittischen Missionsfreunde darüber ihr eigenes Recht vergessen zu haben schienen, — jenes Recht, das auf den Ausspruch der allerhöchsten gesetzgebenden Behörde des Landes sich gründet. Man mußte fast stillschweigend zusehen, wie die unglaublichsten Befehle nach Indien giengen, alle sich gründend auf die „alte traditionelle“, die „zu Recht bestehende“ Politik. In der berühmten Depesche vom Jahr 1854, durch welche das indische Unterrichtswesen eine neue Organisation erhielt, ward auf Grund der „traditionellen Politik“ angeordnet, daß in allen von der Regierung in Indien zu gründenden Schulen zwar die leichtfertigen und schamlosen Religionsbücher der Hindu's, sowie der Koran der Muhamedaner, darin sollen gelesen und gelehrt werden, die Bibel aber und alle christlichen Lehrbücher grundstammäßig aus diesen Schulen ausgeschlossen sein müßten; ja selbst in solchen Schulbüchern, die von Geographie, Geschichte und dergleichen handeln, müsse sorgfältig alles das ausgemerzt werden, was nach Christenthum rieche. — Der General-Gouverneur konnte ferner auf Grund der „alten traditionellen“ Politik das Gebot ausgehen lassen, daß keinem Missionar der Besuch der einheimischen Gefängnisse gestattet sei, und nur wenn ein Gefangener ausdrücklich durch den Direktor des Gefängnisses um den Besuch eines Missionars nachsuche, soll dem letzteren der Zutritt zu diesem Gefangenen gestattet sein. — Noch unerhörter ist, was im vorigen Jahr im Pandeschab vorkam. Bei der Erstürmung von Delhi nemlich (1857) geschah es, daß dem 24. Sikh-Infanterie-Regiment während der Plünderung eine Anzahl christlicher Traktate als Beute in die Hände fiel, welche dann die Soldaten nachmals in Stunden der Muße zu lesen anfiengen. Der Inhalt zog die Leute mächtig an, und als die Büchlein durchgelesen waren, wandten sie sich an einen ihrer Offiziere mit der Bitte um mehr Bücher dieser Art. Dieser hinwiederum benützte die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, um von den Missionaren zu Amritsar, wohin das Regiment zurückgekehrt war, weitere Bücher für seine Leute zu betteln. Natürlich nahmen die Missionare mit Freuden diese Gelegenheit wahr, um den empfänglichen und heilsbegierigen Soldaten neben den Büchern auch mündliche Belehrung über den Heilsplan zu geben. Die Folge war, daß mehrere Soldaten des Regiments um Taufunterricht baten, und daß Einer bald hernach wirklich getauft ward. Die Uebrigen fuhren fort zu lesen und über das Gelesene unter einander sich zu besprechen; andere Missionare, je

nachdem Gelegenheit sich darbot, kamen und sprachen mit den Leuten. Das Interesse für das Evangelium wuchs unter den Sikh-Soldaten von Tag zu Tag, und eine ganze Reihe von ihnen bekannte sich bald offen zum Christenthum. Um diese Zeit fühlte sich einer der Offiziere gedrungen, am Sonntag mit den eingeborenen christlichen oder christlich angeregten Sikhs die kirchlichen Gebete zu lesen, und dabei auch Andern, welche beizuwohnen wünschten, den Zutritt zu gestatten. Dies war aber in den Augen der Oberbehörden in Kalkutta ein unverzeihliches Verbrechen. Ein Banastrahl aus dem Palast des Generalgouverneurs fuhr jählings mitten in dies harmlose hoffnungsreiche Werk. Dreierlei Verbrechen wurde den Offizieren schuldgegeben: — Erstens, daß sie ihren Leuten, obwohl auf deren eigene ausdrückliche Bitte hin, christliche Bücher verschafft hätten; zweitens, daß sie es geduldet und zugegeben hätten, daß Missionare kamen und die Leute weiter unterrichteten; drittens, daß sie gar selber den christlichen Soldaten am Sonntag Gottesdienst gehalten und diejenigen, die außer den bereits Getauften auch noch beizuwohnen wollten, nicht weggewiesen hätten. — Die Folge dieser fast unglaublichen allerhöchsten Rüge war, nicht nur daß die Offiziere vermöge des Dienstgehorsams von der Sache sich ganz zurückziehen mußten, sondern daß auch in dem Sikhregiment, weil es das Mißfallen der obersten Behörden nicht auf sich zu ziehen wagte, das fröhlich auflodernde Feuer abnahm und allmählig erlosch.

Man müßte von Stein sein, um über einer solchen antichristlichen Politik nicht zu ergrimmen. Aber die Sache wird noch unbegreiflicher, wenn man immer wieder als Rechtsgrund für solches Gebahren die „alte traditionelle“ Politik, die zu Recht bestehende „Neutralität“ anführen hört. Wahrlich, selbst wenn ein solcher Rechtsgrund wirklich bestünde, so müßte ja nach Thatfachen dieser Art ein gesundes Volk, eine gesunde Regierung keine Stunde mehr Ruhe haben, bis ein solches sinnwidrige und heillose „Recht“ abgethan und in die Maulwurfslöcher geworfen wäre. Aber dieses „Recht“ besteht nirgends als in den Köpfen der Feinde des Evangeliums, während die Rechtsgrundlagen, wie sie längst schon vom brittischen Parlament aufgestellt sind, ganz anders reden. Lernen wir diese nun kennen.

Es war im Jahr 1793, daß der Freibrief der Ostindischen Compagnie für neue zwanzig Jahre erneuert werden sollte. *) Die Ent-

*) Wir rufen hier nur kurz ins Gedächtniß zurück, daß die Englisch-Ostindische Compagnie sich zuerst im Jahr 1600 bildete, um den Handel

scheidung darüber, ob derselbe in seiner bisherigen Form ferner bestehen, oder ob Aenderungen in den einzelnen Bestimmungen vorgenommen werden sollten, stand dem Parlamente zu. Damals aber war in England bereits eine nachhaltige Bewegung der Geister zu Gunsten der Mission eingetreten. An der Spitze derselben stand der treffliche Wilberforce mit seinen Freunden. Petitionen auf Petitionen, welche die Zulassung brittischer Missionare in Indien verlangten, wurden auf den Tisch des Parlaments gelegt. Der Saal dieser höchsten Behörde des Reichs ertönte mehrere Tage hindurch von gewaltigen Kämpfen und Reden Für und Wider, bis folgende Resolution im Haus der Gemeinen (Unterhaus) bei der ersten Lesung der Bill *) einstimmig zur Annahme kam:

mit Vorder- und Hinter-Indien gemeinschaftlich zu betreiben. Doch erhielt sie erst nach mehr als hundert Jahren — 1708 — eine feste und dauernde Gestalt. Sie empfing vom Parlament ihren Freibrief, der ihr den ausschließlichen Alleinhandel mit Indien samt vielen Rechten anderer Art zusprach. Dieser Freibrief mußte periodisch (später von 20 zu 20 Jahren) durch das Parlament erneuert und bestätigt werden. Aus dieser Handelsgesellschaft aber entstand (namentlich seit 1757) ein Fürstenthum, das nach und nach das größte Reich der Erde in seiner sonderbaren Hand hatte. Dieser unnatürliche Zustand jedoch, daß eine Gesellschaft von brittischen Kaufleuten und Aktionären ein unvergleichbar größeres Reich inne hatte, als der König von England selbst, rief endlich im Jahr 1784 einen Parlamentsbeschluß hervor, wernach dem Direktorium der Ostind. Compagnie durch die brittische Regierung ein Oberaufsichtsrath (Board of Control) zur Seite gesetzt ward, ohne dessen Genehmigung jenes Direktorium keine bedeutendere Maßregel in Indien vornehmen durfte. Von da an wurde die Souveränität der Compagnie Schritt für Schritt beschränkt. Im Jahr 1813 wurde ihr Handelsmonopol aufgehoben und allen Britten erlaubt, mit Indien Handel zu treiben. Zwanzig Jahre später (1833) wurde dieses Recht auch auf die nicht-brittischen Ausländer ausgedehnt, und die Compagnie selbst mußte aufhören, Handelsgesellschaft zu sein. Vor 1833 mußte jeder Ausländer, der nach Indien gehen wollte, eine ausdrückliche Erlaubniß von dem Direktorium der Compagnie sich einholen, und irgend ein angesehener Engländer hatte für dessen Wohlverhalten Bürgschaft zu leisten. Deshalb konnte damals von nicht-englischen Missionsgesellschaften auch keine Mission in Indien unternommen werden. Erst 1833 fiel diese Beschränkung weg, und daher kommt es, daß auch die Missionsgesellschaft in Basel von 1834 an ihre indischen Missionen beginnen konnte. — Daß im Jahr 1858 das Regiment der Ostindischen Compagnie ganz aufhörte und Indien vollständig an die Krone Englands übergieng, ist bekannt.

*) Im Parlament muß jeder Gesetzesvorschlag (Bill) dreimal gelesen und angenommen werden, wenn er Gesetzeskraft erlangen soll. Uebrigens muß dieß in beiden Häusern (dem Haus der Lords und der Gemeinen) geschehen.

„Dieses Haus ist der Ueberzeugung, daß es die besondere und heilige Pflicht der gesetzgebenden Behörde ist, mit allen gerechten und weissen Mitteln die Interessen und die Wohlfahrt der Bevölkerung der brittischen Besitzungen im Osten zu befördern, und daß zu diesem Ende solche Masregeln sollten in Anwendung gebracht werden, die auf ihren allmählichen Fortschritt in nützlichen Kenntnissen und auf ihre religiöse und sittliche Hebung berechnet sind.“

Diese Resolution sollte die grundsätzliche Basis bilden, auf welche dann weitere Anordnungen in dem erneuerten Freibrief der Compagnie zu gründen wären. Bei der zweiten und dritten Lesung der Bill aber gelang es dem mächtigen Anhang der Ostindischen Compagnie, die Streichung der eben angeführten Resolution durchzusetzen; man sollte, so erklärte diese Partei, die indobrittische Regierung nicht durch den Buchstaben des Gesetzes binden, sondern es ihr frei überlassen, den Sinn und Geist jener Resolution in Ausführung zu bringen, und zwar zu der Zeit und in der Weise, wie sie es am angemessensten fände.

Nun, man hat es ihr für weitere zwanzig Jahre vertrauensvoll überlassen; aber am Beginn dieser Periode (1793) hat sie den Baptisten-Missionar Carey, und noch gegen den Schluß derselben (1812) den amerikanischen Missionar Judson von ihrem Territorium in Indien gewaltsam verjagt. Von Masregeln zur „sittlichen und religiösen Hebung“ des indischen Volkes war keine Rede. Nicht einmal für einen „allmählichen Fortschritt in nützlichen Kenntnissen,“ das heißt für Förderung des gewöhnlichen Unterrichtswesens ward etwas gethan. Die geistige Bewegung in England aber, welche im Jahr 1793 jene Resolution hervorgerufen hatte, war in den zwanzig Jahren nicht schwächer, sondern kräftiger und energischer geworden. Als deshalb 1813 der Freibrief der Compagnie abermals durch das Parlament erneuert werden sollte, ließ selbst das brittische Ministerium, an dessen Spitze damals Lord Castlereagh (sprich Kästellrieh) stand, sich herbei, der öffentlichen Meinung einige Rechnung zu tragen. In dem neuen Entwurf des Freibriefs, den der Minister selbst ausgearbeitet, war zunächst wenigstens die Aufstellung eines Bischofs und dreier Archidiaconen für Indien angeordnet zu Gunsten der dort lebenden Engländer. So harmlos wahrlich auch diese Bestimmung war, so erfüllte sie dennoch die Herren von der Compagnie mit Angst und Schrecken; denn sie sahen im Geiste schon einen allgemeinen Aufstand

der Hindu's und Muhamedaner und einen unausbleiblichen Ruin ihres Mammon. Die „sittliche und religiöse Hebung“ der Eingeborenen aber in dem neuen Entwurf zu fordern, wagte Castlereagh nicht. Zwar erhob sich in der Parlamentsitzung vom 14. Mai (1813) Wilberforce mit aller Energie seines Wesens. „Er wolle das Wohl der Millionen Indiens nicht für neue zwanzig Jahre dem freien Willen einer Compagnie überlassen, die in den letzten zwanzig Jahren Alles gethan habe, um christliche Lehrer und Prediger von jenem Lande auszuschließen.“ Allein Lord Castlereagh erwiderte: „Die Religionsfrage sei eben so delikate als bedeutungsvoll. Wenn die Ostindische Compagnie nicht verstehe, was für Indien heilsam sei, so sei sie überhaupt nicht fähig, das Land zu regieren; sei sie aber fähig das Land zu regieren, so möge man sich auch nicht in ihre Massregeln [in Betreff der Religion] mischen wollen und die Sache ihr überlassen.“ Das war aber das alte Lied. Wilberforce und seine Freunde ließen sich nicht irre machen. Das ganze Land ward in Bewegung gesetzt, um auf gesetzlichem Wege durch massenhafte Petitionen, sowie durch persönliche Abordnungen an das Ministerium das Parlament zu nöthigen, „die sittliche und religiöse Wohlfahrt“ Indiens nicht aufs Neue für zwanzig Jahre der Willkür einer missionsfeindlichen Handelsgesellschaft zu überlassen.

Am 10. April brachte Lord Wellesley, früherer General-Gouverneur von Indien, aufgefodert von Wilberforce, die Sache im Oberhaus in Anregung. Dabei muß man sich erinnern, daß das Oberhaus, in welchem die höchste Aristokratie des Landes sitzt, weit weniger unter dem Einfluß der Partei der Ostindischen Compagnie stand, als das Unterhaus. Letzteres zählte bis in die jüngste Zeit herein eine Menge von Gliedern, welche entweder selbst eintägliche Stellen im Dienste der Compagnie verwaltet hatten, oder für ihre Söhne und Nissen solche Stellen zu erhaschen hofften. „Was den Segen betrifft, der aus der Ausbreitung des Christenthums für die Eingeborenen erwächst,“ sprach Wellesley, „so kann Niemand herzlicher denselben herbeiwünschen, als ich selbst; aber ich muß hinzufügen, daß, wenn wir einen glücklichen Erfolg erwarten, die Sache allmählig und mit weisem Maashalten vor sich gehen muß. Es wird aber auf keinem Wege besser gelingen, als dadurch, daß man religiöse Unterweisung mit dem Unterrichtswesen verbindet (by combining religion with education). Diese Massregel sollte jedoch nicht als von der

Regierung empfohlen erscheinen; denn im Osten wird Alles, was die Regierung empfiehlt, ebenso angesehen, als wenn sie es förmlich befehlen würde. Ich weiß für die Verbreitung der christlichen Religion [in Indien] kein besseres Mittel, ohne unter den Eingeborenen Argwohn und Unruhe zu erregen, als wenn man das Oberhaupt der indobritischen Kirche [den Bischof] zugleich an die Spitze der höheren Unterrichtsanstalten in Fort William [Kalkutta] stellt, wo immer eine Anzahl gelehrter Eingeborener angestellt ist, um die Zöglinge in den orientalischen Sprachen zu unterrichten. Dieser lebendige Verkehr zwischen den eingeborenen Gelehrten und den obersten Kirchenmännern müßte nothwendig eine allmähliche Verbreitung gesunder Erkenntniß und geistiger Bildung zur Folge haben.

„Was die Missionare betrifft, so muß ich sagen, daß ich während meines ganzen Aufenthalts in Indien nicht das Geringste von Gefahr wahrnahm, die aus ihrer Gegenwart erwachsen wäre; ebensowenig freilich habe ich gesehen, daß durch sie irgend eine Befehrung zu Stande gekommen wäre. *) Die größere Zahl derselben befand sich auf den dänischen Besitzungen; aber ich hörte nie von Aufregung oder Beunruhigung, die unter den Hindu's durch sie wäre hervorgerufen worden. Einige von ihnen, besonders Herr Carey, waren sehr gelehrte Männer und fanden als Professoren eine Anstellung in dem Collegium von Bengalen. Ich habe stets die Missionare, die zu meiner Zeit in Indien waren, als ruhige, ordnungsliebende, verständige und gelehrte Leute betrachtet, und ich selbst habe mehrere von ihnen zur Unterweisung der Jugend, sowie zur Uebersetzung der heiligen Schrift in die morgenländischen Sprachen angestellt.**) Denn ich habe es für meine Pflicht gehalten, die Bibel in die Sprachen des Ostens übersetzen zu lassen, um dadurch den gelehrten Eingeborenen den Zugang zu diesen heiligen Quellen göttlicher Wahrheit zu erleichtern. Ich glaube, ein christlicher Gouverneur durfte nicht weniger thun, weiß aber auch, daß ein brittischer Gouverneur nicht mehr thun sollte.“

*) Natürlich! Denn auf dem Territorium der Compagnie wurden keine Missionare als solche geduldet; und was in Serampur und Trankebar u. v. vorgieng, das würdigte der General-Gouverneur seiner Beachtung nicht.

**) Nur unter dieser Form wurden damals die Missionare im Gebiet der Compagnie zugelassen.

Ein anderer Pair des Oberhauses, Lord Grenville, sprach gleichfalls bei dieser Gelegenheit. In seiner glänzenden Rede wurde zwar des Christenthums selbst nicht Erwähnung gethan, aber er sprach es mit großer Entschiedenheit und Kraft aus, daß die Regierung von Indien solche Masregeln zu ergreifen habe, die wahrhaft auf das Wohl des Landes berechnet seien, mögen nun diese Masregeln mit den Vorurtheilen der Eingeborenen übereinstimmen oder nicht: „hoch über allen andern Rücksichten stehe die Pflicht, für die sittliche Hebung des Volkes zu sorgen; dieß allein sei die Bedingung, unter welcher, — und der Preis, für den man Gehorsam von dem Volk Indiens erwarten oder verlangen könne.“ — Was will dieß anders sagen, als daß eine christliche Regierung vor allen Dingen den Eingeborenen Indiens einen freien Zugang zu der Quelle aller Wahrheit und Sittlichkeit, zu dem Worte Gottes, zu eröffnen die Pflicht habe?

Endlich am 16. Juni brachte Lord Castlereagh die sogenannten „indischen Resolutionen“ in einer erneuerten Gestalt vor das Unterhaus. Der 13. Paragraph war genau so formulirt, wie ihn Wilberforce und seine Freunde vorgeschlagen hatten. Er nahm die Worte der Resolution von 1793 wieder auf und erweiterte sie. Folgendes ist der Wortlaut:

„Die Kommission [die mit der Vorbereitung der Bill beauftragt war] ist der Ueberzeugung, daß es die Pflicht Englands ist, die Interessen und die Wohlfahrt der eingeborenen Bevölkerung der brittischen Besitzungen in Indien zu befördern, und daß hiezu solche Masregeln sollten in Anwendung gebracht werden, die auf die Einführung nützlicher Kenntnisse unter ihnen und auf ihre sittliche und religiöse Hebung berechnet sind; — daß zur Erreichung dieses Zieles denjenigen Personen, welche zum Behuf der Ausrichtung dieser wohlthätigen Zwecke nach Indien zu gehen und dort zu bleiben wünschen, auf dem Weg des Gesetzes genügende Erleichterungen gewährt werden: vorbehalten jedoch, daß die Autorität der Lokalbehörde, hinsichtlich [der Ueberwachung] des Verkehrs der Europäer mit dem Innern des Landes, aufrecht erhalten werde, und daß die Grundsätze der brittischen Regierung, in welchen bis dahin die Eingeborenen Indiens eine Bürgerschaft erkannten für die freie Ausübung ihrer Religion, ungeschmälerte Geltung behalten.“

Zur Debatte über diesen 13. Paragraph wurde eine eigene

Sitzung anberaumt, am 22. Juni; so wichtig erschien die Sache. Lord Castlereagh eröffnete dieselbe mit der Erklärung: „Dieser Paragraph nehme, obwohl in etwas veränderter Form, die Resolution von 1793 wieder auf. Wäre dieß nicht geschehen, so könnte es den Anschein haben, als wäre das Haus jetzt der Sache des Christenthums weniger zugethan, als vor 20 Jahren. Die neue Fassung der Resolution sei übrigens der früheren vorzuziehen, indem darin eine heilsame Controle aufgestellt sei, sowohl über die Zahl der ausgehenden Personen [d. h. der Missionare], als auch über ihre Thätigkeit;“ — so fern nemlich nach dieser Fassung der Resolution die Ostindische Compagnie jedem Missionar die Erlaubniß geben oder entziehen konnte, nach Indien zu gehen, und sofern den Lokalbehörden in Indien das Recht zuerkannt war, die Thätigkeit des Missionars zu beschränken oder ihr freieren Spielraum zu lassen.

Trotz aller Opposition der Gegner gieng die Resolution (bei der ersten Lesung) im Haus der Gemeinen mit 89 gegen 36 Stimmen durch. Freilich waren auch neunhundert Petitionen zu Gunsten dieses Paragraphs aus allen Gegenden und Klassen Englands auf dem Tisch des Parlaments aufgehäuft, — eine Zahl, die damals ganz unerhört war. Und dennoch war der Sieg noch keineswegs gewonnen. Es stand noch die zweite und dritte Lesung der Bill bevor, ehe sie Rechtskraft erhielt. Am 28. Juni schon erneuerte sich der Kampf. Ein Redner wollte zwar die Missionare in Indien zulassen, aber die Stelle in der Resolution gestrichen wissen, welche von der Pflicht der Regierung handelt, „auf die religiöse Erziehung“ der Eingeborenen hinzuwirken. „Er sehe in der Aufstellung eines Gesetzes, das die Ausbreitung des Christenthums in Indien befürworte, keine Nothwendigkeit, wohl aber eine große Gefahr.“

Am 1. Juli neue Kämpfe. Ein Parlamentsglied schlug vor, daß man die Eingangsworte der Resolution ganz weglasse und statt der Worte: „Personen, welche zum Behuf der Ausrichtung dieser wohlthätigen Zwecke nach Indien gehen“ (d. h. Missionare), die Worte setze: „Personen, die um verschiedener gesetzmäßiger Zwecke willen nach Indien gehen.“ Um dieses Amendement sammelten sich rasch alle Gegner der verhassten Resolution. Allein auch die Freunde derselben traten mit allen Waffen der Wahrheit und Liebe für sie ein. „Warum,“ rief Einer, „warum soll unser christliches England seine Ueberzeugung in Indien verlängnen?“ Sir Thomas

McL and berief sich auf die Worte des großen Staatsmannes, Lord Castlereagh: „Ein christliches Parlament kann nicht weniger thun, — ein brittisches Parlament kann und darf nicht mehr thun.“ Zum zweiten Mal ging die Bill durch, aber freilich nur mit 54 gegen 32 Stimmen.

Zum letzten Mal entbrannte der Kampf am 12. Juli. Die Geister plakten heftiger als je auf einander. Man wollte den Missionaren nichts in den Weg legen, aber in einem Parlamentsbeschluss sollte doch wahrlich ihre Sache nicht vertreten und besürwortet sein! Da erhob sich ein Herr Stephen und fragte: „Welche Achtung könnten wir von einem Volke erwarten, das wir jetzt der Wohlthat religiöser Erziehung berauben wollten, während frühere Parlamente dieselbe als nothwendig für ihre Wohlfahrt erklärt haben? Wenn die großen Segnungen, die wir der Religion zu verdanken haben, uns die Pflicht auferlegen, auch unsere Untergebenen in andern Ländern in dieser Religion zu unterrichten, sollten wir da irgend einem Gegner das Recht geben zu sagen, daß wir eine so wichtige und wesentliche Pflicht vernachlässigt hätten nur aus kleinlicher Besorgniß für unsre Handelsinteressen? Sollen wir, denen die Herrschaft über ein so ungeheures Reich in Indien zugesallen ist, bei dem bloßen Vorschlag zittern, eine Religion zu verbreiten, welche doch jede andere europäische Regierung emsig bemüht ist, über ihre verhältnißmäßig beschränkten Gränzen hinaus auszubreiten?“

Der Paragraph ging schließlich mit 48 gegen 24 Stimmen im Unterhaus durch; das Haus der Lords aber nahm ihn ohne Debatte einstimmig an, wodurch die Bill zum Gesetz erhoben ward. Die Resolution steht nun als XXXIII. Paragraph in der Akte 53 Georgs III. Cap. 155 (1813), wie folgt:

„Und fernermal es die Pflicht dieses Landes ist, die Interessen und die Wohlfahrt der eingeborenen Bevölkerung der brittischen Besitzungen in Indien zu befördern, und fernermal es England obliegt, solche Massregeln in Anwendung zu bringen, die auf die Einführung nützlicher Kenntnisse unter den Eingeborenen Indiens und auf ihre sittliche und religiöse Hebung berechnet sind; und da ferner zur Erreichung dieses Ziels denjenigen Personen, die zum Behuf der Ausrichtung dieser wohlthätigen Zwecke nach Indien zu gehen und dort zu bleiben wünschen, auf dem Wege des Gesetzes genügende Erleichterungen gewährt werden sollten, so jedoch, daß die Autorität der

Lokalbehörden, hinsichtlich [der Ueberwachung] des Verkehrs der Europäer mit dem Innern des Landes, aufrecht erhalten wird, und daß die Grundsätze der brittischen Regierung, in welchen bis dahin die Eingeborenen Indiens eine Bürgschaft sahen für die freie Ausübung ihrer Religion, ungeschmälerte Geltung behalten: — Und fernermal es zweckmäßig ist, dafür zu sorgen, daß Personen, die zu dem oben erwähnten Zweck nach Indien zu gehen und dort zu bleiben wünschen, sowie auch Personen, die um anderer gesetzmäßiger Zwecke willen dahin zu gehen und dort zu bleiben begehren, hiesür Gestattung ertheilt werde: So sei hiemit verordnet und beschlossen, daß, wann und so oft Personen darum einkommen u. c. u."

2. Schlußfolgerungen.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß in der Parlamentssession von 1813 es um die Frage sich handelte, ob die indobrittische Regierung gesetzlich verbunden sein solle, nicht blos Andern zu gestatten, daß sie Indien evangelisiren, sondern selbst von sich aus „die sittliche und religiöse Hebung“ der Eingeborenen zu befördern. Der berückichtigte Ausdruck Neutralität kam in der Debatte gar nie vor. Beide Häuser gaben zu, daß es Pflicht sei, das Christenthum in Indien zu fördern. Die Frage war nur, ob dieß dem freien Willen der Regierung in Indien zu überlassen sei, oder ob die oberste gesetzgebende Behörde des brittischen Reichs einschreiten und die indische Regierung zwingen solle, ihre Pflicht zu thun.

Fünffmal wurde die Frage im Haus der Gemeinen behaftirt, dreimal ward sie zur Abstimmung gebracht. Jedesmal aber ward entschieden, daß die Regierung als solche gebunden und verpflichtet sei, das Christenthum in Indien zu befördern. Dieß ward zum Gesetz erhoben, und dieß ist noch heute das Gesetz, nach welchem Indien zu regieren ist. Die Parlamentsakte von 1813 ist, was den fraglichen Paragraph betrifft, nie verändert oder widerrufen worden. Der Grundsatz, der dort ausgesprochen wurde, steht heute noch so fest, als wie am Tage der schließlichen Abstimmung von 1813.

Was soll nun diesem Reichsgesetz gegenüber der oft wiederholte Grundsatz der „Neutralität“? Wenn Lord Ellenborough, als Minister für Indien, in einer Depesche vom 13. April 1858 nach

Kalkutta schrieb: „Die Regierung werde mit aller Gewissenhaftigkeit an ihrer alten Politik vollkommener Neutralität in Sachen, welche die Religion des indischen Volkes betreffen, festhalten,“ kann ihm da nicht entgegengehalten werden, daß er damit nicht bloß den Buchstaben und den Geist einer Parlamentsakte verletzt habe, die ausdrücklich „die religiöse Hebung“ des indischen Volkes fordert, sondern auch daß er damit einen historischen Schnitzer begiebt? Konnte man ihn nicht an seinen Eid erinnern, der ihm die Pflicht auferlegte, sein hohes Amt nach den Vorschriften des Gesetzes zu verwalten?

Man hat seiner Zeit viel über den Sinn der berühmten Proklamation gesprochen, welche die Königin Viktoria bei der Uebernahme der Krone Indiens am 1. Nov. 1858 in jenes Land ergehen ließ. *) Ist es denn so schwer, diesen Sinn zu ermitteln? Kann denn eine königliche Proklamation einem klaren und unzweideutigen Spruch des höchsten Reichsgesetzes widersprechen? Der Sinn mißverständlicher Stellen in jener vielbesprochenen Proklamation muß ja wahrlich gedeutet werden nach den unmißverständlichen Worten der Parlamentsakte.

Man hat bis heute viel in Indien und England darüber gestritten, ob ein Beamter der indischen Regierung im Civil- und Militärdienst das Recht oder die Gestattung habe, an religiösen Bestrebungen in Indien sich zu betheiligen. Derselbe Lord Ellenborough, von dem wir oben sprachen, klagte öffentlich im Parlament den General-Gouverneur von Indien (Lord Canning) an, daß derselbe einige Rupies als Beisteuer an eine Missionsgesellschaft gegeben habe, und letzterer, Lord Canning, dadurch eingeschüchtert, rügte seinerseits aufs strengste die Offiziere des 24. Sikh-Regiments im Pandschab (s. oben), weil sie einen Missionar zu ihren Soldaten zugelassen und gar am Sonntag selber mit ihnen die kirchlichen Gebete gelesen haben! Ja man ging so weit, selbst die außeramtliche Privatthätigkeit der Beamten aufs schmähslichste beschränken und die Gewissen bannen zu wollen, — Alles auf Grund der „alten Politik vollkommener Neutralität“. Steht damit die Regierung nicht im härtesten Widerspruch mit dem theuer errungenen und zu Recht bestehenden Gesetz von 1813? Dieses Gesetz, das eine „Neutralität“ ausdrücklich und feierlich verwirft und die Pflicht einschärft, die „sittliche und religiöse Hebung des indischen Volkes“ zu befördern, kann wahrlich keinen Beamten der

*) Vergl. unsere Bemerkungen darüber Miss. Mag. 1859 S. 129 ff.

indischen Regierung, weder in seiner Amts- noch in seiner Privatthätigkeit, verpflichtet, den Grundsatz der Neutralität anzuerkennen, noch kann es ihn einer Rüge aussetzen, wenn er diesem faulen Grundsatz zuwiderhandelt.

Fragt man aber, wie doch die feste und zuversichtliche Berufung auf eine alte Neutralitätspolitik neben dem klaren Wort des Gesetzes auskommen und so lange ihre Geltung bewahren konnte, so ist die Antwort nicht schwer. Der Ausdruck Neutralität kam erst später bei einer ganz andern Frage und ebendeshalb auch in ganz anderem Sinne auf, als er jetzt geltend gemacht wird. Bald nemlich nachdem die Bill von 1813 durchgegangen war, fiengen die Freunde des Christenthums an, gegen die unnatürliche Verknüpfung der indobritischen Regierung mit dem indischen Götzwesen aufs kräftigste anzukämpfen. Es war bekanntlich in Indien nach und nach dahin gekommen, daß die Regierung als solche die Gözentempel und was damit zusammenhieng, unter ihren Schutz und in ihre förmliche Verwaltung nahm, daß sie aus den großen Gözensesten reichen Gewinn zog, Gözentempel baute und ihre Priester bezahlte, bei großen heidnischen Festlichkeiten Militär ausrückte und die Gözen mit militärischen Ehren salutiren ließ u. Dagegen nun protestirte das christliche England, und bei der abermaligen Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie (1833) wurde die berühmte Verordnung durchgesetzt, welche dieses unnatürliche Verhältniß einer christlichen Regierung zu dem indischen Götzwesen auflöste.*) Diese Verordnung erklärt, daß die

*) Ein höchst lehrreicher Leitartikel im Friend of India, diesem bedeutendsten Blatte Indiens, sagt darüber (10. Mai 1860) folgendes: — „Vor, dem gesetzgebenden Rath [in Kalkutta] liegt gegenwärtig eine Bill, durch welche die Aufhebung aller Verbindung zwischen den Beamten der indobritischen Regierung und den religiösen Institutionen der Eingeborenen Indiens schließlich vollendet werden soll. Daß hiezu noch besondere Schritte nothwendig sein sollten, mag billig das Erstaunen unserer Leser in England erregen, denen man so oft gesagt hat, daß die Regierung schon längst ihre Hände von allem Götzwesen in Indien rein gewaschen, daß die Eingeborenen selber ihre religiösen Stiftungen verwalten, und daß sie allein für ihre götzdiennerischen Angelegenheiten zu sorgen haben. Man wußte, daß ein großes Gebiet der Bombay Präsidentschaft und kein geringer Theil der andern Präsidentschaften aus steuerfreien Ländereien bestehe, die den Gözentempeln und Moscheen zugehören, gleich den Klostergütern des Mittelalters. Aber man glaubte, heutzutage komme es nirgends mehr vor, daß ein christlicher Beamter, vermöge seiner gegen den christlichen Staat übernommenen

Regierung neutral sein müsse, — was in diesem Zusammenhang offenbar keinen andern Sinn haben kann, als daß sie den Gögendienst weder unterstützen, noch ihn gewaltsam unterdrücken soll. Die Gegner aber bemächtigten sich sofort dieses Ausdrucks mit kluger Berechnung, um denselben für eine ganz andere Art von Neutralität geltend zu machen, als jene Verordnung von 1833 gemeint hat. Im direktesten Widerspruch nicht nur mit den Parlamentsdebatten von 1793 und

Pflicht, mit seinen eigenen Händen Geld auszugeben oder Steuern zu sammeln habe für den speziellen Zweck, Gözen zu kleiden und zu füttern, und Moscheen zu unterstützen, in denen vielleicht zu gleicher Zeit Hochverrath ausgebrütet wird. Man war der Ansicht, dieß Alles gehöre einer längst vergangenen barbarischen Zeit an, welcher durch Lord Dalhousie (den Generalgouverneur) ein Ende gemacht worden sei, indem er ja geboten habe, daß der Göke Dschagganätha (Juggernaut) hinfort auf seinen eigenen Füßen stehen müsse. Allein diese in England allgemein herrschende Vorstellung ist falsch. Es giebt wenige Steuerbeamte in Indien, die nicht für den Unterhalt von Gözentempeln und Moscheen gelegentlich Geld einzusammeln und nur allzuhäufig große Summen auszugeben haben. Die früheren Eroberer Indiens (Maharatten, Muhamedaner &c.), die wir unsrerseits überwunden haben, waren so fest mit ihren eigenen abergläubischen Religionsformen verknüpft und verflochten, daß, als die Regierung Indiens — Provinz um Provinz — auf uns kam, ebendamt eine Menge vertragsmäßiger Verpflichtungen auf uns übergieng, die sich auf die religiösen Institutionen Indiens bezogen, und von denen viele, trotz aller Gesetzgebung, noch heute Geltung haben. Bis in die neueste Zeit z. B. stand der ganze Salzhandel von Bengalen unter der Protektion der Göttin Kali; sie wurde deshalb regelmäßig in brittischen Staatsgebäuden und mit brittischem Geld um ihren Segen für diesen Handel angerufen. Bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahres brachten die drei städtischen Beamten von Serampur, welche aus einem christlichen Bürgermeister, einem christlichen Zeitungsschreiber und einem Hindu bestehen, alljährlich einem Lokalgözen ein Opfer von Kuchen und Confect im Betrag von vier Rupies (Fr. 10). Diese Ausgabe wurde regelmäßig seit alter Zeit durch einen Hindu-Schreiber in die Staatsrechnungen eingetragen, und erst letztes Jahr ist sie von dem scharfen Auge eines bengalischen Sekretärs entdeckt worden.

„Die Geschichte unserer (brittischen) Verknüpfung mit dem indischen Gögendienst und Muhamedanismus stellt ein recht charakteristisches Bild dar von jenem Hin- und Herschwanke, jenem unsichern Umhertasten, das unsrer gesamten Gesetzgebung in Betreff religiöser Fragen eigen ist. Es ist noch nicht 60 Jahre her, daß die indobrittische Regierung eine Deputation in Procession, begleitet von Tausenden von Eingeborenen, nach dem Kali Ghat [einer steinernen Treppe in Kalkutta, die zum Hugli-Fluß hinabführt und mit einem Tempel der Göttin Kali geschmückt ist] abordnete, um dem Gözen für den Sieg zu danken, den die Waffen Lord Wellesley's errangen, und eine Summe von 5000 Rupies als Opfer in dem Tempel niederzulegen. Der Lord muß es für unmöglich angesehen haben, diesen

dem Reichsgesetz von 1813, sondern auch mit dem ganzen Sinn und Geist der Verordnung von 1833, wurde das Wort *neutral* zum bequemen Deckmantel gebraucht für die mittelbare und unmittelbare Bekämpfung aller evangelisirenden Thätigkeit in Indien. Mit dem Schreckwort Neutralität wurden die Missionare von den Kasernen und Militärstationen der Sipoy, wie von den Spitälern und Gefängnissen der Regierung ausgeschlossen, die Civil- und Militärbeamten

alten Brauch zu umgehen; denn drei Jahre später (1805) verweigerte er einem Gesetzesvorschlag, vermöge dessen die Verwaltung der Tempelgüter des Dschagganātha, sowie die Einsammlung der dortigen Pilgertare durch christliche Beamte geschehen sollte, seine Sanction. Kaum aber hatte Wellesley Indien verlassen, so erzwang der neue Generalstatthalter, Sir George Barlow, dieses Muster 'brahmanisirter' Feigheit, die Genehmigung jener Maßregel im gesetzgebenden Rath. Doch sie war zu schamlos und schmähtlich selbst für den Directorenhof in London. Dieser protestirte gegen eine solche Allianz [zwischen Christenthum und Götzendienst]; allein die Oberaufsichtsbehörde (Board of Control) entschied anders und bestätigte den schimpflichen Beschluß. Sine mal die Pilgertare jährlich 38000 Pfd. Sterl. eintrug, so hatten wir [Engländer] die Priester des Dschagganātha anzustellen, wir lieferten aus unsern Magazinen das Tuch, womit der Götzwagen decorirt wurde, wir zahlten den Treibjägern, welche die Pilger von allen Seiten her herbeizutreiben hatten, für jedes ihrer Opfer eine Provisionsgebühr, und — weckten dadurch in England den Geist der Entrüstung gegen ein so ehrloses Geschäft. Und dieser Zustand der Dinge dauerte fort bis 1833, wo der Hof der Directoren einen Erlaß nach Indien herausandte, der jede Gemischung von Regierungsbeamten in die religiösen Gebräuche und Institutionen der Eingeborenen verbot. Charles Grant, der Sohn jenes Mannes, dessen Wünsche 25 Jahre zuvor durch den Board of Control vereitelt worden waren, war nun Präsident eben dieses Boards und war jetzt im Stande, mit seinen Maßregeln durchzubringen. Aber der Erlaß wurde in Indien nicht beachtet, bis die Katastrophe in Gondscheveram eintrat, wobei 15 Männer, die vom englischen Kollektor zum Ziehen des Götzwagens gepreßt worden waren, unter den Rädern desselben zerquetscht wurden. Dadurch wurden die Lokalbehörden aufgerüttelt. Die Pilgertare ward endlich (1836) abgeschafft; aber Dschagganātha erhielt noch immer aus dem Staatsschatz seine Zahlungen bis zur Zeit Lord Dalhousie's. Nach und nach hörte alle offene Verbindung zwischen der Regierung und dem Götzdienst stufenweise auf.

„Allein noch immer bestehen zwei gesetzliche Bestimmungen zu Recht, wonach die Oberaufsicht über alle Stiftungen in Land und Geld, die zum Unterhalt der Tempel und Moscheen bestehen, den brittischen Steuerbeamten übergeben ist. Seit 1843 stimmten alle Parthien, der Directorenhof in London und die indische Regierung, darin überein, daß diese Gesetze aufgehoben werden sollten. Aber in Folge jener Verzögerung, welche der häufige Wechsel der obersten Beamten in Indien mit sich bringt, und um der unlängbaren Schwierigkeit willen, die rechten Leute zu finden, denen jene Stiftungen anvertraut werden könnten, ist bis jetzt nichts

von jeder Betheiligung an der Missions- und Bibelsache zurückgeschreckt, und die Bibeln und alle christlichen Lehrbücher aus den Regierungsschulen verbannt. Die Protestationen der Missionsfreunde erklärte man nicht nur für unberechtigte Auflehnungen gegen eine „althergebrachte, auf dem Rechtsgrund des Gesetzes ruhende Politik,“ sondern man verdächtigte sie auch als die eigentliche Ursache des großen Militär-Aufstandes von 1857, sowie aller übrigen Schwierigkeiten,

gethan worden. Endlich zogen die zahlreichen Petitionen der Missionare die Aufmerksamkeit der heimathlichen Behörden auf sich, und die Aufhebung jener schmächtlichen Gesetze ist jetzt befohlen. Um diesem Befehl Genüge zu thun, hat Sir Bartle Frere im gesetzgebenden Rath in Kalkutta eine Bill eingebracht, die bereits die zweite Lesung bestanden hat und nun in den Händen einer besondern Kommission liegt.

„Wie weit geht gegenwärtig die Verknüpfung der Regierungsbeamten mit den abergläubischen Institutionen der Eingeborenen? fragt man. Ein statistischer Bericht, der dem Unterhaus in London vorgelegt worden ist, setzt uns in den Stand, diese Frage (wenigstens für das Jahr 1857) zu beantworten. In Bengalen sind 200 Fälle, wo für Tempel, Götzen, Moscheen und Götzenfeste alljährlich von Regierungsbeamten 191,678 Rupies (à Fr. 2. 50) eingesammelt und 223,521 Rp. ausbezahlt werden. In den Nordwest-Provinzen sind es 240 ähnliche Fälle mit einer Summe von 22,685 Rupies. In der Madras Präsidentschaft beläuft sich die ganze Summe auf 948,794 Rupies, wovon 54,870 Rs. von Regierungsbeamten auch eingesammelt werden. Der Rest besteht aus Selbverwilligungen, die anstatt eingezogener Ländereien gegeben werden. In der Bombay Präsidentschaft belaufen sich die Zahlungen auf 324,638 Rupies. In den Gebieten von Delhi und Paniput sind es etwa 2500 Rs. In den Hyderabad Distrikten waren es 79,231 Rs. In Nagpur betrug es 33,223, und in Meisur 376,782 Rs. Die Gesamtsumme, welche von der brittischen Regierung zum Unterhalt des Götzendienstes und des Islam gezahlt wurde, belief sich somit auf 2,202,852 Rs (oder Fr. 5,507,130). Wenn aber 'Neutralität in Sachen der Religion' nicht ein bloßer Name sein soll, so muß dieser Schandfleck aus unserm Gesetzbuch getilgt werden. So lange Steuerbeamte gesetzlich verbunden sind, eine solche Summe oder auch nur einen Pfennig einzusammeln und auszugeben für solche Zwecke, oder auch nur die Sache zu überwachen und in die Rechnungsbücher einzutragen, so lange unterstützen wir falsche Religionen, während wir zu gleicher Zeit und in gleichem Maaße intolerant sind gegen die wahre Religion. Alles was es bedarf, besteht darin, daß wir diese Stiftungen ignoriren, daß wir als Regierung so handeln, als wenn Götzendienst und Muhamedanismus gar nicht existirten. [?] Alle Stiftungen, seien sie religiöse oder nicht, seien sie götzdiennerische oder christliche, gehören als 'Eigenthum' einfach vor die Gerichtshöfe; — über dieses hinaus dürfen wir nicht gehen.

„Man hätte meinen sollen, eine so einfache, von allen Parteien gewünschte Bill werde ohne Anstoß und Debatte im gesetzgebenden Rath durchgegangen sein.

mit denen die Regierung in Indien zu kämpfen habe. So weit hatten es die Gegner des Christenthums durch den einzigen feinen Kunstgriff gebracht, daß sie das Wort Neutralität zu ihren Gunsten umdeuteten und benützten.

Einen neuen Anlaß bot das Jahr 1854. Nachdem nemlich 20 Jahre vorher die Verknüpfung der Regierung mit dem Götzwesen, wenigstens dem Princip nach, aufgelöst war, verlangten die Freunde der Mission, daß nun auch kräftige Massregeln zur Hebung des indischen Volksunterrichts in Gang gebracht werden möchten. Nun war die Regierung durch das Gesetz von 1813 gebunden und verpflichtet, „die sittliche und religiöse Hebung“ der Eingeborenen Indiens mit allen Mitteln zu fördern; allein indem sie auf der einen Seite dieser Pflicht Genüge zu thun schien durch das berühmte Gesetz von 1854, welches das Unterrichtswesen Indiens neu ordnete, namentlich aber durch die Gewährung von sogenannten Unterstützungsgeldern (Grants-in-aid) an die Missionschulen, glaubte sie auf der andern Seite auch den Grundsatz der Neutralität aufrecht halten zu müssen und schloß die Bibel, wie überhaupt Alles, was an das Christenthum erinnern konnte, von allen Regierungsschulen aus.

Aber siehe, Herr Forbes, Herr Sconce, Herr Harrington und selbst der einsichtsvolle Sir B. Peacock (lauter Mitglieder des Rath's) folgten einander wie eine Schafherde und wiederholten das gleiche Bedenken: 'Wenn die Regierung aufhört, die Stiftungen selbst zu verwalten, so wird Alles über dieselben herfallen wie über eine Beute, die plötzlich freigegeben ist.' — 'Laßt's beim Alten,' sagte der Eine. 'Es ist eine heilige Pflicht, der Religion der Eingeborenen Duldung widerfahren zu lassen,' sagte der Andere. 'Wir haben im Anfang Unrecht gethan, uns so mit dem Götzdienst einzulassen; und deshalb sollten wir fortfahren Unrecht zu thun, bis wir das Reich zu Grunde richten,' meinte der Dritte. 'Die Bill mag ein zweites Mal gelesen und einer besondern Kommission überwiesen werden; aber wir geben die dritte Lesung nicht zu ohne eine Klausel, durch welche bestimmt wird, wer künftig die Stiftungen verwalten soll,' sagten Alle. Und doch wissen alle diese Herren, daß gerade jetzt die Lokalregierungen damit beschäftigt sind, faktisch sich von der Verwaltung dieser götzdienerischen Stiftungen loszuwickeln. Jedes neue Regierungsblatt in Madras bringt Regierungserlasse, wornach eingeborene Lokalverwalter aufgestellt, frühere Geldverwilligungen in Ueberlassung steuerfreier Ländereien verwandelt und die Besitztitel an Eingeborene übergeben werden. Was die gesetzgebende Behörde zu thun hat, ist nichts, als die schmählischen Gesetze zu widerrufen; die Verwaltungsbehörden werden schon zusehen, daß diese religiösen Stiftungen ihre geeigneten Verwalter finden. Es ist hohe Zeit, daß die brittische Regierung aufhöre, 'im Hause Rimmons anzubeten.' 2. Kön. 5, 18."

Zu Gunsten dieser letzteren Masregel hat man sich berufen auf das selbst im christlichen England bestehende Gesetz, wornach der Staat in allen von ihm unterhaltenen Schulen um den religiösen Unterricht sich nicht bekümmert. Dieß hat seinen wohlberechneten und nothwendigen Grund in dem Umstand, daß die öffentlichen Lehranstalten Englands ebenso von Kindern der Dissenters als der Angehörigen der Staatskirche besucht werden; und daß die letzteren eben so wenig für ihre Kinder den Religionsunterricht eines Dissenters, als die Dissenters für die ihrigen den eines Episkopalen dulden würden. Der einzige Ausweg war, den Religionsunterricht überhaupt aus den Regierungsschulen auszuschließen. Was schien naturgemäßer, als dasselbe Princip der „Neutralität“ auf die Schulen Indiens anzuwenden? Allein der treffliche und allbekannte brittische Staatsmann, der Held Indiens, Sir John Lawrence, sagt mit Recht: „Wir Britten sind in Indien in einer ganz andern Stellung, als die constitutionelle Regierung Englands oder Amerika's in ihren respectiven Ländern. Unsr Regierung ist, wie jede andere Regierung, zum Besten des Volkes da. Während aber in constitutionellen christlichen Staaten die öffentliche Meinung und der auf dem Wege des Gesetzes ausgesprochene Volkswille die Frage entscheidet, was das Beste sei und was zum Wohl des Volkes diene, so ist dieß bei uns in Indien nicht immer der Fall. Dort sind wir nicht durch die Wahl des Volkes an die Spitze der Regierung und in den Besitz der Gewalt berufen, sondern wir sind vermöge unsrer moralischen Ueberlegenheit, durch die Macht der Umstände, durch den Willen der Vorsehung dazu gekommen. Dieß und dieß allein ist die Magna Charta, kraft welcher wir Indien regieren. Wenn wir das Beste, das wir vermögen, für des Volkes Wohlfahrt thun, so sind wir dazu durch unser eigenes Gewissen, und nicht durch des Volkes Willen und Gewissen, verbunden. Glauben wir nun, daß aus dem Studium der Bibel die reichsten und höchsten Segnungen erwachsen, so müssen wir naturgemäß wünschen, dem indischen Volke diese Segnungen, so weit es möglich ist, zuzuwenden. Und dieß wünschen wir wirklich, und zwar nicht nur als Privatpersonen, sondern als Regierung; denn das Christenthum ist in Wahrheit die wesentlichste unter allen Wohlthaten, um deren willen die Herrschaft in Indien den Britten gegeben ist.“

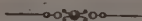
Es ist klar, daß die ganze Haltung der indobrittischen Politik weder mit dem Gewissen einer christlichen Nation, noch mit dem

Wortlaut des zu Recht bestehenden Gesetzes im Einklang steht. Die Schrecknisse des großen Militär-Aufstandes haben ganz England, und insbesondere den christlichen Theil desselben zu neuer, energischer Thätigkeit für die Evangelisation Indiens aufgerüttelt. Wir freuen uns zu sehen, mit welcher staatsmännischen Entschlossenheit und christlichen Nüchternheit die ersten Männer des Reichs sich aufgemacht haben, den schreckhaften Popanz der „Neutralitätspolitik“ mit allen gesetzmäßigen Mitteln zu bekämpfen und den Grundsatz von 1813, welcher „die sittliche und religiöse Hebung“ der indischen Bevölkerung der Regierung zur heiligen Pflicht macht, endlich zur Geltung zu bringen.*) Wohl erheben sich immer aufs Neue warnende Stimmen,

*) Seit längerer Zeit werden von den angesehensten christlichen Männern Englands Anstrengungen gemacht, die Regierung auf die Bahn einer wahrhaft christlichen Politik in Indien zu leiten. Am 30. Juli 1859 begab sich eine große und einflussreiche Deputation, den Erzbischof von Canterbury und Lord Shaftesbury an der Spitze, zu dem Premierminister Lord Palmerston, um ihm ihre Wünsche vorzutragen und namentlich darauf zu dringen, daß das Verbot, die Bibel in den Regierungsschulen zu lesen, zurückgenommen werde. Bei dieser Gelegenheit sprach sich Lord Palmerston in überraschender Weise dahin aus, „daß die Verbreitung des Christenthums in Indien die heiligste Pflicht Englands sei; daß jeder bekehrte Eingeborene zu einem neuen Bindeglied zwischen Indien und England werde, und daß auf Seiten der heimathlichen Regierung keinerlei Abgeneigtheit vorhanden sei, jede Maßregel zu unterstützen, die auf die Befehrung der indischen Bevölkerung zum christlichen Glauben berechnet sei.“ (Vergl. Record Juli 2, 1860.) Als nun einer der Deputirten (Herr Strachan) erwiderte: „Was man wünsche, sei einfach die Zurücknahme des Verbots der Bibel in den Regierungsschulen,“ erklärte der Minister für Indien, Sir Charles Wood, daß weder nach seinem eigenen Erlass vom J. 1854 (in Betreff der neuen Organisation des indischen Unterrichtswesens), noch nach dem berichtigten Erlass Lord Stanley's (1859) ein solches Verbot eigentlich bestehe. „Die Bibel befinde sich in den Schulbibliotheken überall, und außer den Schulstunden stehe es jedem Eingeborenen frei, die Bibel zu studiren oder sich darin von irgend einem Lehrer der Schule, wenn dieser ein Christ sei, unterrichten zu lassen, sei es eine halbe Stunde vor oder nach den gesetzlichen Schulstunden.“ So erfreulich diese Erklärung war, so wünschte die Deputation doch, daß dieß ausdrücklich in einem neuen Erlass ausgesprochen werden möchte. Dagegen remonstrirten die Minister, weil dieß nur Zank und Streit hervorrufen müßte! Man wolle erst die indischen Lokalbeamten darüber hören. Es ist dieß eben ein Hinausschieben auf die lange Bank. Mittlerweile waren die einflussreichen Glieder dieser Deputation nicht müßig. Sie forberten das ganze Land zu Petitionen für ihre Sache auf, und neuerdings (2. Juli 1860) hat der Herzog von Marlborough im Haus der Lords eine Bill eingebracht und motivirt, welche die Aufhebung jenes Verbots beantragt. Seine Rede ist

die aus einer „christlichen“ Politik die größten Gefahren weissagen für die Sicherheit der brittischen Herrschaft in Indien. Aber wehe dem Menschen, wehe der Regierung, die aus Rücksichten der Sicherheit und des materiellen Interesse's die heiligsten Forderungen des Gewissens und der gottgeordneten Pflicht bei Seite setzt! Und ist denn da die größere Sicherheit, wo man Gottes Willen mißachtet und des Gewissens Stimme überhört? oder ist sie da, wo man Gott ehrt und seine Pflicht thut? Es bleibt heute noch, wie einst, das große Alles bedingende Grundgesetz des göttlichen Haushalts in der Welt: „Wer Mich ehret, spricht der Herr, den will Ich wieder ehren; wer aber Mich verachtet, den will Ich wieder verachten.“

Keine Erfahrung aber hat dieß lauter und mächtiger bestätigt, als die Geschichte des indischen Militär-Aufstandes vom Jahr 1857; und von keiner Zunge ist dieß schöner, lichtvoller, schlagender ausgesprochen worden, als von Sir Herbert Edwardes in der Rede, die er am 1. Mai dieses Jahres beim Jahresfest der kirchlichen Missionsgesellschaft in der großen Exeterhalle in London gehalten hat. Dieß giebt uns das Recht, diese Rede hier wiederzugeben.



Sir Herbert Edwardes,

und was er am 1. Mai 1860 in London gesprochen.

1. Etwas aus der jüngsten Geschichte Indiens.

Die nordwestliche Gränze von Indien bildet der von Norden nach Süden strömende Indus. Von Nordosten her eilt ihm aus den Gebirgsthälern des Himalaya eine Reihe schöner wasserreicher Nebenflüsse fast in parallelen Linien zu; fünf unter ihnen sind mehr oder weniger von Bedeutung. Diese zusammen umfassen das sogenannte Pandschäb oder Fünfstromland, mit dem

ebenso ernst als lehrreich. Allein er fand selbst bei seinen treuesten Freunden, wie Graf Shaftesbury, keine Unterstützung, weil „der bedenkliche Zustand Indiens für jetzt eine Debatte über diese Frage nicht rathsam mache.“ Die Sache ist somit verschoben.

Satlebsch als Gränzscheide im Südosten, dem Indus im Westen. Ursprünglich von mächtigen Hindusfürsten aus der Brahmanen- und Kriegerkaste beherrscht, später von den muhamedanischen Kriegsschaaren, die aus Mittelasien über den Indus hereinbrachen, überflutet und unterjocht, erhob sich zuletzt am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts ein Mann aus geringer Herkunft, ein Glied des nach Religion und Sitte von seinen Umgebungen scharf unterschiedenen Stammes der Sikhs, sammelte einen stets wachsenden Anhang, überwältigte mit List und Gewalt einen Fürsten um den andern, und zog zuletzt als allgewaltiger Sieger in die alte glänzende Hauptstadt der Muhamedaner, in Lahore, ein, um eines der mächtigsten Reiche Indiens zu begründen. Es war der berühmte Randschit Sing. *) Zu seinen Füßen lag der ganze Pandschab, mit Multan im Süden, mit Kaschmir im Norden, und mit Peshawer, diesem wichtigen Gränzbollwerk gegen Mittelasien, jenseits des Indus.

Randschit war ein gefährlicher Nachbar der indobrittischen Besitzungen in Nord-Indien. Das Kriegsglück der Sikhs und die damit verbundene unermessliche Beute diente nur als Stachel zu immer neuen Kriegsunternehmungen. Dazu kam die Begeisterung dieses Stammes für seine eigenthümliche, verhältnißmäßig neue Religion. Weissagungen liefen von Mund zu Mund, die den endlichen Sieg dieser Religionslehre über die ganze Welt verkündigten. „Der reine Glaube Nanaks,“ so verkündeten die Priester, „ist für alle Völker, für alle Zeiten bestimmt; am Ende wird er seine siegreichen Fahnen über alle Länder der Erde ausbreiten.“ Früher oder später mußte ein Zusammenstoß der brittischen Macht mit den Sikhs eintreten. Doch so lange Randschit lebte, hielt er, der kluge weitschauende Fürst, Frieden mit England. Dreimal (1809, 1831 und 1835) schloß' und erneuerte er Freundschaftsbündnisse mit den Herren der Ostindischen Compagnie. Nach 40jähriger glücklicher Regierung starb er den 27. Juni 1839. Aber sein Tod war das Signal zum Ausbruch — zuerst der blutigsten Palastrevolutionen, und dann eines wildfanatischen Einfalls der Sikhs in das Gebiet der Ostindischen Compagnie. Im Dez. 1845 standen diesseits und jenseits des Satlebsch, dieses Gränzstroms beider Reiche, 60,000 brittische Truppen und 80,000 Sikhs, diese mit 200 Geschützen und von französischen Artilleristen trefflich

*) Vergl. Miss. Mag. 1857 S. 171 ff.

unterstützt, einander gegenüber. Den Angriff eröffneten die Sikhs, indem sie den Strom überschritten. Furchtbare und blutige Schlachten folgten sich Schlag auf Schlag, bis am 22. Febr. 1846 die siegreiche Armee der Britten in Lahore einzog und den Frieden diktierte. Vän-derabtretung, schwere Kriegssentschädigung in Geld, Reduktion der Sikh-Armee, Auslieferung der Kanonen, brittische Besatzungen in einigen Festungen u. bildeten die Bedingungen. Der Pandschab kam mehr oder weniger unter brittische Oberhoheit, wenn er auch noch einen Schein von Unabhängigkeit behielt.

Zwei Jahre lang hielt das gedemüthigte Volk sich stille und ruhig. Der eiserne Fuß der Britten stand ja noch immer in und um Lahore. Aber in Multan, der südwestlichen Provinz des früheren Sikhreiches, fieng es bald zu gähren an. Die rückständigen Zahlungen an die brittische Regierung wurden verweigert. Zwei brittische Offiziere, die nach der Hauptstadt Multan gesandt wurden, fielen auf Befehl des schlauen, kühnen und kriegerischen Dewans (oder Statthalters) Mul-radsch unter Mörderhand. Damit war das Signal zu neuer Empörung gegeben.

Nicht lange vorher war ein junger Offizier, der Major Herbert Edwardes, in Indien angekommen. Er stand mit einer kleinen Truppenmacht an den Gränzen der Provinz von Multan. Die Mannschaft, die er befehligte, bestand vornehmlich aus Sikhs, — ein doppelt bedenklicher Umstand, da es einen Aufstand im Lande ihrer Stammverwandten und Brüder zu bewältigen galt. Als Edwardes den Befehl zum Ausbruch gegen Multan gab, verließen ihn fast alle seine Sikhsoldaten, und nur ein ganz geringer Kern europäischer Truppen stand ihm zur Verfügung. In diesem furchtbaren Augenblicke zeigte sich zum ersten Mal die außerordentliche Lüchtigkeit des jungen Offiziers. Durch Ueberredung, durch Versprechungen und durch die hinreißende Männlichkeit seines Wesens sammelte er in wenigen Tagen eine Anzahl von Patanen (einem kriegerischen Stamm in Afghani-stan jenseits des Indus) und Beludschen, verband sich mit einem ähnlichen Corps, das ein anderer Britte in seiner Nähe aufgebracht hatte, und zog so mit 7000 bis 8000 Mann gegen das viel größere Heer des Mulradsch. Am 18. Juni 1848 schlug er den Feind in neunstündigem blutigem Kampfe bei Ahmedpur, südlich von Multan. Aber eine Entscheidung wurde dadurch nicht errungen. Denn im Norden erhob sich das ganze Land gegen die Britten. Allenthalben

giengen die Sikhtruppen, die im englischen Heere dienten, zu den Aufzählern über; die brittischen Oberbefehlshaber waren säumig und rathlos. Wohl siegten sie in drei blutigen Schlachten gegen den viel zahlreicheren Feind; „aber noch eine solche Schlacht,“ hieß es, „und der ganze Grundbau der brittischen Macht in Indien ist erschüttert!“ In dieser verzweifeltsten Lage gab Gott abermals durch die Hand des Majors Edwardes der Sache Englands eine glückliche Wendung. Mulradsch hatte mittlerweile unmittelbar unter den Thoren seiner Hauptstadt Multan seine Macht aufs Neue concentrirt. Edwardes erschien, durch neue Verstärkungen gekräftigt, vor der Stadt und schlug den Feind dermaßen, daß Mulradsch sich nur mit Noth hinter die Mauern von Multan, einer der stärksten Festungen Asiens, retten konnte. Die Eroberung der Stadt konnte nun nur noch eine Sache der Zeit sein; sie war schwer, aber nach unablässiger Beschießung und furchtbaren Kämpfen ward am 2. Januar 1849 zuerst die untere Stadt, am folgenden Tag der übrige Theil derselben erstürmt, und Mulradsch selbst fiel mit ungeheurer Beute in die Hände der Britten. Damit war dem verhängnißvollen Aufstand der Todesstoß gegeben, und obwohl erst einige Wochen nachher (20. Febr.) die Schlacht bei Gudscherat (einem Städtchen auf der Heerstraße nach Lahore) unter dem Oberbefehl des General Gough den ganzen Feldzug beendigte, so erkannte doch die brittische Nation den jugendlichen Edwardes, den Sieger bei Multan, als den eigentlichen Retter Indiens an, und beide Häuser des Parlaments sprachen ihm öffentlich und einstimmig den Dank der Nation aus.

Am 29. März 1849 verkündigte eine Proklamation des Generalstatthalters Dalhousie das Aufhören des Reiches der Sikhs und die Einverleibung des ganzen Pandschab, so weit der mächtige Randschit Sing es einst besessen, in das indobrittische Reich. Die brittischen Farben flaggten auf dem Schlosse zu Lahore und hundert Kanonenschüsse verkündigten das große Ereigniß, — den Untergang des Reiches der Sikhs. Das Land ward entwaffnet, starke Besatzungen wurden in die festen Plätze gelegt, die übrigen Festungen geschleift. Die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt aber lag von nun an (unter der Oberherrlichkeit des Generalstatthalters von Ralkutta) in den Händen dreier brittischer Commissäre, darunter die Namen des Sir Henry Lawrence (Ober-Commissär) und Sir John Lawrence für immer in ruhmreichem Gedächtniß bleiben werden.

Was diese beiden christlichen Staatsmänner und Helden für das Pandeschah gethan haben, ist ebenso erstaunlich, als erhebend. Unter ihrer weisen und energischen Leitung gieng die Entwaffnung der kriegerischen Bevölkerung ohne Widerstand vor sich. Die Sikhs, die seit einem halben Jahrhundert nur das Waffenhandwerk und zwar mit Bezeigerung getrieben, griffen wieder, gleich ihren Vorvätern, zum Pflug; sie erfreuten sich, wie nie vorher, in ungestörter Sicherheit der Früchte ihres Fleißes, und fiengen bald an, die starke und gerechte Hand zu lieben, die ihre Geschicke lenkte. Ganze Massen ließen sich ins brittische Heer anwerben und fochten nun mit derselben Tapferkeit für England, mit der sie kurz vorher ihre Waffen gegen dasselbe gekehrt hatten. Ja, was noch wunderbarer ist, eben diese Sikhs, deren furchtbarer Einfall im Jahr 1845 den Bestand des ganzen indobrittischen Reichs in Frage stellte, eben sie waren es, die nächst Gott im Jahr 1857 dieses Reich vom Untergang gerettet haben. Denn während damals die Muhamedaner und Hindu's von einem Ende Nord-Indiens zum andern gemeinschaftliche Sache machten, um die Britten zu verderben, blieben allein die Sikhs treu, und mit ihrer Hülfe gelang es, den entsetzlichen Aufstand an seinem Herz- und Lebenspunkte (Delhi) zu erdrücken.

Um die trefflichen Männer, Sir Henry und John Lawrence, die Regenten des Pandeschah, sammelte sich bald ein Kreis gleichgesinnter ebenbürtiger Helden und Christen, wie sie Indien nirgends sonst beisammen sah. Major oder nun Oberstlieutenant Herbert Edwardes und Major Martin waren unter ihnen. Sie dienten ihrem himmlischen Herrn und König mit ebenso großer Entschiedenheit und Treue, als ihren irdischen Obern. Wie konnte es nun anders sein, als daß diese Männer, indem sie auf das irdische Wohl des ihnen anvertrauten Landes bedacht waren, auch die Quellen aller wahren und ewigen Wohlfahrt dem armen unwissenden Heidenvolke zu erschließen wünschten? Sie erkannten mit klarem Auge, daß dieß schöne reiche Land nicht darum dem brittischen Scepter unterworfen ward, damit es die Kassen und Kisten der Engländer fülle, sondern darum, daß England das Beste, was es besitzt, — die evangelische Heilserkenntniß — dem unglücklichen Volke erschließe. Aber stand da nicht die heillosse „Neutralitätspolitik“ wie ein unübersteigliches Bollwerk ihnen im Wege? Mag sein: aber was fragten Männer, wie die Lawrence's, wie Edwardes und Martin, nach so sinnwidrigen gottlosen Verordnungen! In

diesem Punkte glaubten sie Gott mehr gehorchen zu müssen, als dem Direktorenhof in London oder dem Generalgouverneur in Kalkutta.

Es war im Jahr 1851, daß bei der kirchlichen Missionsgesellschaft in London ein Schreiben aus Lahore eintraf, worin die Summe von 1000 Pfd. Sterl. (25,000 Fr.) von einem Ungenannten angeboten ward, wenn eine kirchliche Mission im Pandschab eröffnet würde. Der Geber war Major (jetzt Oberst) Martin. Die Gesellschaft in London griff mit Dank und Freude zu und sandte zwei Missionare nach Lahore. Zu ihrem Empfang wurden neue 1000 Pf. Sterl. von derselben Hand als Dankopfer eingesandt. Ein Missionshilfsverein ward gestiftet, und gleich bei der ersten Versammlung fanden sich die obersten Civil- und Militärbehörden, unter ihnen Lawrence, Edwardes und Martin, mit ihrer persönlichen Unterstützung und ihren reichen Gaben ein. Zum Mittelpunkt der neuen Missionsunternehmung ward Amritsar, östlich von Lahore, ausersehen. Die sämtlichen Kosten dieser Mission trugen von da an die brittischen Residenten des Pandschab.

Mittlerweile wurde die Aufmerksamkeit der Pandschab-Regierung immer wieder auf die unruhigen Bergvölker gelenkt, die diesseits des Indus auf den Vorsprüngen des Himalaya, und jenseits des Stromes auf den Gebirgen Afghanistans haufen. Man erkannte die Wichtigkeit der Stadt und Festung Peshäwer, dieses Schlüssels zu den Provinzen Nord-Indiens, wie zu den Pässen von Mittelasien. Peshäwer war samt dem Pandschab den Britten zugefallen. Am Flüschen Kabul in einer ausgedehnten Ebene gelegen, mit den majestätischen Gebirgen im nördlichen Hintergrund, hat diese Stadt gegen zwei Stunden im Umfang und zählt eine Bevölkerung von 80,000, oder zusammen mit den zahlreichen Vorstädten und den Dörfern der Nachbarschaft über 300,000 Einwohner, meist muhamedanische Afghanen, ein wildes kriegerisches Volk voll Lücke und Uebermuth. Sie ist bis heute der Hauptstapel- und Handelsplatz zwischen Indien, Iran, Turkestan und Kabulestan. Sein Markt*) ist einer der belebtesten des mittleren Asiens.

Hierher nun wurde eine starke brittische Besatzung unter dem Oberbefehl eines brittischen Offiziers verlegt, in dessen Hand zugleich die ganze Verwaltung des Distrikts, sowie die wichtige Gränzbut lag. Edwardes wurde gleichfalls dahin dirigirt, mit ihm sein Freund

*) Siehe das Titelbild.

Colonel Martin. Sollten wohl diese beiden Männer an dieser äußersten Vorhut des hindostanischen Reiches dessen vergessen, was ihnen in Lahore so theuer geworden war, — der Sorge für das ewige Wohl ihrer heidnischen und muhamedanischen Umgebung? Es war unmöglich. War doch Peshäwer als Missionsplatz doppelt wichtig. Denn nicht bloß konnten die zahllosen Handelsleute, die aus allen Theilen Inner-Asiens hier zusammentrafen, einen Samen des Lebens mit sich nehmen in ihre ferne Heimath, sondern von hier aus stand dem Missionar selber der Weg in das Herz der noch völlig unerleuchteten innerasiatischen Welt offen. Edwardes suchte den damaligen Oberbeamten von Peshäwer für den Gedanken einer Mission zu gewinnen. Die Antwort war: „So lange ich in diesem Lande etwas zu sagen habe, soll kein Missionar seinen Fuß auf diesen Boden setzen.“ Wenige Monate nachher fiel derselbe Mann unter den Dolchstichen eines muhamedanischen Meuchelmörders. Sein Nachfolger erwiderte auf die gleiche Anfrage: „Ich kann das Eindringen eines Missionars in diesen Ort nicht hindern und bin bereit, meinen Beitrag zu geben.“ Damit zog er eine Rупie (2½ Franken) aus der Tasche und gab sie dem Oberstlieutenant Edwardes mit den höhnischen Worten: „Damit möge der künftige Missionar sich eine Pistole kaufen, für den Fall, daß er sich auf die Straßen von Peshäwer herauswagt!“ Es ist seltsam, daß auch dieser Mann in Mirat, wohin er bald nachher versetzt ward, im Jahr 1857 eines der ersten Opfer war, die unter den Kugeln der meuterischen Sipahs fielen. Nach ihm endlich ward Edwardes selbst an die Spitze der Verwaltung in Peshäwer gestellt, und für die Sache der Mission stand der Weg von nun an dort offen. Am 19. Dez. 1853 berief er die brittischen Residenten in der Stadt zu einer Missionsversammlung zusammen. Er selbst führte den Vorsitz. Seine Eröffnungsrede läßt den ganzen Mann erkennen.

„Die Absichten und Endzwecke unsers Gottes,“ sprach er, „gehen über die Zeit hinaus in die Ewigkeit. Seien wir versichert, daß Indien darum uns anvertraut und in die Hände gegeben ist, weil wir hier eine Aufgabe auszurichten haben nicht etwa für die leibliche Wohlfahrt dieser Völker, sondern für ihre Seelen. . . . Es ist nicht die Pflicht der Regierung als solcher, in Indien Proselyten zu machen. Die Pflicht, Indien zu evangelisiren, ist Privatsache der Christen. Der Ruf ergeht an die Gewissen der Einzelnen, an die Energie, den Eifer, den christlichen Sinn und Wandel der Einzelnen. Jeder Eng-

länder und jede Engländerin in Indien, jeder Einzelne, der hier in diesem Saale sich befindet, ist auf sein Gewissen verpflichtet, dasür zu thun, was er vermag.

„Es ist natürlich unsre Pflicht, weislich und vorsichtig zu handeln. Wir müssen großes Gewicht legen auf die Auswahl besonnener und weiser Männer zum Behuf der Mission. Wir müssen in der Stille mit Schulen beginnen und auf die rechte Zeit warten, wo man mit der öffentlichen Predigt hervortreten kann. Handeln wir aber so, so fürchte ich nichts. In dieser volkreichen Stadt können wir den Brahmanen in seinem Tempel die Gebete murmeln und die Messingtrommel schlagen hören; der Muselman erfüllt von seinem hochemporragenden Minaret aus die Luft mit seinem Ruf zum Stundengebet; die Regierung aber, welche Beiden ihren Schutz gewährt, wird die Pflicht auf sich nehmen, auch den christlichen Missionar zu schützen, der ausgeht, um das Evangelium zu predigen. Vor Allem aber mögen wir überzeugt sein, daß wir viel sicherer sind, wenn wir unsere Pflicht thun, als wenn wir dieselbe versäumen; und Der, der uns hieher gebracht hat, wird uns mit Seinem starken und mächtigen Arm schützen und segnen, wenn wir nur in kindlichem Vertrauen auf Ihn es versuchen, Seinen Willen zu thun.“

Gott segne den theuren Mann, den Helben von Multan, für dieß köstliche Wort. Und Er hat ihn gesegnet und gerechtfertigt vor aller Welt. Auf seine Bitte an die kirchliche Missionsgesellschaft in London, — eine Bitte, die mit der Zusage reicher Unterstützungen mindestens im Betrag von 3000 Pfd. St. jährlich verbunden war, — sandte diese ihren tüchtigsten und bewährtesten Missionar, C. G. Pfander,* mit einem jüngeren Genossen Clark, nach Peshäwer. Die

*) Pfander, in Waiblingen (Württemberg) geboren den 3. Nov. 1803, erlernte das Bäderhandwerk, trat dann als 18jähriger Jüngling im Jahr 1821 in die Missionsanstalt zu Basel, wo er bis zum März 1825 sich für sein künftiges Amt vorbereitete. Im Dienst der Basler M.-G. gieng er im gleichen Jahr nach Schuscha im russischen Armenien, wo er bis zur Auflösung dieser herrlichen Mission (durch kaiserlich-russischen Befehl) in großem Segen arbeitete. Seine besondere Begabung bestand schon damals in dem Kampf mit den Muhamedanern durch Wort und Schrift, und seine schon in Schuscha geschriebene Schrift: „Die Wage der Wahrheit“ ist seitdem nicht nur in mehrere Sprachen Indiens übersetzt und weit verbreitet, sondern sie hat auch Tausende von Muslimen zum Fragen nach dem Evangelium veranlaßt, vielen auch zum Ergreifen des Heils in Christo verholfen. Im J. 1838

Mission kam rascher, als die kühnste Erwartung es zu hoffen wagte, in frischen und erfreulichen Gang. Eine Reihe köstlicher und herzstärkender Erfahrungen gab den Freunden die Gewißheit, daß der Herr mit ihnen sei. Dazu gehörte vor Allem der Umstand, daß der glaubensfreundige und von Liebe brennende Major Martin seine eintägliche Offiziersstelle ausgab und seine ganze Zeit und Kraft in demüthiger Selbstverläugnung der Mission widmete. Er nahm den ordinirten Missionaren alle Sorge für die äußeren Angelegenheiten ab, half ihnen überall mit Rath und That und war durch Wort und Werk nun ebenso eifrig in dem Dienst seines himmlischen Königs, als er es zuvor unter den Fahnen seiner irdischen Herren gewesen war. Eine andere denkwürdige Erfahrung knüpfte sich an ein Neues Testament in der Puschtu-Sprache. Das Puschtu ist die Sprache der Afghanen jenseits des Indus und wird somit in Peshawer neben dem Hindostani u. vorzugsweise gesprochen. Nun waren die fünf Bücher Mose und das N. Test. schon im Jahr 1818 durch die Baptisten-Missionare in Serampur ins Puschtu übersetzt und durch den Druck veröffentlicht worden; aber zu der Zeit, wo die Peshawer-Mission gegründet wurde, war nirgends mehr trotz allen Suchens und Forschens ein Exemplar davon aufzutreiben. Vergebens hatte man dahin und dorthin geschrieben, vergebens alle möglichen Nachforschungen angestellt. Da fiel es dem trefflichen Col. Edwardes ein, daß er mehrere Jahre zuvor ein Puschtu N. Testament in den Händen eines Batanen-Häuptlings (in Afghanistan) gesehen habe. Derselbe hatte es vor vielen Jahren von einem Missionar empfangen, es mit größter Sorgfalt, wie er sich äußerte, „vor Feuer und Wasser“ bewahrt und es als einen besonders wichtigen Schatz betrachtet; denn er trug nach seiner eigenen Aeußerung die Ueberzeugung in sich, daß die brittische Macht eines Tages bis in sein Gebiet vordringen werde, und dann hoffte er durch Vorweisung des Buches die Gunst der Eroberer sich erwerben zu können. Sofort schrieb Edwardes an diesen Häuptling

trat er in die Dienste der kirchlichen M.-G., die ihn zuerst nach Bengalen, dann (1840) nach Agra in Nord-Indien versetzte. Von dort zog er auf den Ruf der engl. Kommittee und des Herrn Edwardes in den ersten Tagen des J. 1855 nach Peshawer. Leider konnte seine Gattin das Fieberklima dieses Sumpsthalcs nicht ertragen, und so ist er nun, nachdem er den Grund zur Peshawer-Mission gelegt, nach Konstantinopel verpflanzt, wo er in Mitten der mächtig erregten mohamedanischen Welt seinen neuen Wirkungskreis gefunden hat.

und hat um das Buch. Dieser fandte es unverweilt nach Peshäwer, wogegen ihm die Freunde eine persische Bibel zugehen ließen. Merkwürdiger Weise starb der alte Häuptling, ehe die Bibel bei ihm ankam. Er hatte wenigstens so lange leben müssen, daß er das werthvolle Buch, das er so manches Jahr in seinen Kisten verwahrt hatte, noch in die rechten Hände übergeben konnte. Dieses Puschtu N. Testament ist es, von dem nun sofort ein neuer Abdruck veranstaltet ward, um es als einen Samen des Lebens unter die Völkerstämme Afghanistans auszustreuen.

Noch manche andere Stärkung erfuhr die junge, unter so denkwürdigen Umständen gegründete Mission. Pfander traf höchst unerwartet bald da, bald dort mit wildfremden Muhamedanern zusammen, die seine „Bage der Wahrheit“ gelesen und daraus mächtige Eindrücke empfangen hatten. Mancher fragte den Missionar, ob er dieß merkwürdige Büchlein kenne oder gelesen habe, und war ebenso betroffen als entzückt, wenn er erfuhr, daß er den Verfasser selbst vor sich habe. Die Folge war, daß an dieser äußersten Ecke des indobritischen Reiches, dem Thor von Central-Asien und dem großen Verkehrspunkte der innerasiatischen Völker, allmählig eine kleine vielversprechende Gemeinde sich bildete, die in mehr als einer Beziehung von höchster Bedeutung für die Zukunft zu werden den Anschein hat. Edwardes aber war in der Hand Gottes das Werkzeug gewesen, dieses herrliche Werk zu gründen und in Gang zu bringen.

Mitten in diese erste Blüthezeit der Mission in Peshäwer fiel wie ein jählings ausbrechendes grundverderbliches Hagelwetter der große indische Militär-Aufstand von 1857. Von Mirat beginnend, concentrirte er sich in Delhi, dem alten Prachtstiz der Großmoguln, und eilte von da aus sturmschnell, betäubend und verheerend über alle Gauen und Provinzen Nord-Indiens. Wenn aber die Lage der Britten im Innern des Landes eine verzweiflungsvolle war, so mußte sie es, wie es schien, in noch unendlich höherem Maaße im Pandschab und vollends an der äußersten Nordwest-Ecke des Reichs, in Peshäwer, sein. Denn noch war kaum ein Jahrzehnt vergangen, seit eben von hier aus der indobritischen Herrschaft der Untergang gedroht hatte. Noch war in den Sikhs die Erinnerung an ihre kaum erst verlorene Größe, Macht und Herrlichkeit frisch und lebendig; die furchtbare Demüthigung durch die Britten hatte ihren Stachel noch nicht verloren, und die alten scharfen Schwerter waren noch keineswegs ver-

roset. Und während die europäische Truppenmacht in Lahore und Peshäwer klein und kaum der Rede werth war, so war die Zahl der aus Sikhs, aus Muhamedanern und Hindu's geworbenen und in englischer Kriegskunst eingeübten Sipoy's um so größer, und eben damit die Gefahr um so furchtbarer. Ueberdies lagen ringsumher alte überaus kriegerische Feinde der Britten auf den Bergfestungen von Kaschmir und Afghanistan, und ein einziger rascher Ueberfall von dorthier, zusammen mit dem Ausbruch einer Meuterei unter den Sipoy's, mußte die gesammte europäische Bevölkerung des Pandschab und der Stadt Peshäwer samt der jungen Mission zermalmen und vernichten. Hülfe aber vom Westen und Süden her war ja unmöglich; denn die Hauptmacht der Meuterer lag ja in und um Delhi und hatte somit jeder Hülfe für den Pandschab den Weg abgeschnitten.

So standen die Sachen, als vom 11. Mai 1857 an der Sturm des Aufstands losbrach und wahrhaft orkanartig über den Norden hinbrauste. Es wird nun ewig denkwürdig bleiben und als ein bedeutungsvolles Zeichen in der Geschichte dastehen, daß es etliche wenige Christen, wahre Christen waren, durch deren Hand der Herr der Heerschaaren Indien für England gerettet hat. Während von Süden herauf der große unvergeßliche Held und Väter, Sir Henry Havelock, die Meuterer zu Paaren trieb und Lucknow entsetzte, war es von Nordwesten her der große Staatsmann und Jünger Jesu, Sir Henry Lawrence in Lahore mit seinem gleichgesinnten Bruder Sir John Lawrence, und Edwardes, der Sieger von Multan und Gründer der Peshäwer-Mission, — sie waren es, die von Nordwesten her, aus dem am meisten gefährdeten und doch ruhigen und mitten im allgemeinen Aufruhr Fried' und Treue haltenden Pandschab, vertrauenswerthe treue Truppen, Munition und Proviant, — Transport um Transport — nach Delhi sandten und den entscheidenden Hauptschlag ermöglichten!

Hatte das Bekenntniß zu Jesu und der liebebrünstige Missions-eifer etwa diese Männer zu Feiglingen gemacht? Hat ihr offenes, freimüthiges Wirken für die Evangelisation der fanatischen Stämme der Sikhs und der Afghanen etwa diese Völker zur Erbitterung und zum Aufruhr getrieben? Nichts von dem Allem! Während die falsche, gottverläugnende Neutralitätspolitik der Ostindischen Compagnie ganz Indien in Flammen setzte, so hat die ehrliche, Gott ehrende und Jesum bekennende christliche Politik eines Lawrence und Edwardes

das Vertrauen und die Liebe der Völker gewonnen, und während die vielgehäßelten Brahmanen=Sipoy in Bengalen und Nord-Indien, zu denen bei Strafe kein Missionar nahen durfte, ihre Schwerter gegen ihre feigen furchtsamen Brodherren kehrten, so fochten die Sikh-Sipoy vom Pandschab als die treuesten Waffengenossen an der Seite der Britten und für sie. Wird denn die englische Regierung, und werden denn alle Fürsten und Herren der Völker daraus nicht endlich eine große Lehre lernen?

Doch Niemand kann uns diese gewaltige Lektion kräftiger und eindringlicher darlegen, als der Mann, der dieß Alles mit durchlebt hat. Hören wir nun, was Edwardes bei dem Jahresfeste der kirchlichen Missionsgesellschaft in London geredet hat.

2. Sir Herbert Edwardes' Zeugniß. *)

Nachdem der Jahresbericht verlesen war, erhob sich Colonel Edwardes auf der Tribüne der Greterhalle und sprach:

Meine Herren und Freunde, — Der Antrag, den ich im Namen der Committee vor dieser Versammlung zu vertreten habe, lautet, wie er mir schriftlich eingehändigt ward, also: „Diese Versammlung erklärt es für die Pflicht der brittischen Nation, mit erneuerter und verstärkter Anstrengung darauf hinzuwirken, daß Indien Antheil empfangen an den Segnungen des Christenthums. Sie freut sich über die Arbeiten aller protestantischen Gesellschaften, die sich an dem heilsamen Werk der Verbreitung des Evangeliums Jesu Christi theilnehmen, und ist des guten Vertrauens, daß die indische Regierung jener durch das Reichsparlament feierlich anerkannten Verpflichtung nachkommen werde, die Interessen und die Wohlfahrt der eingeborenen Bevölkerung der brittischen Besitzungen in Indien zu befördern, und zwar dadurch, daß solche Maßregeln in Anwendung gebracht werden, die auf die sittliche und religiöse Hebung derselben berechnet sind.“

In diesem Antrag, meine Freunde, finden sich Worte, die aus einer schon im Jahr 1813 zum Gesetz erhobenen Resolution des Par-

*) Quelle: The Speech of Lieutenant-Colonel Edwardes, C. B. [Commandeur des Bath-Ordens], at the 61. anniversary meeting of the Church Mission Society, May 1. 1860. Besonderer Abdruck, von ihm selbst revibirt. Wir lassen die zahlreichen stürmischen begeisterten Zurufe der Versammlung weg.

laments entlehnt sind. Lasset mich aber auch den Schlusssatz dieser Resolution hier anführen. Nach den Worten: „solche Masregeln, die auf die sittliche und religiöse Hebung der Eingeborenen berechnet sind,“ steht ein Vorbehalt: — „vorbehalten immerhin, daß die Grundsätze der brittischen Regierung, in welchen die Eingeborenen Indiens bis dahin eine Bürgschaft erkannten“ — nun, Bürgschaft für was? Beachtet das wohl, — „eine Bürgschaft erkannt haben für die freie Ausübung ihrer Religion, ungeschmälerte Geltung behalten.“ Nun, meine Freunde, es werden Wenige unter uns sein, die nicht spätere Erlasse gelesen haben, welche von der heimathlichen Regierung in Betreff dieses Gegenstandes nach Indien gesandt wurden. So lese ich in einem Erlaß [des damaligen Ministers für Indien, Lord Stanley] vom 7. Apr. 1859 folgenden Satz: „Von der frühesten Zeit an, da die brittische Regierung in Indien anfieng, ihre Aufmerksamkeit auf das Unterrichtswesen zu lenken, waren alle ihre Masregeln gegründet auf den Grundsatz“ — nun was für einen Grundsatz meint ihr? War es der Grundsatz, daß „den Eingeborenen Indiens die freie Ausübung ihrer Religion“ verbürgt sei, wie ihn das Parlament von 1813 aussprach? Nein, sondern im Jahr 1859 wird fecklich behauptet, daß die brittische Regierung in Indien von Anfang an sich gegründet habe auf „den Grundsatz vollkommener religiöser Neutralität“; „mit andern Worten,“ heißt es in dem erwähnten Erlaß weiter, „auf den Grundsatz der Enthaltung von aller Einmischung in die religiösen Anschauungen und Gebräuche der Eingeborenen, und der Ausschließung des Religionsunterrichts aus den Regierungsschulen.“

Nun, meine Freunde, in diesem Widerspruch — ich meine, in dem Widerspruch zwischen den beiden Dokumenten, die, wenn auch nicht aus der gleichen Quelle, doch jedenfalls von der heimathlichen Regierung stammen, — in ihm liegt ein höchst niederschlagender Beweis, daß wir im Lauf eines halben Jahrhunderts große Rückschritte in unsern „Grundsätzen“ gemacht haben. Wenn ich die Parlamentsdebatten von 1813 lese, so finde ich, daß William Wilberforce, dieser große und außerordentliche Verfechter und Vorkämpfer der christlichen Wahrheit in Mitten der gesetzgebenden Behörde, folgende Worte gebraucht hat vor den Ohren des Hauses der Gemeinen, — ich sage, vor den Ohren des Hauses der Gemeinen: denn wir sind in eine Zeit gekommen, wo es keine leichte Sache ist, in jenem Hause auch nur den Namen Gottes zu nennen und das Panier des Erlösers

freimüthig zu entfalten; — vor einem halben Jahrhundert, sage ich, brauchte Wilberforce folgende Worte: „Es ist Zeit, es auszusprechen, daß ich noch viel weiter gehe, als ich bisher angedeutet habe; ich halte daran fest, nicht nur, daß es mit keinerlei Gefahr verbunden ist, wenn wir mit vernünftigen und weisen Mitteln die Segnungen der christlichen Wahrheit und die Wohlthat sittlicher Erziehung dem Volke Indiens zu bringen versuchen, sondern ich behaupte, daß eine richtige — ja was sage ich, — daß eine gebieterisch und dringend uns gebotene Politik uns diesen Weg vorschreibt.“ — Hier sprach der entschiedene Christ und der weise und weitschauende Staatsmann. Wenn wir nun sehen, daß wir in dem halben Jahrhundert, das seitdem verlossen ist, rückwärts gegangen und von diesen Grundsätzen abgekommen sind, so ziemt es uns zu untersuchen, ob wirklich und wahrhaft die christliche Politik die richtige, gefahrlose und sicherstellende Politik für die indische Regierung sei.

Während der wenigen Monate, seit ich aus Indien in die Heimath zurückgekehrt bin, kam ich vielfach in den Fall, mit hochgestellten, mächtigen und einflussreichen Männern zu reden, und nicht selten bin ich mit aufrichtigem Ernst und großem Anliegen gefragt worden, was nach meiner Meinung für Indien gethan werden solle. Darauf habe ich jedesmal ohne Rückhalt und Schwanken geantwortet, daß wir nach meiner Ansicht in Indien als eine christliche Regierung auftreten sollten. Fragte man mich warum, so sagte ich: fürs erste, weil ich das für unsre Pflicht halte. Kaum aber war mir dieß Wort über die Lippen gekommen, so konnte man mir sagen: „Colonel Edwardes, Sie sagen: so und so zu handeln, sei unsre Pflicht; aber können Sie mir auch beweisen, daß ein solches Verfahren ohne Gefahr ist?“ Es giebt Leute, denen es nicht genügt zu wissen, daß die und die gesetzliche Anordnung im Einklang steht mit unsrer Christenpflicht, und daß das und das Gesetz folgerichtig aus der Bibel geschöpft ist. Solche Leute drehen sich mit einem mitleidigen Lächeln auf den Fersen um und sagen: „Mein Herr, das ist die Sprache des Fanatismus, das ist die Sprache der Bigotterie; beweisen Sie mir, wenn Sie können, daß das Verfahren, das Sie vorschlagen, gefahrlos und vortheilhaft ist, dann will ichs mit Ihnen halten.“ Meine Freunde, es ist nicht gut, den wahren Stand der Dinge zu vertuschen. Wenn man mit dergleichen Leuten zusammen trifft, so gilt es, sie auf ihrem eigenen Terrain zu überwinden. Da-

bei hat der Christ den Vorthail, — einen Vorthail, den er bis ans Ende der Tage behalten wird, — daß er allezeit den rechten sichern Boden unter den Füßen hat. Deshalb erlaube ich mir in dieser Stunde einige Bemerkungen über die Frage zu machen: — Ob eine christliche Politik in Indien der Weg sei, der für England gefahrlos und heilbringend ist.

Meine Freunde, die Antwort, die ich auf diese Frage mit voller Zuversicht gebe, ist die, daß eine christliche Politik die allein gefahrlose und heilbringende ist. Ja ich behaupte, daß keine andere Politik wahrhaft zur Sicherstellung unsres indischen Reiches und zu dessen gedeßlicher Entwicklung führen kann. Doch das ist freilich von wenig Werth, wenn ich sage, das sei eben meine Meinung. Ein Einzelner mag seine individuelle Ueberzeugung haben und sie aussprechen, aber was hilft das? Dagegen giebt es unter uns ein altes Sprichwort, welches sagt, daß „die Geschichte die rechte Lehrmeisterin“ sei; und indem ich dieß mir zur Richtschnur nehme, so laßet mich, meine christlichen Freunde, eure Aufmerksamkeit auf die Lektion lenken, die uns der letzte indische Militär-Aufstand durch lauter Thatfachen und reelle Erfahrungen gelehrt hat. Ich komme ganz frisch von dem Schauplatz dieser Ereignisse; die Thatfachen sind ganz jung und neu in meinem Gedächtniß — Gott gebe, daß ich sie nie in meinem Leben vergesse, — und deshalb bin ich wohl geeignet, euch zu sagen, was diese Thatfachen sind, und aus frischester Erinnerung die Lehre anzugeben, die wir daraus zu lernen haben.

Nun, meine Freunde, durch was wurde die indische Meuterei veranlaßt? Das ist eine höchst bedeutungsvolle und wichtige Frage. Die Feinde des Christenthums sind jederzeit gleich bereit zu sagen, die Religion habe sie veranlaßt. Das ist wahr und ist zugleich falsch. Es ist wahr in einem gewissen Sinne, aber nicht in dem Sinn, in welchem Jene es meinen. Die indische Meuterei ward nicht veranlaßt, wie die Feinde des Christenthums es den Leuten einschwären wollen, durch die Versuche, das Christenthum in Indien auszubreiten; sie wurde vielmehr veranlaßt — und ich sage dieß als Augenzeuge, als Mitbetheiliger an jenen großen Ereignissen, — sie wurde dadurch veranlaßt, daß wir das Christenthum dem Volke vorenthalten haben; sie ward veranlaßt, nicht durch Bekanntschaft mit dem Christenthum auf Seiten des indischen Volks, sondern durch die völlige Unbekanntschaft mit dem, was

Christenthum ist. Unfre Regierung in Indien hat das Christenthum systematisch von ihrer Sipoy-Armee ferne gehalten. So weit ist sie darin gegangen, daß, wenn etwa einmal ein einzelner eingeborener Soldat in den Provinzen von Bengalen sich zum Christenthum bekehrte, er in demselben Augenblick in den Augen der Regierung als untüchtig angesehen ward, ferner in den Reihen der Armee zu stehen; er ward in demselben Augenblick, wo er das Verbrechen beging, Christ zu werden, aus dem Dienste gejagt. Was war aber die naturgemäße Folge dieser Politik, die ein volles Jahrhundert lang in Geltung war? Nun, der Sipoy, unbekannt mit dem Wesen des Christenthums, beurtheilte es nach dem Lichte, das in ihm war, und dieses Licht war Finsterniß. Er beurtheilte es nach seinen eigenen Vorstellungen von Religion; er meinte, es sei etwas, das man, wie eine Krankheit, durch Ansteckung oder bloße Berührung kriegen könne; er glaubte nichts anderes, als daß er durch Berührung eines Christen, den er bekanntlich für unrein achtet, oder auch nur durch Anrühren eines christlichen Gegenstandes, gegen seinen Willen und selbst beim höchsten innern Widerstreben, ins Christenthum hinein verlockt werden und in dasselbe wie in eine Falle gerathen könnte. Die Spitzkugelpatrone, bereitet mit Ochsen- und Schweinefett, wie die Eingebornen behaupteten, — ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, — war nach ihrer Vorstellung das große geheimnißvolle Mittel zur Ausführung eines allgemeinen Befehrungsplans. Es war dieß nach ihrer Meinung der geschickteste Kunstgriff, den je eine Regierung erfinden konnte. Der Regierung deßhalb einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie den Wunsch habe, sie insgesamt zum Christenthum zu bekehren, das kam ihnen nicht in den Sinn; sie hielten dieß vielmehr für ganz natürlich bei einer Regierung. Religion ist für den Hindu eine Realität. Sie ist der Faden, an welchem sein ganzes Leben sich abspinnt. All sein tägliches Thun und Treiben, alle seine Lebensverrichtungen sind gleichsam ebenso viele Kügelchen, die an diesem Faden aufgereiht werden. Seine Feste, seine Mahlzeiten, seine Fastenzeiten, seine Ceremonien, seine häuslichen Erlebnisse, Alles verknüpft sich mit seiner Religion, seine Religion verknüpft sich mit Allem. Der Eingeborene ist nichts ohne seine Religion, sie ist das Knochengestützte seines ganzen Daseins. Deßhalb vermag er auch eine Regierung, die um Religion sich nichts bekümmert, gar nicht zu verstehen; er kann einen solchen Körper ohne eine Seele gar nicht begreifen. Er

kann sichs nicht anders denken, als daß der Körper der Regierung besetzt sein müsse von einer religiösen Ueberzeugung, und daß die indische Regierung den Wunsch haben müsse, so viel Eingeborene als möglich zu ihrem eigenen Glauben zu bekehren. Den Eingebornen erschien deshalb die Patrone als ein überaus kluger und wohlberechneter Kunstgriff. „Gut“, sagte der Sipoy, „hier ist diese kleine Patrone mit ihrem Ochsenfett; als Hindu setze ich sie an meine Lippe, und siehe, auf einmal, sobald sie meine Lippen berührt, bin ich ein Christ. Ich berühre mit meiner Zunge etwas vom Kind; das Kind aber ist mein Gott; meinen Gott habe ich damit beschimpft und unreinigt; ich habe versucht ihn zu essen, und ich bin nicht mehr ein Hindu, sondern ich bin ein Christ.“ Gerade so war es beim Muhamedaner. „Diese kleine Patrone“, sagte er, „ist mit Schweinefett beschmiert, diesem Gräuel aller Muselmanen; setze ich sie an meine Lippen und koste sie, so entsage ich Muhamed und seinem Gesez; ich bin nicht mehr ein Muhamedaner, sondern ich bin ein Christ.“ Nun machen Beide, Hindu und Muselman, Halt und sagen: „Wir rebelliren gegen diese Patrone.“ Dieß war die eigentliche Grundveranlassung der indischen Meuterei von 1857. Ich bitte euch, meine Freunde, über diese Darlegung nicht leicht hinwegzugehen. Es ist für die Leute in England sehr schwer, die Eingebornen von Indien zu verstehen. Unfre Ideenverbindungen sind grundverschieden von den ihrigen; unfre Gefühle und unfre ganze Denkweise sind von den ihrigen so weit entfernt, als der Abend vom Morgen ist, und deshalb ist es unter allen Umständen für euch schwer, sie zu verstehen. Selbst wir, die wir Jahre und Jahrzehnte lang in Indien leben, gewinnen am Ende nur eine höchst unvollkommene halbdunkle Kenntniß der Eingebornen. Wenn ich dieß mit aller Aufrichtigkeit von mir selbst sage nach 17jährigem Aufenthalt in ihrer Mitte, wie viel schwerer muß es für euch sein, eine richtige Kenntniß der Eingebornen Indiens zu erlangen, es sei denn durch das Zeugniß derer, die ihr Leben in jenem Lande und mitten unter dem Volke zugebracht haben. Laßt euch deshalb nicht irre leiten durch die leeren Sophismen derer, die da sagen: „Revolutionen werden nicht durch fettbeschmierte Patronen gemacht.“ Das lautet sehr scharfsinnig; aber ich bin während der Meuterei in Indien gewesen und kenne alle Umstände derselben genau, und ich sage euch, jene Behauptung ist ebenso falsch, als sie gescheit scheint; sie mag anderswo gelten und richtig sein, auf Indien

paßt sie nicht. Die Meuterei entstand aus den fettbeschmierten Patronen, und aus nichts Anderem. *)

Lasset mich, zur Bestätigung dessen, was ich gesagt habe, auf die drei Armeen hinweisen, welche das stehende Heer von Indien bilden. Ihr Alle wißt, daß es in unserm indobrittischen Reich drei Präsidentschaften giebt, und daß in jeder derselben ein eigenes eingeborenes Heer besteht. In der Madras-Präsidentschaft nun finden sich fünf Sechstel aller eingebornen Christen von Indien. Diese Präsidentschaft war es ja, in welche die ersten römisch-katholischen und die ersten protestantischen Missionare ausgesandt wurden. Die Folge davon ist, daß nun fünf Sechstel aller eingeborenen Christen Indiens in der Präsidentschaft von Madras wohnen. Dieß mußte natürlich auch seine Rückwirkung haben auf die Madras-Armee, und in ihren Reihen befindet sich auch in der That — zum Glück für uns — eine sehr große Zahl eingeborener Christen. Dort wird auch keinerlei Rücksicht auf die Kaste genommen; sie wird [im Heerdienst] ganz und gar ignorirt. — In der Bombay-Armee finden sich, wenn ich nicht irre, sehr wenige eingeborene Christen; aber auch in dieser Armee ist es durchgesetzt worden, daß man die Kaste ignorirt. Deshalb steht der Soldat von hoher Kaste in Reih und Glied neben dem Mann aus niederer Kaste, und nicht bloß das, sondern ihr könnet den Subadar (eingeborenen Hauptmann) aus niederer Kaste das Commando führen sehen über den gemeinen Soldaten aus der Brahmanenkaste. Das ist ein großer Fortschritt in der Civilisation, und die Bombay-Armee hat den Vortheil davon geerntet. — In der Armee von Bengalen findet sich kein Christ. Bereits habe ich von Einem eingeborenen Soldaten geredet, welcher Christ wurde und deshalb aus dem Dienst gejagt ward. Dagegen findet sich dort die Kaste in all ihrer Glorie. Die Bengal-Armee ist die eigentliche Schutzwehr, das eigentliche Treibhaus der Kaste. Unsere Regierung hat sie auf alle Weise in Schutz und Schirm genommen; die Militärgesetze sind recht eigentlich darauf berechnet, auch nur die leiseste Beeinträchtigung der Kaste zu verhüten, und unsern [europäischen]

*) Bekanntlich ist dieß von Sir John Lawrence, dem Gouverneur des Pandschab, in seiner berühmten Erklärung vom vorigen Jahr an die brittische Regierung, in ganz gleicher Weise auseinander gesetzt worden.

Ann. des Herausgebers.

Offizieren ist fort und fort eingeschärft worden; doch ja die Kasten-Vorurtheile ihrer Leute nicht zu verletzen. Nun eben diese Armee, die ihre Kaste, aber kein Christenthum hatte, eben sie ist es, die uns mit jener furchtbaren, jener höllischen Meuterei von 1857 beschenkt hat. Die Armee von Bombay, welche keine Kaste und nur wenige Christen hat, hielt mit wenigen Ausnahmen an der Treue fest. Es war ein wenig von dem Sauerteig der Rebellion in ihr, aber die Masse der Armee blieb treu. In der Madras-Armee aber, wo es keine Kaste, aber viel Christenthum giebt, fand sich große Treue und auch nicht eine Spur von Rebellion. Das sind Thatsachen, meine Freunde. Das sind nicht blos Meinungen und Ansichten, und keine Sophisterei kann sie wegdisputiren.

Ich will euch noch eine oder zwei andere Thatsachen nennen; denn am Ende sind es die Thatsachen allein, die da durchschlagen. Ich erwähnte soeben, daß in der Bombay-Präsidenschaft ein kleiner Versuch zur Meuterei gemacht ward. Nun gut, da war eine Verschwörung, die um ein Haar breit zu einem unglücklichen und tragischen Ausbruch gekommen wäre. Sie war reif, sie war zum Schlag bereit, und ihre Urheber hielten sich des glücklichen Erfolgs schon ganz versichert. Allein durch einen Mißgriff in ihren Anordnungen wurde ein christlicher Soldat als Schildwache vor das Haus gestellt, wo die Verschwörer sich beriethen. Er hörte von den Plänen und entdeckte sie ungesäumt seinen Oberen. Sofort wurden Maßregeln ergriffen, die Räbelsführer verhaftet, der Ausbruch ward verhindert und die Gefahr abgewendet.

Ich halte in meiner Hand ein Schreiben eines Missionars in Bengalen, worin es heißt: „Die eingebornen Christen, hauptsächlich aus dem Krischnagor Distrikt, wurden vor etlichen Monaten aufgefördert, in den Dienst der Regierung einzutreten als eine Art militärisches Polizeikorps zu Tschinsurah. Nun vor wenigen Wochen brachen dort die Gefangenen im Regierungsgefängniß in offenen Aufbruch aus, und suchten die Wache zu überwältigen und so zu entkommen; allein die christliche Wache stand fest, kämpfte mit Löwenmuth und erstickte den Aufbruch vollständig. Es heißt, die nicht-christlichen Soldaten des Wachpostens hätten sich passiv verhalten. Die Christen sind seitdem für ihren Muth und ihre Treue durch Sold-erhöhung belohnt worden, und der Magistrat“ — merket wohl darauf, meine Freunde, wie gut und leicht diese Leute die Lection ler-

nen, wenn sie in Gefahr sind, — „der Magistrat hat nach Krischnagor gesandt, um noch weitere 75 Christen zu bekommen,“ — ihr sehet, die Christen wurden ihm doch lieb! — „zu den hundert, die bereits angestellt sind. . . . Der Friend of India, die bedeutendste Zeitung, die wir in Indien haben, sagt: 'Dies ist der einzige uns bekannte Fall, daß eine Gefängniß=Umeute, deren wir doch leider genug hier zu Lande haben, ausschließlich durch einen eingeborenen Wachposten erstickt ward.' Der Ausbruch fand statt an einem Sonntag Nachmittag, nachdem eben Missionar Sandys in Tschinsurah gewesen war, um den Leuten in ihrer Muttersprache Gottesdienst zu halten,“ — eine Sache, sollt' ich meinen, die nicht eben die Leute zu Feiglingen gemacht hat. „Es wird Ihnen nicht uninteressant sein,“ fährt der Schreiber fort, „von diesen Thatfachen Kunde zu erhalten.“ Ja, und es dünkt mich, dieser Versammlung wird es auch nicht uninteressant gewesen sein, von diesen Thatfachen zu hören.

Nun, meine Freunde, laßt mich euch auch von dem ehrenhaften Benehmen einiger andern eingeborenen Christen erzählen, — der eingeborenen Christen während der Belagerung von Agra. Ohne Zweifel habt ihr Alle gehört von der entsetzlichen Hungersnoth, von der die Distrikte der nordwestlichen Provinzen im Jahr 1837 heimgesucht wurden. Hunderte und Tausende der armen Eingeborenen starben buchstäblich Hungers. Sie pflegten, nachdem ihre eigenen Vorräthe erschöpft waren, so weit ihre Kraft reichte, sich fortzuschleppen den englischen Niederlassungen zu; aber ach nur zu viele, darunter arme Mütter mit ihren Säuglingen im Arme, starben hart an der Schwelle der brittischen Cantonments, da sie nicht weiter zu gehen vermochten. Die brittischen Christen thaten treulich ihre Pflicht. Komiteen wurden gebildet, Gelder gesammelt und die zweckmäßigsten Mittel zur Abhülfe organisirt. Man las die armen Säuglinge, die halbver-
schwachteten Findelkinder von der Straße auf und sammelte sie; man übergab sie den Missionaren und legte die Mittel zu ihrem Unterhalt zusammen; man pflegte sie, erzog sie, unterrichtete sie im Christenthum, taufte sie, bis zuletzt im Jahr 1857, also zwanzig Jahre nach der Hungersnoth, daraus eine Kolonie von eingeborenen Christen in dem Dorf Selandra (bei Agra) erwachsen war. Da bot sich dem Auge ein herrlicher Anblick dar: ein kleines Dorf von Eingeborenen, ein Kirchlein in der Mitte und um dasselbe her die niedlichen Straßen und Häuserreihen, bewohnt von einer emporblühenden Gemeinde

glücklicher Menschen, die mit eifrigem Fleiß allerlei nützliche Arbeit thaten, ihren eigenen Lebensunterhalt mit ihren Händen sich erwerben, ihren Nebenmenschen Gutes thaten und mit ihrem Wandel den Glauben zierten, zu dem sie sich bekannten. Da brach der Aufstand von 1857 los, und auch Agra mußte seine ganze Furchtbarkeit erfahren. Jene armen Christen nun hielten lange Zeit standhaft in ihrem Dorfe Sekandra aus und achteten es nicht für nöthig, in dem Fort eine Zuflucht vor der Wuth der Meuterer zu suchen. Allein endlich trieb sie doch die steigende Gefahr und Noth dazu. Sie eilten nach dem wohlbesetzten Fort, wo die Europäer waren. Auf dem Wege dahin wurden 25 von ihnen von den Meuterern überfallen, niedergehauen und ermordet. Aber 200 erreichten endlich die Festung von Agra. Und was war der Empfang, der ihnen hier zu Theil ward? Ich schäme mich fast, sagen zu müssen, daß man sie mit der Erklärung empfing, man könne sie nicht einlassen. Man traute den eingeborenen Christen nicht. Es war nicht Mangel an Menschlichkeit, wie ich glaube, daß man ihnen den Eintritt verwehrte, sondern ein Antrieß der Selbsterhaltung. Unsere Landsleute wußten damals nicht oder wollten es wenigstens nicht erkennen, daß das Christenthum eine lebensvolle Macht ist, die den ganzen Menschen durchdringt und erneuert, die den Schwarzen zu einem Weißen, den Eingeborenen zu einem Europäer macht, und die Treulosigkeit in Treue, die Grausamkeit in Sanftmuth und Liebe verwandelt. Daran dachte man nicht, und deshalb wurde das Festungsthor von Agra vor den 200 eingeborenen Christen verschlossen. Aber im Fort befand sich ein hochgesinnter Missionar [Miss. French], den diese [kirchliche] Missionsgesellschaft ausgesandt hat. Ich will seinen Namen nicht nennen; denn er ist hier gegenwärtig und er würde es nicht gerne haben. Dieser wackere Mann sagte: „Lasset ihr diese eingeborenen Christen nicht Antheil nehmen an dem Schutz, den das Fort den europäischen Christen gewährt, so werde ich — ein Missionar — gleichfalls diese Zufluchtstätte verlassen und ihre Gefahren mit ihnen theilen.“ Damit hat er gethan, was die Christenpflicht gebietet. Sein Wort schlug durch. Der Commandant wurde gerührt; er befahl die Thore zu öffnen, und jene unglücklichen Christen entgingen dem blutigen Loos, das draußen sie erwartet hätte. Aber auch die Europäer im Fort sollten den Gewinn davon erfahren. Es läßt sich leicht denken, wie unsere Landsleute, die dort sich zusammengedrängt hatten, von ihren

heidnischen Dienern im Stich gelassen waren. Da gab es keine muhamedanischen Knechte, welche die christlichen Familien bedienten, keine muhamedanischen Köche, keine Bäcker, keine heidnischen Diener, die für ihre englischen Brüder und Schwestern jene Dienste gethan hätten, welche ein Europäer in einem Klima wie Indien nicht selber zu thun vermag. In dieser allgemeinen Noth nahmen jene eingeborenen Christen von Sekandra die Stelle derer ein, die davon gelaufen waren. Ja sie thaten sogar als Soldaten nicht unwichtige Dienste, so ungewohnt ihnen diese Dinge waren; sie standen als Wachposten bei den Kanonen, sie dienten als Artilleristen auf den Wällen des Forts und lösten manchen Europäer während jener schrecklichen Zeit von diesem aufreibenden Dienste ab. Auch forderte man sie auf (und dieß ist eine sehr denkwürdige Thatsache), das Brod für die europäischen Soldaten zu backen. Warum das? Bei allen andern Eingeborenen fürchtete man Vergiftung. Ach, es waren Zeiten, wo man, selbst wenn sich heidnische und muhamedanische Bäcker finden ließen, Keinem zu trauen wagte. Der eingeborene Christ aber erwies sich als treuer Bundesgenosse. Diese eingeborenen Christen thaten überhaupt hunderterlei geringe und unscheinbare Dienste für die Europäer im Fort, — für die Soldaten, für die Offiziere, für die Frauen und Kinder. Wir hatten reichlichen Gewinn davon, daß diese eingeborenen Christen im Fort waren; und als endlich der belagernde Feind verjagt und die Gefahr vorüber war, behielten die Engländer in Agra so viele dieser eingeborenen Christen als möglich in ihren häuslichen Diensten. Damals war es in der That schwer für die Missionare, auch nur Eines ihrer Gemeindeglieder für sich zu behalten. Die Leute, welche die Missionare zu Christen herangebildet, aus denen sie künftige Mitarbeiter für ihr Werk zu gewinnen hofften, an denen sie Katechisten und Schullehrer oder vielleicht gar Hülfsprediger zu erhalten gedachten, — sie wurden Alle in den Dienst der Regierung gezogen, der Regierung, die dem Volk von Indien die Bibel nicht zu geben wagt!

Doch ich bin mit den Thatsachen noch nicht fertig. Ich erinnere euch an das Verhalten eines eingeborenen Fürsten, von dem ihr gewiß gehört habet, — des Nadscha von Rappurthalla. Ich sehe in diesem Saal den großen Mann, der die Regierung des Pandschab mit so wunderbarem Erfolg verwaltet hat, — Sir John Lawrence. Unter den Fürsten, die unter seiner und seines trefflichen heimgegan-

genen Bruders, Sir Henry Lawrence's, Verwaltung herangebildet wurden, befand sich der Radscha von Kappurthalla. Er stand schon von längerer Zeit her in naher Verbindung mit einem eingeborenen christlichen Prediger. Ich kannte diesen Radscha wohl, und es schien mir immer, es fehle nicht viel, daß er selbst ein Christ wäre. Der Tag der Gefahr und des Schreckens kam. Der Radscha trat hervor aus den Reihen der eingeborenen Fürsten. Er stellte sich freiwillig an die Spitze von 4000 bis 5000 seiner Mannen und führte sie den weiten Weg aus dem Pandschab nach dem Hauptschauplatze der Meuterei. Er marschirte mit seinem Corps aus der Provinz, die in sicherer Ruhe lag, nach der Provinz, wo die Rebellion raste, und er half durch seine hochsinnige Treue und seine Tapferkeit im Felde mit dazu, an der Seite unsrer eigenen Soldaten jenen großen Sieg zu erringen, dessen wir uns Alle gefreut haben. Aber nicht bloß das. Seit der Beendigung des Kriegs habe ich mit hoher Freude vernommen, daß er sich mit einer Christin verheiratet hat. Ich habe gehört, daß, als am Schluß eines großen Gastmahls, das er europäischen Freunden gab, einer der geladenen Gäste seine Hand ausstreckte und rief: „Radscha, ich muß Euch nun Adieu sagen; es ist Zeit für mich aufzubrechen, ich habe weit nach Hause,“ — da erwiderte der Radscha: „Bitte, haben Sie noch einen Augenblick Geduld;“ und dann wandte er sich zu einem Geistlichen, der gleichfalls anwesend war, und sagte: „Wollen Sie so gut sein und noch ein Gebet sprechen, ehe wir auseinander gehen.“ Die Bibel ward aufgeschlagen. Ein Kapitel, das auf die furchtbaren Ereignisse paßte, welche Indien soeben erst erlebt hatte, wurde gelesen in Gegenwart nicht bloß der englischen Gäste, sondern auch der eingeborenen Minister des Radscha und des ganzen Hofhalts, der im Saal umherstand. Da war keine Furcht und Scheu vor einem freien und offenen Bekenntniß seiner Ueberzeugung. Er ließ die Bibel vor ihnen Allen lesen, und dann ward gebetet zu dem Gott der Bibel, und dann gieng die Gesellschaft in acht christlicher Weise auseinander.

Ich habe die Namen eines Sir Henry und Sir John Lawrence erwähnt. Lasset mich hinzufügen die Namen eines Donald M'Leod (sprich MacLeod) und Robert Montgomery. Lasset mich euch daran erinnern, daß dieß die vier Häupter waren, unter denen das Pandschab-System [d. h. die christliche Politik, die dort gehandhabt wurde] sich entwickelt hat und groß ward; und laßt mich die

Frage an euch richten, ob es nicht eine Thatfache ist, daß eben jene Provinz [der Pandfchab] während der furchtbaren Rebellion in fester Treue zu England hielt, daß sie die Blüthe ihrer Männer und ihres Adels nach dem Kampfsplatz fandte, um uns in der Drangsal beizustehen, und daß sie in Gottes Hand das Mittel war, uns aus der Gefahr zu retten.

Weiter laffet mich euch an Benares erinnern. Benares war das Hauptbollwerk des Brahmanenthums. Wer hat dort im Namen Englands das Regiment geführt? Es war Henry Carre Tucker, ein Mann, welchen zu nennen so viel heißt, als den Namen eines Christen zu nennen, geziert mit allen christlichen Tugenden eines christlichen Staatsmannes. Auch dort, obgleich die Gefahr kam, durfte die Gefahr doch nicht triumphiren. Und während die Gefahr am höchsten war, wer war es, der in Benares unsre Soldaten mit Lebensmitteln versorgte? Wer war es, der zu einer Zeit, da die Proviantmeister nicht im Stande waren, Lebensmittel für die Truppen herbeizuschaffen, freiwillig sich ans Werk machte und für die Verpflegung der Truppen das Nöthige reichlich aufbrachte? Es war der christliche Missionar Leupolt. Es thut mir leid, der Name ist mir wider Willen über die Lippen geschlüpft, während ich doch keine Namen nennen wollte; der liebe Bruder, der mit mir auf der Tribüne ist, möge mir vergeben. Missionar Leupolt gieng in die umliegenden Dörfer; er bat die Leute um Beistand und Lebensmittel, und die Heiden und Muhamedaner stellten sich ein und versahen ihn mit Vorräthen, die unsre Soldaten in den Stand setzten, den Kampf mit neuer Kraft aufzunehmen. Liegt nichts in dieser Thatfache, das die Leute klug machen und ihnen eine Lehre geben könnte? Will man nicht endlich einmal daraus lernen, daß nicht die Missionare es waren, die den Aufstand veranlaßten? Die Eingeborenen fürchten sich nicht vor denen, die das Evangelium offen predigen. Sie bewundern sie, sie ehren sie. Sie sagen: „Diese Männer thun ihre Pflicht, die ihnen ihr Gott auferlegt;“ und indem sie ihre Gottesfurcht bewundern, triumphirt die Menschlichkeit über den augenblicklichen Reiz zum Bösen, und sie leisten ihm Beistand in der Stunde der Noth.

Noch auf einen Vorfall möchte ich hinweisen, der im Pandfchab sich ereignete. Der Gränzposten Peshawer ist einer der schwierigsten und gefährlichsten Posten in Indien. Aber dort herrschte sichere

Ruhe während jener ganzen Schreckenszeit. Wie kam das? Weil wir dort Gott ehrten von allem Anfang an, — weil wir eine christliche Mission dort gründeten; und ich sage euch, Dr. Pfander, einer der trefflichsten und tüchtigsten Missionare, welche je nach Indien ausgesandt wurden, gieng in jener Zeit hinaus auf die Straßen von Peshäwer, wo 60—80,000 Heiden und Muhamebaner ihm gegenüber standen, und da schlug er seine Bibel auf und predigte ihnen das Evangelium von Jesu Christo. Er fürchtete nichts, sondern er wußte, daß Gott der Seinen sich annimmt. Er that seine Pflicht; und ich trage den festen Glauben in meinem Herzen und bezeuge es hier an diesem Tage, daß wir in Peshäwer unsre Sicherheit der Gegenwart einer christlichen Mission verdankten, die wie eine Bundeslade Gottes unter uns war.

Ich wende mich zu einer andern Thatfache. Unter den großen und tapfern brittischen Kriegshelden, die während jenes furchtbaren Verzweiflungskampfes vor Andern sich hervorthaten, — wen hat unser Vaterland zum Gegenstand seiner besondern Liebe und Bewunderung ausersehen? Ist Jemand in dieser Versammlung, der seinen Namen nennen will, um zu zeigen, daß ich recht habe? (Allgemeiner Ruf: „Havelock! Havelock!“) Ja, Henry Havelock! Ihn hat das brittische Volk ausersehen gleichsam als die Verkörperung seines Ideals von einem christlichen Kriegermann. Und nun laßt mich euch fragen, ob das offene christliche Bekenntniß dieses hochstünigen christlichen Helden England zur Schwächung oder zur Stärkung gerathen ist?

So berufe ich mich denn, meine Freunde, auf diese Thatfachen und Erfahrungen während der Meuterei von 1857, ich berufe mich auf unwiderlegliche Beweise, daß das Element des Christenthums, soweit es in Indien vorhanden war, für uns ein Element der Kraft und Stärke war.

Wenn ihr nicht müde seid, so will ich noch etliche andere Thatfachen und Erfahrungen aus dem Jahr 1857 — lauter Thatfachen — erwähnen; denn das ist ein Kapitel, das nicht leicht zu erschöpfen ist. Da finde ich Thatfachen, die es durch die außerordentlichsten und erstaunlichsten Vorgänge beweisen, daß Gottes Hand es ist, die die Dinge dieser Welt regiert. Unter unsern Staatsmännern giebt es Leute, die im Unklaren darüber zu sein scheinen, wer eigentlich die Welt regiert; Leute, die zu glauben scheinen, die Welt werde durch die Weisheit weltlicher Gesetzgebung regiert; die sich vorzustellen

scheinen, daß Ideen und kluge Anordnungen und Systeme und politische Staatsmaximen eine Nation gefahrlos und sicher durch die Klippen zu steuern vermögen, daß diese jegliche Gefahr abzuwenden im Stande seien, und daß sie selber nichts zu thun hätten, als nach klugen Theorien kluge Pläne zu entwerfen, und ihre Länder seien geborgen! Aber im Jahr 1857 hatten wir wahrlich unsre Rettung nicht weltlicher Weisheit und Politik und Staatsklugheit zu verdanken. Anno 1857 fanden wir, daß unsre Zuflucht Niemand anders ist, als unser Gott! Laßt mich etliche Beispiele geben.

Das englische Volk hat (1856) mit Persien Krieg angefangen. Das englische Volk war nicht Schuld daran. Persien war Schuld daran. Wir unternahmen diesen Krieg, wie ich glaube, mit gutem und gerechtem Grunde, und hatten Glück darin; wir waren eben daran, ihn zu einem gedeihlichen Schluß zu bringen; und hätten wir ihn ein klein wenig länger fortgesetzt, so wäre der ganze Zweck vollständig erreicht worden. Allein es war höchst seltsam und auffallend, daß dieser Krieg ohne erklärlichen Grund plötzlich abgebrochen wurde. Ich kenne die Umstände ganz genau. Ich rede nicht von Dingen, von denen ich nichts weiß; ich wußte genau, was die eigentlichen Zwecke des Krieges waren oder sein sollten, und ich weiß, daß diese Zwecke nicht erreicht wurden, und daß Friede geschlossen ward, ohne daß wir geschlagen worden wären, ohne daß eine Gefahr zu fürchten war, und während der gewisse und entscheidende Sieg im nächsten Bereich unsrer Waffen lag. Aber die Folge lehrte uns, warum eben jetzt Friede geschlossen werden mußte. Indien bedurfte der Truppen, die unsre Schlachten in Persien ausfochten. Bei jener Armee waren zwei Anführer — Havelock und Outram, — welche England jetzt nicht entbehren konnte. Friede ward geschlossen. Die Truppen kehrten nach Indien zurück. Jene Generale kamen ins Land und führten unsre Heere gegen die rebellischen Sipohs zum Sieg. War das nicht ein handgreifliches Eingreifen des großen Regenten der Welt?

Wiederum, das englische Volk hatte Krieg mit China. Im britischen Parlament herrschten große Bedenken und Zweifel, ob dieser Krieg auch recht und billig sei oder nicht. Ich will die Frage nicht entscheiden, obgleich ich meine eigene Ansicht in der Sache habe. Aber durch einen glücklichen „Zufall“, wie manche Leute sagen, geschah es, daß die Truppen, die in den chinesischen Krieg ausgesandt wurden, eben an den Pforten Indiens anlangten, als Indien ihrer bedurfte.

Lord Canning [Generalgouverneur in Kalkutta] reckte seinen Arm aus und zog diese Truppen nach Indien, und sie waren die ersten Hülfstruppen und Verstärkungen, die uns von Europa zukamen und uns in den Stand setzten, den überflutenden Strom der Empörung stillzustellen und zurückzudrängen. War das nicht ein Eingreifen des Regenten der Welt?

Wiederum unmittelbar vor dem Ausbruch der Meuterei war das Telegraphen-Netz, welches über die ganze Länge und Breite des indobrittischen Reichs sich ausdehnt, soeben vollendet worden. Was war die Folge davon? Als die Meuterei in Mirat ausbrach und die Rebellen nach Delhi fortzürmten, um diese uralte Residenz der muhamedanischen Kaiser in ihre Gewalt zu bekommen, da telegraphirte ein junger Bursche, dem etwas von brittischem Pflichtgefühl innewohnte — vielleicht dürfte ich sagen: christliches Pflichtgefühl; aber ich weiß es nicht, — dieser Junge saß im Telegraphenbureau in Delhi, während das Donnern der Kanonen und das Knattern der Musketen um ihn her bröhnte, und telegraphirte nach Lahore (Hauptstadt des Pandschab), daß die Rebellen angekommen seien, daß es an ein Morden aller Europäer gehe, und schloß mit den Worten einer einfachen Kindesnatur: „Wir sind dahin“ (we are off)! Nun, diese kindlich einfache Botschaft rettete den Pandschab, und ihr Alle wißet, wen wiederum der Pandschab gerettet hat. Jenes Telegram kam nemlich an Herrn Montgomery in Lahore, und er ward Eins mit Herrn McLeod und Brigadier Corbett, der die Truppen kommandirte, sofort die eingeborenen Korps zu entwaffnen. Ohne den Sipoy's Zeit zum Besinnen zu lassen, war die Entwaffnung in wenigen Stunden geschehen, und damit war für alle übrigen Theile des Pandschab das Signal zur Nachahmung gegeben. Wir (in Peshawer und anderwärts) folgten dem Beispiel und handelten mit gleich rascher Entschlossenheit; und so wurde der Pandschab gerettet. Nun aber, nachdem jener Telegraphendraht gerade noch unsrer Provinz diesen großen Dienst gethan, ward er von den Rebellen abgeschnitten. Jede Verbindung mit der obersten Reichsverwaltung war abgeschnitten; und ich halte dafür, daß wir dieser Zerstörung des Telegraphendrahts viel, sehr viel verdanken; denn nun waren wir auf uns selbst geworfen, auf unsre eigenen Entschließungen angewiesen, auf die Leute angewiesen, die wir im Pandschab hatten, und diese Leute ließen uns unter Gottes Segen nicht im Stich in der Stunde der Noth. Sir John Lawrence hat während

aller der Angstmonate von 1857 das Regiment des Pandschab selbstständig geführt, ohne von anderswoher durch verwirrende Befehle [der indischen Oberbefehlshaber] aufgehalten und gebunden zu sein.

Ein weiteres Beispiel von dem unmittelbaren gnädigen Eingreifen der göttlichen Vorsehung zu unsern Gunsten war die Haltung des ganzen Pandschab während jenes furchtbaren Verzweiflungskampfes. Ihr Alle wißt, daß der Pandschab eine unsrer neuesten Erwerbungen in Indien ist, und es war in der That nach allem menschlichen Berechnen natürlich, zu erwarten, daß das neueste Joch auch am empfindlichsten drücken werde. Aber was geschah? Der Pandschab, der von Sir Henry Lawrence regiert wurde, und von Sir John Lawrence und von Robert Montgomery und von Donald McLeod, — dieser Pandschab, unsre jüngste Eroberung, stand fest und treu in der Stunde unsrer Noth. Der Pandschab war es, der seine Truppenkorps aussandte zur Belagerung von Delhi, — er war es, dessen junge Rekruten den hochsinnigen General John Nicholson in den Stand setzten, die Mauern Delhi's zu erstürmen. Ich nenne dieß die vierte göttliche Dazwischenkunft zu unsern Gunsten.

Die fünfte finde ich in der Haltung des Königs von Kaschmir. Kaschmir gränzt (im Norden) an den Pandschab; es steht zu oberst auf der Karte von brittisch Indien. Der Herrscher dieses Landes war ein ränkesüchtiger, ehrgeiziger und gewissenloser Mann. Er besaß großen Einfluß über die ganze Sikh-Bevölkerung im Pandschab. Lange war es das Ziel seines Ehrgeizes, den Pandschab unter seine Herrschaft zu bekommen, und was hinderte ihn nun, sich an die Spitze der Pandschab-Bevölkerung zu stellen, die Fahne der Empörung zu erheben und die Masse gegen uns aufzustacheln? Aber er that es nicht. Er widerstand der lockenden Versuchung. Wer nur auf menschliche Ursachen steht, könnte sagen, er habe aus selbstsüchtigem Interesse so gehandelt. Allein in einem Augenblick, wo nationale Vorurtheile und nationale Antriebe in der Waagschale liegen, pflegt man in Indien nicht nach Vernunftgründen zu handeln. Man läßt sich von den augenblicklichen nationalen Impulsen bestimmen und fortreißen; man zieht das Schwert, ohne lange abzuwägen, obs gelingen werde oder nicht. Aber der König von Kaschmir blieb fest und treu, und sandte Befehl an seine Truppen, Sir John Lawrence zu unterstützen. War das nicht ein göttliches Eingreifen zu unsern Gunsten?

Ein anderes Beispiel dieser Art finde ich in dem Verhalten der

Afghanistan. Meine Freunde, vielleicht sind Manche in diesem Saal, deren Herz noch heute blutet über die Verluste, die sie im Kreis ihrer nächsten Angehörigen und Freunde erlitten haben beim Afghanistankrieg in den Jahren 1840 und 1841. Viele unter uns werden zu verstehen im Stande sein, daß seit jenen Jammertagen zwischen dem Afghanistan-Volk und der brittischen Nation eine entschiedene Feindschaft, eine tiefe Erbitterung geherrscht haben muß. Sie herrschte von der Beendigung des Afghanistankriegs an bis zum Jahr 1853. Dann aber trat eine veränderte Stimmung bei unsrer Regierung ein. Unsrer indobrittische Regierung, angetrieben durch eine dunkle Vorahnung kommender Ereignisse, reichte den Afghanen die Hand der Versöhnung. Sie that jetzt, was sie schon seit 1840 hätte thun sollen. Schon damals hätte sie, statt den Schah Schudschah, den das Afghanistan-Volk von sich gestoßen, aus seiner Verbannung mit Gewalt nach Afghanistan zu führen und auf den dortigen Thron einzusetzen, — statt dessen hätte sie schon damals den Dost Mohammed Khan, diesen selbst-erwählten Liebling des Volkes und rechtmäßigen Herrscher, sich zum Freunde machen sollen. Was die indobrittische Regierung im J. 1840 zu thun versäumte, das that sie im J. 1854. Sie reichte dem Dost Mohammed Khan die Freundeshand. Das Bündniß wurde im Januar 1857 erneuert, — nur drei Monate vor dem Ausbruch der indischen Meuterei. Anlaß zu dieser Bundes-Erneuerung gab der Umstand, daß Dost Mohammed eben von Persien her mit Krieg bedroht war. England sagte zu dem Afghanistan-Khan: „Deine und unsre Sache ist Eine; wir wünschen, daß Du Afghanistan behaltest; es liegt uns daran, Dir zu zeigen, daß dieß unsre Politik ist. Du bist von einem Feinde bedroht; um Dich nun in den Stand zu setzen, wollen wir Dich kräftigst unterstützen und zahlen Dir monatlich 10,000 Pfd. Sterling Hülfsgelder. Auch sind wir bereit, Dir Flinten zu verschaffen, um diese Truppen zu bewaffnen.“ Die Flinten wurden wirklich geliefert, und von unsrer Seite ward Alles gethan, um ihn in der Gefahr zu unterstützen. Und zu welcher Zeit geschah dieß? Zu einer Zeit, wo kein drohendes Wölkchen an unfrem indischen Horizont stand. Wir thaten's in einem Augenblick des Stolzes und der Sicherheit, wo es Niemand einfallen konnte, uns einen selbstsüchtigen Zweck zu unter-schieben. Nicht drei Monate waren nach diesem Bundesabschluß ver-gangen, so brach die indische Rebellion los. Was wäre unsre Lage gewesen, wenn wir noch die ungöttliche und unchristliche Politik des

ersten Afghanenkriegs festgehalten hätten? Was wäre unsre Lage gewesen, wenn Dost Mohammed Khan, der tüchtige, schlaue und ehrgeizige Herrscher von Afghanistan, den Rath angenommen und befolgt hätte, der ihm täglich und fründlich damals gegeben ward? — wenn er den grünen Turban des Propheten um seine Stirne gewunden, die Fahne Muhameds entfaltet und die Horden Central-Asiens herbeigerufen hätte, um das Reich der Ungläubigen [Engländer] zu überfluten und sie aus Asien hinwegzufegen? Hätte er solchen Ruf an die Völker ergehen lassen, sie wären ihm freudig gefolgt, und eine unwiderstehliche Heeresflut von Tataren hätte die Ebenen überschwemmt, hätte den Pandschab und ganz brittisch Indien vor sich her ausgefegt und die Engländer wären in die See geworfen worden. Wahrlich, jenes Freundschaftsbündniß mit Afghanistan, — es war ein gnädiges retten-des Dazwischentreten Gottes zu unsern Gunsten!

Weiter sehe ich die Hand Gottes in der Haltung der Fürsten Indiens selbst. Wer Indiens Geschichte indirt hat, der weiß, daß unser Siegeslauf in jenem Lande uns über die Häupter der eingeborenen hohen Aristokratie hinwegführte. Es war nicht anders zu machen. Ein Glück wäre es für uns gewesen, hätten wir die eingeborenen Fürsten und Volkshäupter an unser Interesse zu knüpfen vermocht. Aber das war ein schöner Wunsch, dessen Ausführung unendlich schwer war. Die Großen des Landes wollten uns nicht entgegenkommen; sie widerstanden uns, und nach dem Recht der Nothwehr entsetzten wir sie ihrer Stellen und Würden. Wenn es nun irgend eine Klasse in der Bevölkerung Indiens gab, von der wir in der Stunde der Gefahr mit gutem Grund Feindseligkeiten hätten erwarten können, so waren es die abgesetzten Fürsten und Großen des Landes. Aber wie haben sie sich benommen? Da und dort fanden wir Einen, der sich wider uns erhob; hie und da fand sich ein Schurke, wie der Nana. Aber als allgemeine Regel steht es fest, daß die Großen Indiens um das brittische Panier sich schaarten. Es ist allerdings, wenn man auf sekundäre Ursachen sein Auge richtet, leicht zu sagen, daß unsre Sache auch die ihrige war, daß der Kampf von 1857 ein Kampf der Ordnung gegen die Anarchie, ein Kampf der Armeen gegen die Regierungen war, und daß die eingeborenen Fürsten wohl einsahen, daß, wenn die starke indobrittische Regierung irgend einer eingeborenen Armee unterliegen würde, es für eine schwächere untergeordnete Regierung gleichfalls unmöglich wäre, sich zu halten. Glau-

benslose Menschen werden damit das Verhalten der eingeborenen Fürsten erklären wollen. Aber wo es große Verzweiflungskämpfe gilt, pflegt man nicht dergleichen vernünftige Erwägungen anzustellen, und ich meines Theils kann mir die Sache nur dadurch erklären, daß ich sage, der König aller Könige hat solches den Fürsten Indiens ins Herz gegeben.

Wiederum finde ich eine andere staunenswerthe Thatsache. Ich finde, daß das Volk von Indien auf unsrer Seite stand. Und wie viel will das sagen? Da standen 180, wenn nicht 200 Millionen Heiden und Muhamedaner, — Fremdlinge für uns nach Abstammung, nach Sprache, nach Religion; sie schwarz und wir weiß; sie Heiden und Muhamedaner, und wir Christen; sie die Unterworfenen und Besiegten, und wir die Sieger, — und doch diese 200 Millionen standen auf der Seite ihrer Ueberwinder! Muß man den Leuten erst Brillen leihen, um eine so große Thatsache wie diese lesen zu können? — Sehe ich auch hier auf sekundäre Ursachen, so muß ich mit Stolz und Dankbarkeit das Verhalten der alten Ostindischen Compagnie anerkennen, die nun verschwunden ist, wenn auch nicht ohne einen gewissen Schimmer der Ehre. Um ihre untergehende Sonne lagert sich ein heller Strahlenglanz; und obschon es kein Glanz christlicher Würde sein mag, so ist es doch die Glorie edler Humanität. Wenn es je eine Regierung in der Geschichte gab, der es von Anfang bis zum Ende ernstlich um das Wohl ihres Volkes zu thun war, so glaube ich, war es die Regierung der Ostindischen Compagnie. Und es war billig und gerecht, daß sie den Lohn ihrer Anstrengungen ernten sollte. Es war billig und gerecht, daß das Volk von Indien, als es den Kampf mit ansah, der entbrannt war, als es die nationalen Helden des Landes, die Helden der indischen Kriegerkaste ringen sah um Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, — ja, es war ein glänzender Lohn für die Ostindische Compagnie, daß das Volk von Indien zurücktrat und sagte: „Wir haben keinen Theil an dieser Sache. Wir hassen wohl die Religion unsrer Ueberwinder, aber sie haben unsre persönliche Freiheit, unser Eigenthum, unser Leben, unsre Weiber und unsre Kinder beschützt; sie sind wenigstens gerecht gegen uns gewesen, und wir wollen's nicht mit denen halten, die wider sie sind.“ Allein so unläugbar auch diese Thatsachen sind, so weise ich doch diese Erklärung entschieden von mir. Mein Glaube, meine Ueberzeugung ist es, daß allein der Herr der Heerschaaren, der Lenker der

Schlachten es ist, der dem Volke Indiens, — diesem Volke, das uns mit seinen Turbanen hätte ersticken können, — es ins Herz gab, zurückzutreten und die handvoll Engländer zu verschonen.

Endlich laßet mich eure Aufmerksamkeit noch auf die Thatsache lenken, daß, obgleich dieser Kampf zwei Jahre lang wüthete, dennoch von Anfang bis zum Ende nicht ein einziger Mann aus der Mitte der Rebellen aufstand, der sie zum Siege zu führen verstand. In früheren Stürmen stand uns ein Heider Ali, ein Tippu Sahib gegenüber, und wir fanden damals, daß der Muth der Eingeborenen dem unsern nicht nachstehe. Wir haben es erlebt, daß eine asiatische Armee mit einem tüchtigen asiatischen Führer an der Spitze wahrlich kein Kinderspiel ist; und wäre im Jahr 1857 auch nur Ein Heider Ali, nur Ein Tippu Sahib aufgestanden, ich stünde wahrscheinlich nicht hier, euch die Geschichte zu erzählen. Nein, wir wären verloren gewesen, und keine menschliche Macht hätte uns aus dieser Noth zu retten vermocht. Das aber sage ich: wenn in diesen zwei Jahren nicht ein einziger tüchtiger Heerführer unter den Rebellen aufstand, so haben wir dieß allein Dem zu danken, der die Herzen lenkt, und der für gut fand, ihren Rath zu nichte zu machen.

Meine Freunde, das sind wunderbare Dinge. Darin vernehmen wir die Stimme Gottes. Und was sagt uns diese Stimme? Sagt sie: Ihr habt Fehler gemacht in eurer Verwaltung? Sagt sie: Verbessert eure verkehrten Geseze; verbessert das, was in eurer Politik unhaltbar ist? Sagt sie: Entwaffnet das Volk, wenn ihr Meister im Lande bleiben wollt? Sagt sie: Machet jene Festungen dem Boden gleich, in welchen die Rebellen eine Zuflucht fanden, und die euch nur Noth bereiten, wenn's zum neuen Kampfe kommt? Sind das die Lehren, welche jene Stimme uns hören läßt? Nein, meine Freunde! Vielmehr sagt sie uns: „Indien ist das euch anvertraute Gut. Ich bin der Herr der Welt. Ich theile Königreiche aus, wem Ich will. Indien habe Ich in Englands Hände gegeben. Aber Ich gab es euch nicht bloß zu eurem Vortheil. Ich gab es euch zum Heil von 180 Millionen meiner Geschöpfe. Ich gabs euch, denen Ich zuvor das Beste gegeben, was ein Mensch besitzen kann, — die Bibel, die Erkenntniß des allein wahren Gottes. Ich gab euch Indien, damit ihr das Licht und die Erkenntniß der Wahrheit jenen meinen heidnischen Geschöpfen mittheilen sollt. Ihr aber seid der Aufgabe, die Ich euch gegeben, nicht nachgekommen. Ihr habt Indien zu eurem

eigenen Vortheil regiert, und deshalb hab' Ich euch gezüchtigt. Ich habe euch in eurem Stolz gedemüthigt; Ich habe euch bis in den Staub gelegt; Ich hab' euch bis an den Rand des Verderbens gebracht. Aber Ich habe eure Verschuldungen vergeben. Ich habe euch wieder aufgerichtet und erhöht. Wo keine sterbliche Hand euch mehr retten konnte von den Folgen eurer eigenen verkehrten Politik, da bin Ich, der Gott, den ihr beleidigt habt, euch zu Hülfe gekommen. Ich habe euch wieder emporgehoben, und Ich sage dir, England, daß Ich noch einmal dieses Volk deiner Pflege anvertraue. Ich sage dir, daß ich es noch einmal mit dir versuchen will; aber ich sage dir auch, nimm eine Warnung an dem Vergangenen!"

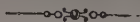
Ja, meine Freunde, laßt uns eine Warnung nehmen. Und nicht bloß das, — laßt uns auch Muth fassen. Es ist nicht die Sprache des Fanatismus, welche zu uns sagt: Verchristlicht eure Politik. Es ist die Sprache gesunder heilsamer Weisheit, — es ist die Sprache der Erfahrung. Ich spreche es zuversichtlich aus: die christliche Politik ist die einzige Politik, die da Hoffnung hat auf Erfolg. Bis dahin haben wir eigentlich in Indien in den Tag hinein gelebt ohne irgend eine Politik überhaupt; wir haben von der Hand in den Mund gelebt. Nun aber in dieser letzten Stunde bedürfen wir einer Politik, und eine gesunde zukunftsreiche Politik können wir allein darin finden, daß wir kühn auftreten und unser Regiment zu einem christlichen machen.

Was ist denn nun unsere Aufgabe? Wohlan, laßt uns, laßt einen Jeglichen in seinem Kreise, Männer und Frauen, unsere Freunde bearbeiten. Laßt uns unsere Stimmen abgeben. Hat irgend Einer von uns einen Sitz im Parlament, so thue er den Mund auf und rede, was er für das Rechte und Wahre hält. Laßt uns nicht Menschen fürchten. Laßt uns thun, wie Wilberforce that; laßt uns unsere Stimme erheben im Rath der Nation, und jenen Leuten, die da ohne Gott Gesetze machen wollen, frei ins Angesicht sagen, daß Völker und Parlamente nur in Gott die wahre Sicherheit finden.

Ihr wißt, meine Freunde, daß es zwischen uns und dem indischen Volke vor Allem eines Bindeglieds bedarf. Wir sind durch unsere Religionen scharf von einander geschieden. Zwischen den beiden Volksrassen besteht keine Verschmelzung. Es ist nichts da, was Beide mit einander verknüpfe und unsere beiderseitigen Interessen verschmelze. Wir sind durch eine Kluft von einander getrennt, — der Heide auf

der einen, der Christ auf der andern Seite, — und unsre weltförmige Politik bietet nichts dar, um die Kluft zu überbrücken. Wir werden das Einigungs- und Bindeglied nur finden im Christenthum. Wenn wir Einen Menschen christianisiren, so haben wir Einen Freund gewonnen. Haben wir eine Rasse christianisirt, so haben wir eine Armee gewonnen. Christianisiren wir eine Provinz, so haben wir eine Regierung begründet. Christianisiren wir eine Nation, so haben wir ein Reich geschaffen. Lasset uns im Auge behalten, daß der Krieg von 1857 eine jener großen Geburtswehen ist, unter denen neue Zeiten ausgehoren werden. Für uns ist im Jahr 1857 eine neue Aera angebrochen, und umsonst ist der Versuch, zur alten Ordnung der Dinge zurückkehren zu wollen. Wir können das nicht, auch wenn wir's wollten. Die Regierung Indiens ist auf die Krone Englands übergegangen. Alles, was in Folge dieser Veränderung geschieht, dient nur dazu, England und Indien enger mit einander zu verknüpfen. Unser Handel, unser ganzes Finanzwesen und der neue Minister [Wilson], der kürzlich nach Indien gesandt ward, um die Finanzen zu ordnen, — Alles bringt uns näher und näher zusammen. Das Volk von Indien selbst ist aufgewacht. Seine Blicke, seine Hoffnungen sind nicht auf seine eigenen Könige und Fürsten gerichtet. Der Zielpunkt ihrer Hoffnungen liegt jenseits der Gränzen ihres Landes. Sie schauen hinüber nach Europa. Sie verstehen, was europäischer Krieg, was europäische Allianzen bedeuten. Sie verstehen, was in Rußland, in Frankreich, in Konstantinopel vorgeht. Sie sehen nun ein, daß Asien und Europa untrennbar mit einander verknüpft sind. Der orientalische Gedankenkreis erweitert sich, und ihr könnet seinen Fortschritt nicht hemmen, was ihr auch versuchen mögt.

Fraget ihr mich, was uns sicherstellt für die Zukunft, und' soll ich euch angeben, was die wahrhaft gefahrlose und heilbringende Politik für unsere Regierung in Indien sei, so antworte ich: eine Allen zugängliche, Allen offene Bibel. Führt sie in euren Schulen ein. Steht ehrlich da als eine christliche Regierung. Folget dem hochsinnigen Beispiel eurer Königin. Bekennet euch im Angesichte des indischen Volkes als eine christliche Nation, wie Ihre Majestät die Königin sich als eine christliche Königin bekannt hat. Damit werdet ihr nicht bloß sie, sondern euern Gott ehren, und ihr werdet erfahren, daß darin allein die wahre Sicherheit zu finden ist.



Missions-Zeitung.

Ehegesetz für die eingebornen Christen in Indien.

Bekanntlich ist es unter den Eingebornen Indiens Sitte, daß die Ehe, wenn ein Theil zum Christenthum übertritt, als aufgelöst betrachtet und weder nach den Hindu- noch nach den muhamedanischen Gesetzen länger als rechtlich bestehend anerkannt wird. Dem heidnisch gebliebenen Theil steht es also vollkommen frei, sich wieder zu verheirathen. Der Christlich gewordene Ehegatte aber ist bisher im Verhältniß zu seiner heidnisch gebliebenen Gattin in einer höchst ungünstigen Lage gewesen. Sie betrachtete ihn als todt; er aber, als Christ unter der christlichen Ehegesetzgebung Englands stehend und durch dieselbe gesetzlich noch an seine Gattin gebunden, war gezwungen, sich noch immer als ihren Ehegatten anzusehen, und konnte sich in keiner Weise anderweitig verheirathen. Denn er mußte fürchten, nach dem englischen Eherecht wegen Bigamie (Doppelheirath) gerichtlich verfolgt zu werden. Es ist klar, wie in dieser Stellung des christlichen Gatten für den Fortschritt des Christenthums in Indien eine bedenkliche Schranke liegt. Dieser Ungleichheit der Rechtszustände soll nun, wie die Berichte aus Indien sagen, abgeholfen werden. Es ist nämlich im gesetzgebenden Rath in Kalkutta von Sir Charles Jackson der Vorschlag eingebracht und mittlerweile wohl zum Gesetz erhoben worden, daß den bekehrten Eingeborenen das Recht der Wiederverheirathung gesetzlich zustehen soll. Freilich ist bei einem Ge-

setz, welches den zum Christenthum Uebertretenden diese Erlaubniß gewährt, ein Doppeltes im Auge zu behalten. Einerseits muß dadurch jenes Verhältniß zwischen zwei Ehegatten, das den einen Theil seiner Pflicht entläßt, den andern fortdauernd an dieselbe bindet, beseitigt werden; denn ein solches Mißverhältniß verstößt, wie gegen das natürliche Rechts- und Billigkeitsgefühl, so gegen den Sinn und das ausdrückliche Wort des Evangeliums (1 Kor. 7, 15). Andererseits ist bei der Fassung des Gesetzes vorzusehen, daß die Aussicht auf die Möglichkeit, der Ehe und des Gatten loszuwerden, nicht am Ende für Manche zu einer Lockung und Veranlassung zur bloß äußerlichen Annahme des Christenthums werde. So ist denn auch jener Entwurf so gefaßt, daß die Erlaubniß der Wiederverheirathung möglichst vor Mißbrauch geschützt werden soll. Der christliche Theil muß einer Wartezeit von vier Jahren, und wenn die Ehe kinderlos ist, von zwei Jahren sich unterziehen, ehe seine Ehe bei fortgesetzter Weigerung des heidnischen Theils, sich dem verlassenen Ehegatten wieder anzuschließen, für aufgelöst erklärt wird; jenem fällt überdies die Bezahlung aller gerichtlichen Kosten zu. — Für die socialen Verhältnisse Indiens ist diese Wartezeit von vier, beziehungsweise zwei Jahren noch immer eine viel zu lange. Doch auch in dieser Fassung wäre die Aenderung in der Ehegesetzgebung ein Fortschritt; und

nachdem der Anfang einmal gemacht ist, wird derselbe gewiß nur ein Uebergang sein zu einer in nicht ferner Zeit für nöthig und thunlich befundenen Herabsetzung jener Frist. Für das Christenthum in Indien ist es aber nicht unwichtig, daß die Stellung der eingeborenen Christen im socialen Leben vor dem Gesetz nicht eine ungünstigere sei, als die der Heiden und Muhammedaner.

Missionsliteratur.

Nacht und Morgen. II. Erzählungen aus der Missionsgeschichte der alten Kirche. Herausgegeben von Gustav Leonhardi, Diakon zu Waldburg u. Leipzig, Verlag von Ernst Bredt. 1860.

Das erste Bändchen von demselben Verfasser und mit dem gleichen Haupttitel ist früher erschienen und hat mit Recht eine günstige Aufnahme und weite Verbreitung gefunden. Ob diesem II. Bändchen dieselbe Aufnahme widerfahren werde, steht zu erwarten. Es enthält in ansprechender Form, guter Ordnung und würdiger Sprache Erzählungen aus der Missionsgeschichte der ersten 6 bis 8 Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung. Die Nachtseite des Heidenthums, der Zug des Sehns nach Erlösung, der auch durch das heidnische Alterthum gieng, die Aufnahme, die das Evangelium da und dort fand, und die erneuernden Wirkungen, die es auf einzelne Seelen und ganze Gemeinwesen hervorbrachte, — das Alles wird in abgesonderten kurzen Schilderungen dem Leser vor die Augen geführt. Der Reichthum des Stoffes zur Belehrung und Erbauung ist unzweifelhaft sehr groß, und es ist gut, daß die Neuzeit immer wieder erfahre, was die Väter der Kirche einst erlebt, gethan und erduldet haben. Wir wünschen dem Büchlein überall freundlichen Willkomm und weite Verbreitung.



J. DOWNSTON

Szene aus dem Aufstand der Santhels.

Der Bauern-Aufstand in Bengalen.

1. Rückblicke auf die Santhals.

Im Laufe der letzten fünf Jahre hatte die brittische Regierung in Bengalen nicht weniger als vier Aufstände zu bekämpfen: zwei Militär-Revoluten und zwei Bauern-Erhebungen. Von jenen war der erste jener furchtbare Ausbruch der eingeborenen Sipahi-Armee im Jahr 1857; der zweite hatte die europäischen Regimenten selbst ergriffen, als im Jahr 1859 die Regierung Indiens an die Krone Englands übergieng und somit die bisherigen Compagnie-Truppen in den Dienst der Königin einzutreten hatten. Die Regierung der Königin versäumte und verweigerte es, diesen Truppentheilen neues „Soldatengeld“ zu gewähren, ungeachtet sie als geworbene Soldaten rechtmäßiger Weise nicht ohne neue Anwerbung, und somit nicht ohne neues Verbegeh von einem Herrn an den andern konnten übertragen werden. Entschlossene Verweigerung des Gehorsams und eine bedenklich drohende Haltung auf ihrer Seite nöthigte die Regierung, einen Compromiß mit ihnen einzugehen, und 10,000 Mann mußten auf Kosten der Krone nach Europa zurückgebracht werden, zu einer Zeit, wo sie in Indien so nöthig gewesen wären.

Wenn diese beiden Militär-Revoluten uns in erschreckender Weise den unterhöhlten Boden zeigen, auf dem die englische Herrschaft in Indien steht, so haben uns die beiden Bauern-Aufstände der letzten fünf Jahre von einer andern Seite her die Gefahr enthüllt, von welcher England auf indischem Boden unaufhörlich bedroht ist. Wir meinen den blutigen Aufstand der Santhals im Jahr 1855, und die neue bedenkliche, obwohl rasch unterdrückte Erhebung der Rayats oder Ackerbauern gegen die Indigopflanzer im Krischnagor-Distrikt und andern

Gegenden. Die Bewegungen unter der ackerbauenden Bevölkerung Indiens sind in mehr als Einer Beziehung überaus wichtig für den Fortgang oder Stillstand der Mission. Denn einestheils bildet ja diese Klasse den breiten massenhaften Grundstock der ganzen Bevölkerung des Landes, und von ihrem Verhalten zum Christenthum hängt das endliche Loos Indiens ab. Anderentheils ist bis jetzt ja hauptsächlich aus diesem Stande der eigentliche Kern unsrer Missionsgemeinden erwachsen. In den Provinzen von Tinnevely und Travankor im Süden der Halbinsel, auf unsern Baslerstationen im Malabar- und Cänara-Lande, in den Distrikten von Krishnagor und Nubdea in Bengalen, — überall sind es vor Allem die Bauern, welche den Hauptbestandtheil der Christengemeinden ausmachen, und aus ihnen rekrutirt sich noch immer die indische Missionskirche in vorherrschender Proportion. Es leuchtet ein, daß Alles, was die ackerbauende Bevölkerung Indiens bewegt, auch sofort die folgenreichsten Rückwirkungen auf die Mission ausüben muß. Während eine Militär-Revolution, wie die von 1857, fast wirkungs- und spurlos an der untern Volksklasse vorübergeht, muß ein Bauern-Aufstand den eigentlichen Lebensnerv der Mission gefährdend berühren.

Die Verhältnisse und Zustände der indischen Rayats oder Bauern sind aber in der deutschen Missionswelt entweder noch sehr wenig bekannt, oder wenig beachtet. Es kann deshalb nur lehrreich sein, wenn wir denselben hier unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Die neuesten Vorgänge in Bengalen geben uns hiezu willkommenen Anlaß. Gedenken wir jedoch zuerst des Aufstands der Santhals, der vor fünf Jahren so großes Aufsehen erregte, und dessen Charakter einige Ähnlichkeit hat mit den neuesten Ereignissen in den Indigo-Distrikten von Nieder-Bengalen.

Quer durch die Mitte Indiens, von dem Golf von Cambay an im Westen, bis an den untern Lauf des Ganges im Osten, fast parallel mit der nördlichen Gränzmauer des Himalaya, zieht sich die langgestreckte Kette der Bindhya-Gebirge; zwischen ihnen und dem Himalaya breitet sich das üppige breite Gangesthal aus. Den äußersten Ostpunkt der Bindhya-Kette aber bilden die Nadschamehāl-Berge, welche unmittelbar an die fruchtbaren Ufer des Ganges abfallen. Zerflüßet, von vielen tiefen Schluchten und Thalgründen durchfurcht, mit jähen dichtbewaldeten Abhängen gegen die Ebene abfallend, und am Fuß umgeben mit einem Gürtel feuchten Urwalds, der Behausung

der Tiger und Leoparden und dem Treibhaus tödtlicher Fieber, beherbergt diese Bergregion eine Reihe von Völkerschaften, die eben so sehr durch Abstammung und Körperbildung, als durch Sprache, Sitte und Religion sich von der Hindu- und Muselman-Bevölkerung der Ebene wesentlich unterscheiden. Wenn nicht Alles täuscht, so sind diese Bergvölker die Ueberreste der Ureinwohner Indiens, welche den brahmanischen und mongolischen Eroberern weder in leidendem Gehorsam sich unterwerfen, noch durch freiwilliges Eingehen in ihre höhere Bildung mit ihnen sich verschmelzen wollten. Während viele ihrer Brüder diese beiden letzteren Wege einschlugen, — woraus im ersteren Falle die Parias oder kastenlosen Auswürflinge, im letzteren besseren Falle die niedern Hindukasten entstanden, — zogen es die jetzigen Bergvölker des Hindhya-Gebirgs vor, ihre Freiheit und altväterliche Sitte durch die Flucht in die unwegsamen unwirthlichen Gebirge zu retten. Dort bilden sie heute noch, rings umgeben von einem üppigen und bedeutenden Culturvolke, ein inselartig abgeschlossenes, selbstständiges, in viele Stämme zertheiltes Geschlecht mit uralten primitiven Feudalzuständen, ohne Kaste, ohne brahmanischen Götterdienst, mit eigener Volksitte und einem gewissen elenden Fetischdienste. Die Kohls (Coles), unter denen die Goshner'schen Missionare im Klein-Nagpur-Distrikt so reiche Ernte gefunden haben, die Bhils, von denen unsre Zigeuner stammen sollen, die Khunds, deren blutige Maria-Opfer bekannt sind, die Buhāris auf den Nadschamehāl-Bergen, — sie Alle sind Theile jener Gebirgsvölker.

Die letzteren, die Buhāris, waren es zuerst, mit denen die Britten in Berührung kamen. Vergebens hatten in früheren Jahrhunderten die Hindu-Fürsten der Ebene und nach ihnen die muhamedanischen Eroberer es versucht, dieses wilde, kräftige und gefährliche Bergvolk zu überwinden und zu zähmen. Hinter der Fieberregion ihrer Wälder und Sümpfe, in den Schluchten und auf den Bergkuppen waren die Buhāris vor jedem Feinde sicher, während sie selbst nicht selten jähe Raubzüge in die Ebene machten und reiche Beute mit sich fortzuschleppten. Was aber der Waffengewalt der früheren Herren der Fruchtebene nicht gelang, das schien dem weisen und milden Verfahren eines Britten zu gelingen. Um's Jahr 1780 wurde die Verwaltung jener Gegenden einem jungen Manne, dem Engländer Cleveland anvertraut, einem Manne, der ganz besonders dafür begabt schien, ein so unruhiges wildes Volk zu gewinnen und in ge-

ordnete Geleise einzuführen. Kaum hatte er sein Amt angetreten, so begab er sich allein und unbewaffnet, nur von einem oder zwei Knechten begleitet, mitten unter die Puhāris, gewann ihr Vertrauen durch Offenheit, Güte und Herzlichkeit, nahm einige von ihnen in seine Dienste, lernte ihre Sprache, theilte hin und wieder den Fleißigen und Ordentlichen Geschenke aus, bewirthete jeweilen Hunderte auf einmal bei festlichen Gelegenheiten, setzte den tüchtigsten Häuptlingen kleine regelmäßige Pensionen aus und knüpfte durch dieß Alles ihre Liebe und ihr Vertrauen immer fester an sich. Noch mächtiger wirkte auf dieses Naturvolk der kräftige Schutz, den er allen Bedrückten zu Theil werden ließ. Viele von ihnen hatten sich als Knechte und Tagelöhner an die Semindare oder großen Grundbesitzer der Ebene verdingt; Andere hatten von denselben größere oder kleinere Grundstücke in Pacht genommen, um sie zu bebauen; ganze Gemeinwesen kauften oder borgten von den Semindaren Getreide oder nahmen Vorschüsse an Geld von ihnen auf. Aber eben diese Semindare häuften auf die Unglücklichen, die durch solche Umstände in Abhängigkeit von ihnen gekommen waren, alle Art von Ungerechtigkeit und Mißhandlung. Die Puhāri-Pächter wurden bis aufs Blut ausgefogen, die Schuldner mit unerschwinglichen Zinsen belastet, die Zahlungsunfähigen aufs schändlichste gequält und geplündert. Daraus entspannen sich von Seiten der zur Wuth gereizten Bergvölker eben jene bitteren, blutigen Raub- und Rachezüge, welche so oft der Schrecken der Ebene gewesen waren. Jetzt war es Cleveland, der hier schützend und schirmend ins Mittel trat. Er strafte mit schneller und fester Hand alle Gewaltthat und Ungerechtigkeit der Semindare, stellte die schamlosen Mißbräuche in den enormen Pachtsteuern und Wucherzinsen ab und trat, wo er konnte, als Freund und Vater für die vielmißhandelten Bergvölker ein. Die Wirkung dieser trefflichen Maßregeln war in wenigen Jahren überall sichtbar. Die Puhāris fiengen menschlich zu leben an. Sie nahmen von ihrem treuen Freund und Beschützer, der ihre Feinde so unnachsichtlich strafte, auch für sich selbst bereitwillig jede Zucht an, ließen ohne Widerstreben böse Mißbräuche in ihrer eigenen Mitte abstellen, wurden zuverlässige Postboten und Straßenwächter auf den Wegen ins Unterland, vertrugen sich im Frieden mit den Bewohnern der Ebene und standen fest und treu zur brittischen Regierung. Ja, Cleveland bildete aus ihrer Mitte ein prächtiges Regiment von Bogenschützen, die er später in bestem Vertrauen mit Feuerwaffen versah,

und trotz allen Einsprachen und Warnungen der Semindare stellte er einen ihrer tüchtigsten Häuptlinge als militärischen Führer an die Spitze des Korps, — einen Mann, Namens Dschaura, der sich nachmals bis ans Ende seines Lebens als einen tapfern, energischen und treuen Offizier der brittischen Regierung erwies und in manchem Kampfe Vorbeeren erntete.

Die Buhäris sind von mittlerer oder eher kleiner Statur, aber ausnehmend wohl gebaut, mit breiter kräftiger Brust, langen muskulösen Armen, hellfarbiger als die Bengalesen, aber nicht so schön als diese, mit breiten Gesichtern, kleinen Augen und breitgedrückten Nasen. Ihr Gesichtsausdruck ist fröhlich und lebhaft, dabei intelligent; ihren Weibern ist eine gewisse berbe Munterkeit eigen, die den Frauen des Unterlands fehlt. Sie sind nicht, wie dieß bei den Hindu's der Fall ist, gezwungen, in früher Kindheit zu heirathen, und sollen im Allgemeinen als Frauen keusch und fleißig sein. Die Männer sind musikalisch und geben treffliche Pfeifer in der Armee. Es ist eine zuverlässige und tapfere Klasse, ausgezeichnet zum Kriegsdienst, ungehindert durch Kastenordnungen, unverdorben durch eine verkehrte entnervende Civilisation.

Cleveland ermunterte sie, die Erzeugnisse ihrer Berge ins Unterland zum Verkauf zu bringen, richtete regelmäßige Märkte in den ihnen nächstgelegenen Dörfern ein und gestattete nur den eingeborenen Häuptlingen, Semindare zu werden, d. h. größere oder kleinere Grundstücke an Unterpächter auszuleihen. Auch das geistige Wohl seiner Buhäris vergaß er nicht. Er gründete eine Schule und sammelte die Jugend zum Unterricht in allerlei nützlichen Dingen. Andere noch weiter gehende Pläne bewegten seine Seele. Wie wunderbar, daß ein Mann, wie Cleveland, so frühe schon von seinem segensreichen Werke in die Ewigkeit abgerufen ward! Er starb schon im Jahr 1784 im 29. Jahre seines Lebens, ein Opfer des Sumpffiebers. Aber noch heute steht auf einem grünen reizenden Hügel der Radschamehāl-Berge das kleine unscheinbare Monument, das die Gebirgshäuptlinge gemeinschaftlich mit den Semindaren der Ebene — denn auch diese ehrten in ihm trotz seiner Strenge einen Vater — auf eigene Kosten errichtet haben.

Wir sind länger bei diesem frühesten Versuch, die Bergvölker von Radschamehāl zu civilisiren, verweilt. Denn sie zeigen uns die einzig richtige Spur, auf welcher ein glückliches Ziel zu erreichen war. Daß

Cleveland, wenn er in späteren Zeiten gelebt hätte, auch die Mission zu Hülfe gerufen haben würde, ist kaum zu bezweifeln. Hat er doch durch die Gründung von Schulen selbst einen rechten Missionsanfang gemacht. Ach, daß die brittische Regierung, und daß die Männer, die sie ihm zu Nachfolgern gab, von dem jungen Cleveland die rechte Staatsweisheit gelernt hätten!

Zwar wurde die Aufmerksamkeit der Freunde des Christenthums frühe schon auf die Bewohner der Nadschamehāl-Berge gelenkt. Vierzig Jahre nach Cleveland's Tod (1825) kam in Bhagelpur, einer Stadt am nördlichen Abhang des Gebirgs, Missionar Christian, ein Deutscher von Geburt, an und widmete sich fast ausschließlich den Buhāris, deren Sprache er rasch erlernte und deren Liebe und Achtung er nach kurzer Zeit sich erwarb. Allein die Schwierigkeit der Verhältnisse, insbesondere die tödtliche Gefahr des Fiebers gestattete ihm nur während dreier Monate des Jahrs den Aufenthalt in den Bergen, und dieser Mangel konnte dadurch nicht ersetzt werden, daß ihm viele Bergbewohner ihre Kinder anzuvertrauen bereit waren, um sie in Bhagelpur zu unterrichten und zu erziehen. Noch schmerzlicher aber war, daß Christian schon nach zwei Jahren dem Sumpffieber erlag. Er starb am 15. Dez. 1827 im 31. Lebensjahre, und wenige Wochen nachher folgten ihm seine Gattin, seine drei Kinder, der eingeborene Katechist und sieben Knechte, die zu seinem Haushalt gehörten. Ein einziger Grabstein bezeugt noch heute die erschütternde Thatsache, daß eine ganze Missionsfamilie — dreizehn Glieder an der Zahl — in wenigen Wochen ins Grab sank.

Abermal vergingen zwanzig Jahre, ehe die christliche Kirche der Bergvölker von Nadschamehāl und des Werks in Bhagelpur gedachte; und abermals war es ein Mann deutscher Zunge, der dann als Bote des Friedens dort erschien. Es war Hurter von Schaffhausen, ein ebenso kräftiger Geist als eine rüstige ausdauernde Natur. Er stand mit keiner Missionsgesellschaft in Verbindung, sondern hoffte, neben der Arbeit für die Seelen der Heiden sein Brod mit eigener Hand sich erwerben zu können. Es gelang ihm das nicht und konnte nicht gelingen; er fiel schon nach 1½ Jahren (1848) dem Fieber zum Opfer. Aber um so besser gelang es diesem wackern Streiter, das Interesse der brittischen Christen für die verwahrlosten und fast vergessenen, und doch so hoffnungsvollen Bewohner der Berge wachzurufen. Nicht lange vor seinem Tode veranlaßte er die Engländer in Bhagelpur,

zu einer kleinen Missionsfestfeier zusammenzutreten. Hurter sprach an jenem Abend gewaltig und mit der ganzen Kraft der Liebe für das Volk des Landes. „England,“ sagte er unter Anderem, „hat eine große und ernste Pflicht gegen Indien zu erfüllen, und sie besteht darin: für dessen Befehrung zu Christo zu arbeiten. In den Tagen der Apostel that die ganze christliche Gemeinde Missionswerk; in unsern Tagen ist es anders geworden. Man überläßt die Mission einzelnen Männern und Privatgesellschaften, und die Kirche im Ganzen bleibt dahinten. Wird England, wird die Christenheit endlich zum Gefühl ihrer Pflicht erwachen?“ Die Versammlung hatte die Wirkung, daß man reichlich zum Unterhalt einer Mission unter den Bergstämmen zusammensteuerte und die kirchliche Missionsgesellschaft in London aufs dringendste um Aussendung von Arbeitern nach Bhagelpur bat.

Zwei Jahre nach Hurter's Tod, im März 1850, erschien der erste Missionar der genannten Gesellschaft am Fuße der Radschamehāl-Berge; es war Missionar Dröse mit seiner trefflichen Gattin, auch ein Deutscher, früher von Gopner nach Indien ausgesandt, nun aber mit der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft verbunden. Er steht noch heute in der Arbeit in Bhagelpur, und sein Werk ist reich gesegnet in dem Herrn.

Es sollte aber nicht lange dauern, ehe die Puhäris, denen bisher fast ausschließlich die Arbeit gegolten hatte, hinter einen ganz andern bisher kaum beachteten Stamm der Radschamehāl-Berge zurücktraten. Es sind dieß die Santhals. Ihr ursprünglicher Wohnsitz ist auf den Gebirgen von Drissa, südlich von Ralkutta. Aber die rasche Vermehrung ihrer Volkszahl, und der Umstand, daß ihre heimatlichen Berge die wachsende Menge der Bevölkerung nicht mehr zu nähren vermochten, veranlaßte einen Theil des Stammes schon vor langer Zeit zur Auswanderung und zum Auffuchen neuer Wohnsitze. Sie fanden eine neue Heimath auf den nördlichen Abhängen der Radschamehāl-Berge, wo sie die eigentlichen Fieberdistrikte — die Thalgründe, die in die Ebene münden, und die Wald- und Dschangelregion — besetzten und bebauten. Hier lebten sie lange unbeachtet als ein ruhiges, arbeitssames und munteres Volk, gleich den Puhäris ohne Kaste, mit altväterlicher Sitte und fetischartigem Religionsdienst, ihre Felder bauend und harmlos mit ihren Nachbarn verkehrend. Ihre Dorfschaften sind im dichten Dschangel (Sumpfdickicht) versteckt, mit kleinen angebauten Grundstücken umher, auf denen Reis, Mais, Senf

und mehrere Arten von Hülsenfrüchten gebaut werden. Die Dörfer bestehen aus Blochhütten mit Strohdächern, die nur eine einzige lange Straße mit einer Häuserreihe bilden. In jedem Dorfe findet sich ein kleiner offener strohbedeckter Schuppen, dessen Dach auf etlichen Pfosten ruht und eine kleine Erderhöhung — einen Fuß in der Höhe — beschattet. Diese Hütte ist zu Ehren irgend eines früheren Dorfhauptes errichtet, der um seiner tüchtigen Amtsführung willen nach seinem Tode zum Gott erhoben ward. An diesem Platze kommen die Dorf-Ältesten zusammen, um ihre Angelegenheiten zu berathen und zu ordnen, und bringen zugleich eine Art Bohnen dem Gotte zum Opfer dar. Zu andern Zeiten freilich treiben sich Hunde, Schweine und Ziegen ungestört an dem heiligen Orte umher.

Der Santhal ist gleich dem Puhäri untersezt, aber kräftig gebaut und sehr rührig, mit dicken Lippen, vorragenden Backenknochen und breiter Nase. Die Bekleidung der Männer ist dürftig; ein Tuch um die Lenden reicht für sie hin. Die Frauen dagegen sind wohlgekleidet mit einem weiten wallenden Umschlagtuch, dessen einer Theil um die Lenden befestigt ist, um von da abwärts zu wallen, während die andere Hälfte über die linke Schulter geschlagen ist und die rechte Schulter mit dem Arm völlig frei läßt. Arm, Hals und Fußgelenke sind, wenn sie es aufzutreiben vermögen, mit Zinn- und Messing-Zierathen über und über beladen. Man hat den Schmuck einer einzigen Santhalfrau gewogen, und da fand sich, daß ihre Armringe gegen 2 Pfund, die Fußringe an jedem Fuß 4, das Halsband 1 Pfund wogen; bei einer andern betrug das Gesamtgewicht in Messing nicht weniger als 34 Pfund.

Dieses Volk lebte in seinen abgelegenen Thalgründen und unzugänglichen Dschungeldistrikten von Generation zu Generation hart neben den Engländern, und Niemand hat sie beachtet. Wohl war der Santhal dem Semindar der benachbarten Ebene, dem Hindu-Bucherer, dem erbarmungslosen Gelbleiher, dem eingeborenen Untersteuereinnnehmer der brittischen Regierung genau bekannt. Aber die Herren des Landes, die brittischen Christen, hatten sie kaum des Beachtens gewürdigt. Kein Versuch ward gemacht, ihnen Gutes zu thun oder das Evangelium zu bringen. Sie waren wie vergessen. Aber diese Gleichgültigkeit trug bittere und blutige Früchte.

Wie ein Blitz aus heiterer Höhe kam im Juli 1855 die Schreckenspost nach Bhagelpur, daß ein englischer Polizeibeamter von den San-

thals auf den Bergen ermordet worden, daß der ganze Stamm zum Aufstand sich erhoben, und daß sie massenhaft fegend und brennend, mordend und raubend sich in die Ebene herabwälzen. Das harmlose Geschlecht war in eine Rotte von Wölfen und Tigern umgewandelt.

Was war die Ursache dieses festsamen und unerwarteten Ausbruchs? Die englischen Berichterstatter selbst bekennen ohne Rückhalt, daß die Santhals Jahrzehnte hindurch Lämmern gleich unsägliche Unbill geduldig ertragen, daß sie dann auf rechtllichem Wege halb da, halb dort bei den Gerichten Abhilfe gesucht, aber nicht gefunden hätten, und daß endlich nur das Uebermaß von Leiden und Mißhandlungen sie zur äußersten Wuth gereizt und zur blutigen Rache aufgestachelt habe. Da war fürs Erste der englische Kollektor oder Steuereinnnehmer der Provinz, der die Einsammlung der Steuern an höhergestellte Eingeborene gegen gewisse Procente des Betrags übertrug; diese hatten wieder ihre untergeordneten Gehülfen, die auch ihren Gewinn haben sollten, und so weiter abwärts. Wenn nun schon die jüdischen Zollpächter zur Zeit Christi um ihres heillosen Betrügens und Ausfaugens willen kurzweg „Zöllner und Sünder“ hießen, so hat der heidnische Hinduzöllner vollends weder Gewissen, noch Erbarmen. Am schonungslosesten wurde der Santhal ausgefaugt. Galt er doch in den Augen des kastenstolzen Hindu kaum nur als ein unreiner Hund, der wild in den Straßen läuft.

Da kam fürs Andere der Semindar, von dem der Santhal größere oder kleinere Grundstücke in Pacht nahm gegen ungeheuren Pachtzins. Dieser bestand oft in mehr als der Hälfte oder drei Vierteln des Bodenertrags. Je nachdem es aber dem Grundherrn einfiel, ließ er durch seine ausgesandten Knechte die ganze Erndte vor den Augen des hilflosen Pächters schneiden und in seine eigenen Scheunen bringen. Fehnten dann dem Santhal die Mittel zum Lebensunterhalt oder das Geld zur Steuer an den Kollektor, so wandte er sich an den Gelddausleiher der Ebene und kam damit vom Regen in die Traufe. Denn ihm hatte er unerschwingliche Zinsen zu zahlen, und da er sie nicht aufzubringen vermochte, so ward er durch völlige Ausplünderung vollends ruiniert.

Wie eine Hülfe in der Noth kam endlich um jene Zeit der Bau der Eisenbahn, die von Kalkutta nach den nordwestlichen Provinzen durch Bhagelpur geführt werden sollte. Massenweise strömten die halbverhungerten, ausgezogenen, fleißigen Bergbewohner nach den Arbeits-

plätzen der neuen Schienenbahn, um hier durch harte Arbeit ihr Brod zu verdienen. Die Bau-Inspektoren nahmen mit Freuden die kräftigen Arme der Santhals in ihren Dienst, und die Tagelöhne, die gezahlt wurden, waren reichlich und lohnend. Aber die Auszahlung dieser Löhne gieng durch die Hand untergeordneter eingeborener Aufseher, und in die Hand der verachteten „unreinen“ Santhals kam entweder nichts oder ein elender Bruchtheil des sauerverdienten Taglohns. Sie forderten ihr Recht, aber man verlachte sie; sie klagten da und dort bei den Untergerichten, aber ihre Sache war zu werthlos in den Augen dieser eingeborenen Richter, als daß man ihrer sich angenommen hätte. War doch der Santhal nicht im Stande, den Richter zu bestechen!

Die Erbitterung auf den Bergen und in den Dörfern des Sumpfdickichts wuchs mit dem Elend. Die angeborene Munterkeit des Santhalvolkes machte einem dumpfen bitteren Nachgebrüten Platz. Die Weiber und Kinder stachelten die Männer und Jünglinge bald durch ihren bloßen Jammeranblick, bald durch aufreizendes Wort zur rächenden That. In den einsamen Wald- und Dschungelrevieren ward ein Rachezug ausgebrütet und vorbereitet, ohne daß eine Menschenseele draußen auch nur die fernste Ahnung von Gefahr hatte. Ehe man sich verfah, standen die zur äußersten Wuth gereizten Bergstämme der Santhals in der offenen Ebene, bewaffnet mit Bogen und vergifteten Pfeilen, mit Speeren und Keulen, vor Allem aber mit der Wuth der Verzweiflung.

Gleich einem Waldbrand, der vom Sturmwind angefacht und über Berg und Thal verbreitet wird, wälzten sich die rasenden Haufen heran und machten Alles vor sich her zur Einöde. Die Dörfer der Ebene wurden ausgeplündert und in Flammen gesteckt; wer Widerstand that, ward erschlagen, das Eigenthum weggeschleppt. Bis nahe vor Bhagelpur stürmten die wilden wüthenden Massen. Nur ein kleiner Gebirgsbach, der etliche Meilen vor der Stadt vorüberfließt, hielt sie auf. Es war Gottes gnädige Fügung, daß derselbe eben jetzt von Regengüssen angeschwollen war. Wiederholt trieben die Santhals etliche Büffelochsen in das tosende Bergwasser, um zu versuchen, ob die Gewalt der Strömung ihnen den Uebergang gestatte. Hätten die Büffel das andere Ufer gewonnen, so wären sie selber gefolgt; aber so gewaltig war die Strömung, daß auch die Thiere, diese trefflichen Schwimmer, fortgerissen wurden und nur durch Rückkehr ans bisseitige Ufer sich retteten. Vierzehn Tage lagen die Lau-

sende siegestrunkenen und rascheglühender Santhals am Ufer, um das Fallen des Wassers zu erwarten.

Mittlerweile hatte die bestürzte Regierung Truppen gesammelt, um den blutigen Aufruhr zu bekämpfen. Vor den Regimentern Englands wich die leichtbewegliche Masse der Aufständischen in das Dickicht ihrer Dschungels zurück. Hier aber wurde der Kampf für die disciplinirten Truppen fürchterlich. Das pfadlose, heiße, fieberreiche Sumpfdickicht hinderte den Marsch, machte die Entfaltung größerer militärischer Angriffskolonnen unmöglich und verbarg überall den lauernnden Feind. Aus jedem Busch flogen die tödtlichen Pfeile. Die betaschirten Truppentheile sahen sich immer wieder unversehens von hunderten wüthender Feinde umringt, die plötzlich wie Pilze aus der Erde aufzuschießen schienen; und so von allen Seiten wie von einem Zauberkreis eingeschlossen, wurden sie unter betäubendem Feldgeschrei und dem Klang der Lärmtrommel zusammengehauen oder mit Pfeilen niedergeschossen. Selten gelang es in den ersten Wochen, daß die Ueberlegenheit der brittischen Kriegskunst und die Gewalt der ferntragenden Feuerwaffen den Sieg über den Pfeil und Bogen des un-disciplinirten Santhal davontrug. *) Erst als immer neue Truppenmassen anrückten, wurde der Aufstand erdrückt, und der Brand, der weithin zu zünden drohte, erlosch.

Die indobrittische Regierung konnte eine große und wichtige Lehre

*) Bei einer dieser Gelegenheiten trug sich die Scene zu, welche unser Titelbild darstellt. Eine brittische Truppenabtheilung verfolgte einen Haufen Santhals, die sich zurückzogen, aber im Rückzug zu kämpfen fortfuhren. Ein Mann unter ihnen ragte vor allen Andern an Muth und furchtloser Ausdauer hervor. Er trug ein Kind auf dem Arm, und als die brittische Militärkolonne zum Angriff schritt, lief er mit seiner Bürde ein Stück Wegs davon; dann legte er das Kind nieder, feuerte gegen den anrückenden Feind und lief erst wieder weiter, wenn die anrückende Kolonne näher kam. Dieß wiederholte er mehrmals. Man hätte ihn leicht niederschießen können, allein der kommandirende brittische Offizier, gerührt von der Liebe, die der Mann zu seinem Kinde zu haben schien, wünschte seiner zu schonen. Alles Mögliche ward versucht ihn zu bewegen, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben; aber umsonst. Er lud und feuerte immer wieder. Endlich vermochte der Offizier seine wüthenden Leute nicht mehr zurückzuhalten, und der Unglückliche ward niedergeschossen. Als die Truppen vorrückten, fanden sie das lebende unverletzte Kind neben der blutigen Leiche des Vaters. Der Offizier nahm selbst das arme Geschöpf vom Boden auf, gab es einem Vertrauten in Verwahrung und brachte es später in die Missionswaisenschule in Kalkutta, wo es erzogen wird. Es ist der erste Santhalknabe, der in die christliche Pflege der Mission kam.

aus dieser blutigen Erfahrung ziehen. Sie hatte jene Staatsweisheit vergessen, in welcher der junge und allzufrüh hingeschiedene Cleveland (s. oben) unter den Puhäris ihr ein so treffliches Muster gegeben hatte. Es ist wahr, man kann und darf weder der Regierung als solcher, noch auch der Mehrzahl der brittischen Lokalbeamten in Indien die Schuld an den schreienden Mißbräuchen, die sich in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in der Behandlung der ackerbauenden Volksklasse ic. finden, nicht ohne Weiteres in die Schuhe schieben. Der europäischen Beamten sind naturgemäß zu wenige, um durch sie die Steuereinsammlung ins Detail zu verwalten, um die Rechtspflege bis in die Dörfer hinab persönlich zu handhaben, um die Verhältnisse der Semindare zu den Rayats, der Gläubiger zu ihren Schuldnern, der Bauunternehmer zu ihren Arbeitern ic. ins Kleine und Einzelne zu ordnen und zu überwachen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß die Regierung eine große unabsehbare Menge von Details in der Verwaltung und Rechtspflege den Eingeborenen übertragen und überlassen muß, und daß eine ganze Stufenreihe von eingeborenen höheren und niederen Beamten sich mit der obersten Landesregierung in die Geschäfte zu theilen hat. Der Charakter des heidnischen Hindu aber ist durch den tausendjährigen Götzendienst dergestalt entsetzt, und sein Gewissen, sein Rechtsinn, sein natürliches Menschlichkeitsgefühl so abgestumpft, daß Lug und Trug, Bestechlichkeit und Untreue, Geiz und Genußsucht, Grausamkeit und unmenschliche Härte ihm gleichsam zur andern Natur geworden ist. Ist nun die Regierung gewissermaßen genöthigt, solchen Menschen die niederen Gebiete der Verwaltung, der Steuereinsammlung, der Gerichte zu überlassen, wie kann man sich wundern, daß der schreienden Mißbräuche und empörenden Ungerechtigkeiten so viele im indobrittischen Reiche sich finden? Dazu kommt, daß bei so gar vielen brittischen Beamten durch das längere Verweilen in Indien das Gewissen sich abgestumpft hat, daß eine gewisse vornehme Verachtung gegen das eingeborene Volk, daß ferner die Gewohnheit des täglich vor Augen liegenden Uebels, ja daß selbst eine Art von Verzweifeln an der Möglichkeit einer Abhülfe viele von ihnen völlig gleichgültig gemacht hat gegen die vorhandenen Uebelstände.

Dieß Alles nehmen wir aufrichtig und ehrlich in Rechnung, und dennoch müssen wir diese Regierung großer Veräumnisse und schwerer Verschuldungen anklagen. Wenn irgend etwas, so liegt die Thatsache

offen und klar zu Tage, daß das Heidenthum alles Rechtsgefühl, alle höheren und edleren Triebe der Menschlichkeit erstickt, daß aber das Christenthum aus Individuen und Völkern, aus Regierungen und ihren Beamten, aus Richtern und Räthen, aus Generalgouverneuren und Dorfschulzen „neue Kreaturen“ macht. Auch in den vollkommensten christlichen Staaten und Gemeinwesen steht es doch in der Verwaltung und Rechtspflege, in Handel und Wandel, unter Reichen und Armen glänzend und golden aus im Vergleich mit den Zuständen eines heidnischen Landes. Auch der gewissenloseste britische Beamte in Indien ist im Allgemeinen noch ein ehrlicher Mann gegen einen heidnischen Tahsildar oder Richter des Landes. Das sind Thatfachen, die Niemand läugnen kann.

Warum denn arbeitet die indobritische Regierung nicht mit allen rechtmäßigen und gottgeordneten Mitteln auf die Evangelisirung Indiens hin? Warum schafft sie nicht, so viel an ihr ist, allenthalben Schulen und Lehranstalten, durch welche sie den mächtig wirkenden Sauerteig christlicher Wahrheit unter die todte Masse des Volkes bringt? Warum gibt sie den Millionen Indiens die Bibel nicht in die Hand? Warum nimmt sie nicht aus dem Kreise der vorhandenen Hinduchristen ihre Unterbeamten, ihre Steuereinnahmer, ihre Polizeimänner, ihre Dorfrichter? Könnte sie auch dadurch nicht allen Uebelständen abhelfen, so wäre doch ein hoffnungsvoller Anfang gemacht. Und wenn die Regierung weder selbst genug europäische Beamte aufzubringen vermag, um Alles zu überwachen, noch auch eingeborene Christen in ihre Dienste zu nehmen wagt, warum nimmt sie nicht mit Begierde des Vortheils wahr, den ihr die Anwesenheit der zahlreichen Missionare darbietet? Der Missionar ist der Mann des Volks; er lebt mit ihm, kennt sein Leid und seine Lust, redet seine Sprache, versteht seine Gedanken und Gefühle. Die Regierungsbeamten selbst geben zu, daß Niemand das indische Volk besser versteht als der Missionar. Nun denn, warum hört man nicht auf seinen Rath, seine Warnungen, seine Aufschlüsse?

Aber nein, er ist ja nur — der Missionar! Und was die Evangelisirung Indiens betrifft, so befolgt ja die Regierung den „alten traditionellen Grundsatz der Neutralität!“ In Sachen der Volksreligion darf man sich nicht mischen! Deshalb lieber Räuber, Diebe, Mörder, Bucherer und Meineidige an die Spitze der untern Verwaltungs- und Richterstellen gesetzt, als die liebe Neutralität verletzen!

Lieber vier blutige Volks- und Militäraufstände nach einander haben, als dem heidnischen Geschlecht die Bibel geben!

Als der Santhal-Aufstand erstickt war, nicht ohne viel Blut, da schien in etlichen hochgestellten Beamten, namentlich in dem Statthalter der Provinz, Herrn Halliday, der Geist Elevlands wieder zu erwachen. Wir lesen in einem englischen Blatt vom März 1857: „Das Feuer der Rebellion in den Radschamehāl-Bergen ist erloschen; aber die indische Regierung fühlt die Nothwendigkeit entscheidender Maßregeln, um die Wiederkehr solcher betrübenden Ereignisse zu verhüten. Sie hat deshalb beschlossen, das nöthige Geld für die Evangelisirung der Santhals auszusetzen; ja noch mehr, sie hat beschlossen, dieses Geld der kirchlichen Missionsgesellschaft anzuvertrauen. Die Regierung hat die Kosten zu bestreiten, die Missionsgesellschaft hat die Leute zu liefern. In den bis dahin so vernachlässigten Distrikten sollen Schulen eröffnet werden; es sollen energische Maßregeln in Anwendung kommen. Man fühlt, daß es nothwendig ist, die Santhals auf die Dauer zur Ruhe zu bringen; und man gibt zu, daß der einzige Weg, wie dieß wirksam geschehen kann, der ist, daß die Santhals unter den mildern und unwandelnden Einfluß der christlichen Wahrheit gestellt werden. Es ist dieß ein großes nationales Zeugniß für die heilsame Kraft des Evangeliums und für die Fruchtbarkeit der Mission. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, die Missionsthätigkeit reize die Eingeborenen auf und erzeuge nur Aufruhr und Verwirrung; nun aber nimmt man zu ihr seine Zuflucht als zu einem Mittel, um Aufruhr zu verhüten.“

Das Werk ward auch sofort mit aller Kraft in Angriff genommen. Die kirchliche Missionsgesellschaft verstärkte die Station Bhagelpur durch Ausendung weiterer Missionare; es wurden Wanderungen in den Bergen und Santhal-Distrikten gemacht, um die bestgelegenen Punkte für Anlegung von Schulen zu bestimmen; man suchte tüchtige junge Männer, namentlich in Deutschland, die als Schullehrer dorthin zu gehen bereit wären. Denn Niemand zweifelte mehr, daß der treffliche Plan jenes Statthalters thatsächlich zur Ausführung kommen werde. Hatte doch die oberste Behörde in Kalkutta selbst, der Generalgouverneur samt seinen Räthen, dem Plan seine Zustimmung gegeben und ihn bei dem Direktorenhof in London aufs angelegentlichste zur Genehmigung befürwortet. Aber wie erstaunte man, als aus London (von der damals noch bestehenden Ostindischen

Compagnie) die Antwort kam: „Der Plan dürfe nicht zur Ausführung kommen; denn es wäre derselbe ganz und gar im Widerspruch mit den bisher festgehaltenen Grundsätzen der Regierung, wornach sie keinen Schritt thun könne, der den Anschein hätte, als mache die Regierung gemeinschaftliche Sache mit einer Missionsgesellschaft und verbünde sich mit ihr zu Maßregeln, deren letztes Ziel die Befehrung irgend einer Klasse der Bevölkerung zum Christenthum wäre. . . .“ „Wir sehen keinen Grund ein,“ so schließt der Erlaß, „warum bei den Santhals ein anderer Grundsatz in Anwendung kommen soll, als der bis dahin gegenüber der Bevölkerung Indiens im Allgemeinen gegolten hat, und deshalb verordnen wir, daß ein anderer Plan entworfen werde, wornach den Bewohnern der Santhal-Distrikte die Wohlthat des Schulunterrichts durch Regierungs-Angestellte zugewendet werden kann. Diesen aber ist aufs bestimmteste einzuschärfen, daß sie sich jedes Versuchs, religiöse Gegenstände in irgend einer Form in den Unterricht einzumengen, gewissenhaft entschlagen.“

Gegen diesen heillosen Befehl wurde von dem Statthalter der Santhal-Distrikte, von den Missionsfreunden in England, selbst vom Generalgouverneur in Kalkutta lebhaft remonstrirt. Vergebens: es blieb bei dem Beschluß. Der Gerichtsspruch Gottes aber über eine solche Politik blieb nicht aus. Unmittelbar darauf brach der große Militär-Aufstand los, und ein Jahr später mußten die fürstlichen Herren der Ostindischen Compagnie von ihren Stühlen steigen und ihr Haushalter-Amt, das sie nicht zur Ehre Gottes zu verwalten verstanden, einem Andern überlassen.

Freilich scheint auch die Regierung der Königin, welcher nun das Juwel Indiens zugefallen ist, den bösen Sauerteig jener Neutralitätspolitik noch nicht ausfegen zu wollen. Sie hätte von den Santhals die wichtige Lehre lernen können, daß eine christliche Politik die Völkerschaften Indiens der brittischen Regierung nicht sowohl entfremdet, sondern gewinnt und befreundet. Es ist nemlich Thatfache, daß die Santhals von dem Augenblick an, wo unter ihnen der oben erwähnte Plan des brittischen Statthalters in Betreff der Errichtung christlicher Schulen auf Kosten der Regierung bekannt wurde, zu der letzteren ein herzliches Vertrauen zu fassen begannen. Der wüthende Haß, der sie noch so eben zu Raub, Mord und Plünderung getrieben hatte, verschwand, und an seine Stelle trat vertrauensvolle Liebe und Achtung. Brittische Beamte und Offiziere konnten unbewaffnet mitten

unter sie gehen, und sie fanden nur freundliches Entgegenkommen. Als die Sipoy-Armee in Rebellion ausbrach, da eilten etliche Räbelsführer aus der Mitte dieser Meuterer in die Santhal-Distrikte, um den eben erloschenen Haß der Bergstämme aufs Neue zu entflammen und sie zur Theilnahme an dem allgemeinen Aufstand zu bewegen. Aber sie fanden keinen Anklang. „Wir sehen,“ sagte man ihnen, „daß die Britten unsre Freunde sind; wir werden nichts gegen sie unternehmen!“ Da reifte in den verrätherischen Sipoy-Abgeordneten der Plan, zuerst die Männer, an denen die Liebe und das Vertrauen der Santhals hing, zu entfernen, um vielleicht dann ihre Berufungskünste besser aufschlagen zu sehen. Es war am 12. Juli 1857, daß in Rohni, mitten im Santhal-Distrikt, drei brittische Offiziere spät Abends auf der Veranda ihres Hauses den Thee tranken. Da stürzten drei Sipoy's auf sie los und hauen sie nieder. Zwei von den Britten, obwohl schwer verwundet, kamen nachmals wieder auf; der dritte, der edle Sir Norman Leslie, starb nach wenigen Viertelstunden. Die Sipoy's, von denen man mit so ängstlicher Sorgfalt allen christlichen Einfluß ferne gehalten, erschlugen ihre Herren; die Santhals, denen die Aussicht auf christlichen Unterricht eben erst eröffnet ward, blieben ihnen bis auf den letzten Mann treu! Redet diese Eine That-sache nicht eine mächtige Sprache?

Die indobrittische Regierung will noch nicht weise werden. Mittlerweile hat die kirchliche Missionsgesellschaft ohne Mitwirkung der Regierung ihr Werk in Bhagelpur und unter den Santhals im Segen fortgeführt. Eine kleine Gemeinde hat sich aus diesem kräftigen Bergvolk gesammelt; zahlreiche Schulen sind unter ihnen im Gange, und das herzlichste Vertrauen zu den Missionaren, als den treuesten Freunden und Wohlthätern des Volkes, wird von Jahr zu Jahr inniger und fester.

2, Der Rayat in Nieder-Bengalen.

Wir kommen zu Scenen etwas verschiedener Natur, die aber nicht weniger das Herz mit Trauer erfüllen. Wir meinen die Erhebung der Rayats gegen die Indigopflanzer in den Distrikten von Krischnagor und weiter hinauf.

Das Gangesdelta von Nieder-Bengalen ist eines der fruchtbarsten Gebiete Indiens. Der bengalische Bauer oder Rayat ist fleißig,

ausdauernd in der Arbeit und mit Wenigem zufrieden. Dennoch ist er eines der unglücklichsten geplagtesten Geschöpfe der Erde. Wie das komme, müssen wir näher zu erklären versuchen.*)

Der Grund und Boden in ganz Bengalen ist Staatseigenthum. Der Staat aber gibt ihn in umfangreichen Stücken an die großen Pächter oder Semindare in „ewigen oder Erbpacht“. Die Grundsteuer, welche diese zu zahlen haben, bildet den wichtigsten und weitaus größten Theil des Staatseinkommens. So lange der Semindar seinen jährlichen Pachtzins richtig an die Regierung zahlt, kann ihm und seinen Nachkommen das Besitzrecht an diese Grundstücke nicht streitig gemacht werden. Während nun in andern Provinzen Indiens der Betrag des Pachtzinses oder der Grundsteuer mit den Jahren verändert werden kann, je nachdem der Werth der Güter steigt oder fällt, ist dem Semindar in Bengalen auf immer für jede Bigah Landes (1 Bigah beträgt etwas weniger als ein Morgen) ein fester unveränderlicher Steuersatz vorgeschrieben. Es wird demnach sein Vortheil um so größer, je reicher das Land cultivirt wird und je höher die Ertragsfähigkeit desselben steigt. Der Semindar aber mit seinen Hunderten und Tausenden von Bigah Landes ist natürlich nicht selbst der Bebauer des Bodens. Er leiht sein Land in größeren oder kleineren Parzellen an Unterpächter aus, und auch diese wiederum zerschlagen ihre Pachtstücke in noch kleinere Gütchen, um sie Andern auszuleihen, und dieser Proceß geht abwärts weiter, bis endlich ein kleines Grundstück in die Hand des eigentlichen Bauern oder Rayat kommt, der es mit eigener Hand anbaut und bearbeitet. Zwischen dem Semindar und dem Rayat mögen oft sechs oder mehr Mittelglieder von Pächtern und Unterpächtern sich befinden.

Während aber der Semindar für seinen gesammten Grundbesitz nur eine mäßige, feste und sich stets gleichbleibende Grundsteuer an die Regierung zu entrichten hat, steht es ihm frei, von seinen Unter-

*) Die folgenden Thatfachen sind zum größten Theil aus einer Druckschrift entnommen, die in diesem Jahre in Calcutta unter dem Titel erschienen ist: *Extracts from the Records of the Government of Bengal, No. XXXIII. Containing the opinions of several Officers of Government in various districts of Bengal on the Indigo Planting System. Calc. 1860. (D. h. Auszüge aus den Archiven der Regierung von Bengalen, enthaltend die Ansichten mehrerer Regierungsbeamten in verschiedenen Distrikten von Bengalen über das System auf den Indigoplantagen.)* Es sind also offiziell beglaubigte Thatfachen.

pächtern so viel Zins zu fordern, als ihm beliebt. Er wird naturgemäß dadurch unverhältnißmäßig mehr herauschlagen, als der Betrag seiner Regierungssteuer ausmacht. Der Unterpächter hinwiederum wird seines Vortheils gleichfalls wahrzunehmen wissen, wenn er sein vom Semindar gepachtetes Grundstück weiter abwärts in kleineren Parzellen ausleiht; und bis ein Acker in die Hand des eigentlichen Bauern kommt, der von seiner Hände Arbeit zu leben hat, wird der zu entrichtende Pachtzins um das Zehn-, Zwanzig- und Fünzigfache von dem gewachsen sein, was der Semindar an die Regierung zahlt. Der Rayat hat eigentlich und in letzter Instanz Alles zu zahlen, was Alle über ihm, bis hinauf zum Semindar, an Wucherzinsen gewinnen.

Die Lage des Rayat aber wird noch bedenklicher dadurch, daß die Regierung den Semindar mit außerordentlichen Rechten und Vollmachten bekleidet hat. Er ist ein kleiner Souverain auf seinem Grund und Boden. Er hat seine Polizeimänner mit den eisenbeschlagenen Stöcken; er hat seinen eigenen Gerichtshof, sein eigenes Gefängniß. Zahlt nun ein Rayat seinen Pachtzins nicht, so wendet sich der Unterpächter an den Semindar, um an dessen Hof seine Rechtsansprüche geltend zu machen. Der Semindar sendet seine Polizeibeamten, um den Rayat zu mahnen; schlägt dieß fehl, so wird der unglückliche Bauer mit aller unmaßsichtlichen Strenge ausgepfändet, der Widerstrebende geschlagen, der Flüchtige eingeholt und ins Gefängniß gesteckt. Wohl steht dem Rayat nach dem brittischen Gesetz das Recht frei, bei einem höheren ordentlichen Gerichtshof über etwa erlittene Unbill Klage zu führen und Abhülfe zu fordern; allein die Gerichtshöfe sind weit entlegen, die Prozeßkosten sind unerschwinglich, der bestochenen meineidigen Zeugen gegen ihn sind zu viele, seine Bekanntheit mit dem ordentlichen Rechtsgang ist zu gering, als daß je Einer diesen Weg einzuschlagen sich versucht fühlte.

Betrachten wir das betäubende Bild noch von einer andern Seite. Ein Rayat wünscht zum Unterhalt seiner Familie ein Stückchen Land zu pachten. Er geht zu einem der Land-Ausleiher und unterzeichnet hier das „Pottah“ oder die schriftliche Uebereinkunft, vermöge welcher ihm ein Gütchen gegen einen festgesetzten jährlichen Pachtzins überlassen wird. Allein er ist zu arm, um die ersten Auslagen für Samen, für Errichtung einer Lehmhütte, für Anschaffung des nöthigen Feldgeräths zu bestreiten. So geht er zum „Mahäbschan“ oder

eingeborenen Bankier und verpfändet ihm gegen eine dargeliehene kleine Summe einen Theil der künftigen Ernte seines Güthens, noch ehe die Aussaat geschehen ist. Während aber die Saat im Boden liegt und zur Ernte reift, muß der Mann mit den Seinen doch auch leben. Der Mahadschan hilft wieder bereitwillig aus und reicht für die Wartezeit den Reis dar für den Mann und seine Familie; dafür aber spricht er 50 Procent in Natura an zur Zeit der Ernte. Kommt aber endlich die ersehnte Stunde, da der Rayat den Reis schneiden kann, so bleibt ihm selbst von der Ernte nichts mehr übrig; dem Mahadschan ist ja längst Alles verpfändet, und dieser schneidet das Feld vor den Augen des unglücklichen Rayat. Nun aber kommt der Mann des Semindars mit dem eisenbeschlagenen Stock und fordert den Pachtzins ein. Womit soll er zahlen? Es ist ihm nur seine Lehmhütte, sein Kleid auf dem Leibe und sein Feldgeräthe geblieben. Gut, er bittet um ein Jahr Geduld; dann will er den verfallenen und den künftigen Pachtzins auf Heller und Pfennig bezahlen. Aber der alte Verlauf kehrt wieder. Er muß vom unbarmherzigen Mahadschan Reis zum Lebensunterhalt borgen, und die neue Ernte ist abermals verpfändet, ehe sie reif ist. Hat der Rayat aber dem Semindar den erstmaligen Pachtzins nicht zu zahlen vermocht, wie soll er den doppelten samt den 50 Procent Zuschlag zu entrichten im Stande sein? Er wird unter schonungsloser Härte aus seiner Hütte verjagt, all seiner Habe fast bis auf den Lumpen, der um seine Lenden gegürtet ist, beraubt und als Bettler auf die Straße gestellt. Während der Semindar samt dem Mahadschan von den enormen Wucherzinsen schwelgt, die er auszupressen gewohnt ist, kümmert er sich nicht um die Hunderte und Tausende von armen Rayats, die er alljährlich ins Unglück stürzt.

Selbst in günstigeren Fällen ist das Loos des bengalischen Bauern, obschon er im gesegnetsten fruchtbarsten Lande der Erde wohnt, wahrlich nicht eben beneidenswerth. Er steht zu seinem Semindar in ähnlichem Verhältniß, wie im deutschen Mittelalter die Lehnsbauern zu ihrem Lehnsherrn. Hält jener irgend ein häusliches Fest, etwa eine Hochzeit oder dergleichen, so wird erwartet, daß jeder seiner Rayats mit einer Gabe in der Hand erscheine. An den großen Hindufesten und am indischen Neujahr bringt der Bauer dem Semindar irgend ein Geschenk zum Gruß. Macht er eine Reise, etwa zu einem Wallfahrtsort, so ist vorausgesetzt, daß der Rayat an den Reisekosten durch

einige Groschen mit tragen helfe. Befällt den großen Herrn ein Mißgeschick, etwa ein großer Verlust, eine schwere Schuld, so muß der Rayat die Hauptsache tragen und durch Geschenke aufhelfen. Hat der Rayat irgend einen Segen empfangen, so ist natürlich, daß er den Semindar daran Theil nehmen lasse. Kommt aber ein Unglück über den Rayat, wird sein Feld durch Ueberschwemmung verwüstet oder tritt Miswachs ein, so ist das ja „seiner Sünde Schuld“, und er hat sie allein zu tragen. Es kam vor, daß eines Bauern Grundstück von dem überslutenden Strom überschwemmt und die Ernte vernichtet ward, daß aber bei dieser Gelegenheit eine große Menge Fische auf dem Grundstück zurückblieb; nun verstand sich von selbst, daß der Semindar zwar von dem Schaden des Bauern keine Notiz nahm, aber an dem Fischseggen seine reichen Procente begehrte. Jahr aus Jahr ein darf der arme Mann nicht vor das Angesicht des Semindars treten, ohne eine Rupie (Fr. 2. 50) auf der Hand zu tragen und dem großen Herrn zu präsentieren. Will er aber mit den Knechten und Geschäftsführern des Semindars in Frieden auskommen und nicht fortwährend den schändlichsten Plackereien ausgesetzt sein, so muß er auch diese durch immer wiederkehrende Geschenke sich geneigt machen. Der Rayat ist der am Wege stehende Baum, von welchem Jeder, der vorübergeht, sich eine Frucht abschlägt.

Aber es öffnet sich dem unglücklichen Rayat eine neue Thüre der Hoffnung. In seiner Nähe haben europäische Indigopflanzler ihre Faktoreien angelegt, und sie sind bereit, ja begierig, so viele Rayats als immer möglich in ihr Interesse zu ziehen. Der Indigostrauch (*Anil* oder *Indigofera tinctoria*), der die berühmte Farbe liefert, gedeiht auf dem dunkelbraunen Thonboden Bengalens besonders gut. Es ist eine zierliche Pflanze, dem Rosmarin gleichend, drei Fuß hoch und drüber, mit einfachem, oft fingersdickem und holzigem Stengel, welcher sich in strohhalm dicke Zweige ausbreitet. An diesen stehen die fingerslangen Blattstiele mit sechs bis acht Paar genau sich gegenüberstehender zarter, glatter, bläulichgrüner Blättchen. Diese Blätter sind es, die den köstlichen Färbestoff liefern. Die Pflanzen werden, wenn sie acht bis zehn Wochen alt sind, noch ehe sie blühen, mit einer Sichel abgeschnitten, was von Zeit zu Zeit wiederholt wird, bis sie zwei oder drei Jahre alt sind, worauf man sie ausreißt und die Felber von Neuem bestellt. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündeln in die Faktorei gebracht und hier in eigenen Trögen in

Wasser gelegt, bis durch die entstehende Gährung die Flüssigkeit sich grün färbt. Sobald sich aber darin ein blauer Saß zu scheiden anfängt, wird die dunkelgrüne Brühe in ein zweites Gefäß gebracht und hier mit Stangen geschlagen, bis die feinen Theilchen des blauen Färbestoffs sich in kleinen Körnern vereinigen und niederfallen, während die Brühe gelb wird. Die letztere wird sodann abgelassen und die breiartige, als Saß niedergeschlagene Masse in ein drittes Gefäß, wo es sich völlig setzen und scheiden soll, und von da in leinene Säcke gebracht, damit die Feuchtigkeith ablaufe. Zuletzt wird der so gewonnene Indigo in kleinen backsteinförmigen Stücken an der Luft völlig ausgetrocknet, verpackt und zum Verkauf gebracht.

Die Anpflanzung und Pflege des Indigostrauchs erfordert große stetige Aufmerksamkeit und mancherlei Mühe. Der Same muß in den Boden genau mit den ersten Schauern der einbrechenden Regenzeit gelegt werden; die Furchen oder Löcher müssen die rechte Tiefe und gegenseitige Entfernung haben, das Unkraut muß aufs sorgfältigste ausgerutet und entfernt werden. Ueberdies drohen der Pflanze mancherlei Gefahren von Insekten, die oft in Einer Nacht eine ganze Ernte vernichten. Der erste Sichelschnitt muß zu rechter Zeit geschehen, wenn die Pflanze eben die gehörige Entfaltung und Reife erlangt hat.

In Nieder-Bengalen, namentlich in den Distrikten von Krishnagor und Nubdea auf beiden Seiten des Hugly (einige Meilen nördlich von Kalkutta), bestehen seit langer Zeit ausgebehnte Indigofaktoreien unter europäischen Pflanzern. Es steht diesen ein doppelter oder dreifacher Weg offen, um die nöthige Menge von Indigosträuchern zu erhalten. Entweder kann der Indigopflanzer selbst Land pachten und das Färbekraut durch Knechte und Tagelöhner darauf bauen. Allein lange Erfahrung hat gezeigt, daß diese Weise sich nicht gehörig lohnt. Oder aber er ermuntert die Landbesitzer durch gute Preise zu freiwilligem Anbau der Pflanze, so daß diese reichlich auf den Markt kommt, und sammelt auf diese Weise den nöthigen Bedarf. Aber da der bengalische Bauer im Allgemeinen den Indigobau nicht liebt, und da in Folge davon die Preise des Färbekrauts unverhältnißmäßig sich steigern müssen, so findet der Pflanzer auch dabei seine Rechnung nicht. Es bleibt somit, wie es scheint, nur der dritte Weg offen, daß nemlich der Pflanzer durch förmliche Verträge so viele Rayats als möglich zum Anbau der Indigopflanze zu bewegen

versucht. Es werden zu dem Ende mit den Bauern umher Kontrakte geschlossen, gerade wie bei uns die Rübenzucker-Fabrikanten mit der umliegenden Bauernschaft Verträge schließen über Ablieferung von Runkelrüben. Ebendamit aber schien sich dem indischen Rayat eine erträglichere Zukunft zu eröffnen, als er sie unter dem Wucherregiment des Semindars und des Mahadschan fand. Hat er es doch hier mit Europäern, mit Christen zu thun, und auch der heidnische Rayat hat ein bestimmtes Gefühl, daß das Christenthum die Menschen gerecht und menschlich mache.

Allein er sollte sich bitter getäuscht sehen. Der europäische Pflanze in Bengalen scheint sich an dem indischen Semindar sein Vorbild gewählt zu haben, nicht bloß in Betreff der äußerlichen Formalitäten beim Abschließen und Durchführen der Kontrakte, sondern auch in Betreff der unmenschlichen Härte, des Geizes und der Ungerechtigkeit. Lernen wir dieß näher kennen.

Wenn der Indigopflanze in Bengalen einen Rayat zu bewegen weiß, sein Feld oder einen Theil desselben für eine bestimmte Anzahl von Jahren zum Anbau des Färbekrauts zu verwenden, so giebt er ihm vorschussweise so viel Indigo-Samen, als derselbe Land damit anzupflanzen sich bereit erklärt. Zugleich bietet er dem armen Manne, der doch mit den Seinen mittlerweile leben muß, freiwillig einen Vorschuss an Geld an, das er dann zur Zeit der Indigo-Ernte in Natura (d. h. in so und so viel Bündeln Indigokraut) wieder zu erstatten habe. Darin vertritt der Pflanze die Stelle des eingeborenen Mahadschan oder Bankiers. In der Regel werden 8—10 Bündel Indigokraut zu 1 Rupie (Fr. 2. 50) Werth berechnet. Was der Rayat über den Betrag der vorgeschossenen Geldsumme an Färbekraut liefert, das soll ihm in blankem baarem Gelde am Tage der Ablieferung bezahlt werden. Dieß Alles wird in einem geschriebenen Kontrakt von beiden Seiten festgemacht und unterzeichnet. Würde nun auf beiden Seiten herzliches Wohlwollen, Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit walten, so wäre Hunderten von indischen Bauern ein erträgliches Auskommen gesichert. Allein es ist in der That schwer und zugleich eine peinliche Aufgabe, die Summe von Gottlosigkeit, Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit darzulegen, die sich an dieses System geknüpft und im Lauf der Zeit ins Unglaubliche gesteigert hat. Die heidnischen Semindars und die europäischen Indigopflanze scheinen mit einander zu wetteifern, um dem indischen

Kayat es auf immer unmöglich zu machen, daß er eines menschlichen Daseins sich freuen lerne.

Schon im Allgemeinen sieht und treibt der indische Bauer den Indigobau nicht gerne. Es geht ihm damit wie unsern eigenen Land-leuten mit dem Tabakbau. Es ist ihm eine widerwärtige Empfindung, an der Stelle eines wogenden Reis- oder Weizenfeldes weithin nur den Indigostrauch zu sehen, dessen Werth er nicht einsieht. Auch saugt die Pflanze allzusehr den Boden aus. Deshalb wird ein Stück Feld immer nur für ein Jahr zum Indigobau verwendet, während es zwischenhinein mit andern Samen, insbesondere mit Weizen oder Reis bestellt wird. Aber eben dieser nothwendige Wechsel führt oft verhängnißvolle Uebelstände mit sich. Da mag es z. B. geschehen, daß ein Stück Land mit Getreide besäet ist, das zu reifen pflegt, ehe die Regenzeit einbricht. Eben dieses Feld ist aber vom Indigopflanzer bereits vertragsmäßig für die neue Ansaat des Färbkrauts ausersehen, und diese muß vollzogen werden, sobald die Regenzeit sich einstellt. Allein siehe, die ersten Regenschauer fallen, ehe die im Feld stehende „Winterfrucht“ völlig gezeitigt und zum Schneiden reif ist. Nur noch vierzehn Tage, und der reiche Erntesegen wäre eingebracht und unter Dache, — dem Kayat ein gnädiger Vorrath fürs ganze Jahr. Allein der „Barkandās“ (Aufseher) von der Indigofaktorei erscheint und drängt unerbittlich zur Aussaat des Färbkrauts. Kein Tag ist zu verlieren. Dem Kayat wird der Kontrakt vorgewiesen, vermöge dessen er dieses Feld zum Indigobau zu verwenden sich verpflichtet, und worauf hin er Vorschüsse an Geld und Samen empfangen habe. Vergebens bittet er um etliche Tage Geduld. Das Interesse des Indigopflanzers und das des armen Kayat kommen in Konflikt. Aber natürlich — der Kayat muß weichen. So wenig die Hagelwetterwolke, die über dem wogenden Aehrenfeld hängt, ein Erbarmen hat, so wenig der Indigopflanzer und sein Barkandās. Die unreife Winterfaat wird vor den Augen des jammernden Kayat abgemäht, auf daß der Indigosame Raum habe.

Aber vielleicht bringt die reiche Indigo-Ernte den Schaden doppelt wieder herein? Sehen wir uns die Sache näher an. Schon während die Pflanze noch auf dem Felde steht, beginnen die Plackereien des Faktoreiherrn. Durch den Aufseher wird ihm etwa berichtet, der Indigo stehe dort nicht schön; der Kayat vernachlässige das Feld. Alsobald werden 20 bis 30 Knechte aus der Faktorei dahin geschickt,

um den Acker zu jäten und die Pflanze zu reinigen. Der Taglohn dieser Knechte aber wird auf des Rayats Conto geschrieben und am Tage der Abrechnung ihm von seinem Gewinn abgezogen. Endlich aber kommt die Ernte. Der Aufseher der Faktorei mit seinen Knechten erscheint auf dem Feld, um die Bündel nach dem bestimmten Maaß binden zu lassen. Ein Bündel nemlich soll so groß sein, daß eine 6 Fuß lange Kette dasselbe umspannt. Wenn nun der Rayat dem Aufseher und seinen Knechten ein Geschenk macht, so darf er hoffen, daß die Bündel nach Recht und Billigkeit gebunden werden; versäumt er aber jenes, so hat er es reichlich zu büßen. Entweder wird die Kette um die Bündel so fest zusammengezogen, daß um die Hälfte mehr Kraut in dieselben gepreßt wird, als recht und billig ist; oder die zarteren oberen Theile der Pflanze werden nach der Mitte des Bündels, die dicken hölzigen Stengel aber nach oben und unten gelegt und dann die Kette darum gezogen, also daß wiederum der Rayat übermäßig zu Schaden kommt. Doch die garbenartigen Bündel sind endlich fertig und werden in die Faktorei gebracht. Im Durchschnitt liefert eine Bigah Feld etwa 10—12 Bündel; ist die Ernte außerordentlich schön und reichlich ausgefallen, so mögen 20—25 Bündel auf die Bigah kommen. Würden nun in der Faktorei je fünf Bündel mit 1 Rupie (Fr. 2. 50) bezahlt, so könnte der Rayat dabei sein nothdürftiges Auskommen finden. Allein der Indigopflanzer verlangt 8—9 Bündel für eine Rupie und fragt nicht nach einem etwaigen Marktpreis. Ja noch mehr: hat das Feld außerordentlich reichlich getragen, so steigert der Indigopflanzer seine Forderung und verlangt 10 Bündel für eine Rupie. Nicht dem Rayat soll der größere Segen des Jahrs zu Gute kommen, sondern dem Besitzer der Faktorei. Fällt aber die Ernte kärglich aus, oder haben Unwetter und Insekten das Feld verdorben, dann tritt nicht etwa Gegenrecht auf Seiten des Rayat ein, sondern nun muß der empfangene Vorschuß an Geld und Samen mit der gleichen Summe von Indigobüscheln zurückerstattet werden, als wäre es ein günstiges Jahr gewesen, oder wenn er solches nicht zu leisten vermag, so wird seine Schuld auf ein folgendes Jahr ins Schuldbuch eingetragen, mag er auch darüber zu Grunde gehen. Was kümmert den Pflanze das Wohl oder Wehe des Rayat!

Wie kann ein bengalischer Bauer unter solchen Umständen bestehen? Unter den Regierungsdokumenten, aus denen wir diese Mittheilungen hauptsächlich schöpfen, befindet sich folgende Berechnung:

„Der Rayat erhält vom Indigopflanze einen nominellen Vorschuß von 2 Rupies (Fr. 5) per Bigah. Ich sage: nominell; denn nachdem er dem Faktorei-Aufseher, dem Schreiber u. die gebräuchlichen Geschenke gemacht hat, so bleibt ihm davon wenig oder nichts übrig. Aber setzen wir den Fall, er erhalte wirklich seine 2 Rupies, so wird am Schluß einer guten Ernte seine Rechnung folgender Maassen stehen:

„Eine Bigah des besten Landes soll (setzen wir diesen Fall) 20 Büschel liefern, und je 5 Büschel würden (was aber fast nirgends geschieht,) mit 1 Rupie bezahlt; macht . . Rs. 4. Anna 0. Pais 0.

„Davon sind abzuziehen folgende

Ausgaben:	Rs. Anna. Pais.		
„Stempelpapier (für den Kontrakt)	0	2	0
„Samen	0	10	0
„Fünf Pflüge	0	10	0
„Ausgaben für die Ansaat . .	0	3	0
„ ditto für das Jäten . .	0	6	0
„ ditto für das Schneiden .	0	4	0
„ Grundsteuer an den Semindar .	1	0	0
	= 3. = 3. = 0.		
„Bleibt zu Gunsten des Rayat	= 0.	= 13.	= 0.

(13 Anna = 52 Kreuzer.)

„Dies wäre sein Gewinn von einem Jahr im allerbesten Fall. Da aber eine Bigah Feld selten 20 Bündel liefert, und der Pflanze fast nirgends weniger als 8 bis 9 Bündel für eine Rupie berechnet, so ist klar, daß der Rayat vom Indigobau nur Schaden hat, während Reis, Weizen oder Tabak ihm die Mühe reichlich lohnt.“

Warum aber sucht der Unglückliche nicht Abhülfe bei den Gerichten? Wir antworten: was versteht der unwissende, durch langverjährte Leiden tief verkommene, ans Elend wie an eine unausweichliche Nothwendigkeit gewöhnte Bauer Bengalens von den verwickelten schwierigen Formen des indobritischen Gerichtswesens? Wie soll er die großen Kosten für einen Proceß vor einem englischen Gerichtshof aufbringen? Was wird er gegen die mächtigen einflußreichen Indigopflanze, diese Herren des Landes, gewinnen? Und spricht nicht der geschriebene, blindlings eingegangene Kontrakt gegen ihn? Ja diese Kontrakte sind in der Hand des Pflanzers ein Strick der Ungerechtig-

keit, womit er den unglücklichen Rayat vollständig in seiner Gewalt hält. Denn in der Regel unterzeichnet der arme Bauersmann ein leeres Blatt Stempelpapier, und erst hintendrein trägt der Schreiber der Faktorei auf dasselbe ein, wie viel Bigah Landes der Rayat mit Indigo anzupflanzen versprochen, wie viel Bündel er per Rupie zu liefern, welche Summe er darauf als Vor schuß empfangen habe. Läßt sich ein ungerechteres System auch nur denken?

Aber Ein Ausweg, wird man sagen, steht ihm doch offen: — daß er nemlich hinfort um jeden Preis es vermeide, neue Kontrakte für den Indigobau mit den Pflanzern einzugehen. Ist er doch ein freier Mann, und Niemand kann ihn zwingen, ein Slave des Indigopflanzers zu sein. Pflanze er doch, selbst auf die Gefahr hin, dem Semindar in die Hände zu fallen, viel lieber Reis auf seinem Gütchen, mit verhältnißmäßig geringerem Risiko, als daß er vom Regen des Semindars in die Dachtraufe des Indigopflanzers gerathe.

Das ist wohlgemeinter Rath; aber der afrikanische Plantagen-Sklave in Virginien oder Süd-Carolina wird leichter seine Freiheit erkaufen, als der Indigo-Rayat in Bengalen. Dieser wird mit tausend Stricken und Fäden umgarnt, mit tausend Listen und Rünsten in die Falle gelockt und an das Interesse des Faktoreibesizers gekettet. Der sorglose, in den Tag hinein lebende, aller Fernsicht und Berechnung ermangelnde Rayat Indiens kann in der Stunde des Mangels dem Reize des angebotenen blanken Vorschußgeldes nicht widerstehen.*) Er nimmt es an und unterzeichnet den Kontrakt, ohne an

*) Die Verlockung zum Eingehen des Kontrakts geht oft in Gewaltthat über. Ein Missionar des Krischnagor-Distrikts erzählt als Augenzeuge folgenden Vorfall: „Der Gomashta (Aufseher) einer Indigo-Faktorei kam eines Tags in eine unsrer Dorfkapellen, gerade als die eingeborenen Christen zum Gottesdienste versammelt waren. Er bot dem Katechisten, den er als eine Art Schutzen des Christendorfs ansah, etwas Geld an als 'Dhadhan' oder Vorschuß für den Zweck, daß ein Theil des zum Dorf gehörigen Feldes mit Indigo angebaut würde. Der Katechist wies es fest und entschieden zurück; da warf der Gomashta das Geld auf den Boden mit der Erklärung, hiemit sei ihm (dem Katechisten) das 'Dhadhan' in Gegenwart von Zeugen ausbezahlt; die Zahlung werde sofort ins Schuldbuch der Faktorei eingetragen und zu seiner Zeit der entsprechende Betrag an Indigobüchlein eingefordert werden. Denn der 'Kontrakt' sei geschlossen. — Und so war es! Aber warum, wird man fragen, hat der Katechist dem Gomashta das Geld nicht ins Gesicht geworfen und ihn bei den Gerichten verklagt? Ach, mein guter Freund, das paßte wohl für England, oder gieng wohl noch an in Kalkutta,

die Folgen zu denken. Ist er aber einmal der Schulbner eines Indigopflanzers, so läßt ihn dieser nicht wieder los. Er wird mit dem Drahtgeflecht einer nie sich völlig lösenden Schuld umstrickt und kann nimmer heraus. Ganze Dörfer, ganze Distrikte sind in diesen Zauberkreis hineingebannt und wissen keinen Ausweg. Die Kunst des Indigopflanzers hat um ganze Bevölkerungen den Hentersstrick gelegt, den er nach Belieben enger ziehen kann bis nahe zum Erstickten, oder wieder lockern mag, um den Verurtheilten halb wieder zum Leben kommen zu lassen. „Irgend eine augenblickliche Noth,“ heißt es in den Regierungsberichten, „veranlaßt in der Regel die Rayats, dem Indigopflanzler durch einen Kontrakt sich zu verpflichten. Bei der Ernte aber und der Einlieferung des Färbekrauts in die Faktorei weiß der Pflanzler es unter allen Umständen so einzurichten, daß der Rayat auf dem Schulbuch stehen bleibt. Es wird ihm vielleicht eine Summe ausbezahlt, die er in der Einfalt für reinen Gewinn hält, erfährt aber gleich hernach, daß er damit für ein neues Jahr belastet ist, und daß er in diesem neuen Jahre vielleicht doppelt so viel Bigah Landes mit Indigo zu bepflanzen hat als früher. Einmal im Schulbuch der Faktorei, wird sein Name nie wieder herauskommen.“

Ist aber, wie wir oben sahen, die Machtsfülle eines eingeborenen Semindars eine fast unbeschränkte, so ist es die des europäischen Indigopflanzers in noch höherem Grade. Er ist der fast souveräne Herr über die ihm verpfändeten Rayats. Und wenn der Semindar seine Macht mit unmenschlicher Härte gebraucht, so wissen die indischen Berichte noch Schlimmeres von den Indigopflanzern zu berichten. Die Bauern werden mit Gewalt und unmenschlicher Härte zum Indigobau angehalten. Der Oberaufseher der Faktorei geht in ein Dorf, fordert den Ältesten der Gemeinde vor sich und erklärt ihm, so und so viel Land müsse mit Indigo angesäet werden. Widerrede wird nicht gestattet. Die besten Felder werden von den Faktoreiknechten durch gewisse Zeichen markirt als für den Indigo bestimmt. Kommt die Saatzeit, so werden die Bauern wie das Vieh ausgetrieben, um die Felder zu bestellen. Widerseßliche werden geschlagen

der Hauptstadt; aber du mußt einmal aufs Land, in die Dörfer gehen, 15 oder 20 Stunden entfernt vom nächsten Gerichtshof, und da ein Jahr oder zwei wohnen, dann wirst du verstehen, wie die Dinge hier zugehen.“ (Calcutta Christian Intelligencer 1860, pag. 50.)

oder in die Haftlöcher der Faktorei geschleppt. Bricht das ganze Dorf in Aufruhr aus, was nicht selten geschieht, so eilt die Mannschaft der Faktorei mit eisenbeschlagenen Stöcken herbei und treibt die Unglücklichen zu Paaren. „Seit Jahrzehnten,“ so sagt der Herausgeber des Calcutta Christian Intelligencer, „ja seit Generationen sah man von Zeit zu Zeit ganze Schaaren bewaffneter Männer durch die Indigo-Distrikte ziehen (von wem ausgesandt — das brauchen wir nicht zu sagen); dem Reisbau ward ein Ende gemacht, Dörfer wurden ganz oder zum Theil niedergebrannt und ihre zitternden Einwohner heimatlos und entblößt ins Dschangel (Sumpfbüsch) gejagt; Menschenleben wurden geopfert und Duzende während des Kampfes grausam verwundet; Viele wurden ergriffen, oft an Wunden blutend von ihren Verwandten und Freunden weggeschleppt und in dumpfe, feuchte und elende Böcher gesteckt; oder sie wurden halb verhungert bei Nacht von einer Faktorei zur anderen geschleppt, nicht etwa bloß Tage und Wochen, sondern Monate lang, während ihre verzweifelten Familien in Mangel und Elend umherwanderten, um ihren Aufenthalt zu erkunden: — das sind Dinge, für die wir kaum bei unsern englischen Landsleuten Glauben zu finden hoffen können, aber wir schreiben, was wahr ist. . . .“

Dieß Alles gieng vor den Augen der indobritischen Obrigkeit vor. „Aber,“ fügt der Intelligencer von Kalkutta bei, „Niemand achtete darauf; vielleicht kam jeweilen einmal ein einzelner Fall vor die Ohren eines [englischen] Distriktsbeamten, und wenn die Unglücklichen etwa kühn genug waren, auf gerichtliche Untersuchung zu bringen, und vielleicht noch etwas Vermögen besaßen oder einflußreiche Freunde hatten, um die Sache vor Gericht betreiben zu können, so ward eine Untersuchung eingeleitet, die aber in der Regel zu Nichts führte. Die Missionare wußten wohl meistens von der Sache, denn die Leute kamen zu ihnen und theilten ihnen ihren Jammer mit; aber wenn Jene es etwa wagten, einen Fall dieser Art öffentlich bekannt zu machen, so erhob sich alsobald ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung gegen die — Missionare! Kam es dann gar vor, daß in irgend einem kleinen Nebenumstand die Angabe des Missionars unrichtig war, — daß etwa ein Name oder ein unwesentlicher Zug nicht ganz richtig angegeben war, so warf man ihm in größter Bitterkeit bald Verläumdungssucht und Lüge, bald wenigstens Dummheit und Leichtgläubigkeit vor, und in wenigen Wochen

war die Sache wieder vergessen. Die alte Ungerechtigkeit aber fieng von vorne an, wie es Jahre und Jahrzehnte zuvor gewesen war. Waren doch nur die Eingeborenen der leidende Theil! Handelte es sich doch nur um ihre Reisernten, und nicht um den Indigo!"

So schreibt ein Engländer an Ort und Stelle selbst. Und es ist wahr, die Missionare waren fast die Einzigen, welche den Muth hatten, gegen das schreiende Unrecht ihre Stimme zu erheben. Schon vor zwanzig Jahren schrieb der treffliche Missionar Lacroix in Kalkutta (ein Neuenburger von Geburt, im Dienste der Londoner MG.) mit rückhaltsloser Offenheit gegen diese Mißstände, drang aufs entschiedenste auf Abhülfe und warnte vor den Folgen. Im Jahr 1856 (das Jahr nach dem Santhal-Aufstand und zugleich das Jahr vor dem großen Militär-Aufstand) wimmelten die öffentlichen Blätter Bengalens von Klagen über das bestehende und stets wachsende Uebel, und manche ernste Stimme warnte die Regierung vor der drohenden Gefahr eines Bauern-Aufstands. Man wies darauf hin, daß zwar der bengalische Bauer von Natur feig, weichlich und unkriegerisch sei, und daß somit ein Ausbruch ähnlich jenem furchtbaren Ueberfall der kriegerischen Bergvölker der Santhals nicht wahrscheinlich wäre; allein es seien doch Zeichen von verzweifelter Erbitterung unzweideutig auch bei den bengalischen Rayats vorhanden, und Niemand könne sagen, wessen dieselben in der Stunde der Verzweiflung fähig sein würden. Die englischen Missionare verbanden sich damals mit andern reblichen Männern des Landes zu einer Petition ans brittische Parlament, übersandten eine ausführliche Denkschrift über die Lage der Dinge an diese oberste Reichsbehörde Englands und baten um schnelle und gründliche Abhülfe. Die Sache kam auch wirklich vor das Haus der Gemeinen in London, und es war nahe daran, daß eine amtliche Untersuchung der bestehenden Uebelstände angeordnet worden wäre. Aber siehe, da brach der Militär-Aufstand von 1857 aus, und es war nicht mehr Zeit, der Sache sich anzunehmen. Wichtigere Aufgaben verschlangen alle Aufmerksamkeit.

Die Barmherzigkeit Gottes waltete über dem brittischen Indien. Hätte während der großen Rebellion die bengalische Bauernschaft gemeinschaftliche Sache mit den Sipahis gemacht, es wäre nicht Ein Engländer in Indien übergeblieben. Aber die Rayats in Bengalen blieben ruhig, und nach zwei schweren Kriegsjahren waren die aufrührerischen Sipahi-Banden zersprengt, die Provinzen beruhigt, das

Land zum Frieden gebracht. Man hätte denken sollen, daß auch die Indigopflanzer aus diesen Jahren der Angst und der Heimsuchung eine Lehre gelernt hätten. Es war nicht der Fall. Es blieb Alles beim Alten. Da hob der gerechte und heilige Gott gegen sie nochmals einen warnenden Finger auf. Zum ersten Mal stand die Rayat-Bevölkerung, so wenig man sie dessen für fähig erachtet hatte, mit furchtbarem Ingrimm gegen ihre Peiniger auf.

Den nächsten Anlaß dazu gab seltsamer Weise, und ohne es zu ahnen, die Regierung selbst. Etliche Rayats im Krischnagor-Distrikt hatten bei dem dortigen englischen Unterbeamten eine Klage erhoben gegen einen Indigopflanzer, der sich schwerer Gewaltthat schuldig gemacht hatte. Dieser Unterbeamte, ein junger unerfahrener Mann, ließ durch den betreffenden Pflanze sich einschüchtern oder sonst irre leiten, und wies den Kläger mit seiner Sache ab. Nun betrieb der Rayat, unterstützt von seinen Freunden, die Sache weiter und ließ sie bis vor den Statthalter der Provinz, Herrn Halliday, gelangen. Halliday, ein Mann von ebenso großer Erfahrung als wohlwollender Gesinnung, derselbe, der einst den Plan gefaßt hatte, Missionschulen unter den Santhals einzurichten, war über das Benehmen des jungen Distriktsbeamten in Krischnagor ungehalten und ließ durch seinen Sekretär an ihn eine ernste Rüge ergehen. Ja, es wurde demselben darin mit Absezung gedroht, falls eine nähere Untersuchung sein Mißverhalten wirklich bestätigen sollte. Ueberhaupt war in diesem amtlichen Schreiben das ungerechte, gottlose Verfahren der Indigopflanzer aufs schärfste getadelt und die Erklärung gegeben, daß die Regierung entschlossen sei, die Rayats gegen alle Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten der Pflanze zu schirmen. Sie seien nicht die Sklaven der Indigopflanzer, sondern freie Bürger, wie diese.' Dieses Schreiben fand — wir wissen nicht wie — seinen Weg in eine bengalische Volkszeitung, den Hindu-Patriot, und von da in andere einheimische Blätter. Die Kunde davon flog wie ein Blitz durch alle Indigo-Distrikte. Die Pflanze waren bestürzt. Einen solchen Schlag hatten sie nie zuvor erfahren. Die Eingeborenen aber konnten kaum ihren eigenen Augen und Ohren trauen. Es schien ihnen fast zu gut, als daß es wahr sein könnte, daß der „Lord Sahib“ (die brittische Regierung) selbst sich ihrer Sache annehme und wirklich ihnen, statt dem Pflanze allein, Gehör schenke; ja, daß ihnen in Wahrheit Gerechtigkeit verheißen sei, und daß es ihnen freistehen

soll, Indigo zu pflanzen oder nicht, je nachdem es ihnen beliebe. Denn bis dahin wußten sie nichts Anderes, als daß die Regierung auf Seiten der Indigoherren stehe, und daß die Gewalt, welche diese gegen sie brauchten, ihnen von der Regierung gegeben sei.

Was aber der Rayat-Bevölkerung im Anfang fast unglaublich erschien, daran war bald nicht mehr zu zweifeln. Der amtliche Brief stand ja schwarz auf weiß in den Zeitungen, und Niemand konnte seine Rechttheit bestreiten. Und da war ja zu lesen, daß der Rayat nicht gezwungen sei, sein Feld für den Indigobau herzugeben, sondern daß es in seiner freien Wahl stehe, es zu thun oder nicht. Wer nun den indischen Bauern kennt, wird sich nicht verwundern, daß er aus dem offiziellen Schreiben des Regierungsstatthalters noch viel mehr herauslas, als wirklich darin stand. Er, dem nie in seinem Leben das Glück freier Wahl zu Theil geworden war, der nur von Zwang und Gewalt und willenlosem Gehorsam wußte, verstand (wenigstens geberdete er sich so) unter der Gestattung, hinfort den Indigobau verweigern zu dürfen, einen amtlichen Befehl, daß der Rayat hinfort diese Verweigerung eintreten lassen solle und müsse, und sofort erklärten Hunderte, sie werden ihre Felder nicht mehr dazu hergeben. Es war aber natürlich, daß viele Rayats dabei nicht stehen blieben. Woher hätte der indische Bauer Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit lernen sollen? War er doch selbst sein Lebenlang der Spielball höchster Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit gewesen. Was Wunder, daß nun auch diejenigen Rayats, die bereits Vorschüsse an Geld von den Pflanzern erhalten und auf Grund derselben Kontrakte für ein oder etliche Jahre eingegangen hatten, ebenfalls ihrer Pflichten sich entbunden glaubten! Der überspannte Bogen schlug auf die Pflanzner zurück, der lange zurückgebrängte Strom durchbrach die Dämme. Ungerechtigkeit und Gewaltthat ward mit Gewaltthat und Ungerechtigkeit vergolten.

Das Unerhörte, das Unglaubliche geschah. Der gefügige, feig-herzige, lang unterdrückte Rayat von Bengalen schreitet von der bloßen Arbeitsverweigerung rasch zum offenen Aufstand weiter, und eben-
damit zu allerlei Gewalt und Frevel. Banden bewaffneter Bauern durchzogen die Indigo-Distrikte, zuerst in Krischnagor und Murshebabad, dann weiter und weiter bis hinauf nach Rabschamehāl und Malbah, und wer etwa noch Indigo zu bauen und die eingegangenen Kontrakte ehrlich zu halten geneigt war, wurde unter Drohungen

gezwungen, an dem allgemeinen Aufstand theilzunehmen. Es war dieß im Anfang März dieses Jahres, unmittelbar vor der Zeit, wo der Indigo=Same in die Erde gelegt werden sollte. „Die Bauern,“ sagt der Friend of India am 8. März, „sind in diesem Augenblick in drei Distrikten die Meister. Von den Pflanzern ist noch keiner erschlagen worden, aber alle sind bedroht; die Polizei ist ganz und gar nutzlos; . . . der erste Blutstropfen aber, der vergossen wird, mag das Signal sein für eine allgemeine Schlächterei. Es wäre Thorheit, erwarten zu wollen, daß die Bewegung bei den Pflanzern stillstehen werde; der Rayat, wenn er einmal seine Kraft kennen gelernt hat, wird sich gegen die besitzenden Klassen überhaupt erheben. Und hat der Tiger einmal Blut gekostet, so wird er nirgends stille stehen. Er wird seine Gläubiger zugleich mit den Schuldbüchern, die wider ihn zeugen, vertilgen.“

Man erkennt an diesen Worten des bedeutendsten Blattes in Indien die Gefahr, die aus diesen kleinen bedenklichen Anfängen dem brittischen Reiche in Bengalen drohte. Auch schritt die Bauernschaft rasch zu weiterer Gewalt. Die Indigofaktoreien wurden angegriffen und in Brand gesteckt, die Verwalter und Aufseher geschlagen und gröblich mißhandelt, die Schuldbücher zerrissen und verbrannt. Nur mit Noth entkamen die europäischen Pflanzner. Unter den Auführern wuchs der Muth mit dem Erfolg. Alle weiteren Schritte wurden von einem Ausschuß fester und gewandter Führer geordnet und organisiert. Die Sache nahm immer bedenklichere Dimensionen an.

Es war die höchste Zeit, daß die Regierung mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln einschritt. Europäische Truppenabtheilungen wurden per Eisenbahn nach den aufständischen Distrikten abgesandt, die Haufen der schlechtbewaffneten und des Kriegshandwerks unkundigen Bauern zersprengt, die Räbelsführer eingefangen und verhaftet. Die Raschheit und Energie des Handelns beugte dem weiteren Umsichgreifen des Waldbrands vor; und so schonend die Regierung wider die empörten Bauern verfuhr, so schlug sie doch nach göttlichem und menschlichem Recht mit aller Kraft und Entschlossenheit Alles nieder, was den Weg des Aufruhrs betreten hatte. Nach wenigen Wochen (Anfang April) konnte berichtet werden, daß die Empörung zu Ende sei.

Zu gleicher Zeit aber wurde von der Regierung eine Ordre erlassen, welche einerseits jeden Versuch zu gewaltfamer Selbsthülfe mit den strengsten Strafen bedroht, andererseits eine amtliche Abhülfe der

bestehenden Uebelstände in Aussicht stellt. In ersterer Hinsicht wird gesagt, daß alle legitimen, zwischen Indigopflanzern und Rayats eingegangenen Kontrakte erfüllt, alle empfangenen Vorschüsse pflichtmäßig von den Rayats zurückerstattet, alle Schulden bezahlt werden müssen. Im Weigerungsfall aber sei der Rayat auszuspähen, bei weiterem Widerstand mit drei Monat Gefängniß zu strafen. Wer Andere zum Ungehorsam aufwiegelt oder Indigopflanzern beschädigt oder zerstört, kann mit sechs Monat Gefängniß bestraft und bis auf 200 Rupies gebüßt werden. Es ist dieß vollkommen gerecht.

Diese Masregel gilt jedoch nur für die nächsten sechs Monate (bis Ende September, wo die Indigo-Ernte zu Ende ist). Alsdann soll eine genaue amtliche Untersuchung der Misverhältnisse eintreten, und Recht und Gerechtigkeit zwischen Rayat und Pflanzern festgestellt werden. Wir trauen es der Würde der indobritischen Regierung zu, daß es ihr damit ein Ernst sei.

Durch alle diese schmerzlichen Vorgänge hindurch tönt aber aufs Neue ein Miströu, der, ob schon nicht neu, doch immer wieder uns peinlich berührt. Gleichwie bei dem großen Militär-Aufstand von 1857 der Mission und den Missionaren die eigentliche und letzte Schuld dieses Ereignisses in die Schuhe geschoben ward, so sagt ein indisches Blatt, das unter dem Einfluß der Indigopflanzern steht und auch den „Preiscurant“ des Indigo enthält, geradezu: „Hinter den Rayats stehen die Missionare, und reizen sie auf, ihre Kontrakte zu brechen.“ Es ist dieß ein Vorwurf, über welchen, so schwer er auch ist, es der Mühe sich nicht lohnt ein Wort zu verlieren. Hat man dem Herrn Jesus selbst die Schuld gegeben, daß er das Volk aufwiegle, — hat man Luthern und der Reformation den Bauernaufstand jenes Zeitalters zur Last gelegt, so hat man auch ein Recht, heute der Mission die Schuld an dem Aufbruch der bengalischen Rayats in die Schuhe zu schieben. Und fast möchten wir sagen, es liege eine gewisse Wahrheit darin. Denn gleichwie die Mission, oder sagen wir besser: das Evangelium, zu allen Zeiten und überall die Würde des weiblichen Geschlechts gegen seine heidnische Herabwürdigung, die Menschenrechte des Negers gegen die Gottlosigkeit der Sklavenhändler und Sklavenhalter vertheidigt und vertreten hat, so ist dasselbe Evangelium auch immerdar für die menschliche Behandlung des Rayat in Bengalen gegen die Ungerechtigkeit des Semindars und des Indigopflanzers eingetreten. Noch mehr; das Christenthum weckt

von selbst und ungesucht in jeder Menschenseele, mag sie auch noch so lange und noch so tief herabgewürdigt und gedrückt gewesen sein, ein Bewußtsein ihrer persönlichen Würde, ihrer menschlichen Rechte, ihres Anspruchs auf persönliche Freiheit. Ist zu verwundern, daß in dem Krischnagor-Distrikt, in Nuddea und Radschamehāl, wo Tausende von bengalischen Rayats unter christlicher Pflege und in christlicher Gemeinschaft stehen, der Bauer den Stachel der Ungerechtigkeit empfindlicher fühlt, als anderswo?

Die Mission und das Evangelium weiß nichts von einem Recht des Aufruhrs; es verdammt noch entschiedener, als das weltliche Gesetz, den gewaltsamen Widerstand gegen den Oberherrn. Aber es steigert das Gefühl des natürlichen Menschenrechts und wird kein rechtmäßiges Mittel unversucht lassen, dem Rayat wie dem Indigopflanze Recht und Gerechtigkeit zu schaffen. Der Mammons knecht, der ungerechte Bedrücker seiner Mitgeschöpfe, wird immer das Evangelium und die Mission beschuldigen, daß sie zum Aufruhr reizen; denn Recht und Vorthail soll ja immer nur auf seiner Seite sein. Allein die Mission wird nicht aufhören, nach der einen Seite hin zu rufen: „Ihr Knechte, seid gehorsam euren leiblichen Herren, mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit eures Herzens, als Christo;“ nach der andern Seite hin aber: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt.“ —



Missions-Zeitung.

Die Vorgänge in Syrien haben in der neuesten Zeit vor allem Andern die Aufmerksamkeit verschlungen. Der Libanon, der bis hart an die Küste des mittelländischen Meeres abfällt und dort nur einen schmalen ebenen Küstenstreif (in der Gegend des alten Sidon und Tyrus, und des neueren Beyrut) übrig läßt, ist von zwei verschiedenen Stämmen bewohnt, den halb heidnischen, halb muhamedanischen Drusen und den tiefversunkenen Maroniten, einer christlichen Sekte. Seit Jahrhunderten liegen beide Theile in beständiger Fehde mit einander, und es verging kein Jahr, wo nicht Blut floss. Zu der Zeit, als Ibrahim Pascha von Egypten Syrien eroberte (1832), hielt seine eiserne Hand auch die wilden Stämme des Libanon im Zaum, und zum ersten Mal seit Jahrhunderten verstummte in den Bergen der Tumult der unaufhörlichen blutigen Kämpfe. Im J. 1840 mußte Syrien von den ägyptischen Truppen wieder

geräumt werden, um unter die Oberhoheit des Sultans zurückzukehren. Die Stämme des Libanon jedoch wurden seltsamer Weise nicht unter die Gerichtsbarkeit des Sultans gestellt. Drusen und Maroniten sollten sich selbst regieren, jeder Theil unter seinem eigenen selbstergählten Oberhaupt. Nur zum regelmässigen Tribut an die Pforte waren sie verpflichtet. Damit war die Forderung zum neuen Ausbruch der alten Fehden gegeben.

Im Laufe des letzten Jahres (1859) nahm die Erbitterung zu. Kleine Händel zwischen Drusen- und Maronitendörfern kehrten immer wieder, bis am Ende des vergangenen Mai ein Maronite einen Drusen im Hinterhalt erschlug. Dies war der nächste Anlaß zu dem neuesten entsetzlichen Ausbruch. Es waren die Christen, die den ersten Anstoß gaben. Allein es ist über allen Zweifel erhaben, daß die altmuhamedanische Partei in Constantinopel, in Syrien und Arabien es war, welche die Drusen zu einem Vertilgungskampf gegen die Christen überhaupt (nicht gegen die Maroniten allein) aufstachelte. Die Erbitterung der Urtürken gegen die dem Reiche aufgenöthigten Reformen, die stete Einmischung der abendländisch-Christlichen Mächte in die Angelegenheiten der Türkei, die drohende Gefahr des Untergangs der türkischen Macht, zusammen mit der schwachvollen Schwäche der bestehenden Regierung, — dieß Alles entzündete in der streng muhamedanischen Partei den alten Fanatismus gegen Alles, was Christenthum heisst, und diese Partei ist es, die neuerdings jede Gelegenheit benützte, um ihrem tödtlichen Hass Lust zu machen. Die

mit knapper Noth entdeckte und unterdrückte Verschwörung in der Hauptstadt im vorigen Jahr, das Blutbad in Dschedda (am rothen Meer) und ähnliche Ereignisse kündigt deutlich den drohenden Sturm an. Die Fehden im Libanon boten eine neue willkommene Gelegenheit dar.

Die Fackel des Fanatismus zündete zuerst in Beyt Marie, einem Maronitendorf, gerade hinter Beyrut auf den Bergabhängen gelegen, und bald loderten allenthalben die Dörfer des Libanon in hellen Flammen auf, und der Boden ward mit dem Blut der Erschlagenen getränkt. Die Christen flohen; die Drusen aber raubten und mordeten, sengten und brennten hinter ihnen her. Einige hundert Christen eilten auf der Flucht Beyrut zu, wurden aber hier von den türkischen Soldaten empfangen und größtentheils niedergemacht. Die Christen zu Sidon, aufgeschreckt von ihrem Bischof, griffen zu den Waffen, aber sie erlagen, und ein blutiges Gemetzel folgte. Wer in die Stadt (Sidon) floh, wurde dort von den Türken niedergemacht. In Jezzín (Dschessín), einer Stadt am Südbach des Libanon, wiederholte sich das Blutbad. Hasbeya, der Regierungssitz der Maroniten und zugleich blühende Missionsstation der amerik. Missionare, wurde nun angegriffen und hunderte von Christen geschlachtet. Es folgte die Belagerung von Deir el Komr und Zahleh, zweier bedeutender Orte. Im ersteren Platz verband sich die ruchloseste türkische Verrätherei mit dem Blutdurst der Drusen und hunderte von Christen verloren das Leben. Ebenso in Zahleh. Weiter wälzte sich der Strom der Feinde gegen

Damaskus, der uralten Palmenstadt, wo 25,000 Christen leben, und fünf Tage lang (vom 9. Juli an) dauerte dort das Blutbad, das Sengen und Brennen. Ein Bericht giebt die Zahlen der Ermordeten also an:

Auf den Anhöhen hinter Beirut	1500
In Hasbeya, Rascheya u. Umgegend	2500
In Jezzín u. Umgegend von Sibon	2000
In Zahle u. umliegenden Dörfern	2500
In und um Deir el Komr . . .	2500
In Damaskus wenigstens	5000
Zusammen	16000

Man wird kaum irren, wenn man die Zahl der erschlagenen Christen auf 20,000 berechnet. Mehr als 400 Dörfer liegen in Asche. Viele tausend Wittwen und Waisen irren hilflos umher oder sind in die Harem's der Türken und in die Sklaverei verkauft. Der Libanon und die angrenzenden Ebenen sind zur Wüste geworden. Die Baumpflanzungen, Gärten und Felder, besonders die herrlichen Maulbeerpflanzungen, an denen die Wohlfahrt der Einwohner hing, sind verwüstet und vernichtet.

Es ist schmerzlich, hinzufügen zu müssen, daß die christlichen Maroniten nicht nur die ersten Ursächer dieses Ausbruchs waren, sondern auch der weit versunkeneren, gottlosere und entarteteren Theil der Bevölkerung des Libanon sind. Die Drusen, obwohl ein rohes wildes Geschlecht, sind dennoch ehrlicher, aufrichtiger und für die christliche Wahrheit zugänglicher, als die Maroniten. Auch sind es nicht die Drusen, die das Schlimmste verübt haben, sondern die Türken, und zwar die Pascha's

wie ihre Soldaten, die Gouverneure wie ihre Untergebenen.

Zwar ist von Constantinopel aus ein energischer General mit bedeutender türkischer Truppenmacht nach dem Schauplatz dieser Gräuelfscenen abgegangen und hat bereits, wie verlautet, kräftige Maßregeln zur Bestrafung der Schuldigen und zur Herstellung der Ordnung ergriffen. Aber wer kann es verkennen, daß es weniger der Antriebe der Gerechtigkeit, als vielmehr das Gefühl der Furcht vor den abendländisch-christlichen Mächten ist, was die türkischen Behörden zu diesem Einschreiten veranlaßt? — Auch Frankreich und England haben ihre Truppen gesandt, um jene türkisch-syrische Expedition zu unterstützen. Der Schrei des Entsetzens, der durch die ganze Christenheit geht, fordert laut die Vertreibung der Türken aus den schönen europäischen Provinzen, die Befreiung der Christen vom mohamedanischen Joch, die Zurückführung Syriens und Palästina's unter eine christliche Regierung! Aber die politischen Interessen der christlichen Mächte treten hier noch immer in einen unlöslichen Conflict, und bis auf weiteres ist nichts anderes vor auszusehen, als daß es beim Alten bleiben muß. Der „kranke Mann“ muß noch am Leben erhalten werden. Das wird auch gut sein; denn die Gedanken Gottes gehen wohl auf ein ganz anderes Ziel, als auf eine Theilung des türkischen Reiches unter etliche Mächte Europa's. Der Herr, dem alle Reiche der Welt gehören, wird's verkeh'n!



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3.

Inhalt. Das Buch für alle Menschen und für alle
Zeiten. 1. Des Seemanns Bibel. 2. Der Name Jesu.
3. Kaiser Alexander I von Rußland, im Jahr 1812.
4. Die Schauspielerin und das Wort Gottes.

1860.

Das Buch für alle Menschen und für alle Zeiten.

Wer unter uns alt genug ist, um auch nur eine Periode von 40 oder 50 Jahren überschauen zu können, der kann sich des Staunens und Verwunders nicht erwehren über die großen und merkwürdigen Veränderungen, die fast in allen Dingen um uns her in so kurzer Zeit vorgegangen sind. Ich will gar nicht reden von den großartigen Umgestaltungen, die in den Ländern und Völkern der Erde, in den Staaten Europa's, in dem türkischen Reich, in Indien, China und Japan, in Afrika, in Australien und Neuseeland, — kurz aller Orten in den letzten Jahrzehnten eingetreten sind; ich will nicht reden von den erstaunlichen Erfindungen in Betreff der Dampfkraft und der Elektricität, durch welche in allen Lebensverhältnissen der Menschheit so große Veränderungen sich Bahn gebrochen haben; vielmehr will ich nur erinnern an die unzähligen Neuerungen, die in unsern kleinsten häuslichen Zuständen und Gewohnheiten eingedrungen sind und fast Alles anders gestaltet haben, als es vor 30 und 40 Jahren noch war. Kleidung und Ausputz bei Männern und Frauen, Sitte und Brauch bei Mahlzeiten, häuslichen Festen, Volksvergütungen und andern Verhältnissen, unsere ganze Lebensweise bis herab zum Gebrauch der Stahlfedern

und Zündhölzchen, — überall ein völliger Umschwung der Dinge, überall Aenderungen und Neuerungen nach allen Seiten.

Aber mitten in all diesem unaufhörlichen Wechsel der menschlichen Dinge, wo immer eins das andere verdrängt, bleibt sich das, was die Hand Gottes für alle Zeiten geordnet und festgestellt hat, unverändert gleich. Die Quellen, Bächlein und Ströme fließen noch heute gerade so, wie sie vor tausend Jahren geflossen sind; das Weizenkorn und die Blume und der Obstbaum wächst noch nach denselben Gesetzen, wie in Abrahams und Salomo's Zeiten; die Sonne geht noch heute, wie in Davids Tagen, am Morgen „heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer, und freuet sich wie ein Held, zu laufen den Weg. Sie gehet auf an einem Ende des Himmels und läuft um bis wieder an dessen Enden, und bleibt nichts vor ihrem Licht und ihrer Hitze verborgen.“ Und ist nicht auch die leibliche Natur des Menschen, wie sie von Anfang an durch die Hand Gottes schöpferisch organisirt war, im tiefsten Wesensgrunde dieselbe geblieben, trotz aller Wandlungen und Wechsel, die im Lauf der Zeiten eingetreten sind? Das Brod, das aus dem Weizenkorn gebildet wird, das Wasser unserer Quellen und Brunnen, die Luft unserer Atmosphäre, das süße Licht der Sonne, — ist es nicht heute uns noch ebenso nöthig und unentbehrlich, als unsern Vätern vor Jahrtausenden? Und wiederum das Geborenwerden, das allmähliche Wachsen und Reifen, das Altern und Sterben, der Herzschlag und das Athmen, das Hungern und Dürsten, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, — ist nicht überall und immer das Alte und Gleiche? Darin ändert und wandelt sich nichts, so tausendfach auch alle übrigen Wechsel des menschlichen Lebens sein mögen.

Doch noch viel mehr, als im leiblichen Wesen und Leben der Welt, stehet in dem geistigen und geistlichen Gebiet der Menschheit ein Ewiges und Unbewegliches neben aller Wandlung, Bewegung und Veränderung. Zwar ist auch hier unaufhörlicher Wechsel. Die Weisheit der Weisen, die Entdeckungen der Klugen, die Stimmungen der Zeit, die Ordnungen in Kirche, Schule und Staat, selbst die Religionen der Völker, — wie wechselt und wandelt sich Alles ohne Aufhören. Was für Umgestaltungen hat die Kunst und Wissenschaft, die Literatur und der Zeitgeist, die Theologie und Philosophie, die Politik und der gesellige Verkehr, der Handel, das Gewerbe und die Industrie im Lauf der Zeiten erfahren! Und dennoch, wie im leib-

lichen Leben das Hungern und Dürsten, so ist im geistlichen Leben der Menschheit jenes allgemeine Sehnen nach Frieden und Erlösung sich gleich geblieben, und wie in der leiblichen Natur die Hand Gottes das Brod und Wasser und Licht für Alle gleichermaßen zur Erhaltung des leiblichen Lebens geschaffen, so hat dieselbe gute und treue Hand Gottes für jenes geistliche Sehnen ein Allen gleiches Brod vom Himmel, ein Allen gleich unentbehrliches Wasser und Licht des Lebens gegeben, — das Wort Gottes.

Giebt es auch einen Königstisch, wo das liebe Brod und das erquickende Wasser fehlen dürfte? Und ist auch Einer so arm und verkommen, in dessen Hütte es an dem Bissen Brods und dem Trunk Wassers gebräche? Beides ist dem Bettler und dem Fürsten gemein; denn also ist es von Gott geordnet. Und sollte es mit dem Brod und Wasser des Lebens, dem Worte des lebendigen Gottes, anders sein? Es ist das Buch für alle Menschen und für alle Zeiten. Und was vor fast 3000 Jahren der königliche Sänger David gesagt hat, das sprechen wir ihm heute noch aus seliger Erfahrung nach: „Das Gesetz des Herrn ist vollkommen und erquicket die Seele. Das Zeugniß des Herrn ist gewiß und macht den Einfältigen weise. Die Befehle des Herrn sind richtig und erfreuen das Herz. Das Gebot des Herrn ist lauter und erleuchtet die Augen. Die Furcht des Herrn [d. h. das Wort Gottes, das uns diese Furcht lehrt] ist rein und bestet ewiglich. Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold; süßer sind sie, denn Honig und Honigseim. Auch dein Knecht wird durch sie erinnert, und wer sie hält, hat großen Gewinn.“ Ps. 19.

Es soll nun dießmal unsere Aufgabe sein, an einzelnen Beispielen diese immer und überall sich gleichbleibende Natur des Wortes Gottes darzulegen, — an Beispielen, wie sie uns da und dort begegnet sind.

1. Des Seemanns Bibel.

Vor etwa zwanzig Jahren starb ein wackerer Seemann der englischen Marine und hinterließ den Seinen neben anderem Erbtheil auch eine Bibel. Sie ist noch heute im Besiz dieser Familie, und ist wahrlich nicht der unwichtigste Schatz in dem lieben gesegneten Hause. Was aber dieser Bibel einen so eigenthümlichen Werth giebt,

das sind die einfachen und doch so vielfagenden Worte, die der einstige Besitzer vorne auf das weiße Blatt mit eigener Hand geschrieben hat. Sie lauten also:

„Diese Bibel wurde mir geschenkt von Herrn Raikes, in der Stadt Hertford, im Januar 1781, als eine Belohnung für meinen regelmäßigen Besuch der dortigen Sonntagschule, und für mein gutes Betragen während jener Zeit. Sie ist 53 Jahre lang, wovon ich 41 auf dem Meer zubrachte, mein steter Begleiter gewesen; während dieser Zeit war ich in 45 Seeschlachten und Gefechten, erhielt 13 Wunden, litt dreimal Schiffbruch, einmal verbrannte unser Schiff, zweimal schlug unser Boot um, ich hatte 15 Mal Fieber mancherlei Art, — und immer war die Bibel mein Trost. Am 26. Okt. 1834, an welchem Tage ich mein 60. Lebensjahr vollendete, ließ ich sie bei James Bishop in Edinburg neu einbinden. Dieß Alles bezeuge ich mit meiner eigenen Handschrift.“

Was für eine inhaltsreiche Geschichte aus eines Seemanns Leben erzählen uns diese einfachen Worte auf dem weißen Blatt einer Bibel! Man hört das Brausen des Sturms, das Toben der Wellen, das Krachen des Schiffbruchs, den Donner der Seeschlacht, das Stöhnen der Verwundeten, das Seufzen des Fieberkranken, — und immer wieder kehren wir aus aller Angst und Gefahr zurück zu jenem Buche und vernehmen: „Diese Bibel war immer mein Trost.“ — Kennst du, lieber Leser, der du auch auf dem gefährlichen Meer dieses Lebens der Ewigkeit zusteuerst, kennst du auch dieses Buch und seinen Trost und seine Kraft? Und wenn du einen kurzen Abriß deiner eigenen Lebensgeschichte auf das weiße Blatt in deiner Bibel einschreiben wolltest, könntest du auch beifügen: „Immer war das Wort Gottes mein Trost?“

2. Der Name Jesu.

Es ist eine höchst merkwürdige und lehrreiche Thatsache, daß kein Name den Kindern dieser Welt widerwärtiger und verhasster ist, als der Name Jesu. Die Missionare in der Heidenwelt bezeugen es einstimmig, daß Hindu's und Muhamedaner, Chinesen und Fidschi-Inulaner, Eskimo's und Kaffern gerne der Predigt zuhören, so lange man vom Gott, den Schöpfer und Herrn aller Dinge, von seiner

Macht und Größe, von seiner Güte und Liebe redet; sobald der Missionar aber den Namen Jesu nennt, so regt sich überall der Widerwille, der Haß und die Feindschaft. Und ist nicht gerade so auch bei den Weltfindern in Mitten der Christenheit? Man darf mit ihnen von Allem reden, — von Religion, von der Vorsehung, vom „lieben Gott“, von den Pflichten des Menschen, — nur nicht von dem Herrn Jesus. Gerade der Name, der den Kern und Stern der heiligen Schrift bildet, der uns zur Seligkeit gegeben worden, und der allen denen, die da selig werden, köstlicher ist als Honig und Honigseim, gerade dieser Name ist der Welt ein Dorn im Auge, ein Aergerniß und eine Thorheit. Sollte nicht in dieser Thatsache, die in der ganzen Welt sich wiederholt, der stärkste Beweis liegen für die göttlich-geheimnißvolle Kraft des Namens Jesu?

Es kommt bei einem Menschen am Ende Alles auf die Frage an, wie er zu dem Namen Jesu stehe. Ist dieser Name ihm ein Aergerniß und eine Thorheit, so fehlt ihm der Schlüssel zum Verständniß der heiligen Schrift, es fehlt ihm auch der Schlüssel zum rechten Herzensfrieden, der Schlüssel zum Himmelreich. „Denn,“ spricht der Herr, „so ihr nicht glaubet, daß Ich es bin, so werdet ihr sterben in euren Sünden.“ Joh. 8, 24. Und wiederum: „Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich.“ Joh. 14, 6. „Es ist aber in keinem Andern das Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie können selig werden, als der Name Jesu Christi.“ Ap. Gesch. 4, 12.

Die Wahrheit dieser Aussprüche wird in ergreifender Weise bestätigt durch die Erfahrung, die ein sächsischer Graf und berühmter Staatsmann im Anfang dieses Jahrhunderts auf seinem Sterbebette gemacht hat.

Dieser Graf ließ während seiner letzten Krankheit einen ihm wohlbekannten Geistlichen zu sich kommen und redete ihn dann folgender Maßen an: „Ich fühle mich sehr krank, mein lieber Herr Pastor, und ich glaube, es geht mit mir zum Tode. Nun habe ich den Wunsch, Sie möchten mit mir über religiöse Dinge reden; um Ihnen aber unnöthige Mühe zu ersparen, so erkläre ich Ihnen hiemit gleich von vorneherein, daß ich nichts von Jesus Christus zu hören wünsche.“

„Nun,“ erwiderte der Geistliche, „es ist gut, daß Sie mir das gleich zum Anfang sagen; denn ohne diese Ihre Erklärung wäre Er allerdings der erste und hauptsächlichste Gegenstand meiner Unter-

haltung mit Ihnen gewesen. Doch giebt es ja noch manche andere erbauliche Gegenstände der Besprechung, und um gleich mit Einem anzufangen, möchte ich fragen, ob es Ihnen recht ist, wenn ich mit Ihnen von Gott rede?"

"O gewiß," erwiderte der Kranke; „ich werde sehr gerne Alles hören, was Sie mir über Gott sagen; denn ich habe das höchste Wesen immer mit der größten Verehrung betrachtet."

"So weit wären wir also Eins," sagte der Pastor; und nun fieng er unverweilt an, von der Liebe Gottes gegen die Menschen in so herzlicher und rührender Weise zu reden, daß der Patient beim Abschied dem Prediger die Hand drückte und ihn angelegentlichst bat, doch ja bald den Besuch zu wiederholen.

Beim zweiten Besuch empfing ihn der Kranke aufs allerherzlichste und fragte sogleich mit sichtbarem Interesse, welches neue Thema er wohl heute mit ihm zu besprechen gedenke. „Ich versichere Sie, Herr Pastor," fügte er hinzu, „ich habe mich auf Ihren Besuch herzlich gefreut und mich ordentlich darnach geseht."

Der würdige Knecht Gottes kam dem Wunsche des Patienten dadurch entgegen, daß er in sehr lebendiger Sprache sich über die Weisheit, Allmacht und Allwissenheit Gottes verbreitete; und auch diese Betrachtungen, so sehr sie auch die Seele mit sehr ernstern und durchschneidenden Empfindungen zu erfüllen geeignet waren, machten doch nicht gerade einen unangenehmen oder peinlichen Eindruck auf das noch nicht zum Erwachen gekommene Gewissen des vornehmen Kranken. Er fand die Aeußerungen des Pastors schön, großartig, erhaben, aber nicht erschütternd und schrecklich.

Beim dritten Besuch verweilte der Prediger ausschließlich bei der fleckenlosen Heiligkeit Gottes und zeigte dabei mit durchbringender Klarheit, wie ein so reines und heiliges Wesen seiner Natur nach nothwendig Alles von sich stoßen und ausscheiden müsse, was nicht auch rein und heilig sei. Und endlich beim vierten Besuch handelte er von Gottes unbeugsamer und unverletzlicher Gerechtigkeit, vermöge welcher „Gottes Zorn geoffenbart wird vom Himmel über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten.“ Röm. 1, 18.

Aber gegen diesen Stachel fieng der Kranke endlich zu lösen an; er konnte sich nicht mehr halten und rief mit einer Mischung von Anmuth und Angst aus: „Halten Sie inne, ich bitte Sie! Das ist

mehr als ich ertragen kann. Wenn der Allmächtige wirklich so heilig und gerecht ist, wie Sie ihn schildern, dann bin ich verloren!"

Der Pastor gab keine Antwort, sondern stand auf, verbeugte sich ernst und ehrerbietig, nahm Stock und Hut und entfernte sich.

Ein Tag um den andern kam und vergieng; aber kein Prediger erschien an des kranken Mannes Lager. Endlich klopfte ein eiliger Bote des Grafen an des Pastors Thüre und bat ihn, doch schleunigst zu dem Patienten zu kommen. Und als er ins Krankenzimmer eintrat, ward er mit dem angstvollen Ausruf empfangen: „Ach Herr Pastor, warum sind Sie so lange nicht zu mir gekommen? Mein Gemüth ist in einem Chaos von Zweifel und Schrecken; es ist, als wäre ich bereits in der Hölle oder die Hölle wäre in mir! Um Gottes willen, sagen Sie mir etwas, wenn es Ihnen möglich ist, mich zu erleichtern und mir die Gemüthsruhe wiederzugeben, die mir Ihre Unterhaltungen geraubt haben. Mildern Sie, ich bitte drum, — mildern Sie etliche von den starken peinlichen Behauptungen, die Sie aufgestellt haben, oder sagen Sie mir irgend ein Trostwort, das mich zu beruhigen vermag.“

„Es thut mir leid, Herr Graf,“ erwiderte der Prediger, „von dem, was ich früher gesagt habe, nicht ein Wort zurücknehmen zu können; vielmehr muß ich in heiligem Ernst wiederholen, daß Gott der Herr, mit dem wir's zu thun haben, zwar ein gnädiges und erbarmungsreiches, aber auch ein allweises, heiliges und gerechtes Wesen ist, das nothwendig den Gottlosen strafen und verdammen muß. Und obgleich ich Ihnen allerdings mancherlei herrliche und trostreiche Wahrheiten zu sagen vermöchte, so bleibt mir dennoch, da Sie dieselben ausdrücklich nicht hören wollen, keine Wahl übrig, als daß ich Sie in diesem Ihrem unglückseligen jammervollen Gemüthszustand dahinsiechen lasse, bis der Tod Sie jenseits dieser Zeitlichkeit Ihrem Schicksal überliefert. Und somit, obschon mein Herz für Sie blutet, kann ich nichts weiter für Sie thun, da Sie selbst mir verboten haben, Ihnen den rechten Trost zu reichen.“

„Ach nein, nein!“ rief der Sterbende in wahrer Seelenangst; „sagen Sie mir, was mir helfen kann, sei's was es wolle; sagen Sie mir, ob Sie einen Weg der Rettung wissen, der für mich noch offen wäre!“

„Ganz gewiß weiß ich einen,“ erwiderte der Prediger; „aber dann müssen Sie mir erlauben, von Jesus Christus zu reden.“

„Wohl, wohl!“ rief der Sterbende mit einem raschen Aufbrausen seines natürlichen Ungestrüms; „reden Sie, was Sie wollen, und von wem Sie wollen; aber zeigen Sie mir eine Thüre, durch die ich mich aus dieser bereits vorhandenen Hölle zu retten vermag!“

Und nun zum ersten Mal zog der treue Knecht des Herrn sein Neues Testament aus der Tasche und las dem zitternden, aber nun begierig horchenden Kranken die frohe Kunde von dem Jesus, der gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, dessen Blut rein macht von aller Sünde, und dessen vollgültiges Sühnopfer den Gottlosen, der da glaubt, gerecht macht mit der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Er las Spruch um Spruch von dem Jesus, den der arme Kranke bis dahin von sich gestoßen und verachtet habe, der aber dennoch sein Herr und Gott, sein Heiland und Seligmacher sei, zu dem er nun mit allen seinen Sünden vertrauensvoll fliehen, auf dessen Gnade er sich mit all seiner großen und lang gehäuften Schuld werfen dürfe, und bei dem er durch den Glauben freie und volle Vergebung, Frieden und Ruhe finden werde für seine geängstigte Seele.

„Gerade um solcher Sünder willen, wie Sie sind,“ fuhr der treue Prediger fort, „hat Jesus den Thron seiner Herrlichkeit verlassen und unser armes Fleisch und Blut an sich genommen; für solche Sünder eben hat Er sein kostbares Blut am Kreuze vergossen und das Lösegeld bezahlt für der ganzen Welt Sünde.“

Alle diese Worte fielen als eine himmlische Saat auf ein wohl zerpflügtes und zubereitetes Feld. Der Kranke schien die Verkündigung der freien Gnade im Namen Jesu wie einen Labetrunk in sich hinein zu trinken. Die Botschaft, daß Jesus die Sünder und auch die vornehmsten unter ihnen, annimmt und selig macht, — sie war es, was er bedurfte. Er suchte und fand bald Frieden in dem Glauben an den, der gekommen ist, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen, und erkannte freudig in Jesus „den Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Und als nicht lange darnach sein Stündlein kam, gab er unter demüthigem und selbigem Lob der freien Gnade Gottes in Christo seinen Geist in die Hände des Vaters.

Es bleibt aber dabei, ohne Jesus ist der heilige Gott nur der Schrecken des Sünders; in Ihm allein ist er uns ein gnädiger und verfühnter Gott, unser Trost im Leben und Sterben.

3. Kaiser Alexander I von Rußland, im Jahr 1812.

Das Jahr 1812 wird in der Geschichte Europa's, besonders aber in den Jahrbüchern des russischen Reiches, ewig denkwürdig bleiben. Napoleon I, die Geißel der Völker, wollte durch die Eroberung und Demüthigung Rußlands den letzten Stein einfügen in den Miesenbau seiner Macht; eben dieser Stein aber fiel auf ihn zurück und zermalnte den Uebermüthigen.

Als nun der Heeresstrom von 600,000 herrlich ausgerüsteten Truppen unter dem Kaiser der Franzosen sich gegen Rußland heranzwälzte, als der Niemen überschritten, die russische Armee in einer Schlacht um die andere geschlagen und die Gefahr des Untergangs dem kaiserlich-russischen Throne immer näher gerückt wurde, da entfiel am Hofe Alexanders bei den täglich einlaufenden Nachrichten von neuen Unglücksfällen Allen das Herz; — nur Ein Mann blieb ruhig und getrost. Es war dieß der fromme Fürst Galizin. Der Kaiser bemerkte dieß mit Verwunderung, und als Beide eines Tages allein auf dem Arbeitszimmer Alexanders beisammen waren, fragte der Letztere den Fürsten, wie denn das komme. Galizin zog eine kleine Bibel aus der Tasche und hielt sie dem Kaiser hin. Als dieser das Buch in die Hand nehmen wollte, um es näher sich anzusehen, fiel es durch irgend ein Ungeschick zu Boden. Der Fürst hob es augenblicklich wieder auf, und als er es offen, wie es war, seinem kaiserlichen Herrn wieder darreichte, fand sich gerade der 91. Psalm aufgeschlagen, und die Augen des Kaisers fielen unwillkürlich auf die Anfangsworte desselben: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich traue.“

„Ach daß Ew. Majestät diese Zuversicht und Burg auch suchen und dahin sich flüchten möchte!“ rief der Fürst, nachdem der Kaiser diese Worte laut gelesen hatte. Alexander bat seinen gottesfürchtigen Freund, ihm das Buch zu lassen, zog sich in die Stille zurück und las ohne Zweifel den herrlichen Psalm vollends zu Ende.

Bald darauf wurde vom Kaiser ein allgemeiner Bet- und Fasttag angeordnet. Der Pope oder russische Priester, der an diesem Tag vor dem versammelten Hof zu predigen hatte, wählte merkwürdiger

Weise eben jene beiden ersten Verse des 91. Psalms zu seinem Text, ohne daß irgend Jemand ihm von Außen dazu Anlaß gegeben hätte.

Am Nachmittag des gleichen Tags berief der Kaiser seinen Hofkaplan oder Beichtvater zu sich und ließ ihm dabei melden, er habe ihm (dem Kaiser) auf seinem Kabinet einen Bibelabschnitt vorzulesen. Der Geistliche kam und begann mit — dem 91. Psalm.

„Halt inne!“ rief der Kaiser, etwas verlegt über das Spiel, das man mit ihm, wie er glaubte, zu treiben vorhabe; „wer hat Euch gerade diesen Psalm mir vorlesen heißen?“

„Gott selbst!“ erwiderte der Kaplan mit großem und feierlichem Ernst, indem er fest zum Kaiser aufsaß.

„Wie meint Ihr das?“ rief Alexander.

„Ew. Majestät Befehl,“ fuhr der Geistliche fort, „kam unerwartet an mich und hatte mich nicht wenig überrascht. Da ich nun die hohe Wichtigkeit, die auf der rechten Wahl eines Bibelabschnitts für diesen feierlichen Augenblick ruhen mußte, aufs tiefste fühlte, so kniete ich nieder und bat Gott den Herrn, mich in der Wahl der Schriftstelle zu leiten, falls Ew. Majestät nicht selbst den Abschnitt bezeichnen würde, den ich lesen sollte. Und unter meinem Gebet stellte sich der 91. Psalm so unwiderstehlich und gewaltig vor meine Seele, daß ich darin nichts anderes, als eine Erhörung meines Gebets erkennen konnte.“

Der Kaiser schwieg tief ergriffen. Er fühlte, daß die Stimme Gottes in ganz besonderer Weise mit ihm rede. Ein zuversichtlicher Glaube an die Hülfe des unsichtbaren und doch nahen Herrn der Heerschaaren ward in seiner Seele durch das Wort der Schrift gepflanzt, und dieser Glaube wuchs und ward stark. Durch ihn hat er und sein tapferes Volk harren gelernt auf den Gott, der bald hernach ohne menschliche Dazwischenkunft den übermächtigen Dränger samt seinem Heer in den Staub legte.

Ach daß unsre Fürsten und Völker auch jetzt wieder ihre Zuflucht nähmen zu dem Gott der Bibel, zu dem Gott des 91. Psalms! Da fänden sie eine zuverlässigere Hülfe, als ihnen alle Festungen der Welt, alle gezogenen Kanonen und alle Künste der Diplomatie und des Kriegs zu geben vermögen.

4. Die Schauspielerin und das Wort Gottes.

Aus dem Palast des mächtigen Kaisers von Rußland treten wir in eine armfelige Kammer auf dem obersten Stockwerk eines Hauses in der Weltstadt Newyork. Das Gemach ist klein; es reicht eben gerade für eine einzige Person. Alles Hausgeräthe darin ist reinlich, aber sehr einfach und gering. Man sieht bald, daß die Armuth hier wohnt. Aber es ist die Wohnstätte eines Kindes Gottes, einer jungen alleinstehenden Waise, wie es deren in der großen Weltstadt so viele giebt. Es ist die Wohnung einer armen Nähterin. Sie hatte einst, als ihre Eltern noch lebten, bessere Tage gesehen; aber nun hat sich über ihrem einsamen Leben der Schatten einer kummervollen Armuth gelagert.

Sie hatte vom Elternhause her einen gottesfürchtigen Sinn; aber ihr Christenthum war mehr in äußerer Ehrbarkeit und in religiösen Formen bestanden. Die Größe des angeborenen Verberbens und das Gewicht der Sünde hatte sie so wenig erkannt, als die Größe der Liebe Gottes in Christo und die Kraft des für die Sünde geopfertn Blutes des Lammes. Sie las ihre Bibel, aber es war ihr ein verschlossenes Buch; sie gieng zur Kirche, aber es war nur äußerer Dienst; sie betete auch, aber ohne bis zum Herzen Gottes zu bringen. Da kam gegen Ende des Jahres 1857 der Lebenshauch des heiligen Geistes über die Lobtengelbeine der amerikanischen Christenheit. In der Stadt Newyork begann die große Erweckung. Tausende und aber Tausende erwachten aus dem Todeschlummer der Sünde zum Leben aus Gott. Auch die arme Nähterin ward mit in den Lebensstrom hineingezogen. Sie wurde eine 'neue Kreatur'. Alles an ihr und in ihr bekam eine andere Gestalt. Wenn sie nun im Worte der heiligen Schrift las, da wurden alle diese Worte lebendig und kräftig in ihrer Seele; sie wurden ihre Speise Tag und Nacht. Wenn sie ihre Kniee zum Gebet beugte, da sah sie den Himmel offen und die Kräfte der Ewigkeit stiegen herab in ihren Geist. Sie war eine rechte Jüngerin des Herrn, ein Kind der Gnade geworden. Die einsame Kammer war ein Heiligthum Gottes, in welchem unablässig das Rauchwerk des Gebets aufstieg, und während ihre Nadel, von welcher ihre irdische Nahrung abhing, von frühe bis in die späte Nacht emsig beschäftigt war, lag neben ihr das aufgeschlagene Bibelsbuch, aus dem sie die himmlische Nahrung schöpfte.

Aber die furchtbare Finanzkrisis jener Tage, welche den Wohlstand der Großen und Reichen Amerika's mit Einem Schlag in den Staub legte, ließ ihre Wellenschläge auch bis in die einsame Kammer der armen Nähterin spüren. Die alten Kunden blieben aus, und oft fehlte es Tage lang an Arbeit und Verdienst. Da flehte sie wohl zu ihrem himmlischen Vater brünstiger als sonst, daß Er ihr Arbeit senden möge; denn auch nur Eine müßige Stunde mehrte ihren Mangel und entzog ihr die unentbehrliche Nahrung. Eines Morgens lag sie weinend und bittend vor dem Herrn; denn seit einigen Tagen schon war sie ohne Verdienst. Siehe, da klopf't's leise an der Thüre und herein tritt eine jugendliche Gestalt voll Lust und Leben, mit einem Bündel unter dem Arm.

„Könn't Ihr für mich eine Arbeit machen?“ sagte die junge Person mit lebhaften Bewegungen und glänzenden Augen. „Es hat Eile damit, aber ich kann auch gut bezahlen.“

Die Nähterin lächelte. „Ach,“ erwiderte sie mit einem Tone, in welchem sich Dankbarkeit und Rührung herausfühlen ließen, „um das habe ich ja soeben den Herrn gebeten.“ Dann nahm sie das Bündel und öffnete es. Da lagen vor ihr reiche, glänzende Stoffe und Kleidungsstücke.

„Ich bin eine Schauspielerin,“ sagte das junge Frauenzimmer, als sie mit Befremden wahrnahm, wie die Nähterin unruhig und nachdenklich ward. „Ich habe mich verpflichtet,“ fuhr sie fort, „auf dem Theater in Philadelphia aufzutreten. Diese Kleider da müssen geändert werden, und diese Stoffe hier sind sogleich neu zu machen; und ich werde euch die Arbeit recht schön bezahlen.“

„Vergleichen Sachen verstehe ich nicht zu machen,“ erwiderte zögernd und mit einem Ton tiefer Wehmuth das arme Mädchen; „ich habe zwar, es ist wahr, soeben herzlich gebetet, Gott möchte mir Arbeit senden; denn ich bin in großer Noth und mein täglich Brod hängt von diesem meinem Verdienst ab. Aber diese Arbeit verstehe ich nicht zu machen.“

„Warum denn nicht?“ rief die aufgeregte Schauspielerin, die das eigenthümliche Benehmen der jungen Nähterin nicht begreifen konnte.

„Nun,“ erwiderte diese sanftmüthig und bescheiden, „es ist mir, als wenn ich mit dieser Arbeit eher dem Teufel dienen würde, als dem Herrn Jesus.“

„Aber ihr habt ja um Arbeit gebetet?“ sagte die Schauspielerin.
 „Allerdings,“ war die Antwort.

„Nun,“ fiel Jene hastig ein, „da ist ja euer Gebet erhört; da ist ja Arbeit, und ein schöner Verdienst dazu.“

„Ich weiß das nicht, Fräulein,“ erwiderte die fromme Tochter; „allerdings scheint es so, als wenn dieß eine Antwort auf mein Gebet wäre, und doch ist's mir in meinem Herzen so, als dürfe ich diese Arbeit nicht annehmen.“

„Nun gut,“ rief die Schauspielerin in großer Lebhaftigkeit, indem sie Miene machte, die Stoffe wieder zusammenzupacken; „entscheidet euch, was ihr thun wollt.“

„Warten Sie einen Augenblick, Fräulein,“ erwiderte Jene ruhig; „ich will meine Thüre schließen und meinen himmlischen Vater bitten, daß Er mich lehre, was ich thun soll. Er wird mir Licht und Weisung geben. Wollen Sie mit mir niederknien?“

Nichts konnte dem leichtsinnigen Weltkinde unerwarteter kommen, als dieser Vorschlag. Sie wußte selbst nicht, wie ihr war; aber wie von einer unsichtbaren Hand überwältigt, kniet sie instinktmäßig neben der armen Nähterin nieder. Diese aber schüttet ihr Herz in kindlicher Einfalt vor Gott aus und legt ihm die ganze Sache wie ein Kind seinem Vater vor. Sie betet sehr dringend und immer bringender um Seine Weisung, damit sie ja nichts thun möge, was in Seinen Augen Sünde wäre. Und während sie so mit der Einfalt eines kleinen Kindes mit ihrem himmlischen Vater von den Kleidern redet, vom Theater, von dem Fräulein, das neben ihr kniet, von ihrer eigenen Noth und von ihrer Bereitwilligkeit, allein und ausschließlich des Vaters guten und vollkommenen Willen zu thun, da merkt und ahnt sie nicht, was in der Seele derjenigen vorgeht, die neben ihr die Hände faltet, bis endlich die junge Schauspielerin in der Angst ihres Herzens ihren Arm um den Nacken der Betenden wirft und ausruft: „Ach, bete doch nicht mehr wegen der Kleider, — bete für mich, für mich; ich bin ein so böses, gottloses Mädchen!“

Die Betende war überrascht. Sie wußte nicht, ob das junge Fräulein im Ernst es meine, oder ob sie Scherz treibe. So fährt sie in ihrem einfältigen Gebet fort und legt dem Vater im Himmel die neuen Zweifel vor, die über ihr Gemüth gekommen waren, ob es ihr Gast auch aufrichtig meine. Sie bittet den Herrn, wenn es der Schauspielerin nicht wirklicher Ernst sei, so möge Er es doch dahin

bringen, daß sie jetzt, eben jetzt, ernstlich nach Gott fragen lerne; und wenn es ihr wirklich ernst sei, möge Er sie jetzt in Gnaden annehmen und sie zu Seiner wahrhaftigen und treuen Jüngerin machen. Ja sie hat den Herrn, Er möge sie von der Sündlichkeit ihrer gegenwärtigen Lebensweise überzeugen und sie daraus erretten; denn das Leben auf der Bühne des Schauspielhauses sei ja ein Leben auf dem Grund und Boden des großen Widersachers unsrer Seelen. Dagegen möge Er sie dahin bringen, daß sie hinfort zur Ehre Gottes und zu wahren Muth und Frommen ihrer Mitmenschen leben lerne.

Die Beiden erhoben sich mit einander von den Knien, — die Schauspielerin und die Nähterin; dann standen sie eine Weile da und sah eines das andere schweigend an.

„Ihr werdet die Arbeit nicht machen,“ sagte Jene mit entschiedenem Tone; „und Niemand soll sie machen.“

„Und was wollen Sie damit thun?“ fragte die Nähterin.

„Ich werde es lassen, wie es ist,“ erwiderte Jene.

„Aber Ihr Auftreten in Philadelphia, — was soll daraus werden?“

„Ich werde dem Direktor schreiben,“ war die Antwort, „daß ich nicht für ihn spielen könne, aber für ihn beten werde.“

„Wie lange ist,“ fragte die Nähterin, „seit Sie aufs Theater gegangen sind?“

„Es sind nun fünf Jahre,“ erwiderte die junge Person, „und ich gestehe, daß ich mit Leib und Seele an diesem Berufe hieng. Ich hätte nie gedacht, daß ich die Bühne verlassen würde. Es war mein Leben. Nie bin ich an etwas mit mehr Liebe, mit mehr Begeisterung gehangen. Aber ich werde die Bühne verlassen, und das auf immer. Mein Fuß soll sie nie wieder betreten.“

„Aber was wollen Sie mit diesen halbfertigen Kleidern machen?“ fuhr die junge Nähterin fort.

„Die werd' ich behalten gerade so, wie sie sind. Sie sollen so bleiben, so lange ich lebe; ich will sie aufbewahren als ein Andenken an diese Stunde und an diese Kammer, ja als ein Denkmal der Gnade Gottes, die hier mich gefaßt hat.“

„Was soll aber nun aus Ihnen werden?“ fragte die liebe Tochter, die nun mit ganz andern Augen das Mädchen zu betrachten anfing, das vor ihr stand.

„Nun,“ erwiderte diese, „ich will suchen, mich auf jede mögliche

Weise nützlich zu machen. Ich weiß noch nicht, was ich machen soll; aber für Christum wünsche ich zu leben, und was Er mich thun heißt, dem will ich im Glauben nachgehen."

Sie sprach dann noch ihren wärmsten Dank aus gegen die arme, demüthige und treue Jüngerin des Herrn für Alles, was der Herr durch sie an ihr gethan, — und so schieden sie von einander.

Aber in den folgenden Tagen sah man die neubekehrte junge Tochter immer und immer wieder durch die abgelegene Straße wandern, die zu der Wohnung der armen Nähterin führte, und da in der stillen unansehnlichen Kammer saßen Beide Stunden lang, lesend im Worte Gottes und betend um die Gabe des heiligen Geistes. Da sprachen sie von dem, was der Heiland an ihren Seelen gethan und was sie Ihm für alle Seine Liebe schuldig seien. Der Glaube der jugendlichen Jüngerin wuchs von Tag zu Tag. Es ward ihr immer klarer, daß die Hand Gottes sie also geführt, und daß eben dieß der Weg war, auf dem sie als ein Brand aus dem Feuer gerettet werden sollte. Je mehr sie über diese Führung nachdachte, desto erstaunlicher ward ihr die erbarmende Liebe Gottes. Sie fühlte, daß ihr Herz vielleicht auf keinem andern Wege hätte können gewonnen werden; und dieses Gefühl mehrte ihren Dank. Ihre Kraft wuchs, je weiter sie auf dem Weg des Lebens vorwärts schritt.

"Sie ist nun," so schreibt der Mann, dem wir diese Mittheilung verdanken, „in einem der östlichen Staaten Amerika's, wo sie für jetzt ihre Wohnung aufgeschlagen hat. Dort hat sie an das Volk Gottes sich angeschlossen und bekennt sich freimüthig zu dem Heiland, dessen Jüngerin sie zu sein begehrt. Sie schreibt oft ihrer jungen christlichen Freundin, der Nähterin in Newyork, die das Werkzeug ihrer Rettung war, und die, so oft sie kann, in unsern täglichen Gebetsversammlungen erscheint. In einem ihrer neuesten Briefe sagt die Neubekehrte, sie komme sich selbst wie ein Wunder vor. Noch vor Kurzem sei sie dem Theaterleben mit einer Leidenschaft ergeben gewesen, daß sie es für rein unmöglich gehalten hätte, es jemals aufzugeben. Aber nun sei Jesus ihr unendlich viel lieber, als irgend etwas sonst auf Erden; nun erst sei sie wahrhaft glücklich, und ihr Friede sei wie eine immer fließende frische Wasserquelle; ihre Dankbarkeit gegen den Herrn kenne keine Gränzen, und das Verlangen, etwas für Ihn zu thun, werde in ihr mit jedem Tage stärker.

„Die Kleider," fügt sie hinzu, „sind noch ganz in demselben Zu-

stand, in welchem du sie an jenem denkwürdigen Tage fahst, wo du das Bündel auspacktest und dich weigertest, sie für mich zurecht zu machen. Sie sind mir so wie sie sind tausendmal kostbarer, als sie mir in irgend einer andern Gestalt hätten sein können; denn so sind sie ein Denkmal der wunderbaren Liebe und Erbarmung Gottes, die eine so große Sünderin, wie ich bin, gerettet hat. Und so werde ich sie aufbewahren bis auf den Tag meines Todes, — ein Denkmal der Gnade Gottes.'

„Wir haben,“ sagt der Freund weiter, „uns besondere Mühe genommen, alle Einzelheiten genau zu erkunden, und wir können mit voller Zuversicht sagen, daß alle erzählten Umstände bis ins Kleinste der Wahrheit gemäß sind.“

In einer Nachschrift fügt der Schreiber noch die Worte hinzu: „Seitdem ich das Obige geschrieben, war es mir gestattet, einen neuen Brief der ehemaligen Schauspielerin zu lesen. Sie spricht darin aufs Neue ihren 'unaussprechlichen Dank' aus für die Barmherzigkeit, die Gott an ihr gethan. Sie ermahnt ihre Freundin, die Nähterin, doch ja immer in ähnlichen Fällen zu handeln, wie sie an jenem unvergeßlichen Tage gegen sie gethan habe; denn ihre Weigerung, etwas wider das Gewissen und wider das Wort Gottes zu thun, und zwar in der Stunde des Mangels und der Noth, habe sie überzeugt von der Wahrheit und Kraft des Evangeliums. 'Meine ehemaligen Genossen,' sagt sie, 'spotten über mich und nennen mich verrückt; aber es ist mir gelungen, zwei Andere vom Theater wegzuziehen, — die Eine eine Sängerin, die Andere eine Ballettänzerin. Auch sie suchen nun den Herrn. Ich thue, was ich mit Gott vermag, sie von der Hölle zu retten. Bete für mich, daß Jesus bei mir sei, und dann fürchte ich mich nicht, für Ihn zu zeugen.'"

„Der ganze Brief athmet den Geist einer demüthigen und ernsten Jüngerin des Herrn.“

So lautet der Bericht des Freundes, der uns diese Führung mittheilt. Das Wort Gottes thut die gleiche Wirkung im Palast eines Kaisers, wie in der Hütte der armen Tagelöhnerin; denn es ist das Buch für alle Menschen und alle Zeiten.

Redactor: Dr. A. Dfertag.

Druck von C. Schulze, in Commission bei C. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 fr.



Der Campo-See in Neu-Seeland, mit dem Taupō-Berg im Hintergrund.

(Vergl. Seite 423.)

Neuseeland — einst und jetzt. I.

(Geographisches und Ethnographisches.)

1. Beschaffenheit des Landes.

Seit einigen Monaten bringen nicht nur die Missionsblätter, sondern auch die politischen Zeitungen beunruhigende Nachrichten von Neuseeland, — Nachrichten von Krieg, Aufruhr und Blutvergießen, wodurch manche Familie auch bei uns in Sorge und Angst sich versetzt sieht. Denn diese Inselgruppe, die gerade uns gegenüber auf der entgegengesetzten Seite des Erdballs in Mitten des großen Oceans ruht, ist schon längst nicht mehr bloß ein Missionsfeld, auf welchem einzelne Sendboten des Evangeliums unter einem blutdürstigen Geschlecht von Kannibalen ihr Friedenswerk treiben, sondern es ist eine europäische Kolonie geworden, in welcher Tausende und aber Tausende von Britten, Franzosen und Deutschen sich häuslich eingerichtet und eine neue Heimath gefunden haben. Deshalb ist auch das Interesse, das an Neuseeland sich knüpft, jetzt für Viele unter uns mehr als ein bloß allgemein christliches oder menschenfreundliches, es ist ein unmittelbar persönliches geworden.

Aber diese Inselgruppe und ihre Bevölkerung, mit ihrem eigenthümlichen Charakter, mit ihrer denkwürdigen Geschichte, mit ihrer unerhört raschen Umwandlung aus einer Stätte tiefster Barbarei in einen civilisirten christlichen Staat, ist auch in vielen andern Beziehungen einer der interessantesten Gegenstände der Betrachtung. In den engen kleinen Rahmen einer Insel, deren Existenz selbst bis vor 200 Jahren der europäischen Welt unbekannt war, und in den kurzen Zeitraum eines halben Jahrhunderts drängt sich eine Weltgeschichte

im Kleinen zusammen, wo alles Wohl und Wehe unfres Geschlechts, alle Tiefen menschlichen Verderbens, alle Höhen und Wunder göttlichen Erbarmens, alle Wechsel des Kampfs, des Unterliegens und Siegens aufs Denkwürdigste sich widerspiegeln. Sollte ein solches Bild nicht des näheren Beschauens werth sein? — Indem wir aber das Einst und Jetzt dieser Inselgruppe uns vergegenwärtigen, können wir freilich in diesen Blättern nicht eine detaillirte Geschichte derselben schreiben; es können nur Umrisse sein, die wir zeichnen. Gleichwohl werden wir da, wo es um eigentliche Knotenpunkte und um bedeutungsvolle Entwicklungsmomente dieser Geschichte sich handelt, ins Einzelne und Einzelnste einzugehen veranlaßt sein, und dadurch sowohl den äußeren als inneren Gang der Ereignisse leichter zu einem klaren Verständniß bringen.*)

Neuseeland besteht aus drei Inseln, die sich vom $34\frac{1}{2}^{\circ}$ bis zum $47\frac{1}{2}^{\circ}$ südlicher Breite, und von 184° bis 196° westlicher Länge ausdehnen. Es ist fast gleichweit von dem Festland von Australien und von der Gruppe der Tonga- oder Freundschaftsinseln (etwa 4—500 Stunden) entfernt, diesen südwestlich, jenem südöstlich gelegen. An Flächeninhalt nahezu Großbritannien gleich, hat es mit Italien (nur umgekehrt) die Gestalt eines Stiefels gemein. Die nördliche Insel ist etwa 165 Stunden lang, während ihre Breite zwischen zwei und 100 Stunden wechselt. Das mittlere Eiland, von jener durch eine 30—40 Stunden lange und 8—10 Stunden breite Meerenge (Cookstraße) getrennt, dehnt sich 180 Stunden von Norden nach Süden aus, bei einer durchschnittlichen Breite von 35 Stunden. Die südlichste Insel endlich, durch die fünf Stunden breite Joveaux-Straße von jener geschieden, hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen drei Seiten jede etwa 10 Stunden lang sind. Rings um diese drei größeren

*) Hauptquellen: The Story of New Zealand, past and present, savage and civilized. By Arthur S. Thomson, Med. Dr., Surgeon-Major of the 58th Regiment. 2 Vol. Lond. 1859; — Memoirs of the life and labours of the Rev. Samuel Marsden, and of his early connexion with the missions to New Zealand and Tahiti, edited by the Rev. I. B. Marsden, M. A., London; — The Southern Cross and the Southern Crown, or the early history of the Gospel in New Zealand. By Miss Tucker. Lond. 1855. Außerdem viele Missionsberichte.

Inseln liegen viele kleinere Eilande, näher oder ferner von der Küste gelagert, theilweise bis heute unbewohnt.

Die Namen, welche die Eingeborenen auf Cook's Frage den drei Hauptinseln gaben, (Capeinomawe, Tavai-Poenammo und Rakiura), und die noch immer auf älteren Karten sich finden, haben längst der einfacheren Bezeichnung: Nord-Insel, Mittel-Insel und Stewart's-Insel Platz gemacht, letztere dem Seehundsfänger Stewart (sprich: Stuart) zu Ehren so genannt, der 1808 zuerst ihre insularische Gestalt entdeckt hat. Den gemeinsamen Namen Neuseeland verdankt die Inselgruppe ihrem ersten Entdecker, dem berühmten Holländer Tasman.

Was den allgemeinen geographischen Charakter des Landes betrifft, so erhebt sich aus der Mitte der Nord-Insel ein breites, hoch emporsteigendes Gebirg, das seine Verzweigungen in verschiedener Richtung nach den Meeresküsten sendet. Die Thäler, die durch diese auseinander laufenden Höhenzüge gebildet werden, sind zuerst tiefe enge Schluchten, öffnen sich aber, je näher sie der Küste kommen, in weite fruchtbare Distrikte, durch welche prächtige Ströme, wie der Waikato, die Themse, der Waipa, der Wanganui und andere, sich ins Meer ergießen. Diese eigenthümliche schroffe Gebirgsgegestaltung des Innern ist es, die den Landverkehr zwischen den einzelnen Provinzen der Insel, ähnlich wie in der Schweiz, außerordentlich erschwert und die Bevölkerung in selbständige Sondergemeinden zu trennen geeignet ist. Der höchste Gebirgsstock dieser centralen Bergregion, Ruapahu, erreicht eine Höhe von über 9000 Fuß und seine Spitze ist mit ewigem Schnee bedeckt. Eine seiner Spitzen, der Tongarivo, mehr als 6000 Fuß über dem Meer, ist ein noch immer thätiger Vulkan und stößt fortwährend aus seinem Krater Rauch und Asche aus. Mächtige Urwälder bedecken fast diese ganze Bergregion von ihrem Fuß bis zu ihren Gipfeln.

Bei diesem ernstern und abschließenden Charakter des Innern der Nord-Insel bieten die zahlreichen und von kleinen Fischen wimmelnden Süßwasser-Seen eben so sehr dem Auge einen wunderbaren Reiz, als für den Verkehr eine wohlthätige Erleichterung. Einer derselben, der größte, der See Taupo, ist zehn Stunden lang und sieben breit; ein anderer, Rotomahana, ist an gewissen Stellen siedend heiß. Viele dieser Seen sind von unergründlicher Tiefe, und meist ohne einen sichtbaren Abfluß. Noch wichtiger sind die kleinen engen Meeres-

buchten, die der Nord-Insel eigenthümlich sind und den Zugang zu den innersten Distrikten des Landes von der Küste aus ermöglichen. Der Waikato, der größte unter den Flüssen, entspringt aus dem Taupo-See, hat einen vielgewundenen Lauf von gegen 70 Stunden und mündet mit großer Wasserfülle auf der Westküste. Uebrigens treten gelegentlich, wenn im Innern viel Regen fällt und der Schnee schmilzt, plötzliche Ueberschweimmungen ein, deren verheerende Wirkung nicht selten furchtbar ist.

Der eigentliche Gebirgsstock ist krystallische massige Gebirgsart (Urgebirg), an welches geschachtetes, versteinierungsführendes Uebergangsgebirg und vulkanisches Gestein sich anschließt. Eingebettet in diese Massen finden sich Lager von Bimsstein, Schwefel, Kupfer, Mangan, Eisen, und wohl auch Silber und Gold. Wo die Kalksteinformation vorherrscht, ist das Land reich an malerischen Naturgebilden, besonders ausgedehnten imposanten Höhlen, einst den Schauplätzen gräßlicher Kannibalenfeste. An der Küste ist eisenhaltiger Sand vorherrschend. Die Ebenen bestehen meist aus Lehm Boden, Sand und Geröll, mit reicherer oder dünnerer Ablagerung von Humus (Fruchterde). Heiße und kalte Quellen, darunter viele schwefel- und eisenhaltige, finden sich auf der ganzen Insel, obwohl in reicherer Fülle auf den vulkanischen Distrikten.

Es ziehen sich drei vulkanische Linien mit hohen Bergketten durch die Nord-Insel: die eine liegt quer durch die Inselbay (im Nordosten), die zweite bei Auckland (an der schmälsten Stelle der Insel) und die dritte dehnt sich vom Berg Egmout in der Provinz Taranaki (im Südwesten) bis zur weißen Insel (white island) in der Plenty-Bay (im Osten). Auf dieser letztgenannten Linie wimmelt es von Seen, kochendheißen Quellen, Geysern, Solfatara's (ausgedehnten Stücken mit heißem dampfendem Boden) u. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß Erdbeben in diesen Gegenden nichts Ungewöhnliches sind. Schon Cook beobachtete dort eine nicht unbedeutende Erderschütterung. Stephens notirte in einem Zeitraum von 11 Jahren (1843 bis 1854) nicht weniger als 45 leichtere und stärkere Stöße. Richter Chapman berichtet von 24 Erdstößen im Jahr 1846, und von 16 im Jahr 1847, die er zu Wellington (an der Cooksstraße) beobachtet hat. Furchtbar war das Erdbeben, das am 17. Okt. 1848 diese junge, rasch aufblühende Stadt bis in den Grund erschütterte. Die zahlreichen hölzernen Wohnungen schienen wie auf einer Schaufel

hin und her gewiegt zu werden; alle aus Stein oder Backstein gebauten Häuser wurden schwer beschädigt oder fielen ein, und mehrere Personen wurden unter den Trümmern begraben. Tags darauf folgten abermals furchtbare Stöße. Die Erde schien sich öffnen zu wollen; Hunderte eilten in den nahen Buschwald, um Sicherheit zu suchen; sechsundsechzig Kolonisten verließen im Schrecken auf einem Fahrzeug die Stadt, um auf der hohen See den Gefahren des Landes zu entgehen, aber die Brandung des Meeres war so stark, daß das Schiff auf Felsen geworfen und zertrümmert, die Schiffbrüchigen aber nur mit Noth gerettet wurden. Allenthalben ertönte Jammergeschrei, und auf den bleichen Gesichtern Aller war die Furcht des Todes zu lesen. Die Zeit schien jedoch den erlittenen Schrecken verwischt zu haben, als plötzlich sieben Jahre später am 21. Jan. 1855, nachdem Wellington fast ums Doppelte an Häusern und Einwohnern gewachsen war, eine neue Folge von Erdstößen der Stadt den Untergang drohte. Die Gebäude wankten, Kamine fielen, Mauern rissen, die Hunde heulten, das Vieh in den Ställen war mit Angstschweiß bedeckt, Enten, Hühner und Schweine liefen ängstlich schreiend umher. Unterirdisch aber dröhnte ein Tosen, Rollen und Krachen, als wenn im Innern der Erde eine große Schlacht wüthete; das Meer trat bald weit zurück, als wollte es von einem Abgrund verschlungen werden, bald kehrte es mit nie gesehener Wucht zurück, als wollte es selber das Land verschlingen. Der Verlust an Menschenleben und werthvollem Eigenthum war groß und schwer.

Die geologische Wirkung dieser wiederkehrenden Erdbeben ist vielleicht nirgends in die Augen fallender, als in Neuzeeland. Ueber die ganze Inselgruppe hin ist eine stetige Erhebung des Landes über das Meer wahrnehmbar, und ganze Distrikte, die zuvor Meeresboden waren, sind nun trockenes Land. Die Ebene von Wellington war unzweideutig vor nicht allzulanger Zeit Meeresboden; die Thäler des Wairarapa und der Themse waren unverkennbar einst Meeresarme, die hier tief ins Land hinein drangen. Das Thal des Huttflusses hinter Wellington zeigt aufs deutlichste die aufeinander folgenden terrassenartigen Ablagerungen von Bimsstein, welche die stufenmäßige Erhebung des Landes bezeichnen. Dasselbe wird bestätigt durch die allmälige, seit dem Beginn der Kolonisation fortschreitende Austrocknung von Seen, durch die Aenderung des Laufs von Flüssen, durch das wahrnehmbare Emporsteigen von Felsriffen in der Cooksstraße.

Seit 1848 ist der Hafenrand von Nicholson (bei Wellington) um fünf Fuß aus dem Meer gestiegen. Aus den Ablagerungen von Seemuscheln bis hoch hinauf an dem centralen Gebirgsstock geht hervor, daß Neuseeland einst aus einer Anzahl schroffer Felseninseln bestand, die jäh und öde aus dem Meer emporstarrten. Wie wunderbar ist der Haushalt Gottes in der Natur! Das unaufhörlich heranbrausende, Land wegwaschende, Felsen unterhöhlende Meer würde in wenigen Jahrhunderten das bewohnbare Festland von Neuseeland auf ein Minimum reducirt haben, wenn nicht die entgegengesetzte Kraft der Erdbeben das Festland erhöbe und für den Menschen rettete. Was für den Augenblick uns den Untergang zu drohen scheint, ist nichts als das geheimnißvolle Mittel zu unsrer Bewahrung.

Auch sonst ist Neuseeland reich an den interessantesten geologischen Merkwürdigkeiten. Da begegnen dem Auge des Wanderers die anmuthsreichen Formen des Vesuv oder Aetna, die dom- und kuppelartigen Gebirgsbildungen der Auvergne, die scharfgezeichneten Krater von Garaccas und die Geyser von Island. Um die Seen von Rotomahana und Rotorua her liegen die heißen Quellen, deren Wasser noch 2° über dem Siedpunkt sind und in mächtigen anmuthigen Strahlen hoch in die Luft schießen. In dem nächsten Umkreis dieser Geyser ertönt unterirdisch fortwährend ein Getöse, ähnlich dem in einem gewaltigen Dampfmaschinenraum, während der Uferstrand mit Feuerstein begränzt ist, weiß wie Schnee und glatt wie Glas. Zwischen zwei dampfenden Hügeln bei Rotomahana dehnt sich eine Strecke von Schlamm aus, der eine noch höhere Temperatur hat als kochendes Wasser. An gewissen Stellen ist dieser Schlamm an der Oberfläche kühl und fest, und hier zeigt sich eine Reihe von Miniatur-Schlammvulkanen, von denen viele in lebhafter Thätigkeit sind. Giliße dieser Schlammkegel sind einen halben Fuß, andere bis auf sechs Fuß hoch, und in ihren kleinen Kratern kann man den stets kochenden, aufsprudelnden Schlamm sehen. In der Nähe des Rotorua-See's kann man die Eingeborenen ihre Mahlzeiten in den heißen Quellen kochen sehen, während ihre Hütten der Wärme wegen auf dem heißen Boden rings umher errichtet sind; sie selbst baden, spielen und rauchen Stundenlang im Wasser an den Stellen, die weniger heiß sind.

Eine der interessantesten Stellen Neuseelands ist die weiße Insel (Whakari-Insel) in der Plenty-Bay. Sie hat eine Stunde im Umfang und ist an ihrem höchsten Punkte 860 Fuß hoch. Etwa in der

Mitte befindet sich eine kochendheiße Quelle, 100 Ellen im Umfang, die solche Wolken von Dampf gen Himmel sendet, daß die über die ganze Insel sich lagernde weiße Dampfschicht ihr den Namen gab. Am Rand dieser Quelle steht man eine Menge kleiner Geyser, die mit solcher Gewalt den Dampf ausstoßen, daß Steine, die man in ihren Krater wirft, hoch in die Luft ausgeschleudert werden. Kein lebendiges Wesen existirt auf der Insel, weil der Boden überall heiß und mit ungeheuren Massen von krystallisirtem Schwefel bedeckt ist.

Die mittlere Insel von Neuzeeland ist von einem Gebirgskamm durchzogen, der am Nord-Ende beginnt und im Südwesten endigt. Die Spitzen desselben sind mit ewigem Schnee bedeckt, und da einige die Höhe von 13,000 Fuß erreichen, so hat man diesen Theil des Gebirgs die „südlichen Alpen“ genannt. An der Westseite fallen diese Höhen jäh und schroff gegen das Meer hin ab und lassen zwischen ihrem Fuß und der See nur einen schmalen fruchtbaren Küstenstrich übrig; auf der Ostseite aber breiten sich, obschon auch hier das Gebirge ebenso jäh abfällt, weite und überaus üppige Ebenen bis zur entfernten Küste hin aus. Durch diese östliche Küstenebene, auf der jetzt die Kolonien von Otago und Canterbury liegen, strömen Flüsse von beträchtlicher Größe und geben dem Lande Fruchtbarkeit und Fülle. Im äußersten Norden und Süden der Insel ist Hüggelland mit mächtigen Urwäldern, unterbrochen von ausgebehten Ebenen, auf deren einer (im Norden) die junge Kolonie Nelson liegt. Von Vulkanen findet sich auf diesem Theil von Neuzeeland nichts.

Auch die Stewarts-Insel trägt den Charakter eines Gebirgslandes. Die höchste Spitze erreicht eine Höhe von 3000 Fuß. Sie ist bis jetzt noch nicht kolonisiert.

An Häfen ist Neuzeeland trotz seiner zerrissenen Küstenlinie nicht besonders reich. Die besten und größten liegen auf der Ost- und Westseite der Nordinsel zwischen dem Nordcap und dem Cap Colville. Hier finden sich die prächtigen Hafenplätze von Mongonui, von der Inselbay, von Wangarei und Auckland. Weiter südwärts finden sich östlich nur zwei gute Ankerplätze, während im Westen die Häfen überall durch Sandbänke behindert sind. Dagegen bietet Wellington (Port Nicholson) in der Cooksstraße eine der schönsten und sichersten Stellen für die Seefahrer dar. Auch die mittlere Insel hat, außer am nördlichsten Ende, wenig gute Häfen. Die Westküste derselben mit ihren schroffen Gebirgsabhängen und den von Sandbänken ver-

barrikadirten Einschnitten kann nur für den Wallfischfang oder für die Stunde der drohenden Gefahr eines Sturms den Seemann zum Ankern einladen.

Was die Pflanzenwelt betrifft, so ist Neuseeland allenthalben mit üppiger Vegetation bedeckt. Charakteristisch ist die verhältnißmäßig große Zahl von Baumarten und Farrenträutern (Lektere in 117 verschiedenen Arten) und die geringe Menge von krautartigen Pflanzen. Die Kauri- und Totarafichten übertreffen an Umfang und Höhe die baltischen Fichten und kommen ihnen an Dauerhaftigkeit gleich. Die Kaurifichten, für Schiffsmasten trefflich geeignet, erreichen oft eine Höhe von 90 Fuß, ehe sie Zweige haben, und einen Umfang von 40 Fuß. Der Puriri-Baum steht an Härte der deutschen Eiche nicht nach; der Rimu liefert Holz, das der höchsten Politur fähig ist. Auch die Rinde vieler Bäume liefert trefflichen Gerbstoff. Der Mangel an reizendem Blumenflor aber ist überraschend. Man wird daraus verstehen, was Thomson über den Charakter einer neuseeländischen Landschaft sagt. „Sie ist nicht anmuthig, mild und fröhlich,“ schreibt er, „sondern großartig und düster. Sie bietet dem Auge nichts als dunkelgrüne Farbe und außer in den üppigen Farrentrautstämmen nichts Fesselndes und Außerordentliches dar. Doch gibt der immer grüne Blätter Schmuck der Bäume, die nie entlaubt und nur im Winter grüner sind als im Sommer, die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, der palmenartige Farrentrautbaum und der seltsame Kopfkohlbaum (*Dracæna australis*) dem Ganzen ein annähernd tropisches Aussehen. Unbeschreiblich aber ist der Reiz der Urwälder Neuseelands. Da sieht man Generationen stattlicher Bäume fallen und ersterben, während neue Generationen rings um die moosbedeckten Stämme der gefallen Patriarchen sich erheben. Die tiefe Stille, die hier herrscht, erfüllt das Gemüth unwillkürlich mit dem feierlichen Gefühl hoher Andacht, und das Ganze stellt besser, als irgend ein klassisch-architektonischer Bau es vermöchte, die höchste Erhabenheit der Ruhe dar. Kein Ton wird laut, es sei denn von dem Zusammenstürzen alter Bäume oder von dem schrillen Kreischen der Papagayen, die drüber wegziehen. Um die Grabstätten gefallener Baumriesen ist Alles stille und feierlich, während in den Wipfeln des jüngeren lebenden Baumgeschlechts die Winde und Stürme spielen. Um Weihnachten ist der Pohutukaua (*Metrosideros*) mit Scharlachblüthen bedeckt und steht dann da als der Stolz des Waldes, während der cypressenartige Rimu eine me-

lancholische Schönheit und unbeschreibliche Erhabenheit dem Auge darbietet. . . . Reisende reden von der 'Einsamkeit der Wälder'; aber Bäume wecken das Gefühl von Gesellschaft, das Einem auf unabhsehbaren Ebenen fehlt. Nicht der Wald, sondern die Prärie ist es, die den einsamen Wanderer mit dem Gefühl des Alleinseins erfüllt; da empfindet er, daß er allein ist in der Welt, und daß er einsam in einer Wüste wandert ohne Gränzmarken."

Die wichtigsten Pflanzen für Neuseeland sind das Farrenkraut und der Flach, jenes als Nahrungspflanze, dieser als Stoff zur Bekleidung. Alle ebenen Distrikte des Landes sind mit niederm Farrenkraut bedeckt, was die Stelle des Grases einnimmt, aber der Landschaft ein ödes unfruchtbares Aussehen verleiht. Allein der große Segen dieser Inseln besteht in derjenigen Gattung von Farrenkraut, deren Wurzel essbar ist (*Pteris esculenta*). „Wo guter Boden ist," sagt Thomson, „da wächst das Kraut zehn Fuß hoch. Dreijährige Pflanzen liefern die besten Wurzeln, und die letzteren sind dann mehr als ein Zoll dick und 9—10 Zoll lang. Je tiefer sie im Boden liegen, desto reicher sind sie. Im November werden sie ausgegraben, in Stücke geschnitten und in Schobern aufgeschichtet, wo sie sorgfältig gegen den Regen geschützt sind, doch so, daß der Luftzug frei durchspielt. Frische Wurzeln sind nicht gut; am besten sind sie ein Jahr nach dem Ausgraben. Man genießt sie aber nur entweder geröstet oder gekocht, nachdem sie im Wasser geweicht und in der Sonne getrocknet sind. Die ganze Wurzel wird gekaut und die holzigen Fasern ausgespuckt. Will man das Mehl von derselben gewinnen, so wird die Wurzel auf einem Stein ausgeschlagen; sie liefert 70 Procent des nahrhaftesten und gesundesten Mehls und ist der Kartoffel weit vorzuziehen. Ehe letztere und alle Arten von Getreide in Neuseeland eingeführt wurden, bildete sie fast die einzige Nahrung der Eingeborenen, und zu ihrem eigenen Schaden haben sie den Genuß dieser herrlichen Wurzel mit dem der Kartoffel vertauscht. Die letztere ist nun über ganz Neuseeland verbreitet."

Von der Flachstaude sagt derselbe Schriftsteller: „Sie ist für den Neuseeländer, was der Kokosnußbaum für den Hindu ist; sie dient zum Dachdecken seiner Hütte, wird zu Segeln, Netzen, Tackelwerk, Stricken, Körben ic. verarbeitet, wird als Medicin gebraucht, aus der Flachsbllüthe wird eine Art Honig bereitet, aus den Fasern werden die mannigfaltigsten Matten, Tücher und Sandalen verfertigt,

von denen die einen so rauh wie Strohmatten sind, während andere mit den feinsten Kaschmirshawls an Zartheit wetteifern.“

Was die ursprüngliche Thierwelt von Neuzeeland betrifft, so fanden sich dort vor der europäischen Einwanderung nur sehr wenige Arten von Säugethieren, nemlich zwei Arten von Fledermäusen und vornemlich Hunde und Ratten. Merkwürdigerweise aber sind die letzteren, die sich nur von Vegetabilien nährten, durch die englischen Ratten, die mit den Kolonisten ankamen, vollständig vertilgt und aufgefressen worden, so daß heutzutage kaum noch ein lebendes Exemplar aufzufinden ist. Die neuzeeländischen Hunde, welche einst den Eingeborenen zur Nahrung dienten, sind gleichfalls verschwunden, seitdem durch die Kolonisten Schweine und anderes Schlachtvieh eingeführt sind. Nur eine durch Kreuzung zwischen europäischen und einheimischen Hunden entstandene Rasse, mit buschigem Schweiß, fuchsfarbigem Haar, gespitzten Ohren und einem seltsamen Geheul statt des Bellens, findet sich noch hin und wieder, ist aber gleichfalls im Verschwinden begriffen. Ein bedenkliches und trauriges Omen für die Zukunft der Eingeborenen selbst! Auch an Land- und Seevögeln ist Neuzeeland nicht reich. Während England z. B. 273 Arten von Vögeln zählt, hat Neuzeeland deren nur 83, und auch von diesen sterben viele aus, seitdem mit den Ansiedlern die Katze gekommen ist. Ihr Gefieder ist, wie der Anblick des Landes überhaupt, nicht farbenreich; dagegen giebt es manche treffliche Sänger unter ihnen. In auffallender Weise aber fehlt es an insektenfressenden Vögeln; deßhalb haben die europäischen Kolonisten von England her ganze Heerschaaren von Sperlingen und anderem Gefieder dort eingeführt. Im Jahr 1859 hat einer derselben an Einem Tage 300 Spazern, die er sich von der Heimath zu Schiff kommen ließ, gegen die Masse von Raupen losgelassen, welche seine Pflanzungen zu verwüsten drohten. Unter den ausgestorbenen Vögeln ist wohl der *Moa**) bei weitem der merkwürdigste durch seine kolossale Größe. Das britische Museum in London weist davon zwei Skelette auf. Er gehört zur Straußengattung, hat massige elephantenhafte Beine, nur kleine Ansätze zu Flügeln, mißt 13 Fuß in der Höhe und soll nach der Tradition der Eingeborenen ein glänzendes Gefieder gehabt haben. Die letzteren stengen und schlachteten sie um ihres nahrhaften Fleisches, um ihrer Knochen und ihrer Federn willen. Jetzt finden sich nur noch zahlreiche Gerippe des

*) *Dinornis elephantopus* oder *colosseus*.

Moa vor; ob aber noch im unbekannten Innern lebende Exemplare vorhanden seien, wird sehr bezweifelt. Schlangen und Frösche sollen im Lande ganz fehlen; dagegen wimmelt es von Moskito's, Spinnen, darunter giftige, und andern Insekten. Das Meer, die Seen und die Flüsse sind überaus reich an Fischen aller Art.

Da Neuzeeland in der gemäßigten Zone der südlichen Erdhälfte liegt, so ist sein Klima dem von Europa nicht unähnlich. Thomson nennt es „das veränderlichste in der Welt“, und zugleich „das gesündeste und allergemäßigste“. Die Küste, in einer Ausdehnung von fast 200 Stunden von Norden nach Süden, mag gelegentlich innerhalb 24 Stunden völlige Windstille, Regen und Wind, Wolken und klaren Himmel, Hitze von 22° Reaumur und Kälte von 2 bis 3° über Eis nach einander haben. Es ist dieß die natürliche Folge des Gebirgscharakters des Landes auf der einen, und der ringsumher liegenden ungeheuern Meeresausdehnung auf der andern Seite. Dennoch ist das Klima eines der, wenn nicht das allergeündeste der Erde. Die mittlere Temperatur der Nord-Insel ist 14° Reaumur, die der mittleren Insel 10°. Rom, Montpellier und Mailand entsprechen mit ihrem Klima den verschiedenen Plätzen der Nordinsel, Jersey und die andern Kanalinseln von England denen der mittleren Insel. Die Hitze des Sommers ist gemildert durch die Land- und Seewinde, die Kälte des Winters durch die Nähe des Meeres. Das Innere ist wärmer im Sommer, als die Küste, aber auch kälter im Winter. Eine eigentliche Regenzeit giebt es nicht; es vergehen selten 14 Tage ohne Regen, aber es regnet auch nie länger als drei Tage. Von Winden ist Neuzeeland fast fortwährend berührt, was die Atmosphäre stets rein erhält; zugleich ist die Luft nie allzutrocken, da die Nähe des Meeres ihr allezeit eine wohlthätige Feuchtigkeit mittheilt. Aus den Sterbelisten, welche Thomson mittheilt, geht hervor, daß kein Land der Erde weniger Krankheiten kennt, als Neuzeeland (d. h. für die Europäer). „Die angelsächsischen Ansiedler mehren sich rasch durch Geburten und sterben langsam und spät von Krankheiten,“ sagt er.

Die Jahreszeiten sind vermöge der Lage dieser Inseln auf der südlichen Halbkugel den unsrigen gerade entgegengesetzt. Die eigentlichen Sommermonate sind der Januar und Februar, die Wintermonate der Juni und Juli. „Die Erdbeeren,“ sagt Thomson, „reifen im November, December und Januar, Kirschen und Stachelbeeren im Januar, Äpfel, Birnen, Pflaumen und Aprikosen im Fe-

bruar, Melonen, Feigen und Trauben im Merz. . . Die Sommermorgens sind hinreichend frisch, um die ganze Constitution zu erquickern, ohne Frösten zu verursachen, und die Jahreszeiten fließen unmerkbar in einander. Die Wintertage sind nie so kalt, daß der Landmann sich nicht in Hemdärmeln ins Freie wagen sollte."

2. Die einheimische Bevölkerung.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß Neuseeland weder das üppige, erschlassende und sinnberauschende Klima hat, wie Indien oder die tropischen Inseln der Südsee, noch die starre, spröde, unergiebige Natur, wie die Polarländer. Vielmehr ist es mehr als irgend ein anderes Land geeignet, die physische Constitution des Einwohners kräftig und harmonisch zu entwickeln, seinen Fleiß zu wecken und zu lohnen, und alle seine seelischen und geistigen Kräfte in eine glückliche und heilsame Thätigkeit zu versetzen. Wie kommt es nun aber dennoch, daß gerade der Eingeborene Neuseelands zu einem der scheußlichsten Ungeheuer menschlicher Verirrung und Erniedrigung, und sein Name zu einem Sprichwort geworden ist, wenn es gilt, die unterste Stufe menschlicher Entartung zu bezeichnen? Die Antwort ist nicht schwer. Unfre zu Gott geschaffene und die Ewigkeit in sich tragende Natur bedarf nicht bloß kreatürliches Licht, gesunde Lust und fruchtbaren Boden, um schön, harmonisch und gottgefällig sich zu entwickeln, sondern es muß ein höheres Licht ihr scheinen, sie muß himmlische Lust athmen und in einem Boden wurzeln, der über der irdischen Welt zu suchen ist. Der Mensch, ohne die Hülfe der Selbstoffenbarung Gottes in erleuchtendem Wort und erlösender That, sinkt zum Thier herab und unter das Thier.

Zwei nach Körperbildung und geistiger Anlage weit verschiedene Menschenrassen, eine braune und eine schwarze, bevölkern die unzähligen Inseln des großen Oceans. Die braune Rasse hat alle die Eilande besetzt, die von den Sandwichs-Inseln im Norden bis Neuseeland im Süden, und von der Tonga- (Freundschafts-) Gruppe im Westen bis zur Oster-Insel im Osten liegen. Die schwarze Rasse aber hat alle die Inseln inne, die sich von der Fidjisch-Gruppe bis Neu-Guinea (einschließlich) ausdehnen. An ihren Berührungspunkten finden natürlich Mischungen und Uebergänge zwischen beiden statt.

Nach neuerer Ausdrucksweise nennt man den Archipel der schwarzen Bevölkerung Melanesien (Melas = schwarz, Nesos = Insel), während die andere Abtheilung mit dem allgemeinen Namen Polynesien (Polys = viel) bezeichnet wird. Die Melanesier haben neben der schwarzen Hautfarbe gekräuseltes, aber nicht (wie die Neger) wolliges Haar, reichlichen Bartwuchs und zum Theil gigantische Statur. Ihre geistige Begabung steht aber auf weit tieferer Stufe, als die der Polynesier, die bei hellerer Hautfarbe schlichtes Haar und geringen Bartwuchs haben, und zu den intelligentesten Stämmen der östlichen Welt gehören. Eigenthümlich ist auch, daß, während jene (die Melanesier) eine große Mannigfaltigkeit innerlich ganz verschiedener Sprachen reden, die ganze weitverbreitete polynesishe Völkersfamilie im Wesentlichen Eine Sprache spricht, obwohl in verschiedenen Dialecten und mancherlei Varietäten. Polynesien wird aber selbst wieder in Mikronesien (Mikros = klein), wozu die kleinen Eilande der Pelew-, Carolinen-, Mariannen- und Tarawa-Gruppen zählen, und in das eigentliche Polynesien getheilt, wozu die Sandwich-, Schiffer-, Marquesas-, Tonga- und Gesellschaftsinseln mit dem gefährlichen Archipel, der Osterinsel und Neuseeland gerechnet werden. Die Mikronesier unterscheiden sich von diesen durch ihre kleine Statur, durch ihre Sprache, durch ihre mongolische Gesichtsbildung und durch das Fehlen des sonst überall verbreiteten Tabu-Systems (s. später).

Thomson sucht in seinem Werk über Neuseeland mit viel Scharfsinn nachzuweisen, daß diese Inselgruppe von Sumatra her über die Schiffer-Inseln und über die Hervey-Gruppe (Marotonga) ihre ersten braunen Einwanderer empfangen habe, und zwar vor etwa 7—8 Jahrhunderten, und daß somit der Maori, — so nennt sich der Neuseeländer selbst, — zu dem Stamm der Malayen gehöre. Wie dem auch sein mag, noch heute deutet die unter dem Volk in Sang und Sage herrschende Tradition zunächst auf Marotonga (im Nordosten) hin, von wo die Väter der Maori auf umfangreichen offenen Kriegsschiffen über die große Tiefe gekommen seien, um in Neuseeland und zwar zunächst auf der Nordinsel eine neue Heimath zu gründen. Jene Lieder und Sagen mahnen unwillkürlich an ähnliche Vorgänge, wie sie die Geschichte von den Normannen und ihren Seekönigen erzählt. Einheimische Fehden oder Bruderkriege, Hunger oder Mangel an Raum, oder auch bloße Wanderlust trieb bald den einen, bald den andern Häuptling aus seiner ursprünglichen Heimath, und nach-

dem erst einmal von den kühnen Auswanderern die neue herrliche Insel gefunden war, so zog der rasch sich verbreitende Ruf von der Güte des Landes andere befreundete Stämme nach. Diese nach Zeit und Stammverhältniß verschiedenen Einwanderungen bilden nun auch heute noch die Grundlage der politischen und nationalen Unterschiede, durch welche die Maori-Bevölkerung bei aller ursprünglichen Einheit der Abstammung unter sich getrennt ist.

„Nach seiner Statur,“ sagt Thomson, „ist der Maori in der Regel größer, als die Bewohner der gemäßigten Zone Europa's, — durchschnittlich 5 Fuß und 6 Zoll. Die Häuptlinge sind nicht größer, als die andern freigeborenen Männer ihres Stammes, aber größer und besser entwickelt als die Sklaven. Der größte Neuseeländer, den ich gesehen habe, war 6 Fuß 5½ Zoll hoch. Ihre Körperbildung aber hat das Eigenthümliche, daß sie längere Oberleiber, längere Vorderarme und kürzere Schienbeine haben, als die Europäer. . . . Niemand kann einen Neuseeländer in europäischer Kleidung sehen, ohne sofort zu erkennen, daß er kein Europäer ist. Der Maori macht kürzere Schritte und geht auf schmalern Fußspaden als der Engländer. Die Füße sind kurz und breit, die Hände klein und spitz auslaufend. Das Haupthaar ist reichlich und meist rabenschwarz. Bei Einigen ist es schlicht, bei Andern gekräuselt, bei den Meisten aber leicht wellenförmig. Seit das Ausziehen der Barthaare in Abgang gekommen ist, finden sich gelegentlich starke Backen- und Schnurrbärte; doch in der Regel sind dieselben mager. Wenige Neuseeländer werden kahl, viele dagegen sind grau im Alter. Die Zähne sind in der Regel vortrefflich, die Augen dunkel und groß, ohne jenes stechende Hervortreten des Weißen im Auge, die Nasen kurz und breit, der Mund plump, das Gesicht breit, die Oberlippe lang, die Stirn hoch, schmal und rückwärts gebogen. Die Haut ist kühl zum Anfühlen, und olivenbraun von Farbe; doch finden viele Schattirungen vom Hellern zum Dunklern statt.

„Die Größe des Auges und das Dunkle des Augsterns giebt dem Neuseeländer einen Ausdruck des Ernstes. In der Jugend ist dieser Ausdruck in der Regel ein offener und glücklicher; im mittleren Alter sieht der Eingeborene schläfrig, mürrisch und nachdenklich aus, was dann im Alter sich bis zur Traurigkeit steigert. Wegen Mangels an geistiger Bildung fehlt es auch an reicher Mannigfaltigkeit ausdrucksvoller Physiognomien, und die Bewegungen der Seele spie-

geln sich nur matt in dem Angeſicht des Maori. Die Frauen und Mädchen ſind weniger ſchön, als die Männer; doch liegt in den langen Augenwimpern, welche das glänzende ruhelofe Auge der jüngeren Mädchen beſchatten, und in dem Schmelz ihrer Stimme ein eigenthümlicher Reiz. . . . An Körperkraft ſteht der Maori hinter dem Engländer zurück; auf eine kurze Strecke von hundert Ellen läuft der Neuſeeländer ſchneller als dieſer, aber auf eine Meile läßt der Engländer Jenen weit hinter ſich zurück. Mißgeſtalten findet man wenige dort."

Mit vielen Stämmen der Südſee hat der Neuſeeländer das Tättowiren gemein; aber er hat es darin allen andern an Virtuofität zuvorgethan. Der Urfprung dieſer ſeltſamen und weitverbreiteten Sitte liegt nach der einheimiſchen Sage darin, daß man, wenn's in die Schlacht gieng, das Geſicht ſich bemalte, um deſto ſchrecklicher auszuſehen; als die Kriege häufiger wurden, ſuchte man die Bemalung durch Tättowiren bleibend zu machen. Der Proceß iſt ein ſehr ſchmerzhafter und oft langwieriger. Bei manchem Maori, dem in der Jugend die erſten Linien eingekätzt wurden, tritt das höhere Alter ein, ehe die ganze Zeichnung vollendet iſt. Die Prieſter ſind die Operateurs, und in der Regel wird während der Operation die Standhaftigkeit, der Muth und die Ausdauer des Dulders durch ermunternde Gefänge aufrecht erhalten. Es iſt vornemlich das Geſicht, die Lenden und die Schenkel, welche tättowirt werden; bei den Frauen ſind es die Lippen, das Kinn und die Augenlieder. Die Phantaſie iſt unerſchöpflich in der Wahl der Zeichnung; doch ſind Fiſchformen mit allerhand Schnörkeln beſonders beliebt. Zuerſt wird die Figur auf die Haut mit Farbe gemalt und dann mittelſt einer Art von Lanzette (aus Knochen oder Muſcheln oder Eiſen) und eines Stabs, der die Stelle des Hammers vertritt, eingeſchlagen, nachdem die Lanzette in einen ſchwarzen Klebſtoff eingetaucht iſt. Unter der Haut erhält die ſchwarze Farbe ein bläuliches Ausſehen, und die Aetzung verliert ſich nie wieder. „Das Tättowiren," ſagt Thomſon, „macht, daß die Alten jung, und die Jungen alt ausſehen." Seitdem die Feuerwaſſe, die den Tod aus der Ferne bringt und ſomit nichts mehr mit der Schrecklichkeit des Geſichtsausdrucks zu thun hat, und ſeitdem das Chriſtenthum eingeführt iſt, das die Kriegsluſt überhaupt dämpft, kommt auch das Tättowiren aus der Mode.

Die Sprache des Volkes (nach Thomſon mit dem Sanſkrit

verwandt) ist reich, zart, bilsam und für die Bezeichnung geistiger Ideen keineswegs ungefügig.*) Die Uebertragung der heiligen Schrift ins Maori, mit all dem unerschöpflichen Schatz geistiger Gedanken und Begriffe, bot lange nicht die Schwierigkeiten dar, wie sie sich in vielen andern heidnischen Sprachen finden. Es läßt sich daraus auf die geistige Begabung des Neuseeländers ein günstiger Schluß ziehen. Mit Recht aber sagt wohl Thomson von ihm: „Er hat die Intelligenz eines Kindes und die Leidenschaften eines Mannes.“ Die Auffassungsgabe für Fremdes und Neues ist bei dem Maori in hohem Grade vorhanden, das Gedächtniß stark und lebendig. Am lebhaftesten ist seine Einbildungskraft. Sie stellt sich zunächst dar in den reichen Bildern seiner Frucht und seines Aberglaubens, in der Lust an Gleichnissen und Fabeln, vor Allem in dem oft poetischen Schwung seiner Rede und seines Liedes. Die lyrische Kraft und Schönheit seiner meist extemporirten Gefänge, die tiefe Schwermuth seiner Klagelieder, der Reichthum an ausgesuchten Bildern und Vergleichen, die Erhabenheit seiner Naturschilderungen ist oft überraschend. Thomson giebt eine Reihe alter und neuer einheimischer Nationallieder, deren Schönheit, Schwung und poetische Kraft oft mit Bewunderung erfüllt. Freilich sagt er auch mit gutem Recht: „In der Poesie der Neuseeländer fehlt es an Reflection, an sauberer Durchführung des Gedankens, hauptsächlich an tieferer Zartheit und sittlichem Gehalt. . . Die Verse endigen sich nicht in Reimen; aber jede Strophe ist metrisch geordnet. Es gibt Gefänge, die auf Alles passen und bei jeder Gelegenheit gesungen werden. Viele derselben werden beim Vortrag mit pantomimischen Bewegungen begleitet. So wird bei Liedern über das Umschlagen eines Boots durch die begleitende Pantomime die heftige Bewegung der Wellen, sowie jeder Versuch, das Boot im Gleichgewicht zu halten oder es wieder aufzurichten, dargestellt. Bei Kriegsgefangen blitzen die Augen, die Kleider werden abgerissen, die Waffen ergriffen, Schläge gegen den eingebildeten Feind geführt. In Spottliedern wird die Zunge ausgestreckt; in Klagegefangen fließen reichliche Thränen. Selbst der Laut der

*) Eigenthümlich ist das Fehlen so vieler Laute unsres Alphabets. Das Maori hat nur vierzehn Buchstaben, nemlich: a h i k m n o p r t u w ng; es fehlen ihm aber: b c d f g l q s v r y z. Daher auch die veränderte, oft fast nicht mehr erkennbare Schreibart der Eigennamen z. B. Wiremu statt William, Rowana st. Governor, Kororia st. Gloria &c.

Worte ist plastisch. Man hört das Schwancken und Rauschen der Bäume, das Tosen der Wellen, das Stürzen des Wasserfalls, das Pfeifen des Windes, das Wimmern des Leidenden. Aehnlich angemeßen sind auch die Singweisen."

Die Sprichwörter, so weit sie in den Schriften über Neuseeland sich finden, verrathen weniger Tiefe und Sinnigkeit des Volksgeistes, als dieß bei manchem andern Volksstamm der Heidenwelt der Fall ist. Sie enthalten meist Beziehungen auf das leiblich=sinnliche Leben oder sehr ordinäre Gemeinplätze. „Der Mann, der sich an die Arbeit macht, wird satt werden; wer aber träge daheim bleibt, wird Mangel haben.“ „Brennholz sucht man nur für den Winter, aber Nahrung braucht man das ganze Jahr.“ „Der Streitsüchtige und Kampflustige ist in Gefahr, in ein frühes Grab zu sinken; wer aber sein Feld baut, stirbt in gutem Alter.“ „Geschenkte Speise brennt in der Kehle, erarbeitete Nahrung schmeckt süß.“ „Man sieht die Spinne nicht, wenn sie sich in ihrem Netz verbirgt; so sind die Absichten der Menschen in ihren Herzen verborgen.“ „Die leiseste Bewegung des Schilfrohrs ist wahrnehmbar, nicht aber die des Herzens.“ „Man kann jeden Winkel des Hauses durchsuchen, aber nicht die Winkel des Herzens" u. Dieß sind wohl etliche der besten Proben aus dem Schatz der nationalen Sprichwörter Neuseelands.

Dem Mangel an Tiefe und Gehalt der unter den Maori herrschenden Sprichwörter, diesem Barometer des Volksgeistes, entspricht das Charakterbild, das Thomson, obwohl vielleicht mit allzutrüber Färbung, von der geistigen Begabung der Nation entwirft. „Es ist wahr," sagt er, „die Neuseeländer nahmen die Fremdlinge freundlich auf, sie lernten Lesen und Schreiben, gaben Krieg und Menschenfresserei auf, und wurden Christen, — aber das Alles nicht aus tieferer Einsicht und reiserem Urtheil, sondern aus eigenem Interesse, aus Nachahmungstrieb, Furcht, Lust am Neuen und zum Theil aus Aberglauben. Es fehlt ihnen jede Eigenschaft, die einem wohlorganisirten und geordneten Gemüth zukommt; es fehlt ihnen an der Gabe stetiger, ausdauernder Hingebung an eine Sache, an geistiger Selbstthätigkeit und gegenseitigem Zusammenwirken. . . . Sie haben den Verstand von Kindern, die Leidenschaften von Männern. Sie respektiren alte Gebräuche und Ordnungen, aber haschen gerne nach neuen Meinungen, wenn diese von einflußreichen Männern kommen. In die Zukunft blicken sie nicht, und sorgen nicht für sie, obwohl

sie nach dem, was unbekannt in der Ferne liegt, sich sehnen und mit Bedauern an das Vergangene denken. Ohne Erfindungsgabe und ohne die Fähigkeit, aus dem Besonderen auf das Allgemeine zu schließen, eignen sie sich doch leicht jeden dargebotenen Unterricht an. Lust und Leid erwächst ihnen aus den verschiedensten Dingen; was sie unternehmen, das greifen sie an, als könne es am Gelingen nie fehlen. Liebe zu allem Neuen ist eine besondere Leidenschaft des Maori, aber Verwunderung in ihm zu erwecken, ist fast unmöglich. In der Nachahmungsgabe ist er stark, und die Pantomime macht ihm Vergnügen. Eitelkeit, Arroganz und Eigenwille sind allgemein herrschend, aber der Neuseeländer ist mehr eitel als stolz. In all seinen Handlungen hat er ein helles Auge für seinen eigenen Vortheil, und an Gewissenhaftigkeit haben sie nicht eben Ueberfluß. Salomo sagt: 'Es ist dem Manne eine Ehre, eine Beleidigung unbeachtet zu lassen;' aber der Neuseeländer kann eine Beleidigung in Wort oder That, wenn Andere davon Zeugen waren, nimmermehr vergeben. Verletzte Eitelkeit hat viel Krieg und Blutvergießen verursacht, und gelegentlich hatte entsetzliche Grausamkeit und Menschenfresserei ihre Ursache in nichts als in einer Sucht nach Großthueri. Seine natürliche Behutsamkeit macht ihn zum Feigling. Seine vielen Kriege sind nicht die Frucht einer Lust am Kriege; es bedarf der wahnsinnigen Aufregung durch den Kriegstanz, um ihn zum Angriff oder zu einer gefährlichen That fähig zu machen. Jener höhere sittliche Muth, der dem Gewissen und der Vernunft folgt, fehlt ihm ganz. Gegenüber den Feuerwaffen setzt er sich nie dem offenen Kampfe aus, sondern vermeidet die Gefahr durch Schnelligkeit des Laufens und durch List. Das Leben hält er hoch, aber er stirbt mit Gleichgültigkeit, wenn der Tod unvermeidlich ist. Gegen einander haben sie wenig Wohlwollen; lang abwesende Freunde werden mit einem wahren Thränenstrom wieder begrüßt, aber es liegt dahinter keine tiefere Empfindung. Männer wie Frauen reiben dabei ihre Nasen aneinander, wobei man sich in zitterndem weinerlichem Ton die Erlebnisse erzählt, die in der Zwischenzeit stattfanden. Sind die Grüßenden nahe Verwandte und waren sie lange von einander getrennt, so dauert das Nasenreiben und Weinen wohl eine halbe Stunde. Das Küssen war unbekannt. Beim Abschied bleibt Alles kalt und gleichgültig. Gastfreundschaft gegen Fremdlinge ist allgemein; der Wanderer theilt seines Gastwirths Mahl und wird mit Geschenken entlassen. Dankbarkeit ist unbekannt,

auch das Wort dafür fehlt in der Sprache. Vaterlandsliebe hat für ihn nur den Sinn, bei den Seinen leben und begraben werden zu können. Diebstahl unter ihnen selbst ist selten. Das Wort eines Häuptlings wird nicht leicht gebrochen, und die Kunst europäischer Diplomatie, falsche Gedanken hinter schönen Worten zu verbergen, ist unbekannt. Rachsucht ist ihre stärkste Leidenschaft, und sie lebt durch Generationen fort. Sie sind eifersüchtig auf einander, und lieben es, einander Furcht einzujagen. Sind sie erhitzt und aufgeregt, so haben sie Freude an Grausamkeit und Blutvergießen. Ihre Gespräche sind sinnlich, der Kreis ihrer Vorstellungen ist unrein. Geheimnisse bewahren sie nur schwer. Großthuererei ist bei ihnen daheim. Gegen ihres Gleichen sind sie eitel und leichtfertig, gegen ihre Obern ohne tieferen Respekt. Es wird für entehrend gehalten, dem Zorn Raum zu geben. Heiterkeit herrscht mehr vor, als viel Lachen. Im Geschenkegeben sind sie freigebig, aber dieß ist nur eine Art Handel, da sie Gegengeschenke erwarten. Sie besitzen einen großen Fluß der Rede, und Beredsamkeit und Pathos lieben sie sehr. Sie sind schmutzig und indolent. Gegen den Schwachen sind sie stark, und schwach gegen den Starken. Finden sie ihren Meister, sei es physisch oder moralisch, so sind sie leutsam wie Kinder; aber diese Gewalt, die man über sie gewinnt, muß in der rechten Weise gebraucht werden; denn sie lassen sich leichter durch sanfte und milde Behandlung leiten, als durch übelangebrachte Strenge."

So schildert Thomson den Nationalcharakter der Neuseeländer. Er selbst fügt bei: „Das Bild ist weniger günstig, als man es sonst zu zeichnen gewohnt ist; aber die Züge sind aus der Geschichte des Volkes und aus einer langjährigen persönlichen Beobachtung desselben in seinen Tagen des Glücks und des Leids, in seinen Stunden der Krankheit und des Todes geschöpft."

3. Nationales und gesellschaftliches Leben.

Das Volk der Maori ist heutzutage in achtzehn „Nationen" und diese wiederum sind in unzählige kleine Unterabtheilungen oder „Stämme" gespalten. Nach Thomson sind es folgende:

I. Nord-Insel.

1. Karewa Nation, Hauptplatz Kaitaia	2300 Seelen.
2. Ngapuhi, zunächst an jene angrenzend, die ersten, welche Feuerwaffen erhielten und deshalb siegreiche Kämpfe führten	5400 =
3. Waikato und Ngatimaniopoto*), am größten Fluß und in der fruchtbarsten Gegend des Landes	9800 =
4. Ngatiwhataua, um Auckland, eine tapfere, einst mächtige Nation, jetzt nur noch	800 =
5. Ngatipapa und Ngatimaru, um die Hauraki-Bucht, an der Themse und auf den Inseln	5000 =
6. Ngatiawa, an der Plenty-Bay, am Waitaralfluß und auf beiden Seiten der Cooksstraße, ein festes und unternehmendes Volk	4000 =
7. Ngatiwhakaue, um die Seen hinter der Plenty-Bay im Innern; am meisten noch von dem Verkehr mit den Kolonisten abgeschlossen	3200 =
8. Whakatowhea, an der Plenty-Bay	2600 =
9. Ngatiporu, um das Okeap, durch ihre feinen Mattengeslechte berühmt	4000 =
10. Ngatitahungunu, um die Poverty Bay, früher Mattenslechter, jetzt Wollenweber und Schaffirten	4000 =
11. Ngatituharetoa, um den Taupo-See	2000 =
12. Taranaki, westlich vom Berg Egmont	1500 =
13. Ngatiruanui vom Cap Egmont bis zur Mündung des Wanganui	2000 =
14. Ngatihau, auf beiden Ufern des Wanganui und um den Fuß des Tongarivo	3000 =
15. Ngatiraupaka, zwischen dem Wanganui und auf der Insel Kapiti	2500 =
16. Ngatitua, an beiden Seiten der Cooksstraße, ein intelligentes und unruhiges Geschlecht	1000 =

II. Mittlere Insel.

17. Ngaitahu und Rangitane, zerstreut an der Ostküste hinab wohnend	1500 =
18. Ngatimamoe, an der schroffen Westküste, in den Sümpfen und an den Binnenseen zerstreut wohnend, ihre Zahl	unbekannt.

Zusammen etwa: 52,100 Seelen.

In wie viele Bruchtheile eine solche „Nation“ zerfallen kann, zeigt der Umstand, daß nach genau angestelltem Censuss die unter Nr. 10 genannte Nation in nicht weniger als 45 für sich bestehende

*) Ngati bedeutet „Sohn“ oder „Nachkomme“, so daß dadurch die Blutsverwandtschaft und Familien-Zusammengehörigkeit bezeichnet wird.

„Stämme“ getrennt ist, jeder mit seinem eigenen Häuptling. Doch erkennt jeder dieser Unterhäuptlinge den Häuptling der ganzen „Nation“, zu der er gehört, als sein rechtmäßiges Oberhaupt an und leistet ihm willigen Gehorsam. So sehr aber schon vor 40—50 Jahren der edle Gründer der Neuseeland-Mission, Samuel Marsden, wie wir später sehen werden, darauf hinarbeitete, alle Stämme und Nationen zu Einem Staat unter Einem Haupt zu vereinigen; so eifrig ferner um jene Zeit der berühmte Krieger Hongi (oder Schongi) nach diesem Ziele rang, und so mannigfaltig bis in die neueste Zeit herein die Versuche der Eingeborenen waren, sich den Uebergriffen der europäischen Kolonisation gegenüber zu einem einheitlichen Königreiche zu constituiren, so wollte und konnte dieß doch nicht gelingen. Früher stand der Erreichung dieses Ziels das rohe Heidenthum im Wege, das keine Kraft zur Staatenbildung besaß; später und seitdem wurde die Sache zur Unmöglichkeit in Folge der Umgestaltung Neuseelands in eine angelsächsische Kolonie.

In jedem Stamm hat sich übrigens ein Unterschied der Stände herausgebildet, so wenig auch im Aeußern dieser Unterschied für den oberflächlichen Beobachter wahrnehmbar ist. Zu oberst steht das Haupt des Stammes, in dessen Hand sich die weltliche und geistliche Macht, die bürgerliche und religiöse Gerichtsbarkeit befindet. Die Würde vererbt sich nach dem Recht der Erstgeburt von Vater auf Sohn, oder beim Fehlen männlicher Nachkommenschaft wohl auch auf die älteste Tochter. Da die Stammlinie dieser Oberhäupter auf die Götter zurückgeführt wird, so ruht auf ihnen eine höhere Weihe, vor der sich Jeder beugt, obgleich in der äußern Erscheinung kaum ein Unterschied zwischen dem Häuptling und dem Sklaven wahrzunehmen ist, es sei denn in der würdevolleren Haltung des ersteren. — An diese höchste Würde schließt sich zunächst die Familie des Häuptlings an, die gleichsam den zweiten Stand im Volke einnimmt. Weiter abwärts folgen die Unterhäuptlinge, die Mittelklassen des Volks, die unteren Klassen und endlich die Sklaven. Nur die letzteren sind eigentlich rechtlos, während zwischen den übrigen Ständen ein überaus freier und ungebundener Verkehr waltet.

Seit dem Eindringen der Kolonisten in Neuseeland, und so auch wieder in der neuesten Zeit, wo zwischen Eingeborenen und Ansiedlern ein neuer feindseliger Zusammenstoß eingetreten ist, gleng aus der eigenthümlichen Anschauung, welche der Maori von dem Recht des

Grundbesitzes hat, eine unendliche Reihe von schweren und blutigen Verwicklungen hervor. Es ist deshalb nothwendig, über diesen Punkt hier einiges Licht zu verbreiten.

Die ersten Maori-Ankömmlinge, welche vor Jahrhunderten die Inseln betraten, nahmen unter ihren Führern und Häuptlingen verschiedene Distrikte ein, die sie als ihr rechtmäßiges Grundeigenthum ansahen. Später nachfolgende Züge suchten Jeder sich an einem Plage niederzulassen, der noch nicht von Andern besetzt war, und machten dann ihr Besitzrecht auf denselben gleichfalls geltend. Die Gränzcheiden zwischen diesen verschiedenen Ansiedlungen waren natürlich nicht bestimmt; große neutrale Strecken lagen dazwischen, bis durch die innere Vermehrung eines jeden Stammes auch sein Gebiet sich über den neutralen Boden erweiterte, und am Ende die Territorien zweier Nachbarstämme sich berührten. Die erste Bepflanzung des Bodens aber entschied für alle Zeiten das Besitzrecht. Zum Grundbesitz gehörte dann auch die Jagd in dem angrenzenden Waldrevier und die Fischerei in den Flüssen, Seen und Buchten, die im nächsten Umkreis lagen. Dieser gesammte Grundbesitz eines Stammes war aber, und ist bis heute, keineswegs in persönliches Grundeigenthum einzelner Individuen übergegangen; sondern aller Grund und Boden ist Eigenthum Aller d. h. des ganzen Stammes, und kein Einzelner, auch der Häuptling nicht, hat das Recht oder die Macht, einen Theil davon an Andere, die nicht zum Stamme gehören, zu verkaufen oder abzutreten. Selbst wenn ein Theil dieses Stammbesitzes oder auch der ganze Distrikt durch Eroberung an einen andern Stamm gekommen ist, bleibt das Besitzrecht des besiegten Stammes an diesen Boden unverändert, und der Eroberer kann ihn nicht verkaufen oder an Fremde abtreten. Nur der ganze Stamm als solcher kann sein althergebrachtes Besitzrecht, das er an seinen väterlichen Boden hat, verkaufen oder abtreten, indem er freiwillig davon abzieht oder sich selbst in die Sklaverei des neuen Besitzers begiebt. Innerhalb jedes Stammgebiets herrscht in gewissem Sinne der Communismus. Wer eine unangebaute Stelle urbar macht und bepflanzt, dem gehört sie, und er hat so lange ein persönliches Besitzrecht an dieselbe, als er sie zu bebauen fortfährt. Verläßt er sie für einige Zeit, so treten Andere in seine Stelle. Denn zu einem persönlichen Eigenthumsrecht bringt er es nie und kann es nach der Sitte des Landes nie bringen.

Daß aus einem solchen Zustand der Dinge bei der Ankunft fremder Kolonisten große Verwicklungen entstehen mußten, ist natürlich. Selbst die Missionare, diese ersten festen Ansiedler auf der Nord-Insel, hatten keine Ahnung von diesem in Neuzeeland überall geltenden Landrecht. Sie kauften gegen allerhand Tauschartikel große Strecken Landes von dem Häuptling des Stammes, in dessen Gebiet sie sich niederließen, fertigten Kaufdokumente darüber aus und ließen sie von den Häuptlingen unterzeichnen nach aller Form Rechtsens. Allein nach Jahrzehnten waren sie genöthigt, allen Grundbesitz dieser Art vollständig wieder aufzugeben, um des Friedens willen. Denn die Häuptlinge, welche kein Verständniß für europäische Art des Landkaufens und Verkaufens hatten, sahen die ganze Procebur jenes Handels als eine Art Festfeierlichkeit an, die ihrem unveräußerlichen Anrecht an den abgetretenen Grund und Boden nicht den geringsten Eintrag thun könne. Anders gieng es freilich bei den immer zahlreicher einströmenden Kolonisten, welche die unermesslichen unangebauten Strecken Landes entweder als freie Beute für den zuerst Kommenden ansahen, oder jene Abtretungsverträge, die sie mit den Häuptlingen schlossen, als Käufe im europäischen Sinn wollten geltend machen. Die Folgen dieser gegenseitigen, anfangs unbewußten Täuschung zeigten sich bald genug in dem immer wiederkehrenden Ausbruch blutiger Kämpfe um den altererbten väterlichen Boden; sie zeigen sich auch in diesen Tagen wieder in den neu entbrannten Feindseligkeiten bei Taranaki.

Der Geist des Communismus, der jedem einzelnen Stamm innewohnt, prägt sich auch in dem Umstand aus, daß gegenüber einem fremden Stamm immer Einer für Alle und Alle für Einen stehen. Die Beleidigung, die ein Glied des Gemeinwesens von einem einzelnen Gliede eines fremden Gemeinwesens erlitten, wird als eine Beleidigung des ganzen Stammes gefühlt und behandelt. Die Privathandel zwischen den Angehörigen zweier Stämme wurden auf diese Weise die fruchtbare Mutter stets wiederkehrender Fehden und Kriege, um so mehr, da das Princip der Wiedervergeltung die Grundlage aller Rechtsanschauung des Maori bildet. Auge um Auge, Blut um Blut — das ist dort heute noch herrschendes Recht und Gesetz. Kann der Todtschlag eines Stammesmitglieds nicht mit dem Blute des Mörders gesühnt werden, so muß irgend ein Anderer aus dem Stamm des Mörders, unschuldig wie er sein mag, das Sühnopfer sein. Auch gegen die europäischen Ansiedler gilt dieß Recht, und mancher harm-

lose Kolonist hat mit seinem und der Seinigen Leben für die Frevelthat eines andern Weißen einstehen müssen.

Die gemeinsamen Stammesangelegenheiten, sowie die Rechtshändel Einzelnrer, werden in den großen Volksversammlungen verhandelt. Jedermann, Mann oder Weib, hat dabei das Recht, seine Meinung zu sagen. Der Neuseeländer aber liebt nichts mehr als das Redenhalten. Schon im gewöhnlichen Leben ist er überaus gesprächsam, ja schwachhaft. Auf den Wanderungen, bei der Feldarbeit, und wenn er bei Tag im warmen Sonnenschein oder am Abend ums fröhliche Feuer sitzt, steht ihm die Zunge nicht still. Die ordinärsten Erlebnisse werden mit einem Schwall von Worten erzählt, und von der Reise kehrt der Maori heim mit unerschöpflichem Unterhaltungsstoff für Wochen und Monate. Es muß ja genau auseinander gesetzt werden, wann er von Hause aufbrach, was er unterwegs that, wen er sah, mit wem er sprach, wie oft er die Pfeife anzündete, wo er sich setzte und schlief. Hat er nichts Selbsterlebtes zu erzählen, so ergeht er sich in unendlichen Mährchen und seltsamen Geschichten. Kürze der Rede ist etwas Unbekanntes. Witz und Humor muß die Rede würzen, und wenn Einer in der Volksversammlung auftritt, so ist ein Einflechten alter Gesänge, Sprüche und Sagen in die Rede unerlässlich. Lebhaftes Geberdenspiel darf nicht fehlen. Wer in Rechts- und Streitfällen die Leidenschaften der versammelten Menge am heftigsten zu erregen oder den Gegner am gründlichsten lächerlich zu machen weiß, trägt den Sieg davon. „Die wirksamsten Volksreden,“ sagt Thomson, „sind für den Neuseeländer die, in welche die reichste Fülle von Citaten aus alten Volksliedern verwoben ist. Der Redner pflegt zuerst solche Stellen anzuführen, die nur dunkel und in räthselhaften Bildern seine eigentliche Meinung andeuten. Diese Bildersprache weckt die Aufmerksamkeit der Versammlung und reizt ihren Scharfsinn. Allmählig machen immer neue Citate seine Meinung klarer, und ist der Redner ein einflußreicher Mann, so wird jeder Satz mit Murren oder Beifall aufgenommen. Dabei geht er sieben bis acht Schritte weit auf und nieder, den Speer oder die Streitart schwingend; ein Satz wird gesprochen während er vorwärts geht, aber schweigend und sinnend kehrt er zur vorigen Stelle wieder zurück. Am Schluß faßt er nochmals ohne Bild und Gleichniß in bestimmte klare Worte das zusammen, was er sagen will, und kehrt unter lautem Zuruf in den Kreis der Hörer zurück.“

In Friedenszeiten leben die Neuseeländer in Dörfern zusammen. Diese liegen in der Regel an wohlgeschützten Meeresbuchten, am Ufer der Flüsse und rings um die Binnenseen. Jede Familie hat ihre Hütte, umgeben von einem Zaun oder Gehäge, das im Vergleich mit dem, welches das ganze Dorf einschließt, nur schwach ist. Die angebauten Felder liegen in geringer Entfernung vom Dorfe. Die Hütten bestehen aus etlichen Pfosten und einer Verkleidung der Seiten mit starkem Gras oder Schilf, mit Dächern von demselben Material, auf hölzernen Sparren ruhend. Das Holzwerk ist roth gemalt. Die oberste Giebelstange wird von einem Pfosten unterstützt, der in der Mitte des Hauses steht, und dessen Fuß nach der Gestalt einer menschlichen Figur ausgeschnitten ist. Unmittelbar vor demselben befindet sich der höchst primitive Feuerherd. Der Boden ist die bloße Erde, obwohl meist mit Matten oder getrockneten Farrenkräutern belegt. Außer etlichen Waffen und Töpfen giebt es kein Hausgeräthe. Um die Hütte her läuft eine meist drei Fuß breite Veranda oder Gallerie, von geschnittenen Pfosten getragen. Im Winter wird auf dem Herd Feuer unterhalten. Ist es zu Asche abgebrannt, so wird die Thüre und das einzige Fenster mit einer Art Jalousie von Schilfrohr geschlossen und die Hausbewohner rauchen und schwagen, bis der Schlaf sie übernimmt. Hitze, Dampf und verderbte Luft ist in solchen Räumen oft unerträglich. Im Sommer, wenn die leichte Feldarbeit vorüber ist, liegt der Neuseeländer träge und nichtsthuerisch herum, sonnt sich, schwagt, raucht und schläft. Die schwere Arbeit thun die Männer, während den Frauen ein gut Theil der übrigen Geschäfte zufällt. Die Kleidung beider Geschlechter besteht in einem Stück Tuch, das um die Lenden gegürtet ist und abwärts den Körper bedeckt. Außerdem befestigt der Mann über der rechten, die Frau über der linken Schulter eine Matte, welche Jenem den rechten Arm frei läßt. Kopfbedeckungen sind unbekannt; Sandalen finden sich nur auf der mittleren Insel. An einem Gürtel von Flachs trägt der Mann seine Streitart und andere Waffen. Kinder bis ins zehnte Jahr gehen nackt. Zusammengeinähte Hundefelle und Zierrathen von Vogelfedern dienen als außerordentlicher Schmuck. Als Nahrung bot das Land dem Neuseeländer, ehe europäische Culturgewächse und Schlachtthiere eingeführt wurden, nicht viel Auswahl dar. Fische, Farrenkrautwurzel, süße Kartoffeln, einige Vögel, Ratten, Hunde, Fledermäuse und Seehunde waren die Hauptnahrung. Er verschmähte aber keineswegs Würmer,

Insekten, Raupen, eßbare Moose und Schwämme, neben mancherlei Wurzeln, Beeren und wenigen Baumfrüchten. Jetzt hat das Land Schweine im Ueberfluß, Schafe, Ziegen, Kühe und Geflügel aller Art; ferner Kartoffeln, Mais, Waizen, Kohl, Wassermelonen, Zwiebeln, alle Sorten von Rüben und dergleichen. Bienen wurden 1840 eingeführt und liefern reichlichen Honig. Die Kochkunst der Maori war vor der Ankunft der Europäer in einem höchst primitiven Zustand. Da es ihnen an feuerfesten Gefäßen fehlte, so sahen sie sich aufs Rosten am Feuer und auf Bereitung der Speisen durch Dampf beschränkt. Das letztere geschah dadurch, daß eine Grube in die Erde gegraben ward, die man mit Brennholz und großen Kieselsteinen füllte und dann leicht zudeckte. Wenn die Steine glühend heiß waren, nahm man die Hälfte heraus, legte dafür die Speisen hinein, sprengte Wasser darüber, um Dampf zu erzeugen, und deckte das Ganze wieder mit frischen Blättern, heißen Steinen und Erde zu. Die Eingeborenen, die in der Nähe heißer Quellen wohnten, kochten ihre Speisen in dem kochend heißen Wasser. Ganze Schweine wurden lebend hineingetrieben, und waren in unglaublich kurzer Zeit vollkommen gar gekocht. Doch diese „alte Mode“ hat längst den europäischen Kesseln, den eisernen Töpfen und Pfannen Platz gemacht.

Die Neuseeländer haben, wie alle barbarischen Nationen, die öfters von Hunger leiden, einen ins Unglaubliche gehenden Appetit, und der Anblick von eßbaren Dingen wirkt auf sie, wie auf das Raubthier des Waldes. Gleich diesem scheint ihr Magen mit der Fähigkeit begabt zu sein, die äußersten Extreme des Hungers und der Ueber sättigung zu ertragen. Leiden sie Mangel, so können sie Tage lang hungern und Wochen lang mit dem elendesten Behelf von Nahrung sich durchschlagen; haben sie Ueberfluß, so essen sie wie Wölfe. Innerhalb 24 Stunden hat ein einziger Mann, so versichert Thomson, nicht weniger als 60 Pfund Schweinefleisch verzehrt. In gewöhnlichen Zeiten wurden die Speisen auf kleinen flachen Körben aufgetischt, und zu jeder Platte gehörten fünf Personen. Die Finger der rechten Hand brachten die Nahrung zum Munde. Die Frauen speisten nicht mit den Männern, die Sklaven nicht mit ihren Herren. Man aß schweigend und mit großer Behendigkeit. Nach jeder Mahlzeit, — es fanden in der Regel zwei des Tages statt, — ward meist viel Wasser aus Kalabaschen getrunken. Scharfe Speisen, Gewürze und dergleichen liebt der Neuseeländer bis heute nicht; selbst Salz ist in

vielen Gegenden sogar jetzt noch unbekannt. Von berausenden Getränken wußte er nichts, bis die Europäer kamen, und auch dann widerstand er dem verführerischen Giste lange. Erst in neuerer Zeit hat sich das unselige Gistwasser des Branntweins und anderes berausende Getränk unter den Eingeborenen Bahn gebrochen.

Eine für Neuzeeland eigenthümliche Sitte ist die Hafari-Feier. Es war dieß ein Bankett, das ein Stamm dem andern gab, sei es um ein Friedensfest zu feiern, oder um große Häuptlinge zu ehren, oder um über wichtige Angelegenheiten sich zu berathen. Ein volles Jahr vor dem Hafari wurden die nöthigen Vorbereitungen gemacht. Ehe dann die Gäste eintrafen, wurden die ungeheuren Speisevorräthe regelrecht auf dem Boden oder auf einem eigenen künstlichen Gerüste aufgeschichtet. Solche Gerüste waren 50 Fuß hoch und oft mehr als eine Viertelstunde lang, und liefen oben giebelförmig zu. Sie hatten Stocwerke von je 6 Fuß Höhe, welche wiederum in Abtheilungen getheilt waren, um Kartoffeln, Tarowurzeln, Farrenkrautwurzeln, Mais, zubereitete Vögel, getrocknete Fische, Beeren, Baumsrüchte und dergl. aufzunehmen. Am Tage des Festes rief der festgebende Häuptling jeden der geladenen Stämme mit Namen auf und wies ihm seinen Antheil an den Speisen an. Was die Gäste nicht aufzuzehren vermochten, nahmen sie mit sich nach Hause. Man zählte bei solchen Festen häufig bei 6000 Gäste. Wie bei unsern Jahrmärkten wurde das Fest außerdem mit Tanzen, Singen, Schwagen, Ringkämpfen, Wettrennen, Speerwerfen, Klettern, Schwimmen, mit Kaufen und Verkaufen, und mancherlei einheimischen Lieblingsspielen gefeiert. Seit dem Jahr 1840 ist dabei auch Karten- und Würfelspiel, Abfeuern von Flinten, Pferderennen und Anderes eingeführt. Auch eine Art von theatralischen Vorstellungen fand jeweilen statt, indem gereiste Neuzeeländer in Pantomimen darstellten, was sie in Australien, England und Amerika gesehen und wahrgenommen, und nicht selten ward unter unendlichem Gelächter gezeigt, wie ein Engländer zechte, betrunken wurde, Handel anfieng und sich im Rausch mit Andern prügelte. Im Jahr 1836 ward am Themse-Fluß (zu Matamata) ein Hafari gefeiert, bei welchem ein anwesender Europäer 8000 Körbe Kartoffeln, 500,000 Aale, 800 Schweine und 15 Fässer Tabak zählte, die zum Besten gegeben wurden. Noch großartiger war das Hafari, das ein Häuptling auf der Inselbay im Jahr 1849 dem vielgeehrten Gouverneur Sir George Grey zu Ehren veranstaltete, zugleich um

die Wiederherstellung des Friedens zwischen den Engländern und den Maori zu feiern.

Rehren wir noch einmal zu dem häuslichen Leben des Volkes zurück. Von Kinderzucht kann ja überall bei barbarischen Nationen nicht die Rede sein. So läßt auch der heidnische Neuseeländer seine Kleinen aufwachsen, frei, ungebunden, wie das junge Küßelvieh, das um seine Hütte sich hertreibt. Die Mädchen werden häufig schon als Kinder an Männer verlobt. Der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern hat vor der Verheirathung wenig Schranken, und daß ein junges Mädchen unschuldig in die Ehe träte, wird wohl von dem Ehemann selbst nicht erwartet. Dagegen nach geschlossener Ehe herrscht strenge Ueberwachung und sogar Abschließung. Wenn gut behandelt, ist Untreue der Frau selten. Untreue des Mannes wird nicht selten durch gleiche Uebertretung der Frau vergolten. Wird diese entdeckt, so folgt schwere Mißhandlung der Schuldigen oder selbst der Tod. An dem Verführer wird schwere Rache genommen. Wenn Männer ihre Frauen aus ihrer Hütte stoßen, so gilt dieß als Ehescheidungsakt, der sie zu einer neuen Heirath berechtigt. Wittwen können sich wieder verheirathen. Doch begehen manche Selbstmord bei des Mannes Tod. Häuptlingen und freien Männern ist Vielweiberei gestattet. Die Mutter des Erstgeborenen ist die eigentlich anerkannte Gattin, die andern sind nicht viel besser als Sklavinnen. Jede Frau hat ihre eigene Hütte. Viele Frauen zu haben, gilt als Zeichen von Würde und Größe. Eifersucht, Zwietracht, häusliches Elend und Kindermord ist auch dort in der Regel die Frucht der Polygamie. Mädchen und Frauen sind überhaupt die Ursache unzähliger Fehden, die in Blutvergießen endigen.

Die Todten werden mit Achtung behandelt, ausgenommen die Sklaven, die man in den Busch oder ins Meer wirft. Die Todtenfeier beim Hinschied eines Häuptlings ist meist großartig. An seinem Sterbelager sammeln sich Verwandte und Freunde; seine letzten Worte werden wie ein theures Vermächtniß gesammelt. Im Augenblick seines Todes bricht ein herzerreißendes Klagegeschrei aus und Ströme von Thränen werden vergossen. Alle Anwesenden heulen, seufzen, schluchzen und scheinen untröstlich. Männer, Frauen und Kinder reißn sich blutig mit scharfen Muschelschalen, und gelegentlich wurden Sklaven geschlachtet, um den Verstorbenen in der andern Welt zu bedienen. Am folgenden Tag wird die Leiche gewaschen und mit Flachsstengeln

geschlagen, um böse Geister zu vertreiben. Priester kleiden die Leiche ins Todtengewand. Mit gebogenen Knien wird der Leib in eine sitzende Stellung gebracht, das Haupthaar in einen Knoten auf dem Scheitel gebunden und mit Vogelfedern geschmückt; Flaum von Seevögeln wird ihm in die Ohren gesteckt, das Angesicht mit rothem Ocker und Del bemalt und der ganze Körper, außer dem Haupt, in feine Matten gewickelt. In dieser Haltung sitzt der todte Häuptling, umgeben von seinen Waffen, auf dem Paradebette. Entfernte Freunde besuchen ihn und singen Klagelieder, worin sein Leben gepriesen, sein frühes Scheiden bejammert wird. Fängt die Leiche zu riechen an, so wird sie in der Nähe des Dorfes auf ein Gerüste gelegt oder in dem Hause begraben, in welchem der Tod eingetreten war. An den Begräbnisstellen werden hölzerne Gerüste mit rohen menschlichen Figuren, oft 20—40 Fuß hoch, errichtet. Oft erst nach einem Jahr wird die ausgestellte Leiche wieder abgenommen, die Gebeine werden gereinigt und in Matten gewickelt, und diese endlich an einem geweihten Ort auf Hügeln oder in Wäldern durch Priester zu ihrer letzten Ruhe bestattet.

Die Beschäftigung des Neuseeländers in Friedenszeiten ist hauptsächlich der Landbau. Außerdem kannte er früher fast nur die Kunst, ein Kanoe zu bauen, und eine gewisse Art des Holzschnitzens. Boote, Pfosten und andere Gegenstände sind oft mit großer Geschicklichkeit und in sinnigen Mustern geschnitzt. Die Frauen sind es, die im Flechten und Weben der zarten und gröberen Matten sich üben. Diese Neuseeländergewebe, gefertigt aus der herrlichen Flachsstaude, sind zum Theil unvergleichlich schön und fein, und bilden heute noch einen einträglichen Handelsartikel, obwohl die Einfuhr englischer Baumwollgewebe die einheimischen Artikel ganz zu verdrängen droht. Gesang ist eine Lieblingsunterhaltung der Eingeborenen. An den Sommer-Abenden sammeln sich Gruppen von jungen Leuten beiderlei Geschlechts mit Blumen und Federn im Haar vor den Dörfern und setzen sich in einer Reihe am Boden. Die besten Stimmen beginnen einen Vers und führen ihn zu Ende, dann fällt der Chor ein, wobei die eine Hand an die Brust schlägt, die andere in die Luft emporgehoben mit unglaublicher Schnelligkeit eine zitternde Bewegung macht. Da die Lieder meist sehr fleischlicher Natur waren, so waren auch die Bewegungen des Körpers, womit der Gesang begleitet ward, oft höchst anstößig. Musikalische Instrumente waren den Eingeborenen nur zwei

bekannt, eine Art Flöte, die im besten Fall fünf Noten hervorzubringen vermag, und eine Art Trompete von Holz, die im Krieg ihre Anwendung fand und nur einen oder zwei Töne hat. An Spielen war das Volk der Maori nicht reich; doch fand die Jugend allerhand Zeitvertreib, der mehr oder weniger harmlos war. Seit der Einwanderung der Europäer ist das Tabakrauchen so allgemein geworden, daß weder Mann noch Frau sich behaglich fühlt ohne die Pfeife. Schlimmer ist die immer allgemeiner werdende Sitte des Kartenspiels, und vor Allem die des Pferderennens, wofür der Maori dieselbe Passion zu gewinnen scheint, als das englische Volk sie hat. Mit den dabei stattfindenden Volksfestlichkeiten verbindet sich, gerade wie in England, unsäglich viel Sittenverderbniß, — ein tiefer Schaden für das Volk Neuseelands.

Eine Nation mit so leicht erregbaren Leidenschaften und ohne die mildernde und ordnende Zucht höherer Gesittung mußte sich unaufhörlich zu Zank und Streit, zu Krieg und Blutvergießen gereizt fühlen. „Ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit; ihre Füße sind eilend Blut zu vergießen; in ihren Wegen ist eitel Unfall und Glend, und den Weg des Friedens kennen sie nicht,“ — das gilt in ganz besonderem Maaße von dem Volk der Maori. Als Cook zum ersten Mal Neuseeland betrat (1769), fand er die ganze Bevölkerung in befestigten Dörfern wohnend und das ganze Land gleichsam in Eilen großen Kriegesplatz verwandelt. So war es seit Jahrhunderten, und so blieb es, namentlich nach Einführung der Feuerwaffen, bis zum Jahr 1840, wo die Nord-Insel von einem Ende zum andern von Krieg und Kriegsgeschrei ertönte. Erst seit dem genannten Jahr ist kein bedeutender Bürgerkrieg mehr gewesen.

Wie oben erwähnt, so trat immer der ganze Stamm solidarisch für die einem einzelnen Gliede widerfahrne Beleidigung ein. Dieß mußte eine unerschöpfliche Quelle von Verwicklungen und Streitigkeiten werden. Verletzung des Eigenthumsrechts an Ländereien oder Fischplätze, Jagdunfug auf fremdem Grund und Boden, vorgebliche Verzauberung bestimmter Personen, Ehebruch, Zwischenheirathen zwischen Angehörigen verschiedener Stämme, Todtschlag, persönliche Beschimpfungen und altvererbte Fehden, — das waren die Hauptursachen der immer wiederkehrenden Kämpfe. Namentlich zogen die beiden letzteren sich oft ins Unendliche durch viele Generationen hindurch. Eine Beschimpfung des Großvaters oder Urahns ward oft das Erbe der spä-

testen Enkel. Aber wenn auch der Neuseeländer stets bereit war, in den unbedeutendsten Dingen einen Anlaß zu blutiger Rache zu sehen, so hielt ihn doch ein gewisses Grauen zurück, den ersten Schlag zu führen. Bei jedem Streithandel nahm er allezeit gerne und bereitwillig die Vermittlung eines Schiedsrichters an. Er zieht es vor, den Handel mit Worten auszusechten, eher als mit der Waffe, und erst wenn jener Weg nicht zu erwünschtem Ziele führt, greift er zum Speer und zur Streitart. Dann aber stürzt er sich wuthschnaubend in den Kampf, nicht um den Feind zu besiegen, sondern ihn zu vernichten.

Wenn es zum Kriege geht und die Götter den Sieg verheißen, so sammelt sich alle waffenfähige Mannschaft des Stammes ins Feld. Weiber und Sklaven tragen die Kartoffeln und Farrenkrautknollen nach, kochen die Speisen und vertreten die Stelle der Proviantmeister. In der Regel sind die Häuptlinge zugleich auch die Führer im Kriege; doch stellt sich auch jeweilen ein anderer berühmter Krieger an die Spitze; denn die Truppen wollen nicht in die Schlacht commandirt, sondern vom Tapfersten in dieselbe geführt sein. Hören wir, wie Thomson die Kämpfe der früheren Zeit schildert. „Am Tage der Schlacht,“ schreibt er, „näher sich die beiden Gegner bis auf eine gewisse Distanz, die Häuptlinge und tapfersten Krieger treten vor die Schlachtlinie und halten aufregende Reden. Alles, was zur Wuth entflammen kann, wird vorgebracht; man erinnert an die vorige Größe des Stammes, an die Gunst der Götter, an die Tapferkeit der Vorfäter, an das vergossene Blut, das noch ungesühnt ist. Jetzt werfen die erhitzen Haufen ihre Matten, mit denen sie bekleidet sind, von sich, beschmieren sich mit rothem Ocker und Kohle, knüpfen ihr langes Haupthaar in Knoten, schmücken sich mit Federn und schicken sich zum Kriegstanz an. Es ist unmöglich, diesen seltsamen Tanz anschaulich zu beschreiben. Der ganze Heerhaufe rennt etwa zwanzig Schritte vorwärts, ordnet sich dann in Reihen, 5, 10, 20 und selbst 40 Fuß tief, und dann hocken Alle in sitzender Stellung nieder. Plötzlich springen Alle auf ein Signal des Führers auf die Füße, die Waffen in der rechten Hand. Mit der Regelmäßigkeit eines trefflich geübten Regiments erhebt Jeder das rechte Bein und die rechte Seite des Körpers, dann das linke Bein und die linke Seite, und nun springt Alles, wie vom Blitze gerührt, zwei Fuß hoch vom Boden, mit den Waffen die Luft durchhauend und in lautem Chor heulend, — ein

Geheul, das in ein langes, tiefes, ausdrucksvolles Stöhnen endigt, während der Mund weit offen steht, die Nasenlöcher aufgeblasen, die Gesichter verzerrt, die Zungen ausgestreckt und die Augen starr und weit aufgerissen sind. Jede Muskel zittert. Wieder und wieder kehren die gleichen Bewegungen, und der Takt wird dadurch erhalten, daß sie mit der linken Handfläche an die Hüfte schlagen, während in der Front alte nackte, über und über mit rothem Ocker beschmierte Weiber als Taktschläger mitwirken.

„Endlich rennen etliche kühne Männer aus Reih und Glied und fordern einzelne bekannte Feinde mit Namen zum Kampfe heraus. Schmähworte und Schimpfnamen aller Art werden gewechselt. Die Aufregung, die Wuth steigt. Speere fliegen, und mit betäubendem Geheul stürzen endlich die Kriegshaufen auf einander. Jeder ersieht sich seinen Gegner, und die Schlacht besteht eigentlich in einer Reihe von Zweikämpfen. Aber kaum hat der Tumult des Kampfes etliche Minuten gewährt, so giebt ein Theil nach, weicht, flieht und hinter ihm jagt der Sieger wie eine Meute heulender Jagdhunde her. Ein Aufhalten der Fliehenden, ein Wiedersammeln und Standhalten ist nicht möglich. Einmal weichen ist Niederlage, und Niederlagen sind in der Regel nahezu Vernichtung. Das Verfolgen dauert übrigens nie lange. Die Sieger kehren bald zurück, sammeln ihre eigenen Todten zuerst, tragen ihre Verwundeten vom Schlachtfeld, und dann erst geht es an die feindlichen Leichen. Sie werden — gefocht und verzehrt! [So war es in früherer Zeit.] Der erste Feind, der erschlagen ward, gehört den Göttern. Die Verwundeten werden verhöhnt, gequält und dann gleichfalls aufgezehrt. Damit endigt meist der Feldzug. Wer vom feindlichen Heerhaufen dem Tod oder der Sklaverei entging, floh in die Berge und Wälder. Die Sieger aber kehrten, die Köpfe der Erschlagenen im Triumph auf Pfählen tragend, nach Hause zurück, von wo ihnen Weiber und Kinder mit Siegesgesängen entgegen kamen. Die Frau, deren Mann im Kampfe gefallen, durfte an den mitgebrachten Gefangenen ihre Rache kühlen.“

Eine andere Art der Kriegsführung war die Belagerung und Verrennung der starfbefestigten Pah's, hinter denen die Feinde sich verschanzten. Ein Raubzug ins feindliche Gebiet ward veranstaltet, eine Festung belagert, und man versuchte, die Mannschaft darin bei einem etwaigen Ausfall zu vernichten oder das Fort zu erstürmen. Bei solchen Gelegenheiten verschanzten sich die Belagerer selbst hinter Pal-

lisaßen, welche unmittelbar vor dem befestigten feindlichen Pab errichtet wurden, und war es gelungen, wenigstens etliche Gegner zu tödten, so kehrte man nach Hause zurück. Die Belagerten aber nahmen dafür Rache, indem sie einen gleichen Raubzug in das Gebiet der Angreifer machten. So gieng es oft Jahre lang fort.

Die Kriegspab's der Maori standen in der Regel an gesicherten Flußufern, auf kleinen Vorgebirgen, auf schwer ersteiglichen Berghöhen und in den Wäldern. Auf allen nicht von der Natur geschützten Seiten befand sich eine doppelte Linie von Pallisaßen; die innere, 20—30 Fuß hoch, bestand aus Pfosten, die in den Boden gerammt und mit starkem Schlingkraut und Flechtwerk mit einander verbunden waren. Die äußere Verzäunung war aus leichterem Material und meist nur 8—10 Fuß hoch. Zwischen beiden befand sich ein trockener Graben. Die einzigen Oeffnungen im äußeren Pfahlwerk waren kleine Löcher zum Durchschlüpfen; die Zugänge durch die innere Verschanzung waren durch bewegliche Barren geschlossen. Auf den Pfählen befanden sich abscheuliche geschnitzte Figuren mit offenen Mäulern und heraushängenden Zungen. An jeder Ecke der Festung waren Gerüste für die Wachposten, und in der Mitte der ganzen Verschanzung ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß langes und 6 breites Gerüste, von wo aus Pfeile nach dem Feind geschossen wurden. An etlichen hohen Stangen hing an Stricken eine hölzerne „Gong“ herab, 12 Fuß lang, in der Gestalt eines Boots, die, wenn mit hölzernem Hammer angeschlagen, einen so durchdringenden Ton von sich gab, daß er auf 6—8 Stunden weit bei stillem Wetter zu hören war. Vor der Belagerung wurden Weiber und Kinder aus dem Pab geschafft und an sichere Orte gebracht. Seit der Einführung von Feuerwaffen hat sich die Konstruktion dieser Kriegsfestungen natürlich in etwas geändert. Der Graben zwischen den beiden Pfahlwerken, der früher 20 Fuß tief und den Feind aufzuhalten berechnet war, wurde nun nur noch 5 Fuß tief gegraben und diente zur Postierung der Scharfschützen, die durch Schießlöcher den Feind aufs Korn nahmen. Auch sonst zeigten die Eingeborenen in der Anlegung dieser Pab's großen Scharfsinn, indem es an Flankenschanzen, Lunetten und andern künstlichen Werken nicht fehlte. In den schweren blutigen Kriegen, die bis zum Jahr 1840 zwischen den europäischen Kolonisten und den Eingeborenen wütheten, mußte nicht selten selbst die höhere Kriegskunst und der persönliche Muth der Europäer vor diesen Befestigungen zurückweichen,

und selbst wenn es gelang, ein Pah zu erstürmen, so waren die Belagerten meist zuvor schon, wenn auch mit großen Verlusten, entkommen und hatten im Dickicht des Waldes oder auf unzugänglichen Bergkuppen wie durch Zauber ein anderes Fort errichtet. Auch die neuesten Kämpfe in der Provinz Taranaki machen den Engländern, eben um dieser wohlbesetzten Pah's willen, nicht wenig zu schaffen.

4. Die Menschenfresserei, die religiösen Bräuche und das Tabu.

Es bleiben uns noch zwei Seiten des neuseeländischen Volkslebens, wie es vor der Einführung des Christenthums gestaltet war, zu betrachten übrig; wir möchten sagen, es sind die beiden Extreme, in die dieses Volksleben auslief. Das eine, das scheußliche allgemein herrschende Kannibalthum, stellt uns die äußerste Grenze dar, bis zu welcher die menschliche Natur hinabsinken kann; das andere, der Rest von religiösen Anschauungen und Uebungen, samt dem Tabu, läßt uns die schwachen Spuren jenes Abhängigkeitsgefühls erkennen, durch das auch der Kannibale sich noch an eine höhere Weltordnung gebunden sieht.

Neuseeland hat eine traurige Berühmtheit erlangt durch das in so furchtbarem Grade dort einst einheimische Kannibalthum, daß Niemand an jenes Land denken kann, ohne zugleich an Menschenfresser erinnert zu werden, und umgekehrt, daß Niemand der Menschenfresserei erwähnen kann, ohne an Neuseeland zu denken. Nach der im Lande selbst verbreiteten Tradition ist die Sitte, Menschenfleisch zu essen, erst mehrere Generationen nach der ersten Einwanderung der Maori in Neuseeland aufgekomen. Die Sage knüpft das Aufkommen dieses unnatürlichen Gräuels an zwei Geschichten. Von zwei Brüdern, so lautet die eine, habe der eine den andern beim Fischen ertränkt; der Sohn des Gemordeten habe dann aus Rache den Sohn des Mörders erschlagen und aufgeessen, was dann von Andern bei ähnlichen Gelegenheiten der Blutrache sei nachgeahmt worden. Nach der andern Sage habe ein Mann von einem Wallfisch, der ans Land gespült wurde, gegessen, obschon die Priester erklärt hatten, daß in dem Thiere der Geist eines verstorbenen großen Häuptlings gewohnt habe. Von demselben zu genießen, sei also so viel gewesen, als wenn der Frevler jenen Häuptling selbst gegessen habe. Nach dem Ver-

geltungsgrundsatz: Auge um Auge, hätten dann die Nachkommen des Hauptlings jenen Mann erschlagen und auch aufgezehrt. So sei das Kannibalthum aufgekommen. Man sieht, es ist das Rachegefühl, in welchem man die Quelle dieser Unnatur sucht. In andern Theilen der heidnischen Welt, z. B. unter einem Theil der Bassuto in Südafrika, ist es nachweisbar der Hunger gewesen, der eine ganze Bevölkerung zu Kannibalen gemacht hat; mit dem Aufhören des Mangels und unter der Zucht eines geordneten einheimischen, obwohl noch ganz heidnischen Regiments hörte dieser Gräuel schnell und vollständig auf.*) Und wer weiß nicht, daß auch schiffbrüchige Europäer in der Stunde des äußersten Hungers zu dieser grausigen Aushülfe geschritten sind. Wenn aber Menschenfresserei zu einer herrschenden Sitte und zu einer Liebhaberei unter einem Volke wird, wie das in Neuseeland der Fall war, so ist nicht mehr in Hunger oder Rachsucht die Triebfeder dazu zu suchen, sondern in jenem dunkeln dämonischen Trieb der Menschennatur, gerade das Widernatürliche zu wählen und zu thun. Wenn irgend Etwas in der Welt Zeugniß giebt von der Wirklichkeit eines Hereinwirkens des Teufels, dieses Mörders von Anfang, in die Seelen der Menschen, so ist es wahrlich die Erscheinung des Kannibalismus.

Unter den Europäern wurde die Lust des Maori zum Menschenfleisch zuerst bekannt durch die schauerliche Erfahrung, daß einer von Tasman's Seeleuten (1642) an der Küste erschlagen und aufgezehrt ward. Dem Capitän Cook wurde 1774 ein mit Matrosen bemanntes Boot weggenommen und die ganze Mannschaft gefressen. Der berühmte Seefahrer Marion du Fresne selbst mit vielen Gefährten erfuhr das gleiche Loos. Als die ersten brittischen Missionare auf der Insel landeten, fanden sie den schenßlichen Brauch allgemein herrschend und welche haarsträubende Scenen sie fast täglich mit anzusehen, hatten, ja wie sie selber unzählige Male in Gefahr waren, Opfer dieser grausigen Lust zu werden, ist bekannt genug. Es ist unmöglich zu sagen, wie viele Menschen alljährlich aufgezehrt wurden; daß aber die Zahl nicht gering war, kann aus zwei Thatfachen erkannt werden, die durch europäische Augenzeugen bestätigt sind. Im Jahr 1822 verzehrte Hongi's Armee nach der Erstürmung von Totara (am Themsefluß) dreihundert Personen, und während des Rotorua Kriegs (1836) wurden in zwei Tagen sechzig Menschen gebraten und auf-

*) Vergl. Les Bassoutos. par E. Casalis. Paris 1860. pag. 19 ff.

gefressen. Die Opfer bestanden in erschlagenen Kriegern, sowie in gefangenen Männern, Weibern und Kindern. Die beiden letzteren dienten übrigens selten zur Speise, und überhaupt fand eine Mahlzeit von Menschenfleisch in der Regel nur im Kriege und nach siegreichen Schlachten statt. Doch wurden auch in Friedenszeiten von den Häuptlingen nicht selten Sklaven oder sonst misliebige Personen geschlachtet und verzehrt. Es leben heutzutage wenige Neuseeländer über 40 Jahre, die nicht seiner Zeit an solchen grausigen Mahlzeiten theilgenommen hätten.

Thomson schildert die Vorgänge bei einem solchen Kannibalenfest mit folgenden Worten: „Nach einer Schlacht wurden die feindlichen Leichen gesammelt und in Stücke geschnitten. Eine der Leichen ward, als dem Kriegsgott heilig, besonders gelegt. Nun wurden große Bratöfen in zwei Reihen in die Erde gegraben, geheizt und mit den Fleischstücken gefüllt. Derjenige Ofen, in welchen das den Göttern geweihte Fleisch kam, war mit einem Kranz von Farrenkraut umschlungen, und oben darauf staken zwei Stäbe, auf deren einem eine Kartoffel, dem andern aber eine menschliche Haarlocke befestigt war. Nicht selten blieb das Fleisch 24 Stunden lang in den Oefen. Der Häuptling eröffnete die Mahlzeit damit, daß er das rohe Gehirn und die Augen eines der gefallenen Feinde verschlang. Waren des Häuptlings Söhne anwesend, so kam die Reihe des Essens znnächst an sie, und dann erst folgte der ganze Kriegshaufe, der mit blutigen Händen und erhitzt vom Kampf, vom Kriegsgefang und Waffentanz gleich Hyänen über die Mahlzeit herstürzte und sich bis zum Uebermaaß mästete. Manche sind in Folge dieses Uebermaaßes gestorben. Die Lungen, der Magen, die Eingeweide wurden nicht gegessen. Alles Uebrige diente zur Speise. Missionar Brown besuchte ein Schlachtfeld zwei Tage nach dem Kampf und sah ganze Massen von rein abgenagten Menschenknochen umherliegen; die längeren Knochen waren zerbrochen, als sollte das Mark ausgesogen werden, und blutige Köpfe staken rings herum auf Pfählen. Die etwaigen Ueberreste wurden gesammelt, in Körbe gepackt und den umliegenden Stämmen als Geschenk zugesandt. Es war dieß zugleich ein Probirstein, ob man auf ihre Bundesgenossenschaft sich verlassen könne. Denn nahmen sie das Geschenk an und verzehrten es, so war ja damit die Brücke zwischen ihnen und dem besiegten Feinde für immer abgebrochen.

„Kam der Kriegshaufe nach Hause, ehe alles Fleisch aufgezehrt

war, so wurde der Rest weggeworfen; denn es durfte nichts davon ins Dorf kommen. Weiber durften kein Menschenfleisch genießen, obwohl sie es heimlich wohl auch thaten. Nur wenn ein Häuptling keine männliche Nachkommenschaft hatte, so erhielt die älteste Tochter das Recht, eine Kannibalin zu werden."

Merkwürdig ist bei dem Allem, daß der Neuseeländer bei Nichts ein größeres Grauen fühlt, als bei dem Gedanken, selbst einmal von Andern gefressen zu werden. Einem Maori ins Angesicht zu sagen, sein Vater sei aufgeessen worden, ist ein größerer Schimpf, als unsere Sprache einen aufzuweisen hat. Einen Andern wirklich aufzufressen, ist die furchtbarste Rache, die man an ihm nehmen kann, — eine Rache, die nur der glühendste Haß eingeben kann. Anspielungen auf Menschenfresserei lehren in allen Kriegs- und Racheliedern wieder. Ein Wiegenlied, wie die Kinderstuben der Welt keines sonst aufzuweisen im Stande sein werden, lautet also:

O mein Kindlein, was weinst du? schreist du nach Nahrung?
 Da ist sie: es ist das Fleisch von Hefemanu!
 Obgleich übersättigt vom zarten Gehirn des Putu,
 So ist doch mein Haß so groß, daß ich mich noch voller essen will an Pau,
 Und an dem köstlichen Bissen, an dem Fleisch des verhassten Le ao.
 Mir mußt du lassen, mein Sohn, das Fleisch meines Feindes Titoko.
 Die Leiber meiner Feinde will ich mit den Zähnen zerreißen;
 Meine Kehle hungert nach dem Gehirn ihrer Schädel;
 In meinem grimmigen Haß will ich ihr stinkendes Gehirn verschlingen,
 Meinen vollen Magen mit ihrem Fleisch noch voller machen.
 Ist wirklich das Haupt meines Feindes heilig?
 Ja, mir soll's dennoch gegeben werden,
 Daß ich mich dran erlabe, wie an einem Topf voll Austern.

Ob Thomson recht habe, wenn er sagt: „Menschenfleisch wurde von den Neuseeländern nie als Nahrungsmittel (b. h. um der Speise selbst willen) genossen," mag dahingestellt sein. Denn noch im Jahr 1852 rief ein bekehrter Maori bei einem dort gehaltenen Missionsfest, wenn auch unter schmerzlichen Gefühlen, aus: „Obgleich ich noch nicht alt bin, habe ich doch Menschenfleisch gegessen; es war sehr wohl-schmeckend." Und ein neuseeländisches Sprüchwort sagt: „Das Fleisch eines Menschen übertrifft an Wohlgeschmack jedes andere lebende Geschöpf auf Erden." Es mag sein, daß Niemand zu so schauerlicher Mahlzeit sich anschickte, es sei denn im Zustand aufgeregter Leidenschaft; auch war ein Jeder, ausgenommen die Häuptlinge, in Folge einer

solchen Mahlzeit, so lange unrein (Tabu, heilig), als er nicht die nöthigen Ceremonien zur Reinigung vorgenommen. Aber die Häuptlinge selbst trieb unzweifelhaft eben die Lust an dieser Speise nicht selten zum Hinschlachten von Sklaven oder anderer Opfer.

Dieses traurige Thema ist ekeleregend, und die Feder sträubt sich, solche Dinge niederzuschreiben; aber um so mehr preisen wir Gott, daß das Kannibalthum nunmehr gänzlich, wie es scheint, aus Neuzeeland verschwunden ist. Der letzte nachweisbare Fall, daß Menschen dort verzehrt wurden, fällt ins Jahr 1843. Thomson, der lange in Neuzeeland gelebt hat und nichts weniger als ein Freund der Mission ist, sagt ausdrücklich: „Das Erlöschen dieses uralten Brauchs ist nicht der Einführung eßbarer Thiere in Neuzeeland zuzuschreiben; es ist das Christenthum, das diese empörende Sitte überwunden hat.“

Es ist eine wahre Erleichterung, aus dieser dumpfen erstickenden Atmosphäre hinwegzueilen zu dürfen und sich einem Gegenstand zuzuwenden, wo man wieder etwas von frischerer Bergluft athmet. Man sollte meinen, das Volk der Maori sei unter dem Einfluß des Kannibalthums allmählig dergestalt verthiert worden, daß das Wort des Briefs Juda (B. 19) an ihm seine ganze Erfüllung gefunden habe: „Es sind Sinnliche, die keinen Geist haben.“ Denn dahin kann es ja mit einem einzelnen Menschen, wie mit einem ganzen Volksstamm kommen, daß der Geist, dieser Licht- und Lebensfunke aus Gott, von ihm weicht und nur noch ein wüster Bodensatz von Sinnlichem, Thierischem, ja Teuflischem bei ihm übrig bleibt. Aber nicht also bei dem Neuzeeländer. Denn wenn auch in den Tagen seines Heidenthums der helle Tag der Gotteserkenntniß längst einer tiefen dunkeln Mitternacht Platz gemacht hatte, so wurde doch diese dichte Finsterniß da und dort von einem ahnungsreichen Wetterleuchten durchzuckt, das in den Gemüthern ein Sehnen nach vollkommenerem und bleibendem Lichte erweckte. Ein solches Wetterleuchten glauben wir theils in den wenigen und verkümmerten religiösen Vorstellungen dieses Volkes, wie sie sich durch die Zeiten seiner tiefen Versunkenheit noch hindurchgerettet haben, theils in der eigenthümlichen Sitte des Tabu erkennen zu dürfen, die in einem großen Theil der Südsee-Inseln, und so auch in Neuzeeland, seit uralter Zeit herrschend war.

In Shortland's „Traditionen und abergläubischen Gebräuchen Neuzeelands“ findet sich folgende Stelle, die aus dem Munde der

Priester gesammelt wurde und die Weise der Entstehung von Himmel und Erde erklären soll.

Im Anfang war die Nacht,
 Die Nacht zeugte das Licht,
 Das Licht zeugte das lang dauernde Licht,
 Das lang dauernde Licht zeugte das Nichts,
 Das in Besitz genommene Nichts zeugte das herrlich gemachte Nichts,
 Das herrlich gemachte Nichts zeugte das fest abgegränzte Nichts,
 Das fest abgegränzte Nichts zeugte das Nichts, das der Anfang ist,
 Das Nichts, das der Anfang ist, zeugte die Feuchtigkeit [das Wasser],
 Die Feuchtigkeit zeugte das Gerade, das Ausgebehnte, das Klare,
 Und dessen Frucht war Rangi, der Himmel, und Papa, die Erde.

Es läuft hier Sinn und Unsinn, Licht und Irrlicht so wunderbar durch einander, wie nur immer in dem System einer deutsch=philosophischen Schule; aber man erkennt noch eine Spur und Ahnung der Wahrheit. Aus Himmel und Erde läßt die Maori-Sage sechs Söhne entspringen: den Gott und Vater der Menschen und des Kriegs; den Gott und Vater derjenigen menschlichen Nahrungsmittel, die ohne Anbau und Pflege von selber wachsen; den der Fische und kriechenden Thiere; den der Winde und Stürme; den der anbau- und pflegebedürftigen Gewächse, und den der Wälder und Vögel. Alle diese Söhne, den Gott der Winde und Stürme ausgenommen, empörten sich gegen ihre Eltern (den Himmel und die Erde) und rissen sie gewaltsam auseinander. Was zusammengehörig war, wurde getrennt; der Himmel ward nach oben, die Erde nach unten gestoßen. Ueber diese unnatürliche That ergrimmt, erklärte der Gott der Winde seinen frevelnden Brüdern den Krieg und sandte unendlichen Regen, Wirbelwinde und Orkane herab. Da floh der Gott der Fische ins Meer, der Gott der Gewächse verbarg sich in die Erde, der Gott der Wälder ward zerrissen und zersplittert. Nur der Gott der Menschen blieb unbesezt; aber jener, der Gott der Stürme, führt noch heute den Kampf fort und verfolgt das Geschlecht der Menschen zu Wasser und zu Land. Denn eine alte ungeführte Schuld ruht auf ihnen.

Aber Himmel und Erde, obwohl getrennt durch die Schuld ihrer eigenen Kinder, fahren dennoch fort, sich gegenseitig zu lieben. Die Erde sendet die Zeichen ihrer Liebe zum Himmel empor in den Dünsten, die aus Bergen und Thalgründen aufsteigen; der Himmel aber trauert über die Trennung von der geliebten Erde und läßt in stiller

Nacht seine Thränen — die Menschen nennen sie Thantropfen — in ihren Schoos fallen.

Man erkennt in diesen Phantasten eines sich selbst überlassenen Volksgeistes trotz alles Versinkens in Naturvergötterung doch noch eine schwache Spur von sittlichen Ideen, indem die Begriffe von Schuld und Strafe, von Haß und Liebe, von schmerzlicher Trennung des Zusammengehörigen und von Sehnen nach Wiedervereinigung durch das Ganze sich ziehen. Freilich ist dem Maori-Volk jedes Verständniß dieser höheren Ideen im Lauf der Zeit verloren gegangen, und was von jenen religiösen Sagen im Volksbewußtsein noch übrig geblieben ist, das hat sich durchweg zu einem höchst äußerlichen Aberglauben ausgebildet, der ohne allen tieferen sittlichen Gehalt ist. Der Maori ruft jene sechs Götter, deren Gesamtname Atua ist, um Gedeihen der Saat, um Glück beim Fischfang, um Schutz auf der Wanderung, um Sieg im Kampfe an; aber er sucht bei ihnen keine Erlösung von Schuld, keine Reinigung des Herzens, keine Kraft zum Guten, weil er der Sünde und der Schuld sich nicht bewußt ist.

Eigenthümlich ist, daß der Neuseeländer keine Götzenbilder hat. Jene häßlichen Figuren, mit denen er die Pfosten seiner Hütte, die Verzäunungen seiner Dörfer und die Grabmäler seiner Häuptlinge schmückt, sind nicht Darstellungen seiner Götter (wie er ja diesen Figuren auch nie göttliche Verehrung weihet), sondern sie sollen gerade so zur Verzierung oder zum Schreckmittel gegen böse Geister und Feinde dienen, wie sein eigenes tätowirtes Gesicht.

Dagegen herrscht in Neuseeland allgemein der Heroendienst, d. h. die Verehrung verstorbenen, zu Göttern gewordener Helden. Die Geister dieser Helden sind es, von denen alle Strafen über die Uebeltäter in dieser Welt kommen. Jeder Stamm hat seine eigenen Götterhelden, obwohl etliche im ganzen Lande gleiche Verehrung haben. Sie wissen Alles, was unter ihrem Stamm vorgeht; deshalb wenden sich zu ihnen allermeist die Gebete, ihnen wird vornehmlich geopfert. Es läßt aber diese Ahnenverehrung erkennen, daß der Neuseeländer etwas weiß von der Fortdauer der Seele nach dem Tode, und von einer jenseitigen Welt, die von der diesseitigen verschieden ist. Ja sie unterscheiden zwischen einem glückseligen Zustand im Himmel, und einem elenden Dasein in der Tiefe des Meeres, zu dem der Weg durch eine tiefe dunkle Felshöhle beim Cap Maria van Diemen führe. Der Zustand in der finstern Unterwelt ist nur Einer, der Himmel

aber hat zehn verschiedene Abtheilungen und Grade. In der untersten herrschen die Gewalten des Sturms und der Winde, in die folgenden sind die Geister der Verstorbenen je nach Würde und Ansehen vertheilt; im obersten Himmel leben die höchsten Götter und Götterheroen. Die letzteren erscheinen jeweilen auf Erden, bald in der Gestalt von Eidechsen, Spinnen und Vögeln, bald in übermenschlichen nebelhaften Erscheinungen, und ihre Stimmen gleichen dem leisen Säuseln des Windes. Wie mit dieser letzteren Vorstellung das ganze schreckhafte Heer von Gespenstern in dem Aberglauben des Volkes sich einnisten mußte, ist leicht erklärlich.

Den Willen dieser höheren Wesen erkunden die Priester, diese Freunde der Götter, die Vermittler zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt. In der Regel ist der Häuptling zugleich der Priester; doch giebt es auch neben den Häuptlingen solche, die des Priesteramts kundig sind. Ihre Aufgabe war, die Geseze des Tabu aufrecht zu halten, die Kranken zu heilen, bei Geburt und Tod die nöthigen Ceremonien zu verrichten, die Leute zu tättowiren und ihre eigenen Söhne in der anererbten Praxis einzuschulen. Im Krieg und Frieden, in den Tagen des Ueberflusses und des Mangels, der Wohlfahrt und der Noth waren sie die stets gesuchten Berather des Volkes. Sie brauchten nicht zu arbeiten; das Volk diente und gab ihnen willig. Ihre Person und all ihre Habe war geheiligt und unverlegbar. Den Willen der Götter deuteten sie aus dem Vogelflug, dem Fallen von Meteorcn, aus Träumen, Vogelgeschrei, Winden, Regenbogen, aus dem Glanz und der Stellung der Sterne, aus den Schatten im Wasser, aus der Quantität Erde, die an ausgerissenen Farrentrautwurzeln hängen blieb, und aus andern künstlich angeordneten Mitteln. Stimmten verschiedene Priester in ihren Aussprüchen nicht überein, so folgte man dem, der Gutes weissagte, und der Böses verkündende Prophet verlor den Kredit, es sei denn, daß der Erfolg dennoch für ihn und gegen den Andern sprach. Daß dabei Selbsttäuschung und absichtlicher Betrug, scharfsinnige Berechnung und feine Menschenkenntniß durch einander lief, ist nicht zu verwundern. Uebrigens unterschieden sich die Priester weder durch eine Amtstracht, noch durch ein anderes äußeres Zeichen von den übrigen Gliedern des Volks. Ebenso wenig gab es Tempel für die Gottheiten, oder festgesetzte Götterfeste oder bestimmte heilige Tage.

Wir können hier eine eigenthümliche Ceremonie nicht unerwähnt

lassen, die zu den Funktionen des Priesters gehörte, und die nachmals, als das Christenthum nach Neuseeland kam, den Akt der Taufe dem Neuseeländer gewissermaßen leichter zum Verständniß und zur Aneignung brachte. Ehe nemlich ein Kind einen Monat alt war, wurde sein Haupt mit Federn und anderer Zierrath geschmückt, es selbst aber in eine reine Matte gewickelt und an einen Fluß getragen. Hier übergab die Mutter den Säugling in die Hände des Priesters, der es auf seine Arme nahm, emporhob und ihm fest ins Angesicht schauend die Worte sang:

Warte, bis ich deinen Namen ausspreche.

Was ist dein Name?

Hörche auf deinen Namen.

Dies ist dein Name: —

Nun folgte eine lange Reihe von Namen seiner Voreltern; bei welchem dieser Namen nun das Kind sich bewegte oder zu weinen anfieng, der ward ihm als sein Name gegeben. Dann sang der Priester, wenn es ein Knabe war, in gedämpfter Stimme:

Stark werde dieß Kind, die Streitart zu führen,
Den Speer zu fassen,
Stark im Kampfe,
Zuvörderst im Angriff,
Der erste in der erstürmten Festung;
Stark im Handgemenge mit dem Feind,
Stark, die Berge zu erklettern,
Zu kämpfen mit den aufgeregten Wogen des Meeres.
Es werde fleißig im Anbau des Feldes,
Im Aufrichten stattlicher Hütten,
Im Bau der Kriegskanoe's,
Im Flechten der Fischecke!

War es aber ein Mädchen, so hieß der Spruch:

Möge sie eifrig werden, das Feld zu bauen,
Muschelthiere zu suchen,
Kleider zu weben,
Künstliche Matten zu flechten!
Stark werde sie, um Lasten zu tragen!

Dann sprengte der Priester Wasser auf das Kind, oder er tauchte es im Fluß unter. Für alles dieß wurde dann Jener beschenkt, und das Ganze schloß mit einem Festmahl für die Götter und die Gäste.

Neben diesem harmloseren und sinnigeren Gebiet priesterlicher Thätigkeit lief aber, wie bei allen heidnischen Völkern, das finstre

Treiben der Zauberei her. In jedem Stamm befand sich wenigstens Ein Mann, dem diese finstere Kunst zugesprochen war. Er sollte die Macht besitzen, böse Geister zu beschwören, die über die Menschen Krankheit und Tod bringen, sei es, daß die Leidenden durch die Kunst des Zauberers befreit, oder daß die Freyler und Bösen durch sie der Macht der bösen Geister überantwortet würden. Sein Fluch war von Allen gefürchtet, und diese Furcht war so groß, daß schon sie allein, wenn der Fluch einmal ausgesprochen war, den Betroffenen krank zu machen und dem Tode nahe zu bringen vermochte. Wie viel Jammer und Verwirrung der Gemüther, ja wie viel Zwietracht und Krieg zwischen Nachbarnstämmen durch dieß unheimliche Treiben hervorgerufen ward, davon zeugt die ganze ältere Geschichte Neuseelands.

Es bleibt uns noch übrig, die eigenthümliche Sitte des Tabu zu schildern, welche das Volk der Maori mit dem größten Theil der Südsee-Bevölkerung gemein hat. Es war in der Hand der Häuptlinge und Priester eben so sehr eine heilsame Macht, die Leidenschaften der Menge zu zähmen, Ordnung und Sitte aufrecht zu halten und wohlthätige Schranken um das Volksleben zu ziehen, als es andererseits eine verhängnißvolle Waffe war, um namenlose Tyrannei zu üben, die eigene Habsucht und Rache zu befriedigen, und das Volk durch launenhafte Bosheit nahezu zur Verzweiflung zu bringen.

Tabu bedeutet in der Maorisprache „heilig“ d. h. geweiht, unantastbar, vom gemeinen Gebrauch abge sondert. Nach neuseeländischem Gesetz waren gewisse Personen und Dinge an und für sich und allezeit Tabu. Dieß galt von den Häuptlingen und Priestern und Allem was mit ihnen zusammenhieng; ferner Leichen und Alles, was damit in Berührung kam; ebenso kranke Personen; Personen, die mit dem Anpflanzen süßer Kartoffeln, oder mit Verfertigung von Netzen, oder mit Fischfang gerade beschäftigt waren; ferner die erste ausgegrabene süße Kartoffel, die Erstlinge beim Fischfang und Aehnliches. Auch die Kriegshäufen im Felde, die Sklaven, welche geheiligte Personen bedienten, sowie alle Dinge, die von tabuirten Personen oder Sachen berührt worden waren, wurden als Tabu betrachtet. Andere Dinge wurden nur für eine gewisse Zeit und für bestimmte Zwecke als Tabu erklärt. Dahin gehörten Bäume, die besonders für Kanoes tauglich waren, Flüsse, Wege, bestimmte Strecken Landes, oder Fischplätze, oder Orte, wo gewisse Vögel ihre Nester hatten, oder Sandbänke, die an eßbaren Muschelthieren reich waren; kurz es lag

in der Macht der Häuptlinge und Priester, Alles und Jedes für Tabu zu erklären.

Es fand bei der Tabuirung einer Sache keine besondere Ceremonie statt. Was die Häuptlinge oder Priester für Tabu erklären wollten, das bezeichneten sie einfach so durch ein Wort. Was allezeit geweiht war, das kannte Jedermann als solches; was nur für eine bestimmte Zeit dafür erklärt ward, das bezeichnete man durch eine dazu gestellte, aus Holz geschnitzte und mit rothem Ocker bemalte häßliche Figur, oder hängte man ein Büschel Menschenhaar oder einen Feszen von einer alten Matte daran. Die Wirkung des Tabu aber auf Personen und Sachen war diese: — Weder Häuptlinge noch Priester durften als geweihte Personen auf dem Feld arbeiten, und was sie anrührten, war Tabu. Personen, die Tabu waren, durften keine Speise mit den Fingern berühren; deshalb mußten Häuptlinge und Priester von Sklaven geäßt werden, und wer keine Sklaven besaß, mußte seine Speise ohne Hand gleich den Hunden zu sich nehmen. Für einen armen Mann war es eine schwere Last, Tabu zu werden. Blut oder Speichel eines Häuptlings machte die Stelle des Bodens heilig, wohin es fiel. Auf tabuirten Flüssen durfte man weder fahren, noch fischen; eben so wenig durfte ein tabuirtes Grundstück bebaut oder betreten werden. Wohnungen, in welche tabuirte Personen ihren Fuß setzten, wurden gleichfalls Tabu und hörten auf, bewohnbar zu sein. Nahrungsmittel, welche Tabu waren, wie der erste gefangene Fisch, die erste in einem Acker ausgegrabene Kartoffel, waren den Göttern geweiht und durften nicht von Menschen gegessen werden. Wie lange ein Ort Tabu blieb, wo eine Leiche gelegen hatte, das hing von dem Rang des Verstorbenen ab. Zwei Jahre waren keine ungewöhnliche Zeit. Sollte eine tabuirte Person einen Korb voll Kartoffeln berühren, so wurden diese weggeworfen. Wer von tabuirten Personen berührt wurde, verfiel gleichfalls dem Tabu, und bis dieses wieder aufgehoben worden, waren sie von aller übrigen Gesellschaft ausgeschlossen.

Das Tabu stand unter der Hut der Götter, sowie der Häuptlinge und Priester. Jede Verletzung desselben ward entweder von diesen oder von jenen bestraft: von jenen mit Krankheit und Tod, von diesen mit Hinrichtung, mit Confiscation des Eigenthums und Verjagung aus dem Stammgebiet. Doch war es mehr die Furcht vor der Strafe der Götter, als die vor Menschen, was das Tabu

aufrecht hielt. „Menschenaugen,“ sagt auch der Maori, „können getäuscht werden, die Augen der Götter nicht.“ Häuptlinge und Priester, die das Tabu verletzen oder die Verletzung ungestraft lassen, werden selbst von den Göttern bestraft. Sollte ein Stamm die tabuirten Orte des Nachbarstammes verletzen, so folgt Krieg. Mancher Europäer hat in früheren Jahren sein Leben eingebüßt, weil er — vielleicht unwissend — das Tabu verletzte. Marion du Fresne's unglückliches Loos in Neuzeeland, und auch Capitän Cook's beklagenswerthes Ende auf den Sandwich-Inseln war veranlaßt durch ihr Betreten tabuirter Orte.

Dieselben Personen, in deren Macht es lag, das Tabu aufzuheben, hatten auch Macht, es zu entfernen. Die Ceremonien dabei waren bei verschiedenen Stämmen verschieden. Bei den Einen wurden Gebete gesprochen und gewisse Speisen gekocht; bei Andern aß die tabuirte Person aus der Hand eines Kindes, worauf das letztere für 24 Stunden Tabu war; bei Andern war es wieder anders. Immer aber wurde die Aufhebung des Tabu, gleich der Lösung eines Bannes, als ein Glück angesehen.

Man sieht aus dieser Darstellung, daß das Tabu auf Neuzeeland, wenn wir so sagen dürfen, die Stelle von unsern religiösen und bürgerlichen, kirchlichen und politischen, sanitarischen und polizeilichen Gesetzen vertrat. Es ist, — wenn auch noch so unvollkommen, doch ein Abbild des levitisch-mosaischen Gesetzes. Wenn bei uns zu gewissen Zeiten des Jahrs die Jagd und die Fischerei verpönt, wenn gewisse Fußspfade über Wiesen und Felder verboten, wenn in der römischen Kirche in der Fastenzeit gewisse Speisen untersagt, wenn Häuser mit ansteckenden Krankheiten abgesperrt, wenn Quarantänen angelegt, wenn zwischen kriegführenden Nationen eine Gränzsperrre errichtet, wenn Hunderte durch Verschuß in Gefängnissen von dem Verkehr mit der übrigen Gesellschaft abgeschlossen werden, so trat für all' das in Neuzeeland das Tabu ein; nur mit dem Unterschied, daß hier das Gesetz als ein göttliches, unter die unmittelbare Hut der Götter gestelltes erscheint und somit einen durchaus religiösen Charakter hat, während bei uns Alles in der Regel den Stempel menschlich-polizeilicher Vorschrift trägt. Insofern war das Tabu für diese Völker während der Zeit ihrer Entfremdung von Gott und göttlichem Licht eine große Wohlthat, ein unverkennbarer Segen, ein Rest göttlicher Zucht, unter der sie standen.

Aber freilich kann man nicht vergessen, und die Geschichte aller der polynesischen Stämme, unter denen das Tabu einheimisch war, bezeugt es zur Genüge, daß der verhältnismäßige Segen dieser Sitte sich in der Hand launenhafter, tyrannischer und gottverlassener Häuptlinge und Priester in einen Fluch verwandelte, der das Elend des Volkes oft unerträglich machte. Bis zu welcher grausenhaften Höhe ein Häuptling durch launenhafte Anwendung des Tabu den Jammer seiner Nation zu steigern vermochte, das zeigt das Beispiel des Königs Tamehameha I auf den Sandwich-Inseln, nach dessen Tod (18. Mai 1819) das ganze Volk in der Verzweiflung sich gegen die Rathgeber des Tyrannen erhob, die Altäre der Götter zerstörte, das Tabu abschaffte und die Priester verjagte, noch ehe ein Missionar seinen Fuß auf den Boden dieser Inseln gesetzt hatte. Auch in Neuzeeland hat das Tabu aller Ungerechtigkeit zum Werkzeug und Deckmantel dienen müssen, und daher ist es begreiflich, daß die Missionare es überall als einen schädlichen Aberglauben, als ein rechtes Werk des Teufels bekämpfen zu müssen glaubten, zumal da es ja unzweifelhaft in seinen tiefsten Wurzeln so fest mit dem einheimischen Heidenthum verwachsen war. Es ist auch natürlich, daß das Tabu mit dem Christenthum und der christlichen Bildung nicht zusammen bestehen konnte. Heutzutage, wo die Nation der Maori im Großen und Ganzen das Christenthum angenommen hat, ist das Tabu zum größten Theil verschwunden; doch kann ein so uralter und tiefgewurzelter Brauch nicht im Lauf von 30 Jahren mit Stumpf und Stiel aus den Gemüthern eines Volkes gerissen werden. Wenn in unserm deutschen Volke nach mehr als tausendjähriger Herrschaft christlicher Sitte und Bildung dennoch unzählige Reste altdeutschen Heidenthums sich finden, wie wäre es zu verwundern, wenn unter den Neuzeeländern, auch nachdem sie nunmehr christianisirt sind, das Tabu noch immer in mancherlei Gestalt und Form zu spüden fortfährt.

Die Weise aber, wie die Gnade Gottes auch dieses Volk gesucht und in die Reihe christlicher Nationen eingeführt hat, werden wir ein andermal näher zu beleuchten suchen.



Missions-Zeitung.

Algerien.

Durch einen theuern Freund in Algerien sind dem Herausgeber des Miss. Mag. interessante Notizen über dieses Land zugekommen, und wir glauben, auch Andern einen Dienst zu erweisen, wenn wir dieselben hier mittheilen.

Vorerst giebt er (Mai 1860) eine Statistik der Bevölkerung Algeriens in folgenden Zahlen.

1. Eingeborene Bevölkerung.

Araber in 1800 Stämmen und 12,000 Lagern . . .	1,300,000.
Araber in Städten (Mauren)	122,000.
Kabylen [vom arab. Kabila, Kabah = Stamm] oder Berbern im Dschurdschura-Gebirg oder zerstreut . .	1,000,000.
Kulugli [Abkömmlinge von Türken u. Einheimischen]	8,000.
Neger (freie)	10,000.
Juden	30,000.
	<hr/> 2,470,000.

2. Europäische Civil-Bevölkerung.

Franzosen	105,000.
Spanier im Westen . . .	50,000.
Italiener	10,000.
Malteser	10,000.
Deutsche	8,000.
Schweizer, bei Setif u. . .	1,000.
Polen, Belgier u.	1,000.
	<hr/> 185,000.

Jährliche Zunahme 10,000.

Daran fügt der genannte Freund noch folgende Notizen über die protestantischen Pfarreien in Algerien:

1. Provinz Constantine:

Bona 1 Pfr., 1 Schullehrer.

Philippeville 1 Pfr. (300 deutsche Protest.).

Constantine 1 Pfr., 1 Judenmissionar, 1 Schullehrer.

Setif 1 Pfarrer, 2 Schullehrer (Schweizer).

Guelma 1 Pfr. (fast ganz deutsche Gemeinde).

2. Provinz Algier:

Algier 1 franz. Pfr., 1 deutscher, 1 engl.; 2 Schulen; 1 Evangelist, 1 Buchhändler, meist deutsche Gemeinde.

Duera 1 Pfr.

Blidah 1 Pfr., 1 Schullehrer.

Dely Ibrahim 2 Waisenhäuser mit 130 Kindern, 1 Pfr., 2 Schulen.

3. Provinz Oran:

Oran 2 Pfr., 1 spanischer Evangelist, 1 Colporteur.

Mostaganem 1 Pfr.

* * *

In einer neueren Mittheilung erhalten wir aus derselben Quelle folgende lehrreiche Notizen über „die Bibel in Algerien“. Wir lassen sie hier vollständig folgen:

1. Araber.

Wer in Algerien, durch Anschauung der morgenländischen Natur und des Zeltlebens, seine Bibel wo möglich noch lieber gewonnen hat, kann den Gedanken nicht fahren lassen, daß dieses Buch einst den Eingeborenen noch werther werden müsse, als uns Europäern. Man hat mit Lafontaine's Fabeln den Anfang zur Uebersetzung der franzöf. Literatur gemacht; wie viel willkommener wären Hiob, Ruth, die Sprüche gewesen! Der

Koran erwähnt die Bibel, obgleich Mahomet deren Inhalt nur durch entstellte Traditionen kannte. Thaurat (Gesetz), Zabour (Psalmen), Endschil (Evangelium oder N. Test.) sind dem Muselman heilig; von den Propheten glaubt er, sie seien verloren! Die kathol. Priester, obgleich sie im bischöflichen Seminar arabisch lernen und durch lange Bärte und weiße Tracht sich den Arabern nähern wollen, denken gar nicht an Bibelverbreitung. Doch hat ein Abbé Bourgade (Missionar in Tunis, Redacteur der arab. Zeitung der „Alders von Paris“, auf welche außer dem Bey von Tunis selbst auch Abdelkader und der Scherif von Mekka abonniert hat) zwei Bücher, franz. und arab., geschrieben: „Soirées de Carthage“ und „Clef du coran“, zwei Dialoge zwischen einem Priester und arabischen Gelehrten, worin diesen letzteren eine arab. Bibel überreicht wird. Dieser Zug ist das Beste an den beiden Büchern, die den Uebertritt zum Christenthum aus voltairisch-politischen Gründen ohne irgend eine Erwähnung der Sündenerkenntnis und der Bekehrung beabsichtigen.

Die Pondoner Bibelübersetzung, als richtig und elegant von den Arabern anerkannt, ist von einigen Häuptlingen gerne angenommen worden. Aber seit die Gelehrten von Constan-tine und Bona nach Tunis sich geflüchtet, ist der Unterricht von der franz. Militärherrschaft noch mehr vernachlässigt worden, als von der türkischen.

2. Kabylen.

Das kräftige, arbeitsame Volk der Kabylei (der afrikan. Schweiz) hat bis jetzt nur den Anfang des Ev. Lucas in seiner berberischen Sprache erhalten.

Das Land ist so vollständig beruhigt, daß man sprichwörtlich sagt: Es könne jetzt ein Weib mit einer goldenen Krone und mit silbernen Fußringen ungefährdet überall hingehen. So lange aber die Araber alle Christen nur als „Roumis“ (Römisch-Katholische) kennen, und alle nicht-militärischen Europäer „mercantis“ (Krämer) nennen, hat ein Missionar unter ihnen wenig Aussicht.

3. Juden.

Die 30,000 alger. Israeliten, deren auffallend weiße Gesichtsfarbe eher spanischen als palästinensischen Ursprung verräth, haben sich seit der Emancipation von 1830 rasch die französische Sprache angeeignet und zu Reichthum und Ehrenstellen empor-geschwungen. In den Städten nehmen sie europäische Tracht an, oder wo sie noch maurische Tracht beibehalten, zeichnet sich ihre Kleidung durch dunkle Farben, Reichthum und Reinlichkeit vor den Arabern aus. Doch ist bei Soukharra an der tunisischen Gränze ein jüdischer Stamm, der das Zelt-leben der Nomaden führt. Die Züdin, die neben ihrem Mann, unverheiratet und wohlbeleibt, in hohem Turban, weißem Flor und weiter, oft gelber Kleidung einherschreitet, unterscheidet sich von der kleinen, hageren, blaßgelben, mit blauen Lumpen und ledernen Ringen bedeckten Araberin, wie eine deutsche Bürgersfrau vom Zigeunerweib. Ihre Freigebigkeit gegen die Armen Marokko's und Jerusalem's, ihre (in Algerien auffallende) Bildung, ihre (wegen ihrer arab. Muttersprache leichter zu erwerbende) Bibelkenntnis, ihr Familien-leben erwerben ihnen bei Gebildeten Achtung. Und dennoch verweigern ihnen die Katholiken das franz. Bür-

gerrecht, daß man den halbwilden, arabisch sprechenden Maltesern gibt. Und bei ihren Stammverwandten, den Eingeborenen Algeriens, sind sie so verachtet, daß nur im Zorn der Araber seinem Fastthier den Schimpfnamen „Jehudi“ gibt. Wenn ein Christ, sagt der Araber, das muhamedanische Glaubensbekenntniß ausspricht, gilt er so viel als $1\frac{1}{2}$ Muselmanen; der Jude aber, selbst wenn er Muselman wird, bleibt ein Hund! Als die nach Italien bestimmten algerischen Tirailleurs (Turko's) eingeschifft wurden, suchten sie überall unterwegs die Judenhäuser zu stürmen trotz ihres franz. Anstrichs und ihrer strengen Disciplin. Einige Juden ertragen dies geduldig als eine prophezeite Strafe, Andere sind mit Haß gegen die Araber, besonders gegen die Regierung von Tunis erfüllt.

Den englischen Missionaren in Tunis, Algier, Dran und Constantine ist es zu danken, daß die alg. Juden alle das Alte Testament besitzen, die Thora (Gesetz) hoch über alles Rabbinerthum setzen und sich freundlich den wenigen Protestanten nähern. Daher auch die Bildung und die höhere Sittlichkeit der alg. Israeliten. Bei Vielen ist aber die Thora mehr dem Namen als dem Inhalt nach verehrt, und diese Ehre wird selbst auf Tinte und Papier ausgedehnt, die zum Abschreiben der Gesetzesrolle gedient und oft öffentlich begraben werden.

4. Neger.

Die Neger, 10,000 an Zahl, sind Muselmanen, ja oft Marabuts (Priester), und zeichnen sich bei allen Festen als Trommler und Tänzer aus. In Algier und Constantine bringen sie jedes Jahr heidnische Opfer. Sie

sind treue, fleißige Leute, doch leicht eine Beute der geistigen Getränke.

5. Protestanten.

Aus 12 Pfarreien mit vielen Filialorten und aus 3 Stationen der englischen Judenmission geht der Bibelsegen fortwährend unter die 10,000 Protestanten aus. Viele Protestanten bringen ihren Hausrath mit übers Meer. So sah ich eine alte Folio-bibel bei einem badischen Kolonisten, ein in Wachstuch gehülltes Testament, das ein elsässischer Soldat bei allen seinen Zügen durch Frankreich, Corsika und Algerien in der Tasche trug. Bis in die Dase Laghuat, 13 Tage-reisen von Algier, ist die Bibel durch Pfr. Knittel von Bldah (1860) gebracht worden, in diesen äußersten Vorposten, von wo man nach Unterwerfung Uargla's (180 St. vom Meer) mit Hilfe der Tuaregs nach Tombuktu dringen will, wohin andererseits der Gouverneur Senegambiens, Colonel Faidherbe, dringt. Doch auch dort, unter den 3600 Europäern in St. Louis (Senegambien), ist ein protest. Häuflein. Aus Mangel an Kirchen werden die Protestanten oft mit den Freimaurern verwechselt. Doch werden sie von gebildeten Arabern als kiskif Inglis (ähnlich den Engländern) und beni ketab (Söhne des Buchs) angesehen.

6. Spanier.

Seit Jahrhunderten sind viele Spanier in Dran angesiedelt, jetzt 10,000; 2000 in Mostaganem, 50,000 in Algerien; auch in Algier sind viele Andalusier als Gemüsehändler, und Mehonnese als Fischer: fleißige, nüchterne Kolonisten, aber rachsüchtig und unwissend. Nicht nur müssen die Europäer in Marokko und Dran spanisch lernen, sondern bis an der

tunischen Gränze findet man spanische Wörter in der Sabir- (Misch-) Sprache.

In neuester Zeit kam die Bibel nach Spanien, sowohl durch Vermittlung der Familie Courtois in Toulouse, als auch im Süden von Gibraltar aus, wo der Colporteur Martin Escalante wirkte, bis er ins Gefängniß geworfen wurde. Nun hat sich in Oran eine neue Thüre geöffnet. Durch den Evangelisten Manuel Juster sind bei 50 spanische Familienväter bekehrt und durch Pfr. Paira mittelst der Feier des h. Abendmahls in die evang. Kirche aufgenommen worden. Ein Schmied, Bautista Mauri, hat auf sein väterliches Erbtheil um der Bibel willen verzichtet; Andere mit ihren Verwandten in Spanien sich deshalb entzweit. Oran, das jetzt 40,000 Einwohner zählt, wird durch die spanisch-algerischen Eisenbahnen noch wichtiger werden. Uebrigens ist das Bibelbedürfniß auch unter den Spaniern in Algier erwacht, wo vor etlichen Jahren ein spanischer Edelmann, der das ganze N. Test. auswendig wußte, viel durch Uebersetzungen gewirkt hat.

7. Schweizer.

Bei Setif liegen mehrere von lauter Schweizern besetzte Dörfer, worunter zwei, Ain-Arnat und Bonhira, ausschließlich protestantisch (mit französischer Sprache) sind.

8. Malteser.

Die 10,000 alger. Malteser sind am wenigsten dem Evangelium zugänglich. Von Hundert kann kaum Einer lesen; an Rohheit gleichen sie den Arabern, deren Sprache sie reden. Sie sind meist Bootsflechte und Lastträger; dann fangen sie einen Kram nebst Wirthschaft an, und kommen oft zu großem Reichtum.

9. Italiener.

Die Italiener, besonders Corsikaner und Piemontesen, nehmen gern die Bibel an, lassen auch oft in gemischten Ehen ihre Kinder protestantisch erziehen.

10. Franzosen.

Wie haltlos das Christenthum bei einem bibellofen Volke sei, hat Frankreich gezeigt. Wie auf die Unterdrückung der bibelgläubigen Protestanten und Janfenisten ein vollständiger nationaler Abfall vom Christenthum folgte, so geschah es mit den alger. Auswanderern, sobald sie aus dem Geleise der heimathlichen Gewohnheiten gekommen. Die Allgemeinheit der wilden Ehen; die von der Regierung oft begehrte und überall gebräuchliche Sonntagsarbeit; der unmäßige Gebrauch geistiger Getränke; die offen ausgesprochene Gottlosigkeit, zeigt, wie ohnmächtig trotz allem äußeren Glanz, eine Kirche ohne die Bibel ist. Daher das arabische Sprichwort: „kukul Francis carotti besek“, alle Franzosen sind große Betrüger; daher es noch 1859 die Hauptzeitung des Landes wagen konnte, das Sprichwort zu wiederholen: „Die ehrlichen Leute in Algerien sind zu Fuß ins Land gekommen.“ Soldaten und Marktender bildeten den Grundstock der europ. Bevölkerung; dann folgten 1848 und 1852 die zahlreichen politischen Deportirten, Demokraten, Fourieristen, Freimaurer, alle mit den seltsamsten Vorurtheilen gegen das Christenthum erfüllt. Erst die 10,000 deutschen Einwanderer brachten Bibel, Sonntagsheiligung und Familienleben mit, und mit dem Wohlstand und dem Einfluß der Civilbehörden kam ein besserer Geist über die Massen. Das Kolonialgesetz, nach

welchem nur verheiratheten Kolonisten Concessionen (von 5—14 Hectaren Land) geschenkt wurden, trug viel zur Verminderung der wilden Ehen bei. Die jüngere Generation, besonders in den Dörfern und zahlreichen Meierhöfen, ist ohne irgend einen Schulunterricht aufgewachsen.

11. Missionsaussichten.

Die Araber haben mit der Gleichgültigkeit des Fatalismus vergessen, wie bei der Erstürmung von El-Agouat und Zaatcha Alles getödtet wurde, wie General Pelissier einen ganzen Stamm (1000 Seelen) in einer Höhle erstickten ließ, Gefangene von den Soldaten der Fremdenlegion verbrannt und gespießt wurden! Sie scheinen ganz mit den Siegern verfühnt; in den Colleges, Gefängnissen, Spitälern, Kasernen (als Spahis und Turkos) sind sie zu Tausenden; in den Städten wohnen Araber und Europäer bunt durcheinander, und noch mehr sind die meisten Kolonisten in täglichem Umgang mit ihren arab. Pächtern und Arbeitern. Diese scheinbare Eintracht ist nur dadurch möglich, daß die Kolonisten, den bilderfeindlichen Arabern gegenüber, die größte religiöse Gleichgültigkeit zeigen. Vielleicht würde der ernste, natürlich religiöse Araber lieber einen evangelischen Missionar, als die hier geläufigen Gotteslästerungen anhören.

Statistik

der Evang. Missionsgesellschaft
in Basel. (1. Jan. 1860.)

I. Ostindien.

a. Süd-Kanara.

1. Mangalur (gegründet 1834),
9 Missionare, 5 Frauen, 1 heb. Lehrerin, 7 eingeb. Katechisten u. 1 Lehr-

erin, 5 heidn. Lehrer; in der Katechistenschule 7 Zöglinge; Mädchenschule 70 Zöglinge; Gemeindeschulen 39 Knaben, 14 Mädchen; engl. Schule 92 Schüler; Heidenschulen 51 Kn., 24 Mädchen; Gemeinde: 338 Kommun., 11 Nicht-Kommun., 239 Kinder, 23 Katechumenen. Total: *) 771 Personen.

2. Udapi = Mulky (gegr. 1843, erneuert 1854), Missionare 5, Katechisten 7; Waisenanstalt 44 Knaben; Schüler 43 Kn. und 15 Mädchen; Gemeinde: 132 Kommun., 10 Nicht-Komm., 183 Kinder, 34 Katechumenen. Total: 373 Pers.

b. Nord-Kanara.

3. Honor (gegr. 1845) vakant.

4. Simoga (gegr. 1855) vakant.
c. Süd-Mahratta.

5. Dharmar (gegr. 1837), 1 Miss. und 1 Frau, 1 Katechist, 4 heidn. Lehrer; Gemeindeschüler 6 Kn. und 1 Mädchen, Heidenschüler 195; Gemeinde: 13 Kommun., 5 Nicht-Komm., 27 Kinder, 1 Katechumene. Total: 245 Pers.

6. Hubli (gegr. 1839), 2 Miss., 1 Frau, 2 Katechist., 3 heidn. Lehrer; Gemeindeschüler 3 Kn. und 4 Mädchen, Heidenschüler 180 Knaben; Gemeinde: 33 Komm., 3 Nicht-Komm., 24 Kinder. Total: 343 Pers.

7. Bettigéri (gegr. 1841), 2 Miss. u. 2 Fr., 2 eing. Lehrerinnen, 3 heidn. Lehrer; Waisenanstalt 26 Mädchen, Gemeindeschüler 1 Knabe, Heidenschüler 155 Knaben; Gemeinde: 7 Komm., 1 Nicht-Komm., 31 Kinder. Total: 197.

8. Malasamundra (gegr. 1841), 2 Miss. und 1 Frau, 2 Katechisten,

*) d. h. der Glieder der Kirche und Katechumenen, sowie der Lehrer und Schüler, die nicht zur Kirche gehören.

1 heidn. Lehrer; Erziehungsanstalt 23 Knaben, Gemeindeschüler 4 Kn. und 3 Mädchen, Heidenschule 34 Knaben; Gemeinde: 18 Komm., 4 Nicht-Komm., 40 Kinder, 4 Katechumenen. Total: 101 Persf.

9. Guledgudd (gegr. 1851), 1 Miss. und 1 Fr., 1 Katechist, 1 heidn. Lehrer; Gemeindeschule 3 Kn. und 7 Mädchen, Heidenschüler 90 Knaben; Gemeinde: 25 Komm., 2 Nicht-Komm., 26 Kinder. Total: 144 Persf.

a. Malabar.

10. Kannanur (gegr. 1841), 4 Miss. und 1 Fr., 10 Katechisten und 1 eingeb. Lehrerin, 5 heidn. Lehrer; Mädchenanstalt 52 Mädchen, Gemeindeschule 19 Kn. und 6 Mädchen, englische Schule 90 Schüler, Heidenschulen 333 Kn. und 26 Mädchen; Gemeinde: 244 Komm., 59 Nicht-Komm., 156 Kinder, 27 Katechumenen. Total: 933 Persf.

11. Talatscheri (gegr. 1839), 4 Miss. und 2 Fr., 6 Katechisten, 4 heidn. Lehrer; Katechistenschule 8 Zöglinge, Erziehungsanstalt 65 Knaben, engl. Schule 87, Heidenschulen 200 Knaben; Gemeinde: 77 Komm., 7 Nicht-Komm., 123 Kinder, 4 Katechumenen. Total: 502 Persf.

12. Ischombäla (gegr. 1849), 1 Miss. und 1 Fr., 4 Katech. und 2 eingeb. Lehrerinnen, 2 heidn. Lehrer; Gemeindeschule 26 Kn. und 31 Mädchen, Heidenschulen 54 Kn., 4 Mädchen; Gemeinde: 80 Komm., 7 Nicht-Komm., 69 Kinder, 1 Katechumene. Total: 217 Persf.

13. Kalikut (gegr. 1842), 3 Missionare, 9 Katechisten und 1 eingeb. Lehrerin, 4 heidn. Lehrer; Erziehungsanstalt 59 Mädchen, Gemeindeschule 8 Knaben, engl. Schule 80 Zögl., Heidenschulen 120 Knaben; Gemeinde: 232 Komm., 35 Nicht-Komm., 170 Kin-

der, 13 Katechumenen. Total: 654 Personen.

14. Palghat (gegr. 1858), 1 Miss. und 1 Fr., 2 Katechisten; engl. Schule 60 Zögl.; Gemeinde: 7 Komm., 2 Nicht-Komm., 5 Kinder. Total: 74 Persf.

e. Nilagiris (blaue Berge).

15. Ketti (gegr. 1846), 2 Miss. und 1 Fr., 2 Katechisten, 6 heidn. Lehrer; Gemeindeschüler 9 Kn. und 3 Mädchen, Heidenschulen 92 Knaben; Gemeinde: 16 Komm., 3 Nicht-Komm., 17 Kinder. Total: 134 Persf.

f. Kurg-Land.

16. Merkara mit Almanda und Anandapura (gegr. 1853), 2 Miss. und 1 Frau, 3 Katechisten, 2 heidn. Lehrer; Gemeindeschüler 16 Kn. und 10 Mädchen, engl. Schule 70 Zöglinge; Gemeinde: 34 Komm., 2 Nicht-Komm., 31 Kinder, 72 Katechumenen. Total: 209 Persf.

II. Westafrika (Goldküste).

a. Akras- oder Gas-Gebiet.

17. Christiansborg (gegr. 1845), 7 Miss., 3 Fr. und 2 leb. Lehrerinnen, 2 Katechisten; Mädchenanstalt 33 Zögl., Gemeindeschule 24 Kn. und 11 Mädchen; Gemeinde: 74 Komm., 8 Nicht-Komm., 58 Kinder, 16 Katechumenen. Total: 161 Personen.

18. Abokobi (gegr. 1854), 3 Miss. und 1 Fr., 5 Katechisten und 1 eingeb. Lehrerin; Knabenanstalt 26 Zögl., Gemeindeschule 21 Knaben und 6 Mädchen. Gemeinde: 52 Komm., 4 Nicht-Komm., 76 Kinder, 30 Katechumenen. Total: 164 Persf.

b. Abangme-Gebiet.

19. Odumase (gegr. 1856, erneuert 1859), 2 Miss. und 1 Frau, 3 Katech. und 1 Lehrerin; Gemeindeschule (Heiden eingeschlossen) 24 Kn. u. 4 Mädchen; Gemeinde: 9 Komm.,

3 Kinder, 12 Katechumenen. Total: 36 Persf.

c. A Kuapem-Gebiet.

20. A Kropong (gegr. 1843), 5 Miss. und 3 Frauen, 8 Katechisten; Katechistenschule 23 Zöglinge; Erziehungsanstalten 18 Kn. und 21 Mädchen; Gemeindeschulen (Heiden eingeschlossen) 84 Kn. und 21 Mädchen. Gemeinde: 80 Komm., 48 Nicht-Komm., 35 Kinder, 12 Katechumenen. Total: 241 Persf.

21. Abude oder Aburi (gegr. 1847, erneuert 1856), 1 Miss. und 1 Frau, 2 Katech. und 1 Lehrerin; Mädchenanstalt 18 Zögl., Gemeindeschule (Heiden eingeschl.) 25 Kn. und 3 Mädchen; Gemeinde: 20 Komm., 10 Nicht-Komm., 11 Kinder, 5 Katechumenen. Total: 63 Persf.

d. A Kem-Gebiet.

22. Gjadam (gegr. 1855), 3 Miss. und 1 Fr., 2 Katechisten; Erziehungsanstalt 5 Knaben, Gemeindeschule 5 Mädchen; Gemeinde: 12 Komm., 1 Nicht-Komm., 1 Katechumene. Total: 24 Persf.

III. China.

a. Sinon-Kreis, Provinz Quangtung.

23. Lilong (gegr. 1852, erneuert 1859), 2 Missionare, 2 Katechisten, 2 heidn. Lehrer; Gemeindeschule 17 Knaben; Gemeinde: 57 Komm., 37 Nicht-Komm., 20 Kinder. Total: 117 Persf.

b. Tschonglot-Kreis.

24. Tschonglot, Außenstation (gegr. 1856), 1 Katechist; Gemeinde: 5 Komm., 1 Nicht-Komm., 1 Kind. Total: 7 Personen.

c. Insel Hongkong.

25. Viktoria (gegr. 856), 1 Katechist; Gemeinde: 24 Komm., 12 Nicht-Komm., 8 Kinder. Total: 43 Personen.

Zusammenstellung:

Missionare	64
Missionsfrauen	28
Unverheir. europ. Gehülfsinnen	3
Eingeb. Katechisten und Lehrer	82
Eingeb. Lehrerinnen	10
Heidnische Lehrer	42
Katechistenzöglinge	38
Anstaltsknaben	179
Anstaltsmädchen	268
Gemeindeschüler	372
Gemeindeschülerinnen	144
Englische Schüler	479
Heidnische Schulknaben	1504
" Schulmädchen	54
Kommunikanten	1589
Getaufte erwachs. Nicht-Kommunikanten	272
Gemeindefinder	1352
Katechumenen	255
Gesamtsumme der Glieder der Kirche und Katechumenen, sowie der Lehrer und Schüler, die nicht zur Kirche gehören	5653

Ausgaben i. J. 1859 Fr. 648,776. 82.

Einnahmen = 543,924. 51.

Deficit Fr. 104,852. 31.

Zöglinge des Missionshauses im August 1860: 82.

Statistik der Brüder-Missionen, am Ende des Jahres 1859.

1. Grönland, gegründet 1733.

Neuherrnhut (seit 1733), Gemeinde 394 Seelen.

Lichtenfels (1758), Gem. 327.

Lichtenau (1774), Gem. 744.

Frederiksthal (1824), Gem. 472.

Zusammen 4 Stationen, 20 Missionsgeschwister und 1937 grönländische Gemeindeglieder, wovon 812 Kommunikanten.

2. Labrador, gegr. 1770.

Rain (1771), Gem. 283.

Dak (1776), Gem. 308.

Hopedale (1782), Gem. 253.

Hebron (1830), Gem. 311.

Zusammen 4 Stat., 28 Missions-
geschw. und 1155 Eskimo-Ge-
meindeglieder, wovon 355 Kom-
munikanten.

3. Nordamerika, gegr. 1734.

Unter den Delawaren: New
Fairfield (Ober Canada) seit 1792.
Gem. 120.

Westfield (Missouri), Gem. 133.

Unter den Tscherokee: New
Spring Place (1801) Gem. 147.

Canaan und Mount Zion (1843),
Gem. 42.

Zus. 4 Stat., 8 Missionsgeschw. und
486 indian. Gemeindeglieder, wo-
von 171 Kommunikanten.

4. Westindien.

Dänische Inseln, gegr. 1732.

Auf St. Thomas: Neuherrnhut
(1732), Gem. 689.

Niessy (1753), Gem. 1090.

Stadt St. Thomas (1843), Gem.
377.

Auf St. Croix: Friederichsthal
(1751), Gem. 1363.

Friederichsfeld (1805), Gem. 1611.

Auf St. Jan: Bethanien (1754),
Gem. 471.

Emmaus (1782), Gem. 794.

Zus. 8 Stat., 25 Missionsgeschw. und
7873 Gemeindeglieder, wovon
3209 Kommunikanten.

Jamaika, gegr. 1754.

Fairfield (1823), Gem. 1393.

Neu-Eden (1816), Gem. 850.

Irwin-Hill (1815), Gem. 503.

Neu-Carmel (1827), Gem. 1476.

Neu-Bethlehem (1833), Gem. 675.

Neu-Fulneck (1830), Gem. 924.

Nazareth (1838), Gem. 647.

Beaufort (1834), Gem. 657.

Neu-Hoffnung (1838), Gem. 1128.

Vititz (1839), Gem. 921.

Bethanien (1835), Gem. 1229.

Bethabara (1840), Gem. 837.

Springfield (1847), Gem. 704.

Zusammen 13 Stat., 33 Missions-
geschw. u. 11,944 Gemeindeglieder,
wovon 4014 Kommunikanten.

Antigua, gegr. 1756

St. Johns (1761), Gem. 2361.

Gracehill (1773), Gem. 1250.

Gracebay (1797), Gem. 773.

Cedarhill (1822), Gem. 1503.

Newfield (1817), Gem. 629.

Lebanon (1838), Gem. 756.

Gracefield (1840), Gem. 553.

Zus. 7 Stat., 21 Missionsgeschw.
u. 7825 Gemeindeglieder, wovon
3711 Kommunikanten.

St. Kitts, gegr. 1775.

Basseterre (1777), Gem. 1581.

Bethesda, Gem. 1016.

Estridge (1845), Gem. 655.

Bethel (1832), Gem. 352.

Zus. 4 Stat., 10 Missionsgeschw.
u. 3604 Gemeindeglieder, wovon
1236 Kommunikanten.

Barbadoes, gegr. 1765.

Saron (1767), Gem. 1446.

Bridgetown (1836), Gem. 454.

Mount Labor (1825), Gem. 802.

Clifton Hill (1841), Gem. 329.

Zus. 4 Stat., 10 Missionsgeschw. u.
3031 Gemeindeglieder, wovon
1005 Kommunikanten.

Tabago, gegr. 1790 (erneuert 1827).

Montgomery (1827), Gem. 162.

Moria (1842) Gem. 656.

Zus. 2 Stat., 6 Missionsgeschw. und
1756 Gemeindeglieder, wovon
661 Kommunikanten.

5. Moskito-Küste (in Mittel-Ame-
rika zwischen Honduras und Ni-
caragua, wo der große Stamm

der Moskito-Indianer wohnt),
gegr. 1848.

Bluesfelds (1848), Gem. 162.

Nama (1858), Gem. 67.

Magdala (1857), Gem. 71.

Zus. 3 Stat., 12 Missionsgeschw.
und 300 Gemeindeglieder, wovon
38 Kommunikanten.

6. Surinam, gegr. 1735. (Größten-
theils Arbeit unter den Neger-
sklaven auf den holländischen
Plantagen.)

Paramaribo, mit Beekhuizen und
Combé (1767), Gem. 5603, auf
den Plantagen 4268.

Glevia (1859), mit der vorangehen-
den verbunden.

Rust en Werk (1844), Gem. 940.

Viliendal (1848), Gem. 1464.

Heerendyk (1856), Gem. 1210.

Annazorg (1850), Gem. 2390.

Charlottenburg (1835), Gem. 6567.

Beerseba (1858), Gem. 561.

Catharina Sophia (1849), Gem.
1098.

Salem (1840), Gem. 1052.

Waterloo (1859), in die vorange-
hende eingeschlossen.

Neu Bambeij (1840), Gem. 171.

Zusammen 12 Stat., 63 Missions-
geschw. und 25,586 Gemeindeg-
lieder, wovon 2867 Kommuni-
kanten.

7. Südafrika, gegr. 1736, erneuert
1792.

Genadenthal (1792), Gem. 3385.

Mamre (1808), Gem. 1286.

Wittwater und Goedverwacht (1858),
Gem. 440.

Nobben-Insel (1823), Gem. 78.

Glim (1824), Gem. 1363.

Gnon (1818), Gem. 343.

Clarkson (1839), Gem. 372.

Silo mit Oskraal (1838), Gem.
864.

Gosen (1850), Gem. 160.

Zusammen 9 Stationen, 60 Mis-
sionsgeschw. und 8294 Gemeindeg-
lieder, wovon 1988 Kommuni-
kanten.

8. Australien, gegr. 1849; 2 Brü-
der; noch ohne Getaufte.

9. Tibet und Mongolei, gegrün-
det 1853.

Kyelang (1856); 4 Missionsgeschw.,
noch ohne Gemeinde.

Summa: 76 Stationen, 304 Mis-
sionsgeschw., 73,791 Gemeindeglieder
und Katechumenen, wovon 20,329
Kommunikanten. Unter den ersteren
sind 3092 Grönländer und Eskimo's,
786 nordamer. Indianer und Bewoh-
ner der Moskito-Küste, 61,919 Neger
und 8294 südafrik. Eingeborene.

Im J. 1859 (bis Sept.) traten 16
Personen aus dem Missionsdienst,
5 starben und 28 wurden ausgesandt.

Unter den im Dienst stehenden
Missionsgeschwistern sind etwa 130
verheirathete Paare und nur 24 oder
25 ledige Brüder; die übrigen sind
Wittmer (5), Wittwen (2) und ledige
Schwestern 3 oder 4.

Eine ganze Reihe der Stationen
erhält sich selbst, theils durch indu-
strielle Unternehmungen der Brüder,
theils durch die Beiträge der einge-
borenen Gemeinden, theils durch Un-
terstützungen von Europäern an Ort
und Stelle.

Japan.

Der bekannte Bischof von Hong-
kong, Dr. Smith, hat um seiner
Gesundheit willen China verlassen
und ist über Japan und Californien
nach England gereist. Sein Brief
aus Jeddo, der japanischen Haupt-
stadt, (vom 29. Mai 1860) enthält viel

Lehrreiches. Die Nachricht über die Ermordung des Regenten (nicht des Taikun oder weltl. Kaisers, vgl. Miss. Mag. 1860 S. 327) erhält hier mehr Licht. „Der Taikun,“ sagt Smith, „starb vor einiger Zeit, und sein Sohn, der ihm auf dem Thron folgen sollte, war minderjährig. In einem solchen Fall nun verordnet das Gesetz, daß der neue Kaiser durch die Territorialfürsten und Feudalherren des Landes aus den Gliedern der sogen. 'drei kaiserlichen Häuser' frei gewählt werde. Die Häupter der letzteren tragen den Titel: 'Brüder des Kaisers.' Der Fürst von Mito nun, obgleich der angesehenste, wurde bei der Wahl übergangen, und dagegen der jugendliche Sohn des Fürsten von Ki auf den erledigten Thron eingesetzt. Wegen seiner Jugend ward ihm ein Regent beigegeben, der die Staatsgeschäfte leiten sollte. Aus Verdruss über seine Zurücksetzung machte nun der Fürst von Mito eine Verschwörung, die auf die Ermordung des Regenten, wie des jungen Kaisers, und auf seine eigene Erhebung auf den Thron abzielte. Dieß ist die Veranlassung zu jenem mörderischen Ueberfall, bei welchem der Regent mit mehreren seiner Begleiter ermordet wurde.“ . . . „Die Oligarchie der zahlreichen Feudalfürsten Japans, Daimios genannt, die vom Taikun fast unabhängig sind, macht das Regiment ungemein schwierig. Vier Fünftel, wo nicht neunzehn Zwanzigstel dieser mächtigen Daimios, etwa 350 an der Zahl, sind allem Verkehr mit dem Ausland abgeneigt; sie sind auch ganz wohl im Stande, das Aufkommen

einer liberaleren Politik in Japan zu verhindern. Der Taikun steht ganz und gar unter ihrem Einfluß, und der Staatsrath, der aus 8 oder 10 der mächtigsten Daimios besteht, hat gegenwärtig im Grunde alle Gewalt in Händen. Die übrigen Daimios, die immer eine Hälfte des Jahres hier residiren müssen, behaupten trotz ihrer Unabhängigkeit vom Kaiser, und sagen, sie seien seine Gäste, nicht seine Unterthanen. . . Glücklicher Weise theilt die große Masse der Bevölkerung diese Feindseligkeit gegen das Ausland nicht; das Volk im Ganzen legt überall ein aufrichtiges Verlangen an den Tag, mit den Ausländern in Handelsverbindung zu treten und dadurch zu gewinnen.“

„Jeddo, mit seiner ungeheuern Ausdehnung, ist eine Stadt der Paläste und Tempel. Obwohl die Gebäude an Großartigkeit und Pracht nichts Ausgezeichnetes an sich tragen, so bietet doch der Reichtum an blühenden, wunderschön angelegten und trefflich bewässerten Gärten und Parks einen unvergleichlichen Anblick dar. Mein Gefährte, der alle großen Städte Europa's besucht hat, sagt, daß es die schönste Stadt der Welt sei. Die Straßen sind breit und reinlich, das Volk anständig, nirgends auffallende Armuth, nirgends das häßliche Schauspiel von Händeln und Prügeleien. . . Um so unangenehmer sticht das sittenlose Leben der Ausländer dagegen ab. Konkubinat mit japan. Weibspersonen ist die allgemeine Regel. In der Zuchtlosigkeit der Ausländer liegt die große Gefahr für das glückliche Gelingen des neu eröffneten Verkehrs mit Japan.“



Gruppe von ordinirten Eingeborenen im Cinnecully-District, um den ehrenwürdigen Missionar Thomas her.

(Nach einer Photographie. Bengl. S. 523.)

Eigene Personen: 1. Dem ehren. Missionar Thomas unmittelbar gegenüber der 70jährige Sohn Dewasagayam, seit 30 Jahren ordinirter Geistlicher; 2. hinter ihm sein Sohn und Stiegeheulfe Setu Dasan Sohn; 3. und 4. hinter Missionar Thomas, Serianahagam (links) und Mahanarahagam (rechts); 5. stehend hinter Thomas (von der Linken zur Rechten geordnet): 1. Sammel; 2. Stalattamti; 3. Sinaf; 4. M. K. Sattianabhen; 5. Dewanahagam (des greisen Sohns Schwiegersohn); 6. Paul Daniel; 7. Dewanahagam von Cinnecully.

Neuseeland — einst und jetzt. II.

(Samuel Marsden und die Anfänge der Mission unter den Maori.)

1. Der Kaplan von Paramatta.

Die beiden Namen, Samuel Marsden und Neuseeland, werden in der Geschichte der Mission für alle Zeiten aufs engste verknüpft sein. Marsden, obgleich nicht selbst Missionar, ist der Vater der neuseeländischen Mission. Er war es, der zuerst mit richtigem Instinkt die große Bedeutung der herrlichen Inseln und die mannigfaltige Begabung ihrer Bewohner erkannt hat; er war es, der 40 Jahre lang seine Kraft Leibes und der Seele daran wandte, um die Kannibalen Neuseelands zu gestützten Gliedern der menschlichen Gesellschaft und zu lebendigen Zweigen an dem Baum der Kirche Christi umzuwandeln; und nachdem er sechsmal unter unsäglichlicher Mühe und Selbstverläugnung persönlich die Insel besucht und durchwandert, schloß er als 73jähriger Greis seine lange Segenslaufbahn mit einer siebenten und letzten Reise dahin, um unter Thränen der Freude noch vor seinem Abschied von dieser Welt die schöne herrliche Frucht seiner unermüdllichen Liebe sehen zu dürfen.

Marsden, Sohn eines armen Handwerkers in Horsforth, einem Dorfe in der englischen Grafschaft York nahe bei Leeds, war geboren den 28. Juli 1764. Nachdem er zuerst die Dorfschule seines Geburtsortes und dann die lateinische Schule in Hull, an deren Spitze der nachmals so berühmte Kirchenhistoriker Dr. Joseph Milner als Oberlehrer stand, durchlaufen, sollte er seines Vaters Handwerk lernen. Aber der edle Milner hatte an dem Knaben so reiche Talente und zugleich einen so frommen Sinn wahrgenommen, daß er ihn der

sogenannten Elland-Gesellschaft zur Unterstützung empfahl. Es war dieß ein Verein frommer und angesehenen Männer, der es sich zur Aufgabe machte, talentvollen, aber armen Jünglingen die Möglichkeit zum Studium der Theologie zu verschaffen. Als Marsden ihnen zur Prüfung vorgestellt wurde, gewann sein gesunder Verstand, seine natürliche Bescheidenheit, vor Allem aber seine ausgeprägte Frömmigkeit sofort die Herzen dieser Männer, und von da an bereitete er sich auf ihre Kosten zum Predigtamt vor. Viele Jahre später (im J. 1825), als er schon längst eine ehrenvolle Stellung in Sydney einnahm, richtete er an einen Freund in England folgendes Schreiben: „Wenn ich mich nicht sehr irre, so war schon im Jahr 1786 meine Neigung für das Predigtamt erwacht, und vom J. 1787 bis 1793 erhielt ich von dem Elland-Verein zum Behuf des theologischen Studiums Geldunterstützung, — bis zu welchem Betrag, kann ich nicht mehr sagen. . . Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie erfahren könnten, was ich den Verein gekostet habe. Ich habe seine Auslagen für mich stets nur als Anlehen betrachtet, das ich, wenn immer möglich, zurückzuerstatten habe. Ich werde Ihnen jährlich die Summe von 50 Pfd. Sterl. (Fr. 1250) senden, welche Sie diesem Verein gütigst einhändigen wollen. Sollte die Elland-Gesellschaft nicht mehr bestehen, so bitte ich, diese Summe der kirchlichen Missionsgesellschaft zu übergeben, damit sie einen frommen Jüngling, der dem Missionsdienst sich widmen will, dadurch in den Stand setze, die dazu nöthigen Studien zu machen. Mitten unter allen meinen Trübsalen hat Gott doch immer mein Brod und mein Wasser gesegnet und mir Alles gelingen lassen, was ich in die Hand nahm. Sein gnädiges Auge hat allezeit über meinem Eigenthum gewacht, und nun möchte ich Ihm meinen Dank beweisen für das, was Er an mir gethan hat.“

Noch ehe Marsden seine Studien ganz vollendet hatte, wurde ihm auf die Empfehlung des edlen Wilberforce die Stelle eines Kaplans in Neu-Südwaies (Neuholland) angeboten. Anfangs lehnte er dieß entschieden ab, theils weil er gerne noch länger studiren wollte, theils weil er sich für zu jung und zu unerfahren für eine so schwere und wichtige Aufgabe ansah. Allein von allen Seiten gedrängt und mit Bitten bestürmt, erklärte er endlich: „Wenn kein tüchtigerer Mann gefunden werden kann, so will ich in Gottes Namen gehen.“ „Jung wie er war,“ sagt von ihm Dr. Mason, der ihn genau kannte, „be-
 saß er doch eine Festigkeit der Grundsätze, eine Unererschrockenheit des

Charakters, eine Anmuth im Umgang, ein gesundes Urtheil, eine Fülle von Kenntnissen und vorzüglich eine Entschiedenheit für das Evangelium, wie wenige Männer seines Alters und seiner Zeit. Er schien in ausgezeichnetem und ganz besonderem Maaße für seine künftige Aufgabe geeignet zu sein."

Am 1. Jan. 1793 erhielt er das königliche Dekret seiner Anstellung. Bald darauf ward er ordinirt und eilte dann nach der Seestadt Hull, um sich dort auf einem Verbrecherschiff, dem einzigen Fahrzeug, das damals für Neu-Südwales zu finden war, einzuschiffen. Am 21. April verehlichte er sich mit einer trefflichen Jüngerin des Herrn, die ihm bis an ihr Ende in jeder Beziehung eine reichgesegnete Gehülfin war, und benützte die Zeit des Wartens zu Predigten in den Kirchen der Stadt. Es war an einem Sonntag Vormittag, daß er eben im Begriff war, die Kanzel zu besteigen, als ein Kanonenschuß das Signal zur Abfahrt des Schiffes gab. Es war nichts anderes zu machen, als daß er, wie er war, seine junge Frau an den Arm nahm und aus Ufer eilte. Die ganze versammelte Gemeinde aber erhob sich wie Ein Mann und gab ihm das Geleite zum Schiff. Vom Boot aus, das ihn zu demselben hinausruderte, sprach er den Segen über die tiefbewegte Versammlung.

Wie ganz anders war die Umgebung, in die er sich nun mit einem Mal und für mehr als ein halbes Jahr versetzt sah! Aus der Mitte einer betenden andächtigen Versammlung trat er in einen Kreis von etlichen Hundert Verbrechern, welche für Lebenszeit nach Botany Bay deportirt werden sollten. „Statt des Gebets und der heiligen Gesänge von solchen, die den Herrn Jesum lieb haben, höre ich nichts als schreckliches Fluchen und Lästern," schreibt er selbst an jenem Tage (28. Aug. 1793) in sein Tagebuch. Vierzig Handelschiffe liefen zugleich mit Marsden's Fahrzeug vom Hafen aus, und zwar unter dem Geleite einer nicht unbedeutenden Kriegsflotte, die dem Geschwader zum Schutz dienen sollte. Denn England lag damals mit Frankreich im Kriege. Unter unzähligen Prüfungen für Leib und Seele, aber auch unter tausend Erfahrungen göttlicher Durchhülfe wurde die Seereise vollbracht. Marsden nahm sich mit unermüdlicher Liebe der unglücklichen Verbrecher, der verwilderten Matrosen und des gottlosen Kapitäns an. „Ich bin umgeben," sagt er, „von lauter Gottlosigkeit; ich wohne unter Dieben, Ehebrechern und Gotteslästerern. Möge Gott mich bewahren vor allem Schaden, damit meine Seele nicht

auch besleckt werde von der Macht des Bösen, das mich umgibt. . . . Aber dem Herrn ist nichts unmöglich. Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, auch solche verhärtete Sünder zu bekehren und selig zu machen." Er fühlte sich auf einen Missionsposten gestellt, der nicht weniger schwierig war, als die Stellung eines Missionars unter den verkommensten Heiden. Damals las er das Leben des herrlichen Brainerd, des reichbegnadigten, frühe vollendeten Missionars unter den Indianern. Wir täuschen uns wohl nicht, wenn wir sagen, daß eben dadurch jener brennende Missionseifer in Marsden gepflanzt und genährt ward, der ihn nachmals zu den Papua's von Neuhollland und zu den Kannibalen Neuseelands trieb.

Nach sieben schweren Monaten kamen die niedrigen Hügel von Neu-Südwaless in Sicht. Aber noch einmal sollte sein Glaube geprüft werden. Während eines heftigen Sturms, der das Schiff wie eine Nußschale umherwarf, ward seine Gattin unter großen Anstrengungen und Schmerzen entbunden. Aber der Herr offenbarte seinen rettenden Arm in diesen Stunden doppelter Gefahr. An der Schwelle des fremden Landes, auf das Marsden bald darauf mit den Seinen den Fuß setzte, mußte ein Ebenezer errichtet werden, das glaubenstärkend und trostreich auf seinen ganzen künftigen Lebensweg hinausleuchten sollte. Am 2. März 1794 betrat er die junge Kolonie und erhielt seine Wohnung in dem armseligen Pfarrhaus zu Paramatta, etwa eine Stunde von Sydney oder Port Jackson.

Den ersten Sonntag in Australien beschreibt er selbst folgender Maßen: „Ich sah mehrere Personen an der Arbeit, während ich zur Kirche gieng. Ich sprach mit ihnen und warnte sie vor der Sünde der Sabbathsentheiligung. Mein Gemüth war tief ergriffen vom dem Anblick der Gottlosigkeit, die mir überall begegnet. Mein Text war aus Offenb. 6 genommen: 'Siehe, es ist gekommen der große Tag seines Zorns, und wer kann bestehen?' Als ich von der Kirche nach Hause zurückkehrte, lief mir ein junger Mann in den Wald nach und sagte mir, wie ihm um das Heil seiner Seele so bange sei. Er war augenscheinlich in großer Zerknirschung, und die Gefahr, in der er sich befand, schien ihm lebendig vor der Seele zu stehen. Ich hoffe, der Herr hat viele Seelen an diesem Orte, die Ihm zur ewigen seligen Beute zufallen."

Mit diesem Angeld göttlichen Segens begann Marsden seine Arbeit. Er stand allein; denn der ältere Kaplan, den er in der Ko-

lonie noch antraf, verließ bald hernach das Land, um nach England zurückzukehren. Die Aufgabe aber, die von nun an, in Mitten einer Verbrecher-Kolonie, auf seinen Schultern lag, hätte auch den müthigsten Helden mögen beben machen, und auch Marsden wäre frühe genug erlegen, wenn er nicht an das Wort des lebendigen Gottes sich gehalten hätte, der zu ihm, wie zum Apostel Paulus sprach: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Es ist hier nicht unsre Aufgabe, die reiche und gesegnete Arbeit näher zu schildern, welche der junge Kaplan in der Kolonie selbst ausgerichtet hat. In den gesellschaftlichen Zuständen von Neu-Süd-wales lag damals noch Alles unentwickelt und verworren da. Niemand ahnte in jenen Tagen die Bedeutung, welche Australien nach kurzer Zeit für die civilisirte Welt einnehmen werde.*) Die Küstestrecken von Neu-Süd-wales, mit Urwald bedeckt und fast menschenleer, schienen zu nichts anderem dienen zu können, als zu einem Verwahrungsort brittischer Verbrecher. Kein anständiger Mann wagte sich dahin. Nur Marsden ahnte etwas von der großen Zukunft, welche diese Kolonie samt der ganzen inselreichen Südsee für das gebildete Abendland noch haben sollte. Deshalb war es ihm nicht genug, bloß Prediger und Seelforger zu sein, sondern er half auch überall sonst mit Rath und That nach. Nach dem dringenden Wunsche des Gouverneurs mußte er die Stelle eines Kolonialrichters übernehmen und hat darin, trotz aller Schwierigkeiten, trotz allen Hasses, den er auf sich lud, eine neue bessere Zeit angebahnt. Er legte Musterwirthschaften an, um die verwahrlosten Verbrecher an Fleiß zu gewöhnen und ihnen den Weg zum Wohlstand zu ebnen. Er gründete Anstalten zum Besten der Deportirten, gieng ihnen mit brennender Liebe überall nach, um ihre Seelen zu retten, und wurde für Hunderte ein Vater und Freund. Sein Gottvertrauen, sein männlicher unerschrockener Muth, seine Macht über die Gemüther ließ ihn vor keiner Gefahr zurückbeben. Mitten unter verzweifeltsten Menschen, auf den einsamen Höfen und Lagern der Deportirten, im dunkeln von Räubern und Mördern gefährdeten Waldesbüschel, wohin Niemand sonst sich wagte, da erschien Marsden allein und ohne Begleitung.

*) Vgl. den Aufsatz: „Die Eingeborenen von Neuholland,“ Miss. Mag. 1860 S. 153 ff.

Noch in seinem 72. Lebensjahr fuhr er einst mit seiner Tochter in leichtem Gefährt durch den Wald bei Paramatta. Er selbst lenkte wie gewöhnlich das Pferd. Plötzlich stürzen aus dem Busch zwei berühmte Räuber, die Hauptanführer einer ganzen Bande, welche zwei Jahre lang die ganze Gegend in Angst und Schrecken erhielt, auf ihn los. Der Eine hält ihm, der Andere der Tochter eine geladene Pistole vor die Brust. Sie drohen mit den fürchterlichsten Flüchen, sie sofort zu erschießen, wenn sie nur ein Wort sprächen, und befahlen der Tochter, die Taschen des Vaters in ihre Hände anzulegen. Ohne eine Spur von Angst oder Schrecken hielt ihnen Marsden die Gottlosigkeit ihres Treibens vor und schloß mit den Worten, er werde ohne Zweifel sie bald wieder sehen und zwar am Galgen. Beim Abschied wandte er sich, obgleich mit den gewöhnlichen Drohungen gewarnt, sich nicht umzusehen, noch einmal nach ihnen um und fuhr fort, so lange sie noch in Sicht waren, sie vor dem Ende zu warnen, das sie unzweifelhaft nehmen würden. Sein Wort sollte bald genug in Erfüllung gehen. Die Banditten wurden eingefangen, und Marsden selbst hatte sie von der Zelle des Gefängnisses zum Richtplatz zu begleiten, wo sie ihr Leben am Galgen endeten.

Eines Tages gieng er (noch in jüngeren Jahren) am Flusse hin, der nicht ferne von Paramatta vorüberfließt. Da sieht er vor seinen Augen einen der Deportirten sich ins Wasser stürzen. Marsden wirft sein Oberkleid ab, springt ihm nach in den Fluß und sucht den Unglücklichen ans Land zu bringen. Allein der Mann ringt mit ihm und sucht mit Gewalt Marsden's Kopf unter das Wasser zu drücken. Ein verzweifelter Kampf entsteht zwischen Beiden, bis es endlich Marsden, welcher der stärkere war, gelang, nicht bloß selbst das Ufer wieder zu erreichen, sondern auch den Mann nach sich zu ziehen. Der Unglückliche, von Gewissensbissen überwältigt, bekennt nun seinen scheußlichen Plan. Er hatte sich vorgenommen, sich an dem Kaplan zu rächen, „weil dieser in seiner letzten Predigt ihn vor der ganzen Versammlung an den Pranger gestellt habe.“ Denn Marsden habe ja offenbar ihn gemeint, als er die Reihe von Sünden und Lastern aufgezählt habe. Nun habe er gewußt, daß der Anblick eines ertrinkenden Menschen ihn, der ja nie etwas von Furcht wisse, wenn es die Rettung eines Andern gelte, sofort veranlassen werde, ihm nachzuspringen; und so habe er sich vor Marsden's Augen ins Wasser gestürzt, in der Hoffnung, ihn dann ersäufen und so seine Rache an

ihm fühlen zu können. Der Mann wurde wahrhaft bußfertig und sehr anhänglich an seinen Retter, der ihn bald darauf selbst in seine Dienste nahm.

Doch auch an milderen Zügen ist Marsden's Wirksamkeit in der Kolonie nicht weniger reich. Hören wir ein einziges Beispiel. „Vor einiger Zeit,“ schreibt er ums Jahr 1822, „rief man mich zu einer jungen Tochter, die draußen im Busch sehr krank lag und dringend mich zu sehen wünschte, ehe sie sterbe. Als ich in ihres Vaters Haus kam, fand ich sie sehr leidend, und der Tod schien nicht mehr ferne zu sein. Ich setzte mich an ihr Bett mit der Bibel in meiner Hand und erwartete nichts anders, als sie, wie dieß hier nur zu oft der Fall ist, völlig unwissend in Sachen der Religion zu finden. Ich las ihr irgend einen passenden Abschnitt aus dem heiligen Buche vor und war aufs wohlthuendste überrascht, zu finden, daß sie nicht bloß den Buchstaben, sondern auch den Geist der Schrift wohl verstand. Ich fragte ihren Vater, wie seine Tochter zu dieser Schriftkenntniß gekommen sei, worauf er mir bekannte, er wisse es selbst nicht. Nur das wisse er, daß sie allezeit, so oft sie Gelegenheit habe, ihre Bibel lese und manchmal ganze Nächte darüber geseffen sei. Sie sei auch eine sehr gehorsame und liebernde Tochter, fügte er hinzu; er habe eine große Familie, und sie, als die älteste, sei sehr fleißig und der Mutter und den jüngeren Kindern stets eine große Hülfe. Das einzige, was sie für sich fordere, sei die Gestattung, die Bibel lesen zu dürfen, wenn ihre Arbeit gethan sei; aber er wisse sich ihre Anhänglichkeit an dieß Buch nicht zu erklären, und es komme ihm sonderbar vor, daß sie so viel darauf halte. Ich fragte ihn, ob sie fleißig in die Kirche gegangen sei; denn ich erinnere mich nicht, sie im Hause Gottes bemerkt zu haben. Die Antwort war, daß sie allerdings zuweilen dahin gegangen sei; allein die große Entfernung und die zahlreiche Familie, für die sie mit habe sorgen müssen, hätten sie meist daran verhindert.

„Diese junge Person hat ihr Christenthum offenbar fast ausschließlich aus der Bibel geschöpft. Von den übrigen Familiengliedern wußte außer ihr Keines etwas von der Bibel. Ich besuchte sie von da an regelmäßig, bis sie selig im Herrn entschlief. Ihr Glaube war kindlich und einfältig, ihr Blick in den Heilsweg klar. Das konnte ich aus den verschiedenen Unterredungen erkennen, die ich während ihrer Krankheit mit ihr hatte. Die Bibel war ihr köstlicher denn

Gold; sie war ihre Rathgeberin und Führerin; durch sie ward sie zur seligen Erkenntniß Jesu Christi gebracht worden; sie war der Fels, auf den sie ihre Hoffnung einer ewigen Seligkeit gründete. Vor ihrer letzten Krankheit hatte sie eine treffliche Gesundheit genossen; es war in der Blüthe der Jugend und der Kraft, daß sie ihre Bibel gelesen und geliebt, so daß sie nicht erst in den Tagen der Krankheit und der Noth nach Gott zu suchen nöthig hatte. Nun ist ihre Seele zu Dem gegangen, den sie in den Tagen ihrer Gesundheit geliebt, und in welchem sie in der Stunde des Todes einen mächtigen Freund und Heiland gefunden hat.“

Doch nicht um den Kaplan von Paramatta, sondern um den Gründer der Mission von Neuzeeland soll es uns hier zu thun sein, und es ist Zeit, daß wir zu dieser Seite seines Wirkens uns wenden.

2. Erster Verkehr mit Neuzeeland.

Wir haben früher (s. voriges Heft) Neuzeeland nach seinen geographischen und socialen Verhältnissen geschildert. Es ist nun noch nöthig, einen Blick zu werfen auf die Anfänge des europäischen Verkehrs mit der Heimath der Maori. Drei verschiedene Nationen machen auf die Ehre Anspruch, die Insel zuerst entdeckt zu haben: die Franzosen durch Paulmier de Gonneville 1504, die Spanier durch Juan Fernandez 1576, und die Holländer durch Tasman. Nur das letztere ist historisch beglaubigt. Am 18. Sept. 1642 kam dieser berühmte Seefahrer in einer der nördlichsten Buchten der Mittel-Insel mit zwei Schiffen vor Anker. Am folgenden Tag näherte sich ein Kanoe mit 13 Eingeborenen den fremden Fahrzeugen bis auf einen Steinwurf; aber weder die Zierrathen, die man ihnen aus der Ferne zeigte, noch sonstige Lockmittel vermochten dieselben, sich an Bord der fremden Schiffe zu wagen. Kaum aber war das Kanoe ans Ufer zurückgekehrt, so erschienen sieben andere Boote mit bewaffneten Neuzeeländern, welche einem der beiden holländischen Schiffe ganz nahe kamen und sich anschickten, dasselbe zu erklimmen. Tasman, Gefahr fürchtend, sandte vom Admiralschiff ein Boot mit sieben Seelenten nach dem bedrohten Fahrzeug, um zur Vorsicht und Wachsamkeit zu mahnen. In dem Augenblick aber, da die Eingeborenen auf ihren Kanoes das kleine bemannte Boot erblickten, erhoben sie ein furcht-

bares Geseul, gaben ihren Genossen am Ufer mit den Rudern ein Zeichen, überfielen das Boot und erschlugen drei Matrosen, während ein vierter tödtlich verwundet ward. Nur wie durch ein Wunder entkamen die Uebrigen. Tasman ließ sofort die Anker lichten. Da erschienen nicht weniger als 22 Kanoes mit Massen blutdürstiger Maori. Die Gefahr stieg mit jedem Augenblick. Aber eine reichliche Kanonensalve schreckte die Feinde zurück und brachte sie zu einem hastigen Rückzug. Dieß ist der erste von der Geschichte erwähnte Zusammenstoß zwischen Europäern und Neuseeländern. Die Bucht aber trägt heute noch den Namen Massacre-Bay, den ihr Tasman zum Andenken an jenen blutigen Tag gegeben hatte.

Von der Mittel-Insel segelten die beiden holländischen Fahrzeuge nordwärts, entlang der Westküste der Nord-Insel, und umfuhren das Nordcap, welches Tasman „Cap Maria van Diemen“ nannte, zu Ehren der Gemahlin des damaligen Generalstatthalters von Holland. Bald darauf versuchte er eine Landung auf einer der Inseln, die hart an der Küste gelagert waren. Aber der Anblick von 35 Eingeborenen — „Leute von gewaltiger Statur, welche entsetzlich große Schritte machten und Keulen in ihren Händen schwangen,“ — erinnerte den wackern Seefahrer an die Massacre-Bay, und ohne eine Landung zu wagen, fuhr er von dannen. Bei seiner Ankunft in Europa nannte Tasman das Land, wo vier seiner Seeleute erschlagen worden waren, Neu-Seeland, schilderte seine Bewohner als ein blutdürstiges Geschlecht voll Hinterlist und Lücke, und versicherte, daß sie es gewesen seien, welche die Feindseligkeiten begonnen hätten, ohne daß ihnen auch nur der geringste Anlaß dazu gegeben worden wäre. Allein wer die Geschichte des Verkehrs zwischen den Europäern und den Insulanern der Südsee kennt, wird sich nur schwer hievon zu überzeugen vermögen. Wäre der Bericht der Neuseeländer über jenen ersten Zusammenstoß gleichfalls auf uns gekommen, er würde ohne Zweifel anders lauten.

Mehr als ein Jahrhundert verging, ehe die Küste Neuseelands abermals von einem europäischen Seefahrer berührt wurde. Cook erst war es, der während seiner berühmten Reise in die Gewässer der Südsee (zur Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonne) seinen Fuß auf diese Gestecke setzte. Noch heute wird von den Eingeborenen die Stelle mit Sicherheit bezeichnet, wo Cook zum erstenmal (7. Okt. 1769) landete. Es war bei Turanga, einem kleinen

Meerbusen an der Ostküste der Nord-Insel, innerhalb der Plenty-Bay. Es ist wahrhaft peinlich, in der Lebensbeschreibung des großen Mannes den Abschnitt zu lesen, in welchem seine erste Landung auf Neuseeland erzählt wird. *) Während Cook selbst mit einigen Begleitern sich eine kleine Strecke weit ins Land hinein wagte, wurden die vier Matrosen, welche beim Schiffsboot am Ufer zurückgeblieben, von einigen Eingeborenen „angegriffen“; um diesen nun einen heilsamen Schrecken einzujagen, schoss einer der Matrosen seine Flinte auf sie ab und tödtete einen von ihnen. Am folgenden Tag wußte Cook eine Anzahl Maori zu bewegen, sich zu nähern und in eine Art Handelsverkehr mit ihm einzutreten. Als aber bei dieser Gelegenheit ein Neuseeländer sich einen Hirschfänger zueignete, der seine Habgier reizte, und damit laut jauchzend von dannen lief, ward er zuerst mit Schrot, — und als dieß nicht gehörig wirkte, mit einer Kugel todt zu Boden gestreckt. Nun wollte Cook etliche Eingeborene auffangen, um sie mit Gewalt auf sein Schiff zu bringen und dann durch Geschenke und andere Erweisungen von Güte zunächst sie selbst und durch sie auch ihre Landsleute freundlich zu stimmen. Die Erscheinung zweier Kanöes mit Eingeborenen, die nicht weit von Cooks Fahrzeugen in der Bucht sich zeigten, schien ihm dazu willkommene Gelegenheit zu geben. Der Capitän sandte sogleich etliche wohlbemannte Schiffsboote aus, sie zu umringen und abzufassen. „Aber,“ so erzählt der Biograph, „die Insulaner in dem einen Kanoe ruderten beim ersten Gewahrwerden der ihnen drohenden Gefahr mit solcher Kraft und Anstrengung davon, daß sie ans Land entkamen. Das andere Kanoe, das nicht mit Rudern, sondern mit einem Segel fuhr, wurde der herannahenden Engländer nicht eher gewahr, als bis es von den Booten derselben fast umringt war; aber im gleichen Augenblick zogen die Eingeborenen das Segel ein und fuhren mittelst der Ruder mit solcher Geschwindigkeit davon, daß auch sie zu entkommen im Begriff waren. Man rief ihnen durch Dolmetscher zu, daß ihnen kein Leid widerfahren werde. Aber sie vertrauten mehr ihren Rudern, als dem Wort der Fremdlinge, und setzten ihre Flucht mit aller Anstrengung fort. Capitän Cook befahl nun, eine Muskete über ihre Köpfe weg abzufeuern, in der Hoffnung, sie werden sich ergeben oder

*) Life of Captain James Cook, by Andrew Kippis. 2 Voll. Basil, printed by J. J. Tourneisen, 1788. Vgl. Band I, S. 67 ff.

ins Wasser springen. Allein die Eingeborenen, sieben an der Zahl, waren sofort entschlossen, lieber um ihr Leben zu kämpfen, als weiter zu fliehen. Als deshalb das brittische Boot herankam, griffen sie dasselbe mit ihren Rudern, mit Steinen und Speeren an. Die Engländer ihrerseits griffen zu ihren Musketen, und nach kurzem Kampf waren vier dieser Unglücklichen todt niedergestreckt; die andern drei stürzten sich ins Wasser und wurden auch da noch nur mit großer Mühe von den Unsrigen überwältigt und an Bord gebracht. Es waren junge Leute von 11 bis 19 Jahren."

Es läßt sich wahrlich nichts Peinlicheres lesen, als solche Berichte. Ist zu verwundern, wenn die Eingeborenen der Südsee von allem Anfang an die weißen Fremdlinge mit glühendem Haß betrachteten und Rache an ihnen nahmen, wo nur Gelegenheit sich darbot? Und dürfen wir erstaunt sein, wenn die göttliche Nemesis auch einen Mann, wie Cook, einige Jahre später erreichte und mit seinem Blute das Blut so vieler unschuldig erschlagener Opfer gesühnt hat?*)

Cook umfuhr darauf den größten Theil von Neuseeland, entdeckte die Durchfahrt, welche die Nord-Insel von der mittleren trennt, und die nun seinen Namen trägt, und hatte theils an den Küsten, theils an Bord seines Schiffes viel Verkehr mit den Eingeborenen. Letztere waren bald ehrlich, freundlich und vertrauensvoll, bald feindselig, diebisch, mißtrauisch und heimtückisch. Es ist aber wahr, was Thomson von diesem Verkehr sagt: "Die wilden Neuseeländer handelten bei verschiedenen Gelegenheiten wie gebildete Ehrenmänner, die Christen aber wie Wilde." Als Cook die Inseln verließ, da war ihm während seines ganzen Aufenthalts nicht Einer seiner Leute getödtet oder auch nur verwundet worden, während die Neuseeländer eine ganze Reihe von Todten und noch viel mehr Verwundete zu betrauern hatten.

Bei dem Allem war für die europäische Wissenschaft, wie für die Eingeborenen von Neuseeland nicht wenig gewonnen. Die Lage und geographische Beschaffenheit dieser Inselgruppe war aufs schärfste bestimmt, den Maori dagegen war eine ganze Reihe der werthvollsten Nahrungspflanzen und Schlachtthiere übergeben worden. Cook aber hatte im Namen des Königs Georg III von England Besitz von dem

*) Er wurde auf Hawaii, einer der Sandwich-Inseln, den 14. Febr. 1779 von den Inselanern erschlagen, weil er trotz der Abmahnungen der Letztern das Tabu verlegt hatte.

neu entdeckten Lande genommen. Freilich wollte dieß Letztere zunächst sehr wenig sagen. Die große Entfernung ließ ja für jene Zeit kaum einen Gedanken aufkommen an einen Handelsverkehr mit Neuzeeland, geschweige an Kolonisation. Zudem wurden bald die schreckhaften Berichte von „der unbändigen Wildheit dieser blutdürstigen Rasse“ durch neue noch schlimmere bestätigt. Lernen wir die weiteren Berührungen kennen, in welche einzelne Seefahrer mit den Eingeborenen von Neuzeeland kamen.

Während Cook aus einer der Buchten der Nord-Insel herausfuhr (Dez. 1769), segelte eine französische Fregatte unter dem Befehl des Admirals de Surville in dieselbe Bucht ein, ohne daß einer von des Andern Gegenwart etwas ahnte. Die Eingeborenen nahmen den neuen Gast freundlich auf, und Surville setzte so großes Vertrauen in sie, daß er seine kranken Matrosen ans Land brachte und in einem Dorfe unter dem Schutze des Häuptlings wohnen ließ. Diese wurden mit aller Sorgfalt gepflegt und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Mittlerweile kam dem Admiral eines seiner Schiffsboote weg, — wie? das wußte Niemand zu sagen. Er legte diesen Diebstahl den Bewohnern eben jenes Dorfes zur Last, wo seine Invaliden so gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten, ohne auch nur den geringsten Beweisgrund dafür zu haben. Der Häuptling, der die meisten der kranken Ausländer in seiner eigenen Hütte mit viel Hingebung beherbergt hatte, ward unter irgend einem Vorwand an Bord gelockt und sofort in Eisen gelegt. Dann wurden die Invaliden abgeholt und das ganze Dorf in Brand gesteckt. Der Häuptling aber starb am Heimweh und gebrochenen Herzen drei Monate später auf dem Schiffe. Elf Tage darauf erkrankte Surville selbst in der Brandung an der Küste von Peru.

Drei Jahre später landete ein anderer französischer Seefahrer, Marion du Fresne, nicht weit von der Stelle, wo seine Landsleute die Helbenthat an dem unglücklichen Dorfe und seinem Häuptling verübt hatten. Es war am 11. Mai 1772, daß er in der Inselbay zwischen zwei kleinen bewohnten Eilanden Anker warf. Die Eingeborenen brachten reichlich Fische und andere Lebensmittel, und dafür wurden sie von den Franzosen mit allerlei Geschenken bedacht. Es bildete sich bald ein so freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Partheien, daß die Franzosen oft auf dem Lande, die Eingeborenen oft auf dem Schiffe übernachteten. Marion selbst wurde mit großer

Ehreubietung behandelt, und er seinerseits setzte bald ein unbedingtes Vertrauen in die Neuseeländer. Es war am 8. Juni (33 Tage nach der Ankunft der Franzosen), daß Marion mit sechszehn Offizieren und Soldaten auf die Einladung eines Häuptlings ans Land gieng, um eine Lustparthie zu machen. Der Abend kam, aber Marion und seine Begleiter kehrten nicht zum Schiffe zurück. Doch war man ferne davon, irgend ein Unglück zu befürchten. Frühe am folgenden Morgen ward ein Boot mit zwölf Mann ans Land geschickt, um Nahrungsmittel und frisches Wasser einzunehmen. Vier Stunden später sah man einen dieser Matrosen zum Schiffe heranschwimmen. Halb todt vor Schrecken und Entsetzen erzählte er, daß er und seine elf Kameraden bei der Landung aufs freundlichste von den Eingeborenen empfangen worden seien; während sie sich aber im Busch zerstreut hätten, um Brennholz zu sammeln, sei plötzlich jeder Einzelne von sechs Neuseeländern überfallen und alle außer ihm erschlagen worden. Aus einem Dickicht, in das er sich zu verstecken gewußt, habe er gesehen, wie die Leichen seiner Kameraden in Stücke geschnitten und unter die Mörder vertheilt wurden, die sogleich, ein Jeder mit seinem Antheil, den Ort verlassen hätten. Nun erst fieng man an, für Marion und seine Begleiter ernstlich zu fürchten. Unverzüglich ward das große Langboot mit wohlbewaffneter Mannschaft ans Ufer gesandt, um sie wo möglich zu retten. Am Strand lag Marion's leeres Boot, von Eingeborenen umringt. Man wagte aber nicht, sich nach ihm und seinen Gefährten zu erkundigen; denn außer ihnen waren ja noch 60 Franzosen unter Lieutenant Crozet eine Stunde landeinwärts mit Fällen von Kauribäumen beschäftigt. Man beschloß, zuerst diese aufzusuchen und sie zur schleunigen Rückkehr zu veranlassen. Dieß gelang glücklich, aber freilich unter unsäglicher Gefahr. Denn hinter ihnen und um sie her heulten die Haufen der wüthend aufgeregten Maori, aus deren Kriegsgefang man deutlich vernahm, daß auch Marion mit seinen 16 Gefährten erschlagen und ausgezehrt worden sei. Am folgenden Tag ward eine Abtheilung Soldaten gegen den Wohnsitz des verrätherischen Häuptlings ausgesandt. Dieser entkam jedoch, und auch sein Dorf war verlassen; aber man konnte aus der Ferne viele der Eingeborenen in den Kleidern der Erschlagenen wahrnehmen. Im Dorfe selbst fand man noch da und dort einen zurückgelassenen Korb mit Menschenfleisch. Nachdem zwei Dörfer in Brand gesteckt waren, verließen die Franzosen die unheilvolle Küste.

Grozet, der uns diese Jammerscenen berichtet, sagt wiederholt, daß den Eingeborenen nicht der geringste Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben worden sei. „Sie behandelten uns,“ schreibt er, „33 Tage lang mit allem Anschein der rücksichtsvollsten Freundslichkeit, und das Alles, um uns am 34. Tage aufzufressen.“ Allein er vergißt das schwere Unrecht, das drei Jahre zuvor sein Landsmann de Surville an denselben Neuseeländern begangen; er erwähnt nicht der empörenden Frevel, welche die französische Mannschaft an den Töchtern des Landes verübt hat. Dr. Thomson aber erzählt in seinem Buche über Neuseeland: „Im Winter 1851 litt ein französisches Fahrzeug Schiffbruch nahe bei der Stelle, wo fast 80 Jahre früher Marion du Fresne und seine Genossen ihr unglückliches Ende gefunden hatten. Da mehrere der Schiffbrüchigen schwer verletzt darnieder lagen, bat mich der Gouverneur [von Neuseeland], an Ort und Stelle zu gehen und den Transport der Unglücklichen nach [der Hauptstadt] Auckland zu bewerkstelligen. Auf dem Wege nun quer durchs Land erwachte ich in einer Nacht und nahm eine Anzahl der neuseeländischen Träger wahr, die um ein Feuer saßen und in lebhaftem Gespräch begriffen waren. Ringsumher lagen mehr als 100 französische aus dem Schiffbruch gerettete und zum Theil schwer verletzte Matrosen und etwa 200 Eingeborene in tiefem Schlaf am Boden. Als ich nun aus dem Gespräch am Feuer den Namen Marion herauszuhören glaubte, stellte ich mich auch schlafend und hörte der Unterredung zu. Da vernahm ich nun, wie sie sich erzählten, daß vor vielen vielen Jahren zwei Schiffe die Inselbay besucht hätten, die von Marion befehligt waren und derselben Nation angehörten, wie die umherliegenden schiffbrüchigen Seelente. Zwischen ihnen (Marion und seinen Leuten) und den Eingeborenen sei nach und nach ein freundschaftliches Verhältniß entstanden, und Marion sei es gewesen, der den Knoblauch auf die Insel gebracht habe, welcher nun ihrer Milch und ihrer Butter die angenehme Würze gebe. Allein vor der Abreise der 'Wiwis' (d. h. Franzosen) hätten diese einen ihrer heiligen Orte verlegt, mit tabuirtem Holz ihre Speisen gekocht und zwei Häuptlinge in Ketten gelegt. Aus Rache dafür hätten dann ihre Vorfahren den Marion und mehrere seiner Gefährten getödtet, wofür dann die 'Wiwis' etliche Dörfer verbrannt und mehrere Maori erschlagen hätten.“

Man sieht, der Bericht der Eingeborenen lautet etwas anders, als der des Lieutenant Grozet; und warum sollten sie weniger Glau-

ben verdienen, als dieser? Ist aber zu verwundern, wenn der Neuseeländer in der Entweihung seiner Heiligthümer und in der ehrlösen Belastung seiner göttlichverehrten Häuptlinge mit Sklavenketten eine Herausforderung zur Rache sieht? Wahrlich nicht sie, sondern die Europäer sind des ersten Anlasses zur Feindseligkeit anzuklagen.

Auch Cooks zweiter Besuch in Neuseeland (1774) war mit schnödem Blutvergießen bezeichnet. Bei einer Landung bot ein Maori einem der Matrosen ein Steinbeil zum Verkauf an. Der Matrose nahm es zur Hand, wollte aber weder dafür bezahlen, noch es wieder zurückgeben; da suchte sich der Eingeborene selbst bezahlt zu machen und nahm einige Brode und Fische, die gerade da lagen, hinweg. Die Matrosen wollten dieß nicht leiden; ein Streit entstand und zwei Maori wurden — erschossen. Aber ehe die Matrosen ihre Flinten wieder laden konnten, wurde die ganze Mannschaft (neun Seelente) von den wüthenden Insulanern mit Keulen erschlagen und aufgezehrt. Zur Rache dafür ward am folgenden Tag eine Abtheilung Marinesoldaten gelandet, durch welche ein Dorf in Brand gesteckt und viele Menschen getödtet wurden. Sollten wohl die mancherlei Nutzpflanzen (Kartoffeln, Rüben, Kohl ic.), welche Cook auf den Inseln einheimisch machte, und die Thiere (Schweine, Geflügel ic.), die er dort einführte, ein Ersatz sein für die vielen Opfer an Menschenleben, die sein fünfmaliger Besuch zur Folge hatte? —

Forster, der Begleiter Cooks, schätzte die Zahl der Eingeborenen Neuseelands ums Jahr 1771 auf etwa 100,000. Es sind keine Thatfachen vorhanden, die auf eine zahlreichere Bevölkerung zu jener Zeit könnten schließen lassen. Aber schon damals war die ganze Nord-Insel nur ein Krieglager, wo Stamm gegen Stamm zu Felde lag und ein gegenseitiger Vertilgungskampf das Geschlecht der Maori einem raschen Untergang entgegen zu führen drohte. Zu diesen innern Nebeln sollte nun aber bald von Außen her neuer Stoff des Verderbens kommen. Durch Cooks Reisen wurde Neuseeland in ganz Europa bekannt. Die Neugierigen lasen mit Entsetzen die Erzählungen von gräßlichen Scenen der Menschenfresserei; Menschenfreunde, wie Benjamin Franklin, entwarfen Pläne für ihre Civilisation; das Parlament in London stellte die Frage auf, ob Neuseeland nicht der geeignete Verbannungsort für deportirte Verbrecher wäre. Allein das natürliche Entsetzen vor Menschenfresserei ließ weder den einen, noch den andern Plan zur Ausführung kommen. Selbst Schiffe, auf

denen der Storbud wüthete, wagten es nicht, die in Sicht liegenden Ufer von Neuseeland zu betreten, obgleich dort die Heilmittel gegen das furchtbare Uebel reichlich zu finden waren; das Grauen vor Kanibalen war stärker, als das augenblickliche Leiden. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nahm der Schrecken allmählig ab. Der immer mehr aufblühende Wallfischfang in der Südsee bis nach den Küsten Neuseelands hin, die Gründung der Straffkolonie in Australien, die Kolonisation der Norfolk-Inseln (1789), und endlich das Verlangen der Handelswelt nach dem herrlichen neuseeländischen Flachs überwog bald jenes Grauen. Ein glücklicher Umstand half zur Herstellung eines freundlichen Verkehrs zwischen Engländern und Neuseeländern. Der Gouverneur der Norfolk-Inseln wußte zwei Eingeborene zu bewegen, mit ihm nach diesen Eilanden zu gehen. Einer von ihnen war ein angesehener Häuptling. Nach sechs Monaten wurden sie wieder in ihre Heimath zurückgeführt, nachdem sie mit Güte aller Art und mit reichen Geschenken überhäuft worden waren. Zugleich brachten sie Maisfamen und eine Zucht trefflicher Schweine als Geschenk für ihr Vaterland mit sich. Ihre Erzählungen weckten im Volke Vertrauen, ja den herzlichen Wunsch nach friedlichem Verkehr mit dem „guten Gouverneur King“ und seiner Nation. Die Folge war, daß zuerst einige kühne Wallfischfänger aus dem Boden Neuseelands sich einsanden und vorsichtig einen näheren freundschaftlichen Verkehr eröffneten. Da die Küsten, namentlich der mittleren Insel, von Wallfischen wimmelten, so wurden bald an verschiedenen Buchten und Sundcn Wallfischfänger-Stationen errichtet. Einzelne Maori wagten es, auf den Schiffen derselben Matrosendienst zu nehmen und gelegentlich die junge Kolonie von Neu-Südwaies zu besuchen; andere, angezogen von den wunderbaren Erzählungen der Heimkehrenden, folgten dem Beispiel. Im Jahr 1805 kam der erste Neuseeländer nach England, wo er sogar der königlichen Familie vorgestellt ward. Andererseits zogen es einzelne brittische Matrosen, des Seelebens müde und geseßelt von den dunkeln glänzenden Augen neuseeländischer Frauen, vor, auf der Küste zu bleiben und mit den Eingeborenen sich zu verbrüdern.*) Bald wurde der Verkehr mit dem

*) Einer der ersten Fälle dieser Art war der eines gewissen Robert Bruce. Er hatte auf der Seefahrt von Neu-Südwaies nach der Inselbay (Neuseeland) einen Maori-Häuptling, der sich auf dem Schiffe befand, während einer Krank-

KARTE
von
NEU-SEELAND

NORD INSEL

AUCKLAND

TARANAKI

WELLINGTON

HAWKE

NELSON

MITTLERE INSEL

URU

CANTERBURY

OTAGO

STEWARTS INSEL



THE

CULTURE OF

THE

THE

THE

noch kurz vorher so gefürchteten Lande immer lebhafter. Die Zahl der europäischen Ansiedler, wenn auch damals noch sehr gering, nahm alljährlich zu, und die neuseeländischen Matrosen waren um ihrer Tüchtigkeit und Anschließlichkeit willen bald in den südlichen Gewässern vor andern gesucht.

3. Vorbereitungen zur Maori-Mission.

Doch es ist Zeit, daß wir zu Samuel Marsden, dem Kaplan von Paramatta, zurückkehren. Während er mit dem evangelischen Ernst eines Jakobus das Amt eines Pfarrers und Seelforgers unter der verwilderten Gemeinde von Verbrechern führte, lebte in ihm zugleich der Missionsgeist eines Paulus, der sich als Schuldner fühlte und bekannte beides der Juden und Griechen, beides der Griechen und Barbaren. Das Lesen von Brainerd's Leben während der Seereise hatte diesen Geist geweckt und genährt. In unmittelbarer Nähe bot ihm das jämmerlich verkommene Geschlecht der Eingeborenen von

heit mit großer Hingebung gepflegt. Bei der Ankunft in der Inselbay (1804) bat ihn der dankbare Häuptling, bei ihm zu bleiben, und bot ihm seine durch Schönheit berühmte Tochter zur Ehe an. Bruce nahm das Anerbieten an und ließ als einer der ersten Kolonisten sich an jener herrlichen Bucht nieder. Seinem jungen Weibe zu Gefallen ließ er sich tätowiren und lebte überhaupt wie ein Eingeborener. Sein freundliches gefälliges Wesen und seine nützlichen Dienste, die er als Dolmetscher zwischen Europäern und Eingeborenen leistete, erwarben ihm bald große Achtung unter dem Stamm. Eines Tags kam ein brittisches Fahrzeug unter Capitän Dalrymple in der Inselbay vor Anker, und letzterer bat Bruce, ihn nach dem Nordcap zu begleiten, wo er Gold zu finden hoffte. Erst nachdem Bruce ein feierliches schriftliches Versprechen erhalten hatte, daß der Capitän ihn wieder nach der Inselbay zurück bringen werde, schiffte er sich mit seinem jungen Weibe auf dem brittischen Fahrzeug ein. Die Hoffnung, Gold am Nordcap zu finden, schlug fehl. Statt nun Bruce und seine Frau wieder nach der Inselbay zurückzuführen, segelte der gewissenlose Capitän Dalrymple nach der Halbinsel Malakka (Hinterindien), setzte Bruce dort ab und fuhr mit dessen schönem Weibe nach Penang, wo er sie als Skavin verkaufte. Bruce, verzweiflungsvoll über die Trennung von seinem geliebten Weibe, verfolgte ihre Spur, fand sie glücklich wieder auf, erhielt sie auf des Gouverneurs Vermittelung zurück und fuhr mit ihr nach Kalkutta, in der Hoffnung, dort ein Fahrzeug zu finden, das ihn nach Neuseeland zurückbrächte. Aber weder Bruce, noch seine Frau kamen je wieder nach der Inselbay. Man hat nichts weiter von ihm gehört. Sein Schwiegervater aber, der Häuptling, war aus Kummer und Herzweh gleichfalls frühe gestorben.

Neuholland (der Papua's) Gelegenheit zur Heidenmission. Ihr Glend fiel ihm auf's Herz. Er gründete eine Schule für ihre Kinder auf eigene Kosten. Noch lange hernach unternahm er immer neue Versuche zu ihrer Rettung. Sie scheiterten alle an der Stumpfheit, Verwilberung und unüberwindlichen Wanderlust dieser Unglücklichen.*)"

Aber ein anderes Geschlecht begegnete ihm jeweilen in den Straßen und am Hafen von Sydney. Es waren junge Neuseeländer, die auf Handelsschiffen und Wallfischfängern Matrosendienste thaten und in Port Jackson für längere oder kürzere Zeit an's Land traten. Sein scharfes Auge erkannte schnell den Unterschied dieser Fremdlinge von den Papua's. „Sie sind,“ schreibt er schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Neu-Südwaies, „sie sind ein prächtiges Geschlecht, an Körperbildung und geistigen Anlagen weit Allem überlegen, was man sonst bei einem Heidenvolke sieht.“ — „Es sind Leute,“ sagt er ein andermal, „von ausgezeichneten Fähigkeiten, von großer Ausdauer in dem, was sie in die Hand nehmen, von merkwürdig sicherem Urtheil über Alles, was in den Kreis ihrer Wahrnehmung fällt, von schneller Fassungskraft und natürlichem Scharfblick, mit dem sie Menschen und Dinge zu beurtheilen verstehen.“ Wie sollte sich Samuel Marsden nicht mächtig zu einem Volke dieser Art hingezogen fühlen?

Der treffliche Mann war freilich damals noch in einem bedenklichen Irrthum befangen. Nach seiner Ueberzeugung sollte der Evangelisirung eines Volkes die weltliche Cultur erst den Weg bahnen. „Civilisation,“ sagt er um jene Zeit, „muß der Befehrung der Heiden vorarbeiten. Da die Eingeborenen auf jenen Inseln noch ganz und gar außer Berührung mit der handeltreibenden Welt stehen, so freundlich sie auch sonst gegen Ausländer sein mögen, so befinden sie sich nothwendig in einem Zustand grober Unwissenheit und Barbarei. Sie sind deshalb weniger vorbereitet für die Aufnahme des Evangeliums, als die Eskimo's in Labrador und die Neger in Westindien. Sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes in einem Naturzustand. Deshalb muß ein Missionar vor Allem die Mittel der Civilisation in Anwendung bringen, und nicht denken, sie seien bereits zur Aufnahme der Segnungen des Evangeliums vorbereitet.“ — „Handel, Gewerbe und Künste,“ sagt er an einer andern Stelle, „sind ihrer

*) Vergl. Miss. Mag. 1860, S. 176 ff.

Natur nach geeignet, Fleiß und Gesittung in einem Volke zu pflanzen; eben dadurch bahnen sie der Einführung des Evangeliums den Weg und legen den Grund für ein christliches Gemeinwesen. . . . Ich meine nicht, daß ein Eingeborener erst eine Hütte zu bauen und eine Art zu verfertigen lernen sollte, ehe man ihm etwas vom Sündenfall und der Erlösung sagt, sondern diese wichtigen Dinge sollten bei jeder schicklichen Gelegenheit ihm mitgetheilt werden, während er Künste und Gewerbe lernt. Beides muß überall und immer Hand in Hand mit einander gehen."

Zwanzig Jahre später freilich hat Marsden aus eigener Erfahrung anders denken gelernt. Er saß mit einem edlen Freunde bei Tische, als dieser das Gespräch auf die Mission brachte. Civilisation, meinte der Freund, müsse der Einführung des Evangeliums vorangehen. „Civilisation," war Marsden's Antwort, „ist nicht nothwendig vor dem Christenthum. Man treibe beides neben einander, wenn man will; aber man wird immer finden, die Civilisation folgt eher dem Christenthum, als umgekehrt. Man rede mit einem armen Heiden einfach von seinem Gott und Heiland, das wird er verstehen. Die Heiden sind keine Dummköpfe, mein Freund; sie fassen göttliche Dinge oft leichter, als die gelehrten Herren bei uns. Das Uebrige wird von selbst kommen." Das hat Marsden aus eigener reicher Erfahrung gelernt; aber im Anfang seiner Laufbahn war es ihm nicht so klar.

Für das Wohl der neuseeländischen Fremdlinge, die nach Sydney kamen, etwas thun zu können, das lag ihm Tag und Nacht auf der Seele. Er sah mit Entrüstung, wie gewissenlos sie von den Kapitänen auf den Schiffen, und von den Kolonisten auf dem Lande mißhandelt, betrogen, ins Elend gebracht wurden. Die Schiffsherren verkürzten oder entzogen ihnen den wohlverdienten Lohn, setzten sie hilflos an irgend einer Küste ans Land und gaben sie oft einem unvermeidlichen Verderben preis. In Neu-Südwaies oder auch in England, wenn sie auf Schiffen dahin kamen, waren sie die willkommenen Beute der Betrüger oder die gründlich verachteten „Halbmenschen", an denen man allen freveln Muth auslassen zu dürfen glaubte. Es war fast Marsden allein, der ein menschliches Gefühl für sie hatte; ja mehr als das, er sah im Geiste schon die ganze schöne, talentvolle Rasse der Maori als ein christliches, gebildetes Volk, — und dafür mitzuwirken, so viel an ihm liege, das war vor Gott sein fester Ent-

schluß. Er näherte sich ihnen, wo er sie fand, sorgte um ein Unterkommen für sie in der Stadt, oder verschaffte ihnen ein Schiff zur Rückkehr in ihr Vaterland. Kam ein Häuptling nach Sydney, wie dieß nicht selten geschah, so nahm Marsden ihn wohl auch in seinem eigenen Hause auf und erwies ihm alle erdenkliche Liebe. „Mein Vater,“ schreibt eine seiner Töchter, „hatte oft gegen 30 Neuseeländer in seinem Pfarrhause wohnen. Er besaß eine ungewöhnliche geistige Macht über sie. Einmal geschah es, daß ein junger Mann, der Nefte eines Häuptlings, (beide wohnten unter unsrem Dache) bei uns starb. Sofort machte sein Oheim Anstalten, einen seiner Sklaven zu opfern, damit er den Geist des Jünglings als Diener in die andere Welt begleite. Mein Vater war gerade abwesend, und wir Uebrigen vermochten das Leben des jungen Maori-Sklaven nur dadurch zu retten, daß wir ihn in einem unsrer Zimmer versteckten. Kaum aber war mein Vater zurückgekehrt, so sprach er sehr ernst mit dem Häuptling, und dieser versprach, das Leben des Unglücklichen zu schonen. Auch stand er wirklich davon ab, ihn zu schlachten, obgleich er oft und viel es bejammerte, daß sein Nefte nun in der andern Welt ohne Bedienung sei. Zugleich schien er sich vor der Rückkehr nach Neuseeland ordentlich zu fürchten, indem der Vater des Verstorbenen ihm ohne Zweifel große Vorwürfe machen werde, daß er meinem Vater zu lieb von dem Vorhaben abgestanden sei.“

Doch damit gab Marsden sich nicht zufrieden. Er stiftete einen Verein zum Schutz der Eingeborenen (der Papua's von Neuhollland sowohl, als der Neuseeländer) und gründete ein Seminar für jugendliche Maori, das längere Zeit in seinem eigenen Hause zu Paramatta seinen Sitz hatte und ganz unter seiner Leitung stand. Der Zweck desselben war zunächst, diese Fremdlinge mit Ackerbau und Gewerbe bekannt zu machen, sie an Fleiß und Thätigkeit zu gewöhnen und so, wie er meinte, sie „für das Evangelium vorzubereiten.“ Allein es stellte sich heraus, daß nicht nur die veränderte Lebensweise und das Klima von Neu-Südwaless ihnen verderblich, sondern daß auch dieser „Vorbereitungsweg“ überhaupt ein endloser Unweg war, der nicht zum Ziele führte. Es mußte später (1821) dieser ganze Plan, auf welchen Marsden so große Hoffnungen gesetzt hatte, verlassen werden.

Mittlerweile aber hatte schon längst (seit 1795) in England der neue Missionsgeist sich geregt. Am 10. August 1796 waren von Lon-

don, im Dienste der neugegründeten Londoner Missionsgesellschaft, dreißig Friedensboten auf einem eigenen Missionschiff nach Tahiti gegangen und dort am 6. März des folgenden Jahres glücklich gelandet. Marsden nahm an dieser großen und folgereichen Unternehmung von allem Anfang an den lebhaftesten Antheil. Er freute sich wie ein Kind über die ersten hoffnungsvollen Anfänge dieser Südsee-Mission, und trauerte mit dem tiefsten Schmerze über die nur allzu schnell sich einstellenden Unglücksfälle. Doch Niemand war ferner davon, zu verzagen, als Marsden. Die Missionare, welche, verzweifeln an dem Erfolg der Mission, Tahiti schmählich verlassen hatten, nahm er brüderlich in sein Haus auf, stärkte ihren Muth und half ihnen mit Rath und That wieder zurecht. Die eigentlich untren gewordenen Brüder aber straste er mit durchschneidendem Ernst und rief sie zur Buße und zu den „Werken der ersten Liebe.“ Endlich an die Direktoren der Londoner MG. richtete er unter dem 30. Januar 1800 ein ausführliches Schreiben, das noch heute eines der wichtigsten Dokumente für die Leiter der Missionen sein dürfte. „Die große Hauptsache,“ sagt er darin, „ist die, daß die rechten Leute gesendet werden; sonst hilft Alles nichts. Ein Missionar muß ein Mann sein von wahrer gesunder Frömmigkeit, wohl vertraut mit dem natürlichen Verderben unsres Herzens, aber auch erfahrungsmäßig bekannt mit der umwandelnden Kraft des Evangeliums; er soll nicht ein Neuling sein; er soll nicht allein untadelig sein im Wandel, sondern auch in Kenntnissen wohl unterrichtet; nicht genommen von den Hefen des gemeinen Volks, sondern mit einiger Bildung ausgerüstet, ein Mann mit freiem unbefangenen Blick. Er sollte eher ein lebhaftes, energisches, regsamtes Temperament besitzen, als trübselig und schwerfällig sein. Ein trübseliger, unwissender Mensch wird auch den Heiden widerwärtig sein und ihre Verachtung auf sich ziehen. Je freundlicher, angenehmer und gewandter ein Missionar ist, desto leichter wird er das Vertrauen und die Liebe der Heiden sich erwerben. Nach meiner Meinung ist ein Mensch von melancholischem Temperament untauglich für die Mission. Er wird die Mühsale, die mit seinem Berufe verbunden sind, nicht zu ertragen vermögen; ja er wird alle Gefahren und Schwierigkeiten nur noch vergrößern und sie schlimmer darstellen, als sie in Wirklichkeit sind. . . . Ein Missionar sollte verheirathet sein. Eine Missionsfrau, die mit ihrem Mann in die Heidenwelt geht, wird keine ungewöhnlichen Gefahren von Seiten der Eingebor-

renen zu befürchten haben; dagegen wird sie, wenn sie eine verständige und tüchtige Frau ist, der größte Trost, ja der sicherste Schutz für ihren Mann sein, seine Mühen ihm versüßen und seine Last ihm tragen helfen."

Marsden blieb sein Leben lang ein treuer Berather und Freund der Südsee-Missionare und der Londoner Missionsgesellschaft. Doch stand die letztere durch ihre Zusammensetzung aus Dissenters (Independenten) ihm, dem Mann der Episcopalkirche, eher etwas ferne. Er hatte zwar nicht eine Spur von Hochkirchenthum in seinen Adern; er stand Allen, die den Herrn Jesum lieb hatten, gleich brüderlich nahe, ohne nach ihrer kirchlichen Farbe zu fragen; doch hing er von Herzen an seiner anglikanischen Kirche, in deren Diensten er stand. Als deshalb (seit 1799) auch die Glieder der bischöflichen Kirche Englands zum Bewußtsein ihrer Missionspflicht erwachten und die kirchliche MG. 1804 ihre ersten Sendboten nach Afrika und Indien abzuordnen anfieng, da schloß er sich, ohne der Südsee-Mission auch nur für einen Augenblick sich zu entfremden, mit dem lebhaftesten Interesse an sie an. Afrika freilich und Indien lag ihm allzuferne; aber Neuseeland? Sollte die kirchliche Mission nicht hier ein herrliches Arbeitsfeld, das schönste und hoffnungsvollste, finden? Seine Wünsche und Hoffnungen wurden mehr, als er selbst geahnt hat, im Lauf der Zeiten erfüllt.

Marsden kehrte mit Ende 1807, nach vierzehnjährigem Aufenthalt in Australien, nach England zurück, um dort persönlich sowohl die Interessen der jungen Kolonie von Neu-Südwales, als das Wohl Neuseelands mit all der Liebe und Energie zu vertreten, die ihm eigen war. Was er für jene gethan und erreicht, liegt uns hier ferne. Wir haben ausschließlich mit der Maori-Mission uns zu beschäftigen.

Von dem Palast des Kolonialministers und von dem königlichen Schloß sah man immer wieder den einfachen Kaplan von Paramatta nach jenem Hause in der City wandern, wo die kirchliche MG. ihre Sitzungen hielt. Hier hörten die edlen Männer der Kommittee mit steigendem Interesse die Schilderungen von dem reichbegabten Volke Neuseelands. Marsden war kein Enthusiast. Er malte die Dinge nie und nirgends mit den Farben einer leichtgläubigen Phantasie. Sein ganzes Wesen war allzu nüchtern, als daß er die Dinge anders gesehen oder geschildert hätte, als wie sie seinem gesunden Urtheil erschienen waren. Auch war man überhaupt durch die Erfahrungen

der Tahiti-Mission nüchterner geworden. Um so mehr Gewicht aber hatte sein Wort, wo er wirklich lebhaftere Hoffnungen erweckte. Die Kommittee gieng mit freudigem Muth und Vertrauen in den Vorschlag ein, eine Mission in Neuseeland zu beginnen. Auch hier legte Marsden in einem wichtigen Dokument den Leitern der kirchlichen Mission seine Ansichten von der Art und Weise vor, wie die Arbeit zu beginnen und fortzuführen sei. Daß „die Civilisation dem Evangelium erst den Weg zu bereiten habe,“ war auch hier noch Marsden's Ansicht. Darin aber wichen die Männer der Kommittee von ihm ab. „Wir wünschen,“ heißt es in der Instruction, welche bald darauf den ersten Missionaren mitgegeben ward, „daß unsre Sendboten in allen unsern Missionen so viel Zeit als möglich, ja wo möglich ihre ganze Kraft und Zeit, zuerst der Erlernung der Landessprache und dann der unablässigen und treuen Predigt des Evangeliums unter den Eingeborenen widmen. . . . Nehmet nicht irrthümlich Civilisation für Befehrung. Glaubet nicht, daß die Heiden, wenn sie an Einsicht, an Kenntniß von Gewerben und Künsten und an äußerem Anstand sich über ihre Volksgenossen emporgeschwungen haben, deshalb auch schon Christen seien, und meiner dann ja nicht, als wenn nun eure Aufgabe gelöst sei. Unser Ziel steht viel höher; wir möchten sie zu Kindern Gottes und Erben seiner Herrlichkeit machen. Das sei euer Begehren, euer Gebet, eure Arbeit unter ihnen. Und während ihr euch freuen möget, wenn ihr den Eingeborenen auch in äußeren Dingen irgend etwas Gutes thun könnet, so denkt daran, daß wenig oder nichts gethan ist, ehe ihr sehet, daß die, welche todt waren in Sünden, lebendig geworden sind in Christo.“

Nach zweijährigem Aufenthalt im Vaterlande kehrte Marsden (August 1809) für immer nach Australien zurück. Mit ihm fuhren auf dem gleichen Schiffe zwei liebe junge Brüder, William Hall und John King, welche die Ehre hatten, die ersten Friedensboten für Neuseeland zu sein. Es waren junge unordinirte Handwerker; denn es fehlte unter den Theologen an solchen, die dem Ruf des Herrn in die Heidenwelt zu folgen willig gewesen wären. Später folgte ein dritter Laienbruder, Thomas Kendall. Erst im Jahr 1815 konnte ein ordinirter Missionar, John Butler, in die Maori-Mission nachgesandt werden. Aber ein viel wichtigerer Bahnbrecher dieser Mission befand sich, ohne daß Marsden es ahnte, auf dem gleichen Schiffe, auf dem er nach Neu-Südwaless zurückkehrte.

Die Ann, so hieß das Fahrzeug, auf welchem Marsden bei seiner Rückreise sich einschiffte, war schon einige Tage auf der hohen See, als unser Freund auf dem Vorderkastell unter den andern Matrosen einen Mann bemerkte, dessen dunklere Haut und elendes Aussehen sein ganzes Mitgefühl weckte. Er war in einen alten Mantel gehüllt, sah krank und schwach aus und hatte einen schlimmen Husten mit häufigem Blutspucken. Er saß sehr niedergeschlagen am Boden, und es schien, als wenn sein Leben nur noch wenige Tage dauern könnte. Es war Ruatara (in den Missionsberichten auch „Duaterra“ genannt), ein neuseeländischer Häuptling, der nach Gottes Rath von so großer Wichtigkeit für die Mission werden sollte. Seine Geschichte, wie Marsden selbst sie erzählt, ist fast zu wunderbar, als daß sie Dichtung sein könnte.

Ein Wallfischfänger, die Argo genannt, landete 1805 in der Inselbay (an der Nordostküste), und Ruatara, nach fremden Ländern und Abenteuern lüstern, ließ mit zwei Genossen auf demselben als Matrose sich anwerben. Die Argo segelte fünf Monate lang an der Küste Neuseelands hin und her und kam dann nach Port Jackson, dem nachmaligen Sydney in Neu-Südwaes. Nach einer abermaligen sechsmonatlichen Fahrt an den Küsten von Neuhollland zum Behuf des Wallfischfangs, kehrte das Fahrzeug aufs Neue nach Port Jackson zurück. Ruatara hatte während dieser Zeit gemeine Matrosendienste gethan, — ein Leben, für das er eine leidenschaftliche Vorliebe in sich trug. Aber nun sollte er etwas von jener schändlichen Gewissenlosigkeit erfahren, über welche die Neuseeländer so hundertfach zu klagen Ursache hatten. Er wurde am Ufer von Sydney im Stich gelassen, ohne Freund und ohne den geringsten Lohn für seine Dienste.

Uebrigens fand er bald wieder ein Schiff, den Wallfischfänger Albion, das ihn als Matrose aufnahm. Der Kapitän benahm sich ehrenhaft gegen Ruatara, zahlte ihm seinen Lohn in verschiedenen europäischen Artikeln und setzte ihn nach sechs Monaten an der Inselbay ab, wo sein Stamm wohnte. Hier blieb er ein Halbjahr, als die Santa-Anna, auf ihrem Weg nach der Südsee, wo sie Seehundselle suchte, in der Bay Anker warf. Der wanderlustige Ruatara schiffte sich abermals ein. An den Norfolk-Inseln ward er mit 14 andern Matrosen und ausgerüstet mit einem färglichen Vorrath von Wasser, Brod und gesalzenem Fleisch, ans Land gesetzt, um dort Seehunde zu fangen, während das Schiff für kurze Zeit nach Neu-

feeland zurückkehren wollte, um süße Kartoffeln und Schweinefleisch einzuhandeln. Bei seiner Rückkehr konnte das Schiff einen ganzen Monat lang der Küste der Norfolk-Insel nicht nahe kommen, weil ein heftiger Gegenwind es in die See trieb. Die Seehundsfänger am Ufer waren in größter Noth, und Ruatara, obwohl an alle möglichen Entbehrungen gewöhnt, sprach von jenen drei Monaten als von einer der schwersten Zeiten seines Lebens. Völlig entblöst von Lebensmitteln auf einer durchaus wüsten Insel mußte er mit den Andern von Seehunden und Seevögeln leben und von dem wenigen Regenwasser, das man bei vorübergehenden Regenschauern zu sammeln vermochte. Drei seiner Gefährten, zwei Europäer und ein Tahitier, erlagen diesen Mühsalen.

Endlich gelang es der Santa Anna, die Unglücklichen zu erlösen, und nun schickte sie sich an, mit der gewonnenen reichen Beute nach Europa zurückzukehren. Damit bot sich dem jungen Ruatara Gelegenheit dar, einmal das längst gehegte brennende Verlangen zu befriedigen, jenes ferne wunderbare Land zu besuchen, von welchem so große Schiffe in diese Gewässer kamen, und mit seinen eigenen Augen den großen „Häuptling“ eines so mächtigen Volkes zu sehen. Er wagte ohne Zaudern als gemeiner Matrose die große Reise, um England und den König Georg zu besuchen. Die Santa Anna lief im Juli 1809 in die Themse ein, und Ruatara erinnerte den Kapitän an sein Versprechen, ihm wenigstens den Anblick des brittischen Königs zu verschaffen. Aber aufs Neue mußte er etwas von der Treulosigkeit der Europäer erfahren. Das eine Mal sagte man ihm, Niemand dürfe den König Georg sehen; das andere Mal, man könne das Haus nicht finden, wo er wohne. Das schlug den Armen sehr darnieder. Er sah wenig von London, wurde schlecht behandelt und erhielt selten Erlaubniß, ans Land zu gehen. Als nach fünfzehn Tagen die Santa Anna ihre Fracht ausgeladen, erklärte ihm der Kapitän, er habe sich an Bord der Ann zu begeben, welche von der Regierung gemiethet worden war, um Verbrecher nach Neu-Südwaless zu transportiren. Die Ann war bereits mehrere Meilen weit die Themse hinab (nach Gravesend) gefahren, und Ruatara bat den Kapitän um seinen Lohn und um Kleider. Dieß ward ihm geradezu verweigert, indem man ihm sagte, der Eigenthümer des Schiffes wohne in Sydney, und dort werde er zwei Flinten als Lohn erhalten, wenn er in Neu-Südwaless ankäme. Aber es war nur Betrügerei.

Dieß war der Mann, den Marsden, als die Ann bereits auf hoher See war, auf dem Verdeck fand. „Ich fragte den Kapitän unsres Schiffes,“ schreibt er selbst, „wie er mit Ruatara zusammengetroffen sei, und auch den letzteren fragte ich, was ihn nach England geführt, und wie es gekommen, daß er so elend und jämmerlich aussehe. Er sagte mir, daß er an Bord der Santa Anna Unsägliches erduldet, daß die englischen Matrosen ihn geschlagen hätten (woher auch sein Blutspucken komme), und daß der Kapitän des Schiffes ihn um all seinen Lohn betrogen, ihn auch verhindert habe, den König zu sehen. Wahrlich ich wäre glücklich gewesen, hätte ich den Kapitän der Santa Anna für diese Gottlosigkeit zur Rechenschaft ziehen zu können; aber ach, nun war es zu spät. Ich versuchte, den Unglücklichen in seinem Leide zu trösten, und versicherte ihn, daß er auf diesem Schiffe vor Mißhandlungen gesichert sei, und daß für seine Bedürfnisse gesorgt werden solle.“

Durch die freundliche Pflege, welche von nun an Ruatara erfuhr, genas er allmählig und blieb für die erfahrene Liebe auch nachmals herzlich dankbar. Marsden nahm ihn nach seiner Ankunft in Sydney für sechs Monate in sein Haus und unterrichtete ihn im Landbau und in der Schrift. Als er aber wünschte, in sein Vaterland zurückzukehren, verschaffte ihm sein Freund und Wohltäter eine Schiffsgelagegenheit dahin. Dort werden wir ihm wieder begegnen.

Aber warum giengen die beiden Brüder Hall und King nicht sofort auch mit Ruatara? „Die lieben Brüder,“ schreibt Marsden unter dem 26. Okt. 1810, „sind noch nicht nach Neuseeland gegangen in Folge eines traurigen Streits, der zwischen den Eingeborenen und der Mannschaft des Schiffes Boyd ausgebrochen ist.“ Es war dieß eine Wiederkehr ähnlicher herzerreißender Gräuelszenen, wie wir deren bereits oben mehrere erwähnt haben. Der Boyd hatte mehrere Neuseeländer an Bord, unter ihnen den Sohn eines angesehenen Häuptlings, welche sämtlich nach ihrer Heimath (Wangaroa, an der äußersten Nordostküste der Nordinsel) gebracht werden sollten. Der Häuptlingssohn, stolz auf seine Geburt, weigerte sich, gemeine Matrosendienste zu thun; der Kapitän aber ließ ihn verb züchtigen und gab ihn überdieß dem Hohngelächter der Mannschaft preis. Der junge Maori verbiß seinen Grimm und wußte sich sogar während der Ueberfahrt das Vertrauen des Kapitäns zu gewinnen, ja ihn zu bewegen, bei Wangaroa Anker zu werfen. Hier erzählte der stolze

tiefverleßte Neuseeländer die erlittene Behandlung, und zeigte seinem Vater die Narben, die sein Rücken noch von den erduldeten Streichen trug. Mehr bedurfte es nicht. Der Kapitän wurde mit einem Theil seiner Mannschaft aus Land gelockt, erschlagen und aufgezehrt. Dann ward das Schiff selbst genommen und verbrannt. Nur eine Frau, zwei Kinder und ein Kajütenjunge entgingen dem Gemetzel. Der letztere ward von dem jungen Häuptlingssohn selbst gerettet, weil er ihm einst eine kleine Gefälligkeit erwiesen. Die andern drei wußten sich zu verstecken, und wurden später durch ein anderes Schiff gerettet. — Im folgenden Jahr (16. März 1810) hatte die englische Brigg *Agnes* das gleiche Schicksal. Das Schiff ward mit List von den Maori genommen und verbrannt, der größere Theil der Mannschaft aber gebraten und verzehrt. Beide Trauerposten trafen den treuen Marsden, als er eben Neu-Südwaless wieder erreichte. Aber noch eine andere niedererschlagende Kunde traf um dieselbe Zeit in Sydney ein. Die Tahiti Mission schien sich vollständig auflösen zu wollen. Entmuthigt durch die völlige Erfolglosigkeit ihrer Arbeit, durch Mißverständnisse getrennt unter sich selbst, von der Angst vor den Eingeborenen unaufhörlich gepeinigt, hatten mehrere der Missionare ihre Posten verlassen und waren nach Neu-Südwaless geflohen. Das so großartig begonnene Werk schien seinem Untergang rasch vollends entgegen zu gehen.

Die ersten Versuche sind selten erfolgreich. Man muß das in Demuth sich gefallen lassen gemäß dem Grundsatz des Reiches Gottes, wornach Er erst Herz und Sinn seiner Knechte reinigen und ihren Eifer läutern muß. Sie müssen erst ihre Schwachheit, ihr Unvermögen fühlen lernen. Wo sie Ehre und rasches Gelingen erwarten, muß ihnen Widerstand, vielleicht Spott und Hohn begegnen. In der Schule der Widerwärtigkeiten müssen sie lernen, daß am Ende die höchste Weisheit darin besteht, das Kreuz Christi willig auf sich zu nehmen und sich unbedingt von der Hand Gottes leiten zu lassen. Die rechten Jünger des Herrn erfahren es, daß das unsre liebsten und gesegnesten Arbeiten werden, die für eine Zeitlang am wenigsten uns gelingen, uns am meisten demüthigen und die größten Sorgen und Aengsten uns gebracht haben. Deshalb ist „ein Geduldiger besser, denn ein Starker; und der seines Muthes Herr ist, besser denn der Städte gewinnt.“

Die Tahiti Mission wäre sicherlich, wenigstens für eine Zeit-

lang, aufgegeben worden, hätte nicht Marsden mit seiner bewundernswürdigen Festigkeit und Weisheit der allgemeinen Muthlosigkeit sich entgegengestemmt. „Lieber will ich meine Kaplanei aufgeben,“ schrieb er nach London, „und selbst nach Tahiti gehen, als daß diese Mission aufgelöst werden sollte.“ Doch war es keine leichte Aufgabe, Andern seinen eigenen Glaubensmuth einzuhauchen oder den ganz verzagten jungen Männern neue Hoffnung, neue Freudigkeit einzufößen. Er fühlte die Schwierigkeit und handelte demgemäß. Statt die flüchtigen und entmuthigten Leute mit strengem Ernst anzulassen und auf ihrer sofortigen Rückkehr nach Tahiti zu bestehen, nahm er sie mit patriarchalischer Herzlichkeit in sein Pfarrhaus zu Paramatta auf und ließ sie da an seiner und der Seinigen Liebe erst wieder warm werden. Nach und nach erst, als ihre Gesundheit sich gestärkt, ihr Muth sich gehoben hatte, fieng er an, wieder von den großen Hoffnungen der Mission zu reden und die Sache ruhig mit ihnen durchzusprechen. Freilich redet er in seinen Briefen aus jener Zeit auch von seinen „sorgenvollen Tagen und schlaflosen Nächten“; aber seine Liebe, seine Weisheit, sein Glaube siegte. Die Missionare fiengen selbst an, von ihrer Rückkehr auf den verlassenem Posten zu reden, und als sie endlich dem theuern Hause zu Paramatta Lebewohl sagten, um ihr Angesicht aufs Neue Tahiti zuzuwenden, da geschah es freilich nicht in dem frühern stolzen Selbstgefühl, das ja doch nur ein schwacher Rohrstab ist, sondern im Geiste der Demuth und gläubigen Anhängigkeit von Dem, der allein den Sieg zu geben vermag. Jedermann aber weiß, wie von da an die Südsee-Mission eine ganz andere herrliche Wendung nahm.

Und Neu-Seeland? Sollten jene Schreckensscenen, welche, so eben erst dort stattgefunden, im Stande gewesen sein, in Marsden die Gewißheit zu erschüttern, daß auch das Kannibalenvolk der Maori dem Gesalbten des Herrn zum Erbe und alle ihre Gränzen zum Eigenthum noch werde gegeben werden? Nimmermehr! „Ich weiß gewiß,“ schreibt er, „Neu-Seeland wird noch ein Garten Gottes werden. Man muß der Sache Zeit lassen, damit die erhitzen Gemüther sich wieder stillen und das Vertrauen wiederkehre.“ Er hatte den Plan, die Brüder Hall, King und Kendall selbst nach Neu-Seeland zu begleiten und mit eigener Hand den Grund der neuen Mission zu legen. Aber dieß ließ der Gouverneur von Neu-Süd-Wales, unter welchem Marsden stand, unter keiner Bedingung zu. Alles was er

erlangen konnte, war die Gestattung, ein eigenes Schiff, wenn anders ein Kapitän zu diesem gefahrvollen Unternehmen sich sollte willig finden lassen, zu miethe und die drei Missionare als Bahnbrecher nach Neu-Seeland zu senden; sollte Alles gut ablaufen und das Schiff glücklich zurückkehren, so sollte Marsden die Erlaubniß haben, zu folgen. Eine Zeitlang fand sich kein Seemann, welcher Muth genug gehabt hätte, nach jenem Lande des schrecklichsten Kannibalismus zu fahren. Endlich erbot sich Einer, die Reise um die Summe von 600 Pf. Sterl. (Fr. 15,000) zu wagen; allein dieß gieng weit über Marsden's Vermögen. Da gewann ein Gedanke, den er schon seit einiger Zeit in sich bewegt hatte, immer bestimmtere Gestalt und Lebendigkeit in seinem Gemüth. Wenn die Missionen auf Tahiti und anderwärts in den Gewässern der Südsee in lebendigem Verkehr mit der Heimath, sowie unter einander erhalten werden sollten, — eine Sache, die von so großer Wichtigkeit war, — so durfte dieser Verkehr nicht von den seltenen und zufälligen Gelegenheiten abhängen, die sich durch Handelschiffe und Walffischfänger etwa darbieten; es bedurfte eines eigenen Missionschiffs, das regelmäßig zwischen den Missionsstationen und Neu-Südwaies hin und her fuhr. Heute, wo wir dieses schreiben, besitzt jede Missionsgesellschaft, welche Missionen in der Südsee hat, ihr eigenes Missionschiff; es sind deren drei oder vier. Marsden aber war es, in dessen klarem Geiste die Sache zuerst sich gestaltete, und der auch zuerst sie zur Ausführung brachte. Er wandte sich an die kirchliche und die Londoner MG. mit dem Vorschlag, es möchten beide Gesellschaften gemeinschaftlich Ein Schiff erwerben und für ihre Missionen im Gang erhalten. Allein der Plan war zu neu; man zögerte mit einem Entschluß. Da kaufte Marsden auf eigene Kosten die Brigg (zweimastiges Schiff) *Aktive* um 500 Pf. Sterl. (Fr. 12,500) und sandte endlich (im Jahr 1814) die beiden Brüder Hall und Kendall nach der Inselbay in Neu-Seeland. Es sollte zunächst nur ein vorübergehender Besuch sein. Ein Schreiben von Marsden an Ruatara sollte ihnen eine freundliche Aufnahme bereiten. Zugleich bat er den Letzteren darin, mit den Brüdern bei ihrer Rückkehr auf der *Aktive* zu ihm zu kommen und zwei oder drei befreundete Häuptlinge mit sich zu bringen.

4. Das Weihnachtsfest von 1814.

Es ist für jeden denkenden Christen ein besonders tief empfundenes Bedürfniß, in seiner eigenen Lebensführung die Spuren der Alles ordnenden, Alles regierenden Weisheit und Liebe seines Gottes aufzusuchen; und was ist dann süßer, tröstlicher, glaubensstärkender, als überall, selbst in den kleinsten Dingen seiner Führung, einen göttlich geordneten Zusammenhang, ein wunderbares Ineinandewirken der Umstände und einen durch Alles sich hindurchziehenden Plan göttlicher Weisheit zu entdecken! Was aber für den einzelnen Christen seine eigene besondere Lebensführung ist, das ist für die ganze Gemeinde des Herrn die Entwicklung des Reiches Gottes im Großen. Auch hier fühlen wir das gleiche Bedürfniß, nach einem Plan Gottes zu suchen, aber auch dieselbe unvergleichliche Glaubensstärkung, indem wir eine göttliche Planmäßigkeit in Allem, auch in den kleinsten Umständen, entdecken. Da erscheint uns dann nichts unbedeutend oder nichtsagend; und was an sich werthlos erscheinen möchte, wird groß und bedeutungsvoll durch den Zusammenhang mit dem Ganzen.

Wir haben in dem eigenthümlichen Zusammentreffen Marsden's mit dem jungen Ruatara ein solches Glied in der wunderbaren Kette von Umständen erkannt, die zur Evangelisirung Neuseelands zusammenwirken mußten. In dem weiteren Verlauf der Dinge werden wir noch anderen ähnlichen Gliedern in dieser Kette begegnen.

Ruatara befand sich wirklich auf der Inselbay, um die Missionsbrüder willkommen zu heißen, und um jene Güte, die er von seinem väterlichen Freunde zu Paramatta erfahren, zehnfach an den jungen Männern zu vergelten, die er ihm auf der Aktive zugesandt hatte. Ein denkwürdiger Umstand aber mußte nach Gottes gnädigem Rath dazu beitragen, auch die Herzen der übrigen Neuseeländer den Fremdlingen freundlich zuzuwenden. Ruatara hatte von Marsden einen Vorrath von Waizen mitbekommen, den er bei seiner Rückkehr in seine Heimath zur Ansaat verwenden sollte. Noch nie aber hatte bis dahin ein Fruchtfeld irgend welcher Art seine goldenen Aehren auf dem üppigen Boden der Inselbay gewiegt. Dem verständigen Ruatara gebührt die Ehre, das erste Waizenfeld auf einem Boden angesäet zu haben, welcher vierzig Jahre später an Ueppigkeit und Fülle der Ernten und an Mannigfaltigkeit ihrer Fruchtarten sich mit den herrlichsten

Ebenen von Polen oder England sich messen sollte. Die benachbarten Häuplinge und ihre Stämme sahen mit Verwunderung erst die grünen Halmen und dann das reisende Korn; und als Ruatara sie versicherte, daß dieses Waizensfeld das Mehl liefern werde, aus welchem das köstliche Brod und der Schiffszwieback bereitet sei, den sie auf englischen Schiffen schon gekostet hätten, so rissen sie etliche Halme aus dem Boden, in der Hoffnung, an der Wurzel ähnliche Knollen zu finden, wie sie es bei ihren süßen Kartoffeln und bei einigen Farrenträutern gewohnt waren. Daß die Aehren selbst den edlen Stoff zum Brode tragen sollten, das war ihnen unglaublich. Ruatara, meinten sie, wolle sie zum Besten haben, oder er sei wohl gar selbst der Betrogene; was ein Mensch, der so in aller Welt herumgestrichen sei, ihnen erzähle und sage, das sei wahrlich nicht immer lautere Wahrheit. Nun, das Waizensfeld war endlich gezeitigt; es wurde eingärntet und ausgedroschen. Da erst fiel es dem guten Ruatara zu nicht geringem Schrecken ein, daß es ihm an einer — Mühle fehle. Er versuchte das Korn mit einer Kaffeemühle zu mahlen, die er für einige Tage von einem vor Anker liegenden Schiffe geborgt hatte, aber es gelang nicht recht. Und nun gieng es ihm, wie dem Erfinder der Dampfmaschinen, er wurde von seinen eigenen Leuten verlacht über seine Einfalt. Es ist aber lehrreich, daß Ruatara nicht auf die aller-einfachste Idee des Alterthums und des Morgenlandes verfiel, zwischen zwei Steinen oder in einer Art Mörser das Korn zu zerstoßen; denn es ist ein allgemeiner charakteristischer Zug der heidnischen Naturvölker, daß ihnen alle Erfindungsgabe abgeht. Doch hier war Gottes Hand in der Sache.

Die Brüder, die mit der Aktive in der Inselbay landeten, brachten von Marsden ein kleines Geschenk für Ruatara mit sich. Es war eine — Handmühle. Mit leuchtenden Augen stand der junge Neuseeländer vor dieser unbeschreiblich willkommenen Gabe und machte sich unverzüglich daran, sein Korn zu mahlen. Seine Freunde sammelten sich in Schaaren, um das Experiment mit anzusehen, noch immer in ihrem Unglauben beharrend; als aber das weiße reine Mehl anfang unter der Maschine sachte herauszufließen, da kannte ihr Erstaunen keine Gränzen. Und als darauf ein Brodfuchen, in einer Pfanne rasch gebacken, zum Vorschein kam, da jauchzten und tanzten sie vor Freude. Nun stieg Ruatara rasch zu hohen Ehren in ihren Augen. Nun ward ihm Alles geglaubt; nun glaubte man ihm

auch, daß die Missionare, die zu ihnen gekommen, gute Männer und ihre besten Freunde seien.

Nachdem die Missionsbrüder einige Wochen in der Inselbay verweilt und das Vertrauen der Eingeborenen sich durch Freundlichkeit und uneigennützigte Liebe erworben hatten, kehrten sie auf der Aktive gemäß Marsden's Anweisung nach Sydney zurück. Mit ihnen kam Ruatara mit sechs andern Häuptlingen, unter ihnen der berühmteste Hongi (oder Schongi), Ruatara's Oheim, der mächtigste und bedeutendste unter den Maori-Häuptlingen. So groß war das Vertrauen, das Marsden's Name und das freundliche Wesen der Missionare eingestößt hatte. Die Aktive erreichte Sydney den 22. August 1814. Marsden's Freude war unbeschreiblich. „In wenigen Tagen,“ schreibt er am 7. Okt. 1814 nach London, „hoffe ich selbst nach Neuseeland zu gehen und zu sehen, was ich für das zeitliche und ewige Wohl der Maori thun kann. Sie sind ein prächtiges Geschlecht, wie es nur irgend eines in der Welt geben kann. Hoffentlich wird es mir gelingen, den scheußlichen Missethaten ein Ende zu machen, welche in den letzten Jahren dort stattfanden. Es ist den Eingeborenen unsäglich viel Unbill widerfahren, man mag auch gegen sie sagen, was man will. Die Zeit ist nun gekommen, wie ich glaube, daß ihnen das Evangelium gepredigt werde, und daß sein herzerfreulicher Schall in jene finstern Orte der Sünde und geistlichen Knechtschaft dringe. . . Meine eigenen Mittel haben bis dahin ausgereicht, um die ersten Schritte zur Gründung der Mission zu thun, und ich zweifle keinen Augenblick, der Herr wird sie gelingen lassen.“

Am 19. November 1814 schiffte Marsden nach der Inselbay sich ein. „Die Zahl der Personen an Bord der Aktive,“ schreibt er selbst, „ist 35: der Schiffsmeister mit Frau und Sohn, die Brüder Kendall, Hall und King mit Frauen und Kindern, acht Neuseeländer, zwei Tahitier und vier Europäer, die zur Schiffsmannschaft gehören; dazu Herr Nicholas [sein Freund Marsden's] und ich; auch haben wir bei uns zwei Säger, einen Schmied, und einen entlaufenen Deportirten, den wir erst nach unsrer Abfahrt auf dem Schiff entdeckten; ferner einen Hengst und zwei Stuten, einen Ochsen und zwei Kühe, samt einigen Schafen und allerlei Geflügel.“ — Am 15. Dez. kam die Inselbay in Sicht. Am folgenden Tag ruderte ein Boot heran, um Lebensmittel zum Kauf anzubieten, bald darauf ein Häuptling, der samt seinen Leuten auf's Schiff sich wagte. Marsden nannte ihnen

seinen Namen, und in diesem Augenblick war nur Jubel und Freude unter den Eingeborenen. Ein Jeder wünschte mit dem Vater und Freund der Maori nach Landessitte „die Nase zu reiben.“ „Von da an war alle Furcht bei uns und ihnen weg,“ schreibt er selbst, „und Jedermann beehrte uns irgend eine Aufmerksamkeit zu erweisen.“ Einige Tage später ward vor Wangaroa (nahe bei der Inselbay) Anker geworfen, — an derselben Stelle, wo fünf Jahre früher die Mannschaft des Boyd geschlachtet wurde, und dieselben Hände, die damals das Blut der Unglücklichen vergossen, schüttelten nun Marsden's und seiner Begleiter Hand. Eine höchst ungerechte Rache war vor Kurzem erst von der Mannschaft eines englischen Schiffes für jene That. genommen worden, — ungerecht, denn sie traf nicht die eigentlichen Mörder. Ein Häuptling von Wangaroa, Namens Tipahi, der keinen Antheil an jener kannibalischen Mezelei genommen, war aufs Schiff gelockt und mit seiner ganzen Familie ermordet worden. Die Wangaroa-Leute aber gaben dem Stamm an der Inselbay, zu welchem Ruatara und Hongi gehörten, Schuld, mit den Engländern gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Die Folge davon war, daß eine blutige Fehde zwischen beiden Parthieen erwachte, — ein Kampf, der noch immer nicht beigelegt war, als Marsden bei Wangaroa die Anker warf.

Diese Umstände schienen aufs Neue die Gründung einer Mission an dieser Küste in Frage zu stellen. Aber Marsden war nicht der Mann, der sich leicht entmuthigen ließ. Er war entschlossen, mit Gottes Hülfe Friede zwischen den streitenden Stämmen zu stiften. Bei den Stammgenossen Ruatara's an der Inselbay war er bereits als Freund und Wohlthäter bekannt; bei ihnen hatte er nichts zu fürchten. Dagegen galt es nun auch, zu den erbitterten Bewohnern von Wangaroa zu gehen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Nachdem er im Feldlager Ruatara's und Hongi's ein Abendbrod von Fisch und süßen Kartoffeln eingenommen, brach er und Herr Nicholas allein auf, um zu Fuß in das etwa eine halbe Stunde entfernte Lager der Feinde sich zu begeben. Die beiden weißen Fremdlinge wurden herzlich und warm empfangen. „Wir setzten uns,“ schreibt Marsden, „mitten unter sie an den Boden und die Häuptlinge umringten uns.“ Dann legte er ihnen durch den Mund eines Dolmetschers, der sich im Lager befand, die Sache der Mission vor; sie seien gekommen, um ihnen das Wort Gottes und allerlei gute Dinge

zu lehren. Wenn aber ihr Werk gelingen solle, so müsse vor allen Dingen Friede unter ihnen geschlossen werden. „Als die Nacht weiter vorrückte,“ schreibt er selbst, „zogen sich die Eingeborenen zurück, um gruppenweise sich zur Ruhe zu legen. Gegen 11 Uhr wickelten auch wir, Nicholas und ich, uns in unsre Mäntel ein und schickten uns zum Schlafen an. Mein Dolmetscher (ein Häuptling) wies mich an, mich an seiner Seite niederzulegen. Sein Weib und Kind lag auf seiner einen, Nicholas und ich auf der andern Seite. Die Nacht war klar; die Sterne schienen hell und das Meer vor uns war spiegelglatt und ruhig; um uns her staken unzählige Speere aufrecht im Boden und Gruppen von Eingeborenen lagen nach allen Seiten auf dem Gras wie eine Heerde Schafe; denn da waren weder Zelte noch Hütten. Wie mir in dieser Lage zu Muthe war, umgeben von Kannibalen, die nicht lange zuvor meine Landsleute geschlachtet und aufgefressen hatten, das ist unmöglich zu beschreiben. Ich staunte über die Geheimnisse der göttlichen Führung und fragte mich, ob es ein Traum oder Wirklichkeit sei. Ich schlief nicht viel in jener Nacht. Mein Gemüth war zu sehr aufgeregt durch die neuen und fremdartigen Scenen, die mich umgaben. Gegen 3 Uhr Morgens erhob ich mich und wandelte im Lager unter den Gruppen der Schlafenden umher. Als der Morgen anbrach, da sah ich nach allen Richtungen hin Männer, Weiber und Kinder in tiefem Schlaf daliegen wie die Thiere des Feldes. Ich hatte Befehl gegeben, daß mit Tagesanbruch ein Boot von der Aktive mich am Ufer abhole. Dieß geschah denn auch. Ich lud die Häuptlinge ein, mit mir auf unsrem Schiffe zu frühstücken. Anfangs zweifelte ich, ob sie sich uns anvertrauen würden, da es in unsrer Macht gestanden wäre, sie dort zurückzubehalten und gefangen zu nehmen; aber da war keine Spur von Furcht und sie giengen mit uns mit unverkennbarem Vertrauen. Bei Tische in der großen Kabine saßen sie Alle auf der einen und wir auf der andern Seite. Nach dem Frühstück reichte mir Ruatara die Aerte, Hauen und anderen Geschenke, die wir für sie bestimmt hatten, eins nach dem andern, damit ich sie meinen Gästen übergäbe. Dann stellte ich ihnen die Brüder Kendall, Hall und Ring, sowie unsern Kapitän mit den Seinen der Reihe nach vor, und dabei gab ich jedesmal an, was eines Jeden Aufgabe sein würde: Kendall werde ihre Kinder unterrichten, Hall solle Häuser, Boote &c. ihnen bauen helfen, Ring aber ihnen Anleitung geben, Netze, Stricke und dergl.

zu flechten; der Kapitän der Aktive endlich werde ihnen von Zeit zu Zeit Aerte und allerlei landwirthschaftliche Geräthe von Sydney bringen, um ihnen den Landbau zu erleichtern. Nachdem diese Cereemonie vorüber war, sprach ich meine Hoffnung aus, daß hinfort keine Kriege mehr unter ihnen stattfinden werden, daß sie vielmehr sich versöhnen und künftig in Freundschaft mit einander leben würden. Nun gaben Kuatara, Hongi und Korokoro den Häuptlingen von Wangaroa die Hand und rieben zum Zeichen der Versöhnung nach Landesbrauch die Nasen mit einander. Ich dankte Gott, als ich das Alles mit meinen Augen sehen durfte."

Nachdem die Häuptlinge mit höchster Befriedigung sich verabschiedet und den Brüdern, welche nun unter ihnen wohnen sollten, ihren treuen Schutz zugesagt hatten, wurden die Missionare mit ihrer Habe ausgeschifft. Wir halten uns nicht auf bei dem kindischen Staunen, das die nie gesehenen Kühe und Pferde bei den Eingeborenen erweckten. Folgte doch nun ein Tag, der in der Geschichte Neuseelands für alle Zeiten der denkwürdigste und unvergeßlichste bleiben wird. Am 24. Dez. 1815 nemlich, dem Vorabend des Weihnachtstages, sah man Kuatara eifrigst mit allerlei Vorbereitungen beschäftigt. Er umgränzte einen halben Morgen Feld mit einem Gehäge, errichtete in der Mitte eine Art Kanzel samt Vorkanzel für den Vorleser oder Vorsänger, und bedeckte beides mit schwarzem einheimischem Zeug. Auch wußte er sich einige alte Boote zu verschaffen, die er umgestürzt zu beiden Seiten der Kanzel am Boden befestigte, damit sie den Europäern als Sitze dienten. „Das Alles,“ schreibt Marsden, „that er aus eigenem Antrieb, und am Abend berichtete er mir, es sei Alles bereit, um morgen Gottesdienst zu halten. Ich war innig gerührt und erfreut über dieses unerwartete Zeichen seiner Aufmerksamkeit für uns. Die Vorkanzel war etwa 3 Fuß, die Kanzel selbst 6 Fuß vom Boden. Das schwarze Tuch hing an den Seiten in Falten herab; der Boden der Kanzel und die Sitze waren aus alten Bootsrücken gemacht. Das Ganze war anständig und hatte ein recht festliches Aussehen. Auch hatte Kuatara auf dem höchsten Punkte des Dorfs, von wo man eine prächtige Aussicht genießt, eine stattliche Flaggenstange errichtet.

„Als ich am Weihnachtsmorgen (es war zugleich ein Sonntag) auf das Verdeck der Aktive trat, sah ich am Lande die englische Flagge über dem Dorfe wehen. Das war ein herzerquicklicher Anblick. Ich

betrachtete es als ein Zeichen und Unterpfand, daß für dieß finstere und umnachtete Land das Morgenroth der Civilisation, der Freiheit und des Christenthums im Anbruch sei. Nie in meinem Leben habe ich die brittische Flagge mit größerer Freude betrachtet; ja ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß sie nicht eher wieder werde eingezogen werden, als bis die Eingeborenen von Neu-Seeland ein glückliches, gebildetes und christliches Volk geworden sind. Um 10 Uhr schickten wir uns an, ans Ufer zu gehen, um zum erstenmal seit der Schöpfung dieser Inseln die frohe Botschaft des Evangeliums auf ihnen erschallen zu lassen. Ich hatte keinerlei Besorgniß für die Sicherheit des Schiffes und hieß deshalb die ganze Schiffsmannschaft bis auf zwei Matrosen mit uns ans Land gehen, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Als wir landeten, fanden wir die Häuptlinge Koroforo, Ruatara und Hongi in Offizierskleidung, die sie von dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales zum Geschenk erhalten hatten, bereit, an der Spitze ihrer Kriegsschaaren in das Gehäge einzumarschiren, wo der Gottesdienst stattfinden sollte. Sie hatten ihre Waffen an der Seite und eine Art Reitgerte in der Hand. Wir traten zuerst in den eingefriedigten Platz und setzten uns auf den Bänken zu beiden Seiten der Kanzel. Darauf folgte Koroforo mit seinen Mannen, der sich zur Rechten hinter den Europäern postirte, während Ruatara mit den Seinen gegenüber zur Linken sich aufstellte. Die übrigen Dorfbewohner samt Frauen und Kindern, sowie etliche andere Häuptlinge formirten einen Kreis um das Ganze. Eine feierliche Stille herrschte. Die Scene war überaus ergreifend. Ich erhob mich, betrat die Kanzel und fieng an, ein bekanntes Lied zu singen. Meine ganze Seele war bis in den Grund bewegt, als ich die Versammlung übersah und an die Lage gedachte, in der wir uns befanden. Nachdem ich die Kirchengebete gelesen, während welchen die Eingeborenen nach der Anleitung Koroforo's, der sich wiederum seinerseits nach den Europäern richtete, bald sich setzten, bald aufstanden, predigte ich über die Worte des Engels: 'Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren.' Ich sprach natürlich englisch. Die Eingeborenen sagten Ruatara, sie verstünden mich ja nicht. Er aber erwiderte, sie sollen sich das jetzt nicht verdrießen lassen, sie würden es schon nach und nach verstehen; er werde ihnen hernach erklären, was ich gesagt hätte. Das that er denn auch nach der Predigt; uns aber

versicherte er mit unverkennbarer Aufrichtigkeit, er werde Alles thun, was in seinen Kräften stehe, um das wahre Wohl seines Volkes zu befördern.

„So ward das Evangelium in Neu-Seeland eingeführt, und ich bete inbrünstig zu dem Gott aller Gnade, daß der Schall der seligmachenden Botschaft nicht mehr auf diesen Inseln verstummen möge, bis der ganze Rath Gottes auf Erden vollendet ist.“

Das Vertrauen der Eingeborenen in Marsden kannte nun keine Gränzen mehr, und kaum geringer war sein Vertrauen in sie. Er beschloß, eine kleine Küstenreise zu machen, in der Absicht, die verschiedenen Häfen kennen zu lernen und Vorbereitungen für eine künftige Ausdehnung der Mission zu treffen. Viele von den Häuptlingen, Ruatara an ihrer Spitze, wünschten ihn zu begleiten, und ohne die leiseste Furcht wurden 28 Wilde, vollständig bewaffnet nach Art ihres Landes, eingeladen, sich auf der Aktive mit einzuschiffen, auf der nur sieben Europäer sich befanden. „Ich glaube nicht,“ schrieb Herr Nicholas, Marsden's Freund, der ihn begleitete, „daß ein ähnliches Beispiel sich wird finden lassen von so unbegrenztem Vertrauen in ein Geschlecht von Wilden, die als Menschenfresser bekannt waren. Wir sind ganz in ihrer Gewalt, und was könnte sie hindern, dieselbe zu mißbrauchen? Nächst Gottes gnädiger Hut ist in der That nichts Anderes unser Schutz, als der Charakter des Missionschiffs, das in ihren Augen etwas Heiliges zu haben scheint, und die Macht des Namens meines Freundes Marsden, der wie ein Zauber unter ihnen wirkt. Sie fühlen es und sind überzeugt, daß er all sein eigen Wohlfein aufopfert, um ihre Wohlfahrt zu befördern.“

Die Zeit zur Heimkehr nach Neu-Südwaless rückte schnell heran. Der Grund zu einem großen Werk war gelegt, — wie groß es werden würde, das wußte damals freilich Niemand; aber sie waren voll starken Vertrauens in den Herrn, daß Er Alles zu gutem Ziele führen werde. Marsden sprach rückhaltlos mit den Eingeborenen von der Scheußlichkeit des Kannibalismus, den Uebeln der Vielweiberei, der Sünde der Lüge und Dieberei. Und sein Wort wirkte gewaltig. Als ein Meißel auf dem Schiffe abhanden kam, eilte sofort Ruatara samt einer Anzahl anderer Häuptlinge auf einem Boot nach dem Dorfe, in welchem der Dieb vermuthet wurde. Das ganze Dorf ward um Mitternacht aus dem Schlaf gerüttelt, und die Leute zitterten buchstäblich vor Furcht, als sie die erzürnten Häuptlinge sahen.

Der Schulbige ward nicht gefunden, das Gestohlene nicht wieder ersetzt. Die Häuptlinge schickten sich an, das ganze Dorf verantwortlich zu machen und zu bestrafen; aber Marsden trat dazwischen und legte die Sache bei.

Eines lag dem treuen Knechte Christi hauptsächlich noch am Herzen, ehe er schied. Er hätte Land, so viel er gewollt hätte, Zim-merholz und alles Mögliche haben können gegen Flinten und Munition; aber er verbot fest und bestimmt allen Verkauf oder Tauschhandel dieser Artikel, und dabei blieb er mit unerschütterlicher Entschlossenheit. Lieber wollte er die ganze Mission wieder aufgeben, die ihm doch lieber war als sein Leben, als daß er dieselbe hätte besleckt sehen mögen durch einen so schändlichen Handel. „Ich sagte unserm Schmied,“ schreibt er selbst, „er könne den Leuten Aerte oder Hauen oder irgend ein anderes Geräthe machen, das sie wünschten; aber unter keiner Bedingung sei ihm gestattet, Flinten oder Pistolen zu repariren oder sonst Kriegswaffen zu fabriciren, und wäre es auch für den größten Häuptling der Insel.“

Schließlich veranstaltete Marsden noch einen förmlichen Landkauf für die Missionare. Es war ein Stück von 200 Morgen Land, das um allerlei eiserne Geräthe eingehandelt ward.*) Der denkwürdige Kaufbrief, durch den die Mission auch äußerlich festen Fuß auf der Insel fassen sollte, lautet folgender Maßen:

„Jedermänniglich, dem dieses Papier zu Gesicht kommt, sei hie-mit kund und zu wissen, daß Ich, Anodi O Guma, König von Rangihu, auf der Insel Neuseeland, in Anbetracht der zwölf Aerte, welche mir von Samuel Marsden, Prediger zu Paramatta in der Kolonie von Neu-Süd-wales, hiemit in die Hand bezahlt und übergeben sind, habe gegeben, abgelassen, verhandelt und verkauft und durch diesen Kaufbrief gebe, überlasse, verhandle und verkaufe an die Kommittee der kirchlichen Missionsgesellschaft für Afrika und den Osten, gestiftet in London im Königreich Großbritannien, und ihren Erben und Nachfolgern, das ganze Landstück und Gebiet, gelegen im Distrikt

*) Daß Marsden damals den in Neuseeland herrschenden Grundsatz nicht kannte, wornach kein Stamm irgend einen Theil seines Grundbesitzes eigentlich veräußern konnte, ist begreiflich. Wir haben früher schon erwähnt, daß in den nachfolgenden Jahren, als zwischen den Eingeborenen und den einströmenden brit-tischen Kolonisten blutiger Streit über die Gültigkeit ihrer Landkäufe entstand, die Missionare freiwillig allen ihren Grundbesitz herausgaben.

Hoschi, auf der Insel Neuseeland, im Süden begränzt von der Bay von Rippuna und der Stadt Rangihu, im Norden von einem Bach frischen Wassers, im Westen von der Hauptstraße, die ins Innere führt, samt allen Rechten, Privilegien und Zubehörden, damit die besagte Kommittee . . ., ihre Erben, Nachfolger und Beauftragte, es haben und besitzen auf immer, frei und ledig von allen Steuern, Zöllen, Auflagen und Abgaben jeglicher Art, als ihr eigenes freies und unverkümmertes Besizthum für alle Zeiten.

„Zu dessen Beglaubigung ich zu Hoschi, auf der Insel Neuseeland, mein Zeichen hier unten gesetzt habe, heute den 24. Februar im Jahr Christi 1815.“

Darunter ist die vollständige Zeichnung der Figur beigelegt, welche in Guma's Angesicht tätowirt war. Einen Monat darnach (23. März 1815) landete Marsden, begleitet von nicht weniger als zehn Maori-Häuptlingen, in Neu-Südwaes.

Dies ist der Anfang der großen und herrlichen Mission, die nun in der Christianisirung des ganzen Volkes der Maori nahezu ihr Ziel erreicht hat. Wir werden später den weiteren Verlauf dieses gesegneten Werkes, wenigstens in allgemeinen Umrissen, mitzutheilen versuchen.



Missions-Zeitung.

Die nationale Bewegung in Neuseeland.

In unsern beiden Artikeln über „Neuseeland, einst und jetzt“ ist wiederholt auf die neuesten Ereignisse hingedeutet worden, durch welche jene aufblühende Kolonie Englands in Unruhe und Verwirrung gesetzt wird. Wir halten es für angemessen, dieselben hier näher zu beleuchten.

Seit dem Jahr 1839 begann das Einstürmen europäischer Kolonisten in Neuseeland. Zu ihrem Schutz und zur Regelung ihrer Ansiedlungen ward

zuerst ein Consul, dann ein eigener Gouverneur eingesetzt. Das wichtigste Anziehungsmittel für die fremden Einwanderer war das gesunde Klima, die Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens und die scheinbare Leichtigkeit, sich große Strecken des herrlichsten Landes um einen Spottpreis anzueignen. Gerade der letztere Punkt aber mußte nothwendig und bald genug Anlaß zu feindlichen Zusammenstößen mit den Eingeborenen geben. Aus unsrer Darstellung (Miss. Mag. 1860 S. 442 ff.) ist bekannt, daß der

Maori mit der zähesten Liebe an seinem von den Vätern ererbten Boden hängt, daß der gesammte Grundbesitz eines Stammes nicht Eigenthum der Einzelnen, sondern des ganzen Stammes ist, und daß eine Veräußerung des Grundeigenthums nur mit dem Willen des gesammten Stammes geschehen kann. Die Kolonisten waren theils unbekannt mit diesem nationalen Gesetz, theils nahmen sie keine Rücksicht darauf. Es wurden Privatverträge mit einzelnen Häuptlingen, die dazu kein Recht hatten, über Abtretung großer Ländersrecken geschlossen; oder aber man glaubte, unbefestetes Land ohne weiteres in Anspruch nehmen zu dürfen. Daraus mußten Streitigkeiten mit den Maori entstehen, und sie nahmen bald so furchtbare Dimensionen an, daß die ganze Nord-Insel bis zum Jahr 1842 nur ein Kampfplatz war, auf welchem Kolonisten und Eingeborene in blutigem Kriege mit einander lagen.

Das Interesse der jungen Kolonie nöthigte zu Beendigung dieses Zustandes in irgend einer Weise. Es war am 6. Febr. 1842, daß beide Theile zu Waitangi (an der Inselbay) Frieden schlossen. In demselben traten die eingeborenen Häuptlinge die Souveränität von Neuseeland an die Königin Viktoria von England und ihre Nachfolger ab, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt jedoch, daß die Rechte und Gebräuche der Eingeborenen in Betreff des Grundbesitzes unverletzt bleiben sollten. Um dabei jede Uebervortheilung von Seiten der Kolonisten und alle daraus entstehenden Streitigkeiten zu verhüten, wurde zugleich festgesetzt, daß kein Land von den Eingeborenen sollte direkt an einzelne Kolonisten verkauft

werden dürfen, mit andern Worten: die Krone sollte das alleinige Recht des Landkaufs haben, und nur von ihr sollten die Kolonisten wieder Land zu kaufen befugt sein. Laut dieses Friedens von Waitangi war somit die Krone mit dem Schutz der nationalen Interessen der Eingeborenen betraut.

Zehn Jahre später (1852) erhielt die junge, immer kräftiger aufblühende Kolonie vermöge eines Parlamentsbeschlusses eine eigene Constitution. Ein Gouverneur, der von der Krone abhängig war, stand an der Spitze der Verwaltung. Eine Art Ständekammer, aus der Wahl der Kolonisten hervorgegangen, bildete die gesetzgebende Behörde für die Kolonie. Verantwortliche Minister standen dem Gouverneur zur Seite, um die öffentlichen Angelegenheiten der Kolonie zu ordnen. Allein in diese Constitutions-Akte wurden ausdrücklich Klauseln aufgenommen, welche der Krone auch fernerhin das oben genannte alleinige Recht des Landkaufs vorbehielten, und welche zugleich die Krone ermächtigten, solche Distrikte, welche noch ganz von den Eingeborenen besetzt wären, als der Kolonial-Gesetzgebung nicht unterworfen, unter ihren Schutz zu nehmen. Die Leitung der Angelegenheiten der Eingeborenen ward überhaupt nicht den verantwortlichen Ministern in Neuseeland, sondern der Krone Englands, respektive dem Gouverneur allein vorbehalten.

Alles gieng gut, bis in den letzten Jahren die Masse der einkommenden Kolonisten immer größer, ihre Verbreitung auf neuseeländischem Boden für die Interessen der Maori immer bedrohlicher, die Freibezirke der

Letzteren immer enger zu werden anfangen. Die Eingeborenen, durch Christenthum und Civilisation gehoben, waren einsichtsvoll genug, die Gefahr zu bemerken, die ihrer nationalen Existenz drohte. Ihre Bereitwilligkeit, Ländereien zu verkaufen, nahm in dem Maße ab, als die Begehrlichkeit und das Bedürfnis der Kolonisten zunahm. Gegenseitige Eifersucht und Mißstimmung wuchs. Peinliche Konflikte drohten auf allen Seiten. Die Neuseeländer hielten große Volksversammlungen, um die Lage der Dinge zu berathen. Schon vor einem Jahr deuteten die Missionsberichte darauf hin, daß die Strömung in der Nation auf die Einsetzung eines Maori-Königs zu gehen scheine, unter dessen Panier die ganze Nation sich sammeln und ihre Interessen wahren zu wollen scheine. Und wirklich hörte man bald, daß in der Person eines gewissen Potatau, eines angesehenen und tapfern Hauptlings, ein König aufgestellt worden sei, ohne sich um die Souveränität der Königin von England und um den Vertrag von Waitangi zu bekümmern.

Diese ersten bedenklichen Zeichen einer dem Kolonial-Interesse feindlichen nationalen Bewegung veranlaßte einige würdige Männer Englands, denen das Wohl der reichbegabten Maori-Bevölkerung am Herzen lag, zu einer Eingabe ans Parlament in London. Sie schlugen die Aufstellung eines eingeborenen Nationalraths vor, der, bestehend aus 3 bis 7 Gliedern, von der Krone ernannt werden und die Vollmacht haben sollte, die herrschenden Maori-Gesetze in Betreff des Grundbesitzes (unter Zustimmung der ganzen Na-

tion) festzustellen oder zu ändern. Allein gegen diesen Vorschlag erhob sich jene ganze Partei im Parlament, welche das Interesse der Kolonisten vertritt, und die Bill fiel zu Boden.

Mittlerweile schritt die nationale Bewegung in Neuseeland immer entschiedener vorwärts. Ihren wichtigsten Herd hat sie im Taranaki-Distrikt (bei dem stark hervortretenden Vorgebirge auf der Westküste der Nordinsel, wo der Berg Egmont und die Stadt New-Plymouth liegt). Ein Häuptling, Namens William King, oder nach der Maori Aussprache Wiremu Kingi steht an der Spitze. Es bedurfte nur eines unbedeutenden Anlasses, um den Funken zur Flamme anzufachen. Dieser Anlaß kam im Januar dieses Jahres. Es war nemlich von den Eingeborenen in der Taranaki-Provinz ein Landstrich an die Regierung verkauft worden. Allein Wiremu Kingi that Einsprache dagegen, indem er behauptete, der Verkäufer habe kein Eigenthumsrecht an das fragliche Landstück; denn in früheren Zeiten habe dasselbe seinem (Kingi's) Stamme gehört, und nach neuseeländischem Gesetz habe der ursprüngliche Besitzer ein unveräußerliches Recht an den Grund und Boden. Die Regierung kehrte sich an diese Einsprache nicht, und zahlte dem Verkäufer die erste Rate des Kaufpreises; zu gleicher Zeit aber sandte sie dem Oberst Murray, der in New-Plymouth mit einer kleinen Garnison stationirt ist, die versiegelte Vollmacht, das Standrecht*) zu proklamiren, so-

*) Unter Stand- oder Kriegesrecht versteht man bekanntlich denjenigen Zustand, wo die ordentlichen Gerichte aufgehoben und die Militärbehörden bevollmächtigt sind, jedes Vergehen kurz und mit raschem Verfahren durch ein Kriegsgericht abzuurtheilen.

bald es nöthig sein sollte. Dieß geschah am 25. Januar 1860. Einige Wochen später erschien der Landvermesser, um das gekaufte Grundstück abzustechen. Allein er fand Widerstand, nicht zwar von Seiten einer bewaffneten Volksmasse, sondern von einer Anzahl aufgeregter Maori-Weiber, die durchaus nicht zulassen wollten, daß die Meßkette über den ihnen heiligen Boden gezogen werde. „Der Streit,“ bemerkt Missionar (jetzt Archidiaconus) Kipling, „war durchaus unbedeutend und nicht anderer Art, als wie er den Landvermessern in Neuseeland sehr häufig begegnet; diese kleinen Zänkereien sind aber bis dahin jedesmal auf freundschaftlichem Wege beigelegt worden. Aber,“ fügt er hinzu, „man verfuhr gegen die Eingeborenen diesmal mit einer unbegreiflichen Hast und Hitze. Montag den 20. Febr. ward ein Versuch gemacht, das Waitara Grundstück zu vermessen. Dienstag den 21. drohte Oberst Murray dem Wiremu Kingi mit militärischer Exekution. Mittwoch den 22. Febr. ward das Standrecht in englischer und neuseeländischer Sprache verkündigt. Das Maori-Wort für 'Standrecht' aber ist mit einem Ausdruck übersetzt, der eigentlich 'Recht zum Dreinschlagen' bedeutet. So verstanden es auch die Eingeborenen, und sie erklärten, der Krieg zwischen den beiden Rassen sei eröffnet und jeder Eingeborene habe das Recht, für Leben und Freiheit zu kämpfen.“

So schreibt Kipling. Die thörichte Hast der brittischen Behörden sollte ihnen theuer zu stehen kommen. Der Häuptling Kingi sammelte seine Krieger, und am 25. März betrat er den Landstrich, den die Regierung eben

gekauft hatte, und befestigte sich an einer wohlgelegenen Stelle in einem rasch aufgeführten Kriegspah (vergl. Miss. Mag. S. 453 f.). Es enthielt 10 unterirdische kugelfeste Kammern, die im Lehm Boden ausgegraben waren, und deren jede 25 Mann in sich zu fassen vermochte, und war mit starken Pallisaden umgeben. Oberst Gold wurde mit 300 Mann geübter Truppen abgesandt, das Pah zu erstürmen. Nicht weniger als 24 Stunden lang ward es mit schwerem Geschütz und Brandraketen beschossen, ehe man an den Sturm gehen zu können im Stande war. Letzterer wurde auf den folgenden Morgen beschossen. Allein in der Nacht verließ die ganze Maori-Besatzung unbemerkt das Pah und entkam. Dieß ward unter den Eingeborenen als ein Sieg gedeutet, und nach wenigen Tagen hatte sich nicht nur die Zahl der sechenden Maori mehr als verdoppelt, sondern auch ein neues Pah war wie durch Zauber an einer andern Stelle entstanden. Zugleich fieng der Kriegszustand an, seine Wirkung auch darin zu offenbaren, daß die alte Grausamkeit der Eingeborenen erwachte und mehrere Kolonisten, die zerstreut im Innern wohnten, plötzlich überfallen und ermordet wurden. Die Sorge um sie veranlaßte die europäische Bevölkerung der Stadt New-Plymouth (der Provinzialstadt des Taranaki-Distrikts), 80 Freiwillige und 50 Mann der Kolonialmiliz, unterstützt von 125 Mann Regierungstruppen, in den Busch zu senden, um jene zerstreut wohnenden Kolonistenfamilien zu retten und in die Stadt zu bringen. Die Freiwilligen zogen auf Einer Straße, die regulären Truppen auf einer andern, diese

unter Oberst Murray selbst. Die ersteren stießen alsobald auf den Feind, der in einem Bah sich verschanzt hatte, und eröffneten sofort ein Musketenfeuer mit guter Wirkung. Bald kamen auch etwa 30 Mann der regulären Truppen herbei, um die Freiwilligen zu unterstützen; allein gleichwohl war die Zahl der Feinde so unverhältnismäßig viel stärker, daß die Gefahr für die Angreifer entstand, von ihnen umzingelt und abgeschnitten zu werden. In diesem kritischen Moment sandten sie an Oberst Murray, der mit der Hauptmacht der regulären Truppen etwa eine halbe Stunde davon entfernt stand, er möge eilends Hülfe senden. Dieser jedoch weigerte sich, seine Soldaten in diese Klemme zu bringen, in die sich, wie er sagte, die Freiwilligen durch ihre eigene Unvorsichtigkeit versetzt hätten; ja er ließ zum Rückzug blasen und marschirte zurück nach der Stadt! Die Freiwilligen, auf diese schmachliche Weise sich selbst überlassen und überdies an Munition Mangel leidend, beschloßen, statt einen Rückzug zu riskiren, sich lieber zu verschanzen, so gut es eben gieng. Ihre Lage war in der That sehr kritisch. Da trat die rettende Hand Gottes ins Mittel. Kurz ehe die Nacht einbrach, hörten sie aus dem Maori-Bah das englische Hurrah erschallen, und zugleich verschwand die Maori-Flagge, die soeben noch auf den Pallisaden gemeht hatte. Der Führer der Freiwilligen glaubte darin nichts als eine List des Feindes zu erblicken, um ihn und die Seinen aus ihrer elenden Verschanzung herauszulocken, und blieb ruhig hinter seinem Verhau; allein es war keine Täuschung. Am demselben Morgen nemlich, wo die

Expedition von New-Plymouth ins Innere aufbrach, war ein britisches Kriegsschiff an dieser Küste angekommen, und als der Befehlshaber desselben, Capitän Gracroft, von der Sache hörte, landete er sogleich 50 seiner Marinesoldaten und eilte mit ihnen dem Kampfplatz zu. Er kam dort erst an, als die Sonne am Untergehen war und die regulären Truppen unter Murray längst den Rückzug angetreten hatten. Auch wußte er nichts von der Lage der Freiwilligen. Er sah bloß, daß die feindliche Flagge auf dem Bah wehte, und mit der Entschlossenheit eines wackern Seemanns stand es sofort bei ihm fest, es sei seine Pflicht, diese Flagge herunterzureißen. So kommandirt er zum Angriff und nimmt an der Spitze seiner Mannschaft das Bah im Sturm. Mit Staunen aber nahm er bald hernach die Freiwilligen wahr, denen er in so wunderbarer Weise ein Retter wurde. Wie die britische Regierung das Verfahren des Oberst Murray beurtheilen wird, wissen wir nicht.

Dies geschah im März dieses Jahres. Allein es scheint, daß die alte Kriegslust gleich einer Epidemie die ganze Maori-Nation aufs Neue ergriffen habe und mit überaus bedenklicher Schnelligkeit sich von einem Ende der Nord-Insel zum andern verbreite. Die Geschäfte des Friedens, der Ackerbau und die Gewerbe, die in den letzten 18 Jahren ungehindert geblüht hatten, stehen stille und haben der Kriegsfurie Platz gemacht. Die Nation der Eingeborenen, die noch soeben von dem Geist des Christenthums gründlich umgewandelt und gemildert schien, wird noch einmal von dem todtgeglaubten Geist des Heidenthums erfaßt, und mit dem

gräßlichen Kriegstanz kehren die alten Uebel zurück.

Die Regierung hoffte in thörichter Sicherheit, durch einen einzigen Schlag die Bewegung hemmen und niederschlagen zu können. Aber sie hat sich bitter getäuscht. Am 27. Juni dieses Jahres ward aufs Neue eine bedeutende wohldisciplinirte britt. Kriegsmacht, die ein Maori-Pah anzugreifen und zu zerstören ausgesandt war, mit großem Verlust zurückgeschlagen, und ließ bei ihrem Rückzug den sechsten Theil ihrer Mannschaft todt oder verwundet auf der Wahlstätte zurück. Der Schrecken des brittischen Namens ist für lange Zeit verschwunden, und dagegen das Selbstgefühl der Eingeborenen bis zum Uebermuth gesteigert.

Zwei bedenkliche Umstände kommen dabei mit in Betracht. Der erste besteht in der verhältnißmäßigen Geringsfügigkeit disponibler Truppen auf Seiten der Regierung gegenüber einem Feinde, der nach Tausenden zählt und täglich sich vermehrt. Zwar sind viele der kräftigen und entschlossenen Kolonisten bereit, als Freiwillige zu dienen; allein sie sind Familienväter, des Kriegs nicht kundig und für längere Feldzüge nicht zu verwenden. Dagegen hört man, daß in Neu-Süd-wales und Australien überhaupt sich eine lebhaftere Sympathie für die Schwester-Kolonie in Neuseeland zeigt, und daß sowohl reguläre Truppen als Freiwillige von dort abgegangen sind, um dieser in der Noth beizustehen. Allein wenn der dortige General Pratt sich geäußert hat, „er werde in sechs Wochen der ganzen Affaire ein Ende machen,“ so kann er das nur in großer Selbsttäuschung meinen. Die Kriegsführung der Maori ist ein Guerillakrieg; die besetzten Pahs sind, wie

nichts gezeigt hat, kein Kinderspiel, auch für reguläre Truppen, und ist eines erstürmt, so entstehen andere wie durch Zauber an andern Orten. Und wie will eine reguläre europäische Truppenmacht den Eingeborenen ins Innere, in die Gebirge und Urwälder folgen?

Der zweite Uebelstand ist der, daß die nationale Bewegung nicht mehr bloß sporadisch sich vorfindet, sondern nach und nach die ganze Nation ergreift und eine immer festere Gestalt annimmt. Merkwürdig ist, daß dieselbe Post, welche die Kunde von der letzten schweren Niederlage der brittischen Truppen bringt, zugleich den Tod des nationalen Maori-Königs Potatau (oder Te Whero Whero) ankündigt, aber auch die feierliche Wahl seines Nachfolgers berichtet.

Eine große Nationalversammlung nemlich wurde gehalten, bei welcher mehrere Tage lang bei 3000 Maori sich einfanden; sie wurde eröffnet mit militärischem Gepränge, wobei Kriegstänze die Hauptrolle spielten (vergl. Miss. Mag. S. 451 f.). Der gewöhnliche Anzug ward bei Seite gelegt; Viele entblößten den ganzen Oberleib und banden ein Umschlag-tuch um die Lenden, während Andere das Hemd anbehielten. Die große Mehrzahl schmückte das Haupt mit Stirnbändern und weißen Blumen, dem Zeichen des Kriegesstandes. Gegen 600 Mann, von denen zwei Drittheile mit trefflichen Flinten bester Qualität bewaffnet waren, nahmen am Kriegstanz Theil; wer keine militärischen Waffen hatte, nahm die Ruder oder Keulen zur Hand. Der Zweck dieser Kriegstänze war, die noch Schwankenden um das Panier des nationalen Königs zu sammeln und ihre Treue sich dadurch zu sichern,

daß sie sich durch die Theilnahme an diesem „revolutionären“ Akt kompromittirten. Doch kam dabei keine jener barbarischen Stellungen und gräßlichen Grimassen vor, die in der heidnischen Zeit Brauch gewesen waren. Die Zunge ward nicht herausgestreckt, die Augen nicht gräßlich verdreht u. Freilich gab's viel wildes leidenschaftliches Jauchzen, doch nichts eigentlich Unziemliches.

Nach dem Kriegszug wurden alle Waffen bei Seite gelegt, und die verschiedenen Stämme versammelten sich wohlgekleidet zu ernster Berathung. Nach langer Discussion ward beschlossen, die nationale Flagge aufzuziehen, — ein Beschluß, der die Revolution thatsächlich besiegeln sollte, und der folgerichtig die anwesenden Engländer, unter denen selbst der Bischof Selwyn sich befand, und deren Absicht und Bestreben gewesen war, die Eingeborenen vom Aeußersten abzumahnern, veranlaßte, sich zu entfernen.

Die Flagge besteht aus einem langen spitz auslaufenden Streifen Flaggentuch, das durch senkrechte Linien in drei Felder abgetheilt ist. Der obere Theil des ersten Feldes, das zunächst der Flaggenstange ist, stellt drei grüne Berge dar, ein Sinnbild der Nationalität, die durch die Bergspitzen des Taranaki, Tongarivo und Tautari repräsentirt wird; darunter ist ein schwarzes Kreuz mit einem Kranz von schwarzen Sternen, dem Sinnbild des Christenthums (neuseeländisch: Wakapono). Im mittleren Feld befindet sich ein rothes Herz, getragen von einem gelben Schild, dem Sinnbild der Liebe oder Brüderlichkeit (neuseeländisch: Aroha). Das dritte Feld, das in eine Spitze aus-

läuft, ist schwarz, — Sinnbild des Gesetzes (Ture). Die Zusammensetzung der drei Worte: „Wakapono Aroha Ture“, bildet die Parole der Nationalen, wie einst das französische: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Dann wurde der neue König erwählt und die Flaggenstange vor seinem Hause aufgerichtet. Eine Deputation von 150 angesehenen Männern erschien vor ihm und begrüßte die Flagge mit einer Reihe von Musketensalven, worauf Einer der Anführer mit klarer Stimme laut ausrief: „Ach, tet Jedermann; liebet die Brüder; fürchtet Gott; ehret den König!“ Dieß war das Signal für die allgemeine Huldigung. Die ganze Deputation entblößte das Haupt und beugte das Knie gegen den neu erwählten König. Darauf folgte die feierliche Anrede: „O König, lang währe dein Leben; du bist Wein von unsrem Wein, und Fleisch von unsrem Fleisch; du bist ein Retter für uns, für unsre Weiber und Kinder u.“ Nun ward ein Gebet gesprochen und der Segen Gottes auf diese nationale Bewegung herabgeleht, ein geistliches Lied gesungen und unter lautem Hoch vom König Abschied genommen.

Nach den Berichten, die vor uns liegen, scheint die neue Maori-Majestät entweder der ihr gewordenen bedeutungsvollen Aufgabe sich nicht klar bewußt zu sein, oder nach halb-barbarischer Weise eine gewisse Gleichgültigkeit bloß affektirt zu haben. Während der Huldigung nemlich lag er nachlässig vor der Thüre seines Hauses, gehüllt in einen weiten Tepich, das Kinn auf die Kniee gestützt, die Augen halb geschlossen. Statt die Leidenschaften seiner Anhänger durch eine feurige Anrede zu fachen,

schien er aus seiner Apathie nicht herauskommen zu können. Als die Feierlichkeit vorüber war, zog er sich in seine Wohnung zurück, warf sich auf sein Mattenlager und blieb da allein für den Rest des Tages.

Die Sache bietet viel Stoff zum Nachdenken dar. Man sieht, daß die Maori das Kreuz auf ihre Fahne geschrieben haben, und somit nicht gesonnen sind, den edelsten Erwerb der letzten Jahrzehnte, das Christenthum, preiszugeben. Ferner, wer könnte sie anklagen, daß sie um die bedrohte Existenz ihrer Nationalität, gegenüber den Uebergriffen der Einwanderer, das Aeußerste zu wagen entschlossen sind? Allein abgesehen davon, daß der begonnene und ohne Zweifel lange Kampf Vieles von der errungenen Civilisation zerstören, Vieles von der alten Barbarei wieder ans Licht fördern und den fröhlichen Fortschritt der christlichen Bildung auf Jahre hinaus aufhalten wird, — ist denn zu erwarten, daß diese nationale Bewegung siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werde? Sie wird ohne allen Zweifel vor der Uebermacht der Angelsachsen erliegen, und ebendamit wird das Loos dieser edeln und reichbegabten Nation auf immer entschieden sein. Die Maori werden mit der Zeit gleich den Indianern Amerika's verschwinden, und was von ihnen — allerdings ein tüchtiger Bruchtheil — übrig bleibt, wird sich mit dem angelsächsischen Element unter Verlust der eigenen nationalen Eigenthümlichkeit verschmelzen. Es ist ein schmerzlicher Gedanke, aber der geheimnißvolle Gang der göttlichen Schickungen schreitet durch die Völker der Erde dahin, und wer will zu dem Herrn der Heerschaaren sagen: was

thust du? Eines nur tröstet uns, daß es eine angelsächsische, eine protestantische Nation ist, welche dieses Geschick an dem Volke Neuseelands auszurichten hat.

Die Erweckungen in Nord-Tinnevelly.

Eine in Indien, so viel uns bekannt ist, noch nie dagewesene Erscheinung (nur die Baslerstationen Cannanur und Salatschert haben vor etlichen Jahren Aehnliches erlebt) ist die neue Erweckung im Norden des Tinnevelly-Distrikts. Wir können sie nur einestheils als die Frucht der Arbeit jener ausgezeichneten Männer ansehen, die seit 1854 diese Gegenden mit der Reisepredigt durchzogen haben (vergl. das Leben des Miss. Mag. l a n d, Miss. Mag. 1859, S. 257 ff.), andernteils als die Antwort des lebendigen Gottes auf die vielen vereinigten Gebete, die seit der großen Gebetswoche im Januar dieses Jahres allermwärts um eine Ausgießung des heiligen Geistes zum Himmel emporstiegen.

Der Distrikt, in welchem dieses Werk Gottes begonnen hat, liegt im Norden von Palamkotta und Tinnevelly, umfaßt etwa 1200 Dörfer, in denen seit 5—6 Jahren das Evangelium wiederholt durch die Wandermissionare und ihre eingeborenen Gehülfen verkündigt wurde, und schließt gegenwärtig mehrere kleine Christengemeinden, z. B. in der tempelreichen Stadt Siwagassi, in Strivillipathur u. s. w., in sich. In letzterem Orte befindet sich auch eine höhere Unterrichtsanstalt für Hindu-Knaben, unter der Leitung des Miss. Puffton. Die jetzigen Reise-Missionare sind

die englischen Brüder Fenn und Gray, sowie drei eingeborene Gehülfen, Joseph Cornelius, Wēdhānāyagam und Sathianādhen, welche letzte Weisnachten ordinirt wurden. Außerdem machen hin und wieder eingeborene Katechisten aus dem Süden von Tinnevely Predigtreisen in diesem Distrikt. *)

Im März d. J. nun begann die Bewegung durch die Erweckung einiger Personen in einem Dorfe bei Surandai. Ein überwältigendes Sündengefühl trieb sie zu ernstem Gebet, allein oder gemeinsam, zum anhaltenden Lesen des Wortes Gottes und zu gegenseitiger Ermahnung. Einige fanden bald Frieden in der Vergebung ihrer Sünden, und giengen nun aus, um Andern, namentlich den Heiden umher, mit großer Kraft das Evangelium zu verkündigen. Die Frauen und Töchter gaben ihren Schmuck her, um die Armen zu unterstützen, und giengen selber aus, ihre Volksgenossen zum Heiland einzuladen. Von da aus verbreitete sich die Bewegung weiter. Ein Schulmeister, Namens Moses, der zuvor wenig Zeichen gründlicher Bekehrung gegeben hatte, wurde tief erschüttert, that Buße und drang zum Glauben durch. Seine zankfüchtige böse Frau folgte und fand Frieden. Fast Tag und Nacht waren sie mit vielen Andern in der Kapelle, um zu beten oder die Schrift zu lesen, oder sie giengen

unter die Heiden, um sie zum Reiche Gottes einzuladen. Die Stimme des Weinens und Flehens hörte nicht auf. Immer mehrere wurden hinzugethan.

Bis dahin waren die Missionare nicht bei den Erweckten gewesen. Beim ersten Besuch aber fanden sie, daß die von der Bewegung Ergriffenen in Gefahr waren, theils auf starke Gefühlsregungen einen zu großen Werth zu legen, theils mit der Erwartung äußerer Zeichen und Wunder sich zu tragen. Die Ruhe und Nüchternheit der Missionare, ihre gesunde Ermahnung aus dem Worte Gottes und ihre treuen Warnungen vor Irrwegen wandten diese Gefahr ab, und die Leute fühlten sich nur um so glücklicher.

Mittlerweile ergriff, unabhängig von den genannten Orten, die gleiche Bewegung in erhöhtem Grade die Schüler in Hutton's Unterrichtsanstalt zu Strivillipathur. Missionar Gray schildert den ersten Besuch bei ihnen (Mai 1860) folgender Maßen: „Die Knaben wohnen in einem Hause nahe beim Schulzimmer. Dahin giengen wir und fanden sie Alle, zehn an der Zahl, wehklagend und laut schluchzend, etliche auf ihren Knien, andere am Boden liegend. Ich konnte kaum meinen Augen trauen, und ein unwillkürlicher Schauer durchrieselte alle meine Glieder. Wir giengen bei Allen herum und suchten die Ursache ihres bitteren Weinens zu erfahren.

*) Vgl. eine photographirte Gruppe dieser eingeborenen Prediger auf dem Titelbild.

Sitzende Personen: 1. Dem alten Missionar Thomas unmittelbar gegenüber der 70jährige John Devasagayam, seit 30 Jahren ordinirter Geistlicher; 2. hinter ihm sein Sohn und Amtsgehülfe Jesudasen John; 3. und 4. hinter Missionar Thomas, Perianahagam (links) und Mabhuranahagam (rechts).

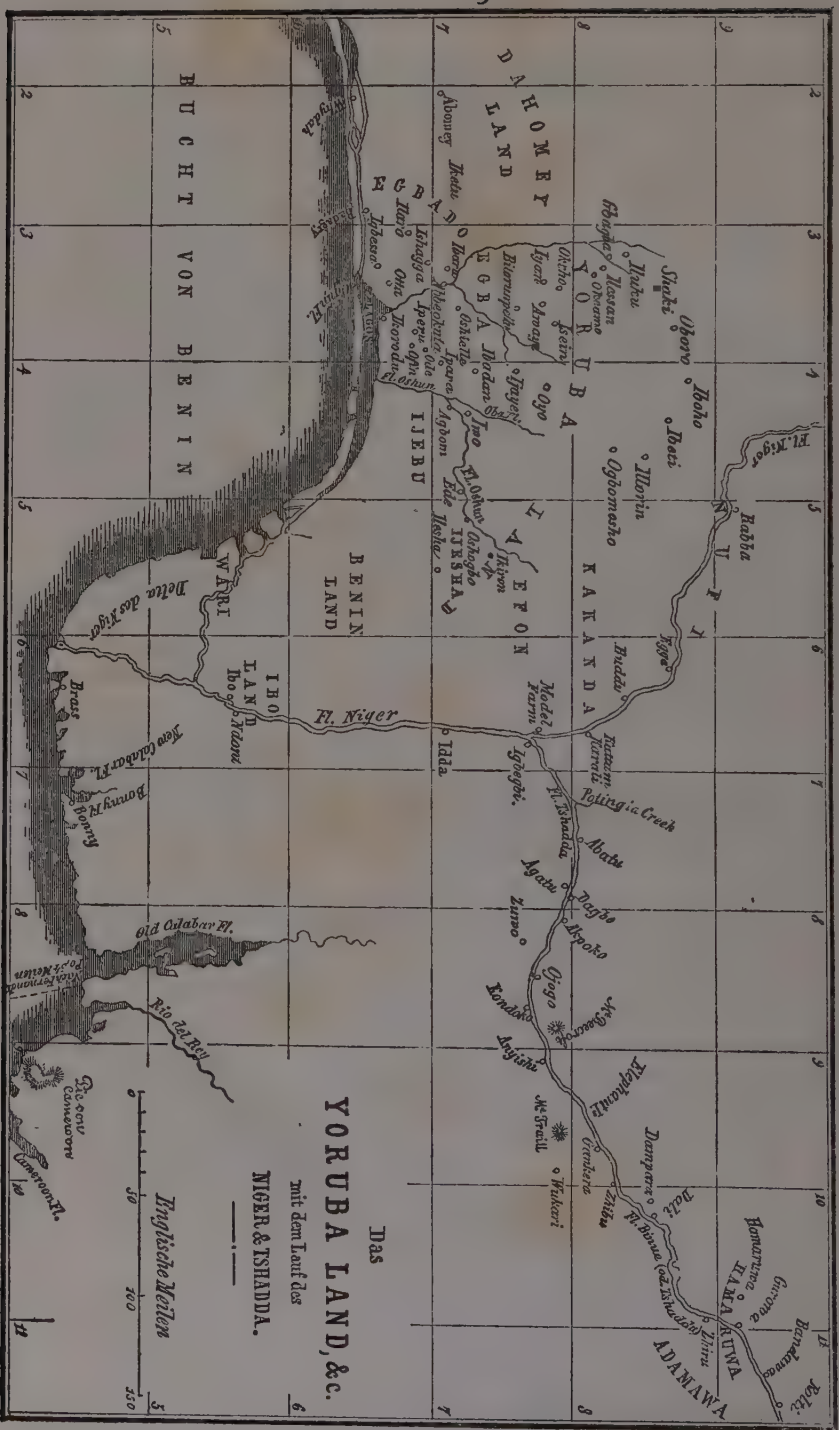
Stehende Personen (von der Linken zur Rechten gezählt): 1. Samuel; 2. Nallatambai; 3. Isaak; 4. W. L. Sattianabhen; 5. Devanahagam (des greisen John Schwiegersohn); 6. Paul Daniel; 7. Devanahagam von Tinnevely.

‘Die Bitterkeit der Sünde,’ war überall die Antwort. Jeder hatte seine Bibel zur Hand, mehrere knieend und mit zum Himmel gerichteten Augen. Gläubige waren eifrig mit Suchen nach Schriftstellen beschäftigt. Einer derselben, zuvor der schlimmste von Allen, suchte auch nach einer Stelle in der Schrift, und als er sie fand und gelesen hatte, fiel er gleich darauf zu Boden und schluchzte bitterlich. . . . Zwei oder drei zitterten am ganzen Leibe und konnten sich dessen nicht erwehren. . . . Den ersten Anlaß zu dieser Bewegung konnten wir nicht ausfindig machen. Auffallend ist die große Leichtgläubigkeit, mit der sie in ihrer Tamil-Bibel die passenden Stellen auffinden.“ . . . Am folgenden Morgen waren die Knaben, obgleich sie wenig geschlafen, doch etwas ruhiger. Es ergriff sie aber nun ein unwiderstehlicher Erieb, das Evangelium den Heiden zu verkündigen, so jung sie Alle auch noch waren. Und hier war es wieder erstaunlich, wie sie auf die abtrathenden Ermahnungen der Missionare, welche sie mehr in die Stille wiesen, jederzeit die passendsten Bibelsprüche zur Entgegnung bereit hatten. Es war für ihre Lehrer und Seelsorger eine überaus wichtige und ernste Aufgabe, einerseits den Geist nicht zu dämpfen, andererseits der Bewegung die richtigen Geleise anzuweisen und sie vor Verirrung zu bewahren. Der großen Weisheit der Missionare, die überall auf die Beruhigung der aufgeregten Gefühle und auf gründliche Einführung in das Wort Gottes hinarbeiteten, gelang es auch durch Gottes

Gnade, bis dahin dieser Erweckung alles Schwärmerische und Ungesunde zu nehmen. Ebendadurch aber ist die Wirkung derselben auch auf die heidnische Umgebung nur um so gewaltiger. Ganze Schaaren von Heiden eilen herbei, um das Unerhörte zu sehen und das Wort Gottes zu hören, und bereits ist eine Reihe von neuen Erweckungen bisheriger Heiden berichtet worden. Nach den neuesten Briefen geht die Bewegung noch immer fort.

Es hat diese ganze Erscheinung unverkennbar eine auffallende Ähnlichkeit mit dem, was in Irland im vorigen Jahr zu Tage getreten ist; aber eben dieß ist um so merkwürdiger, als hier von einer Nachahmung keine Rede sein kann. Denn wenn auch vielleicht Einigen die Kunde von den Erweckungen in Irland und Amerika zugekommen war, so hat diese Kunde doch sicherlich nichts dazu gethan, gerade diese Art der Erweckung hervorzurufen. Auch ist merkwürdig, daß nach dem einstimmigen Zeugniß der Missionare keinerlei aufregende Predigten oder Ansprachen u. dergl. vorangegangen waren, wodurch diese Erscheinungen etwa könnten veranlaßt worden sein.

Gebete Gott, daß dieser gnädige Thau des göttlichen Geistes nicht auf Tinnevelly beschränkt bleibe, und daß eine bleibende Frucht der Gerechtigkeit daraus hervorgehe. Die Gemeinde Gottes daheim aber sieht darauf, daß der Arm des Gebets mächtig auch bis hinüber in die Heidenwelt zu greifen und Großes zu wirken vermag. —



Skizzen aus dem Yorubaland.

1. Uebersblicke.

Wir haben in einem früheren Jahrgang (Miss. Mag. 1858, S. 49 ff.) „die Gründungsgeschichte der Mission im Yorubaland“ erzählt. Seitdem ist in tüchtiger deutscher Bearbeitung ein sehr lehrreiches und anziehendes Buch*) erschienen, das den Entwicklungsgang dieser Mission von ihren Anfängen bis in die neuere Zeit fortführt, und das wohl in den Händen vieler unsrer Leser sich befinden wird. Es ist deshalb auch nicht nöthig, hier die verschiedenen Umstände näher zu schildern, unter denen das reichgesegnete Friedenswerk in jenem Lande seit seiner Gründung im Jahr 1843 bis auf unsre Tage sich entwickelt hat. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die eben genannte Schrift.

Nun ist uns aber in den letzten Monaten von den dortigen Missionaren eine Reihe interessanter Mittheilungen direkt zugekommen, die wohl werth sind, daß wir sie auch dem weitem Kreise der Missionsfreunde zugänglich machen. Es sind theils allgemeine Umrisse über den gesammten gegenwärtigen Stand der dortigen Mission, theils einzelne kleinere Erzählungen aus den Erlebnissen der Missionare. Beides kann nicht ohne Interesse sein. Indem wir aber diese Skizzen hier wiedergeben, werden wir versuchen, aus anderweitigen Quellen das Bild zu vervollständigen.

*) Abbeokuta oder Sonnenaufgang zwischen den Wendekreisen. Eine Schilderung der Mission im Lande Yoruba. Aus dem Englischen. Bis auf die Gegenwart fortgesetzt und wesentlich erweitert durch die Einleitung: Die Morgenröthe des tropischen Afrika, von W. Hoffmann, Dr. der Theol., General-Superintendent zc. in Berlin. Berlin 1859. — Wir empfehlen aufs Neue dieß werthvolle Buch allen Missionsfreunden.

Die geographische Lage des Yoruba-Landes wird uns vergegenwärtigt durch das beigegebene Kärtchen. Dasselbe ist freilich nach Westen zu nicht ausgedehnt genug, um uns noch den Lauf des prächtigen Volta-Stroms erkennen zu lassen, der die Ostgränze des Arbeitsgebiets der Basler Missionare in Westafrika bildet, während an demselben hinauf und auf dessen Ostseite die Bremer Sendboten ihre Arbeitsstätten haben. In der Mitte des Kärtchens aber stellt sich uns der Lauf des größten unter den westafrikanischen Strömen, des Niger, vor Augen, mit seinen zwei oberen Hauptarmen, dem Binue (oder Tschadda) rechts und dem Kuarra links. Mitten zwischen dem Volta und Niger liegt das Yoruba-Land, durchströmt von dem Ogun-Fluß, westlich vom Königreich Dahöme, südlich von dem Land der Egba's und Tschebbu's, östlich und nördlich von den Ufervölkern des Niger und Kuarra begränzt. Die Hauptstadt Abbeokuta liegt nicht in dem Mittelpunkt des Yoruba-Reiches, vielmehr scheint sie die Gränzhüterin gegen das stets gefahrdrohende Dahöme-Gebiet zu sein, von woher seit Jahren unaufhörlich nichts als Schrecken, Angst und Sorge über die volkreiche und tapfere Stadt sich verbreitet. Den furchtbaren Ueberfall der Dahomier unter ihrem blutdürstigen König Gezo, der im Jahr 1851 an der Spitze von 10,000 sieggewohnten Soldaten und 6000 bewaffneten und kriegsgeübten Weibern Abbeokuta zu erstürmen versuchte, aber mit großem Verlust zurückgeschlagen ward, haben wir in der Geschichte des Baptisten Däsalu (Miss. Mag. 1857, S. 59 ff.) näher geschildert.*) Die Dahomier haben diese Niederlage seitdem nie vergessen können, und fast jedes Jahr brachte irgend ein Schreckensgerücht von einem neuen drohenden oder beabsichtigten Rachezug jener Barbaren. Allein eine andere höhere Hand hat mittlerweile auch den Blutmenschen Gezo erreicht. Er ist im Sept. 1859 in seiner Hauptstadt Abömey gestorben. Sein Sohn hat an seiner Statt die Regierung übernommen. Auf ihm aber scheint der dämonische Geist seines Vaters in zwiefachem Maaße zu ruhen. Er hat nicht nur das alte Rachegefühl gegen Abbeokuta geerbt, sondern auch den unersättlichen Blutdurst Gezo's in gesteigerter Energie überkommen.

Der königliche Hof zu Abömey ist seit mehr als 150 Jahren

*) Diese Geschichte Däsalu's ist auch in besonderem Abdruck erschienen unter dem Titel: John Baptiste Däsalu, ein Lebensbild aus Westafrika, und im Missionshause zu haben. Preis 6 fr. oder 20 Cent.

als ein wahrer Abgrund blutiger Barbarei und Grausamkeit bekannt. Schon ums Jahr 1730 sandte einer der dortigen Herrscher ein Schreiben an König Georg II von England, worin er demselben zu seiner Thronbesteigung Glück wünscht. Dabei rühmt er sich in ächt barbarischer Weise der barbarischen Gräuel, durch die er die Völkerschaften rings um sich her in Schrecken und Unterwürfigkeit zu erhalten wisse. Die Köpfe von so und so viel Königen, die er in der Schlacht überwunden habe, seien in seinem Palast mit Haut und Haar aufbewahrt. Die Köpfe ihrer Generale zieren die Pforten seiner Festhäuser; mit denen ihrer Hauptleute sei die Vorhalle seines Palastes gepflastert, während die Schädel der gemeinen Kriegerleute in die eine Stunde im Umkreis sich ausdehnende Umfassungsmauer seiner königlichen Wohnung eingemauert seien. Und wie es damals war, so ist es noch heute. Es ist noch nicht zehn Jahre her, daß ein brittischer Gesandte, Hauptmann Forbes, am Hofe des Königs Gezo erschien. Bei Gelegenheit einer großen Festlichkeit, welcher Forbes anzuwohnen hatte, geschah es, daß vierzehn Sklaven auf dem Felde, wo sie eben mit Ackerbau beschäftigt waren, aufgegriffen und auf den Köpfen königlicher Knechte herbeigetragen wurden. Sie saßen, an Händen und Füßen gebunden, in kleinen, bootähnlichen Körben, welche die Träger über ihre Köpfe emporhielten. Auf ein gegebenes Signal wurden die Unglücklichen über eine hohe Brustwehr, welche die Terrasse des königlichen Palastes umgab, vor Gezo's Augen hinabgestürzt und unten von einer Bande wohlbewaffneter Mörder mittelst Keulen und Säbeln niedergemacht. Ihre Leichen wurden dann von dem umstehenden Volkshaufen noch weiter verstrümmelt und zerrissen, und endlich in eine Grube im Busch geworfen, um vom Gewild des Waldes und den Raubvögeln verzehrt zu werden. Nun ist Gezo selbst, dieses Ungeheuer von Blutdurst, eine Beute des Todes geworden. Sein Sohn und Nachfolger aber, so wird berichtet, will nun den abgeschiedenen Geist seines Vaters durch ein massenhaftes Todtenopfer ehren. Er sei entschlossen, seine kindliche Liebe und königliche Größe durch eine That zu bezeugen, die Alles übertreffen soll, was seine Vorfahren bei ähnlichen Gelegenheiten gethan haben. Zweitausend Personen sollen zu Ehren des verstorbenen Tyrannen geopfert werden. Eine große Grube sei bereits gegraben, die so mit Blut gefüllt werden soll, daß ein Boot darin schwimmen könne. Die Schlachtopfer hiezu aber müssen die umliegenden Stämme liefern. Bereits sind

Raub-Expeditionen nach allen Richtungen ausgesandt worden, um die zum Todtenopfer nöthige Zahl von Unglücklichen einzufangen. Schwächere Stämme in der Nachbarschaft sind bereits überfallen worden, und große Beute in der Gestalt von Gefangenen ist nach der Hauptstadt gebracht, um das bevorstehende Todtenfest zu verherrlichen. Aber noch ist die Zahl der Opfer lange nicht voll. Abbeokuta, mit seinen 100,000 Einwohnern, soll das Haupt-Contingent liefern, und große Vorbereitungen zu diesem Angriffskrieg werden getroffen.

Wer will die Summe des Glends und Jammers ermessen, die an all dieses sich knüpft? Ist doch nicht der Augenblick des Abschlachtens von so vielen menschlichen Wesen allein, was uns mit Entsetzen erfüllen muß, sondern auch das unendliche Maaß von Angst, Schrecken und Jammer, das diesem Augenblick vorangeht. Der Ruin der überfallenen Dorfschaften und Städte, die Feuerflammen, die aus den brennenden Hütten emporschlagen, das Geheul der Kriegshaufen, das Jammergeschrei der Weiber und Kinder, die verwüsteten Pflanzungen, die entvölkerte Einöde, — welch' ein Bild! Es ist nicht zu verwundern, daß auch die Staatsmänner eines großen christlichen Volkes diese Gräuelpiece zum Gegenstand ernster Berathung gemacht haben. Am 17. August dieses Jahres erhob sich Lord Fernoy im brittischen Parlament, lenkte die Aufmerksamkeit des Hauses auf das beabsichtigte scheußliche Todtenopfer, das zu Ehren des verstorbenen Königs von Dahöme gebracht werden soll, und forderte die Minister auf, Maßregeln zu treffen, um wo möglich das Entsetzliche zu verhindern. Ein anderer, in der christlichen Welt rühmlich bekannter Staatsmann, Kinnaird, unterstützte aufs kräftigste diese Bitte. Darauf entgegnete (in Abwesenheit des Ministers Lord Russell) der Unterstaatssekretär, G. Fortescue, daß die Regierung mit tiefem Leidwesen von dem Vorhaben des gegenwärtigen Königs von Dahöme Kenntniß erhalten habe. Sobald Lord John Russell Kunde davon empfangen, habe er eine ernste und dringliche Botschaft an den König von Dahöme abgeordnet, ihm die ernstlichsten Vorstellungen gemacht und ihm angedeutet, daß, wenn der König auf der Ausführung seines Planes bestehen sollte, die brittische Regierung sich zu feindlichen Maßregeln gegen ihn genöthigt sehen würde. Freilich was der Erfolg dieser Gesandtschaft sein werde, wisse er nicht, und er fürchte, es werde nicht viel helfen. Da erhob sich Lord Palmerston, der Premier, und sprach: „Ich darf wohl sagen, daß die Sache schon lange Zeit die

Aufmerksamkeit der Regierung beschäftigt hat. Als ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, so lag es mir lange und ernstlich an, den verstorbenen König von Dahöme zu überreden, daß er von diesen abscheulichen Gräueln abstehe. Wir sandten zu jener Zeit zwei oder drei Gesandtschaften an den Hof Ogo's. Ich muß leider sagen, daß diese Gesandten uns damals berichteten, sie hätten, als sie des Königs Palast betraten, die Umfassungsmauer desselben nicht etwa mit Zierrathen, wie sie in civilisirten Ländern sich finden, sondern mit Menschenköpfen von geschlachteten Opfern verziert gefunden, wie denn auch die Wände des Palastes selbst damit reichlich ausgestattet gewesen seien. Der verstorbene König gab allerdings bis auf einen gewissen Grad unsern Vorstellungen nach. Ob dieß auch der gegenwärtige Fürst thun wird, lasse ich dahin gestellt; aber die Hauptstadt von Dahöme liegt in bedeutender Entfernung von der Küste, und die Straße dahin führt durch Sümpfe und Sumpfbüsch und ist so schwer zu passieren, daß es kaum möglich sein dürfte, eine europäische Truppenmacht dahin zu führen, um auf den König einen Zwang anzuwenden. Ich kann deshalb nur das Haus versichern, daß wir Alles thun werden, was in unsrer Macht liegt, um den König von seinem Vorhaben abzubringen, und wenn Zwangsmaßregeln möglich sind, so soll es auch daran nicht fehlen. . . ."

Jeder Menschenfreund muß über solche Erklärungen einer großen christlichen Nation sich freuen. Aber man täusche sich nicht mit der Hoffnung, als ob dieser Weg zum Ziele führe. Es wäre möglich, daß ein Thronerbe von Dahöme Jahre lang in London oder Paris sich aufhielte und als Gentleman mit feinen Manieren in allen Gesellschaften aufträte; und dennoch könnte derselbe schwarze Prinz, wenn er in sein Vaterland zurückkehrte und den Thron seiner Väter bestiege, gerade wie der jetzt regierende Fürst sich entschließen, zweitausend Menschenopfer über dem Grabe seines Vaters zu schlachten. Hat doch der berühmte Neuseeländer-Häuptling Hongi auch London besucht, selbst an der königlichen Tafel gespeist und mit den feinen Damen der höchsten Kreise in feinsten Weise verkehrt; und dennoch war sein Erstes bei seiner Rückkehr nach Neuseeland, daß er nach siegreicher Schlacht seinem erschlagenen Feinde das rechte Auge ausriß und verschlang, und in das noch zitternde Herz desselben mit Kannibalen-Lust biß, während um ihn her Hunderte von erschlagenen Feinden seinem siegestrunkenen Heere zur Speise dienten. Es giebt

kein anderes Heilmittel gegen diese Schäden, als das Evangelium, und so lange diese Himmelskraft nicht die Grundgesinnung der Barbaren in Dahöme, wie sie es in Neuseeland gethan hat, umwandelt, helfen alle brittischen Gesandtschaften und Kriegsandrohungen nichts.

Die englisch-wesleyanische Missionsgesellschaft hat schon längst einige Arbeiter im Gebiet von Dahöme, und der verstorbene König Gezo hatte wiederholt Gelegenheit, das Wort des Friedens aus ihrem Munde zu hören. Aber er hat es von sich gewiesen. Auch dem neuen König hat sich bereits ein Friedensbote persönlich genahet. Im letzten Bericht der genannten Gesellschaft heißt es: „Dem Missionar Bernasko [in Whydah an der dahomischen Küste stationirt] ist es nach vielen Schwierigkeiten und Verzögerungen gelungen, eine Audienz bei dem neuen König von Dahöme in seiner Hauptstadt zu erlangen; allein das Resultat ist höchst unerfreulich. Der Sklavenhandel ist nach der Meinung dieses mächtigen barbarischen Fürsten unendlich viel profitabler, als ein rechtmäßiger Handel. Deshalb will er weder selbst etwas vom Evangelium hören, noch gestatten, daß sein Volk es annehme. Seine Worte, die er bei dieser Gelegenheit sprach, sind sehr bedeutsam. 'Wenn meinem Volke erlaubt würde,' sagte er, 'das Wort Gottes zu hören, so würde eine Umwandlung mit ihnen vorgehen. Sie würden weder dem Fetisch dienen, noch in den Krieg ziehen wollen.' Doch kann Br. Bernasko seine Arbeiten in Whydah bis jetzt ungehindert fortsetzen.“

Wir kehren aber zum Yoruba-Lande zurück. Schon im Jahr 1843 haben die wesleyanischen Methodisten daselbst eine Mission begonnen und führen sie heute noch fort. Doch bei weitem die bedeutendste Arbeit hat dort die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft. Es befinden sich gegenwärtig zehn europäische ordinirte Missionäre im Lande, wovon gerade die Hälfte deutsche Brüder aus dem Basler Missionshause sind (Gollmer seit 1843, in Abbeofuta, Hinderer seit 1849, in Ibādan, Ad. Mann seit 1852, in Idschaye, Maser seit 1852, in Lagos, Gottlob Bühler seit 1855, gegenwärtig in der Heimath). Außerdem befinden sich noch vier englische und zwei deutsche Laiengehülfsen (letztere von der Grischona, Fladt und Lieb) in und um Abbeofuta. Neben ihnen und den englischen Missionaren arbeiten noch vier ordinirte Eingeborene und eine große Anzahl (im Ganzen 63) von eingeborenen Gehülfsen und Lehrern in diesem gesegneten Missionsfelde. Ende 1859 betrug die Zahl der Abend=

mahlsgenossen in dieser (kirchlichen) Mission 916 Seelen; 68 Taufen fanden im genannten Jahre statt. Dazu kommt natürlich noch eine große Menge solcher Christen, die noch nicht zum Abendmahl zugelassen sind. In 17 Schulen und Anstalten werden im Ganzen über 550 Knaben und Mädchen unterrichtet.

Dieses gesammte Missionsgebiet theilt sich in Bezug auf die Empfänglichkeit der Bevölkerung für das Evangelium in drei scharf geschiedene Abtheilungen. Die schlimmste bildet die Küstenbevölkerung, gemischt aus Egba's oder Yoruba-Leuten und Popo's oder Dahomiern. Sie sind durch und durch entsetzt und verdorben theils durch den Sklavenhandel, der hier Jahrhunderte lang blühte, theils durch den Verkehr mit entarteten und sittenlosen Europäern, die hier Handel treiben. Beides wirkt zusammen, um den Boden hart zu treten und die Herzen der Eingeborenen für die Aufnahme des Wortes Gottes unempänglich zu machen. Gleich unzugänglich, nur um anderer Gründe willen, ist das Gebiet im Norden und Nordosten von Abbeokuta bis zum Niger (Kuarra) hin. Dort sind die Negerstämme vom Islam, der dem Evangelium zuvorkam, umstrickt, und die muhamedanische Priesterschaft ist es, welche das Volk aufstacheln gegen die evangelischen Missionare. Eine Zeitlang schien es, als wenn dort ein hoffnungsreiches Feld für die Mission sich eröffne, wie denn auch der bekannte ausgezeichnete Negermissionar Samuel Crowther, nach der ersten Grundlegung der neuen Mission in Rabba am Kuarra, mitten durch diese Stämme zu Land nach Abbeokuta zurückreiste und viel Entgegenkommen und Freundlichkeit erfuhr. Allein kaum war der eigentliche Zweck seines Kommens näher bekannt worden, so ward ihm die Wiederbetretung der Straße nach Rabba verboten, und die Hoffnung, jene junge Nigermission in Rabba mit der älteren Schwester in Abbeokuta durch eine Kette von Missionsstationen direkt zu verbinden, mußte zunächst aufgegeben werden.

So bleibt nur das zwischen der Küste und dem Norden mitten inne liegende eigentliche Yoruba-Land als der wahrhaft empfängliche Boden übrig, und hier ist es auch, wo Gott in den 17 Jahren des Bestandes der Mission so Großes gethan hat. Den lokalen und geistigen Mittelpunkt bildet die Hauptstadt Abbeokuta, die um ihrer großen Ausdehnung willen in vier Missionsdistrikte (gewissermaßen Parochien), jeder mit seiner eigenen Kirche und Gemeinde, sowie mit seinem eigenen Missionar, abgetheilt ist. Diese Stadtparochien heißen

Nke, wo Missionar Townsend, Itibschu, wo Missionar Gollmer, Igbein, wo der eingeborene Missionar King sich befindet, während im vierten, Dwu, gegenwärtig nur ein eingeborener Katechist stationirt ist. Außer diesen kirchlichen Missionaren arbeiten, wie schon erwähnt, eifrige Wesleyaner gleichfalls an diesem wichtigen Hauptorte.

Ghe wir unsre deutschen Brüder über den Stand der Dinge in der Yoruba-Mission reden lassen, schicken wir noch eine Stelle aus dem neuesten Jahresbericht der kirchlichen MG. voraus. „Durch die Gründung der Mission in Abbeokuta,“ heißt es darin, „durch die Fortdauer des äußeren Friedens und durch die Einführung der Elemente der Civilisation ist eine neue Aera für das Yoruba-Land angebrochen; es ist dadurch ein Aufblühen des Handels, und eben damit eine äußere Wohlfahrt des Volkes eingetreten, die in andern Negerstädten unbekannt ist, und deren Ruf sich so weit und breit durch das ganze Land hin verbreitet hat, daß viele große Städte im Innern um einen 'weißen Mann' gebeten haben. Die Ausfuhr von Baumwolle auf den Markt von Manchester darf nun als ein fester und gesicherter Zweig des Yoruba-Handels betrachtet werden, und eben damit muß auch das industrielle England ein unmittelbares Interesse haben an der Förderung der jungen emporblühenden Civilisation dieses Landes. Die ersten Ballen Baumwolle, durch Maschinen gereinigt und für den englischen Markt gepreßt und verpackt, wurden vor acht Jahren aus den industriellen Werkstätten der Missionsgesellschaft in Lagos und Abbeokuta nach Manchester gesandt. Die genannten Werkstätten waren fünf Jahre lang die einzigen Kanäle, durch welche England mit westafrikanischer Baumwolle versehen ward. Jetzt sind mehrere hundert Reinigungs-Maschinen in und um Abbeokuta in Thätigkeit; auch sieben Schraubenpressen befinden sich dort, und zwar mehrere im Besitz eingeborener Handelsleute, so daß die industriellen Etablissements der Missionsgesellschaft, nachdem ihr Zweck, nemlich die Begründung eines einheimischen Baumwollhandels, glücklich erreicht ist, nunmehr in andere [kaufmännische] Hände übergehen konnten.

„Eine schlagende Thatfache dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Sie stellt den Einfluß, den ein rechtmäßiger Handel auf die allmähliche Stillstellung des nach außen gehenden Sklavenhandels an seiner eigentlichen Quelle ausübt, in ein helles Licht. Aus dem Innern des Landes nemlich werden noch immer Sklaven nach der Küste gebracht, um von da nach Amerika verschifft zu werden. In Folge der

Wachsamkeit der brittischen Kreuzer, die in der Bucht von Benin Wache halten, wurden Hunderte dieser Unglücklichen eine Reihe von Jahren hindurch in Barracken an der Küste verwahrt und hingegehalten, bis eine Gelegenheit zur Einschiffung sich darböte. Jetzt werden viele dieser Sklaven, die in Abbeokuta noch vor wenigen Jahren um etwa 100 Franken verkauft wurden, von Abbeokuta-Häuptlingen und eingeborenen Baumwollenspflanzern zurückgekauft und zwar um 300 Franken per Kopf; denn die Leute fangen an einzusehen, daß es vernünftiger und zugleich christlicher ist, diese Arbeitskräfte im Lande zu behalten, als sie ans Ausland zu verkaufen. . . .

„Im Allgemeinen ist die heidnische Bevölkerung von Abbeokuta, die sich wahrscheinlich auf 100,000 Seelen beläuft, von dem freilich noch geringen christlichen Element, das in der Gemeinde der Befehrten sich darstellt, so sehr wie von einem Sauerteig durchdrungen, daß der heidnische Fürst einer benachbarten Stadt zu einem dort stationirten Missionar sagen konnte: 'Fahret nur in eurer Arbeit geduldig fort; Gott wird euch darin segnen; denn es ist ein gutes Werk, wie man an Abbeokuta sehen kann. Ich kann mich noch wohl der Zeit erinnern, wo die Abbeokutaner nichts als Räuber, Menschen-diebe und Sklavenhändler waren; aber seitdem ist dort eine große Veränderung vorgegangen, welche ihren Ursprung nur in dem Segen Gottes haben kann, der auf der Arbeit des weisen Mannes ruht.'"

Doch es ist Zeit, daß wir die lieben Brüder selbst reden lassen, die uns kürzlich mit so lehrreichen Mittheilungen erfreut haben.

2. Missionar Gollmer's Bericht.

Der theure Bruder, der uns diesen Bericht sendet, hat in diesen Tagen sein 48. Lebensjahr beschlossen. Er ist ein Würtemberger von Geburt und trat um Ostern 1836 in das Missionshaus von Basel, um hier für die Arbeit unter den Heiden sich vorzubilden. „Basel," sagt er selbst in seinem neuesten Briefe, „und das liebe Missionshaus mit seinen vielen Segnungen bleibt mir unvergesslich, und mein Herz ist heute noch ebenso voll von Liebe und Dankbarkeit für dasselbe, wie früher. Ja in Trübsalsstunden eilt mein Glaube oft zurück in das theure Missionshaus, und dadurch finde ich Trost und Stärkung."

— Nach vierjährigem Cursus trat er im Sept. 1840 in die Dienste

der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, die ihn bald darauf nach Sierra Leone aussandte, wo sie eines ihrer ältesten und gesegnetsten Arbeitsfelder hat. Nach der Gründung der Yoruba-Mission, die bekanntlich eine Tochter des Werks in Sierra Leone ist, wurde auch Gollmer beauftragt, in dieselbe überzusiedeln, und im Januar 1845 traf er in der Küstenstadt Badagry ein. Sieben Jahre darauf (1852) wurde Lagos, die bedeutende Handelsstadt an der Lagune, welche an der Küste sich hinzieht, sein Arbeitsfeld, bis er vor einigen Jahren endlich nach dem Mittelpunkt dieser Mission, nach Abeokuta selbst, versetzt ward. Der Stadttheil Ifibsha wurde ihm zugetheilt. „Meine Gemeinde hier,“ sagt er in dem Schreiben, mit dem er seinen Bericht begleitet, „zählt etwas über 200 Seelen; die übrigen [Gemeinden in den andern Stadttheilen] sind zahlreicher. Aber welch ein erfreulicher und ermunternder Anblick ist es doch in Mitten dieser großen Heidenstadt, so viele gerettete Seelen vor dem Herrn gesammelt zu sehen, — zu sehen, wie sie sich des Hauses Gottes freuen und sich an Seinem Worte laben. Mein Stadt-Missionsbezirk zählt vielleicht 30,000 Seelen. Gerne möchte ich alle in ihren Häusern besuchen; aber leider werde ich nur allzuoft bald durch Krankheit, bald durch Ueberhäufung von Arbeit verhindert. Mein Land-Missionsbezirk erstreckt sich vier Tagereisen westlich von hier bis zur Gränze von Dahome, welche unzugänglich ist, und umfaßt die zwei Yoruba-Provinzen Egbadu und Kedu mit etwa 200 Städten und Dörfern und über 150,000 Seelen. Gegenwärtig habe ich zwei junge englische Brüder und 12 Nationalgehilfen, die mir in diesem großen Werke Hülfe leisten. Einer der englischen Katechisten und vier eingeborene Gehilfen arbeiten auf drei Nebenstationen, die übrigen beschäftigen ich hier und auf dem Lande. . . . Ach wie groß ist die Ernte, wie wenige der Arbeiter! Wie wenig wird gethan, und wie viele arme Heiden sterben täglich dahin, ohne das Wort des Lebens vernommen zu haben! Nichts ist für den Missionar weithuender, als die Thore weit offen und Tausende von hungernden Seelen bereitwillig zu sehen, das Wort des Herrn zu hören und aufzunehmen, — und doch keine Arbeiter da, diese Seelen zu retten!“

Hören wir nun seinen größeren Bericht, der in englischer Sprache geschrieben ist, und den wir in möglichster Treue hier wiedergeben.

„Mit Betrübniß theile ich Ihnen mit, daß unser Land und die ganze Umgegend, wie früher, so noch jetzt, durch Kriege und Geschrei

von Kriegen in großer Aufregung und Verwirrung sich befindet. Die unruhigen Geister, denen das Kriegshandwerk und der Sklavenhandel lieber ist, als die ruhige und sittenmildernde Beschäftigung mit Ackerbau und rechtmäßigem Handel, regen sich gewöhnlich um den Anfang des Jahres, wenn die Flüsse zu passiren sind, sammeln andere geistesverwandte Gesellen um sich und machen unter irgend einem Vorwand nach der einen oder andern Richtung hin einen Streifzug. So zieht Jahr für Jahr ein Dahöme-Heer, den König an der Spitze, nach Norden, Westen oder Osten, nur in der Absicht zu plündern und ihre Mitmenschen zu Sklaven zu machen, was natürlich nicht ohne Blutvergießen und viel Unheil geschehen kann. In gleicher Weise und zu demselben Zwecke sendet die große Muhamedanerstadt Ilorin, fünf Tagereisen nördlich von uns, häufig einen starken Heereszug, namentlich Reiter, nach irgend einem Theil des Innern aus.

„Die große Yoruba-Stadt Ibādan, wo die Geschwister Hinderer arbeiten, enthält gleichfalls viel von diesem unruhigen Element, und fast alljährlich sucht die dortige Bevölkerung mit einer oder der andern Nachbarstadt einen Handel anzufangen, welcher jedesmal absichtlich auf Anzettlung eines Krieges berechnet ist. So wird leider manches Leben elendiglich geopfert, Hunderte von Sklaven gemacht und viele Ortschaften verödet. Im letzten Februar erscholl hier [in Abbeokuta] der Kriegsruf mit neuer Macht und Alles schien anzudeuten, daß ein großer Kampf uns bevorstehe. Offene und geheime Boten, Land- und Seeoffiziere, Freunde und Feinde berichteten, daß Dahöme sich rüste, in diesem Jahr Rache an Abbeokuta zu nehmen. Es ist dieß ein Gerücht, das alljährlich seit der Niederlage von Dahöme im Jahr 1851 wiederkehrte; es that jedoch zugleich immer die gute Wirkung, daß das Volk sich daran machte, die ausgedehnte Stadtmauer auszubessern.

„So viel ist gewiß, die Armee von Dahöme, den jungen König an der Spitze, setzte über die Opara, den Grenzfluß zwischen Dahöme und Yoruba, und marschirte ostwärts in der Richtung gegen Abbeokuta. Sobald man dieß erfuhr, ward Kriegsrath gehalten, und unmittelbar darauf nahmen die großen Kriegshäuptlinge mit vielen ihrer Leute hinter der Mauer ihre angewiesenen Stellungen ein; an den beiden Thoren im Westen der Stadt aber, sowie am nördlichen Thor wurden regelmäßige Lager geschlagen. Da unsre Missionswohnung hart am letztern Thor liegt, (und gegen dieses mußten die Da-

homier den Hauptangriff richten, weshalb es auch entsprechend befestigt war), so bekamen wir nothwendigerweise ein gut Theil des



Das Ausbessern der Mauern.

wilden Lärms und Getümmels zu kosten, das ein afrikanisches Kriegerheer, welches zur Vertheidigung sich rüstet, mit sich bringt. Die Gong (eine Art Messingtrommel, die mit einem Stück Holz angeschlagen wird), die Trommel, das Horn und die Pfeife tönten mit nur geringer Unterbrechung Tag und Nacht fort. Eines Morgens gelangte die Nachricht in die Stadt, daß die Dahomier auf der entgegengesetzten Seite des Flusses (Ogun) und zwar in nicht großer Entfernung gesehen würden, und Tausende von Bewaffneten, ihre Führer zu Pferd an der Spitze, eilten an unserm Hause vorbei auf den Schauplatz des erwarteten Kampfes.

Der König von Dohöme durchzog nemlich das Gebiet von Kedu und ließ dem König dieser Stadt sagen, er solle sich nicht fürchten; er sei auf dem Zuge gegen Abbeokuta und habe nicht im Sinne, irgend eine seiner Städte zu belästigen. Diese Höflichkeit erwiderte Jener durch ein Geschenk von drei Sklaven und einem Ochsen. Danji, eine Kedustadt, durch welche der Zug der Dahomier darauf gieng, wurde durch eine ähnliche Botschaft gekäufst; auch hier ward ein Schaf als Erwidierung und Dank zum Geschenk gegeben. Dann rückten die Dahomier auf der geraden Straße gegen Abbeokuta vor und waren nur noch zwei Tagereisen von uns, als sie auf einmal (warum? können wir nicht sagen) sich rückwärts wandten und

während der Nacht in der Nähe von Danji sich zeigten, in der Absicht, die Stadt Meko, die größte und wichtigste nach der Hauptstadt Kedu, anzugreifen. (Ich habe die Stadt im August vorigen Jahres besucht.) Aber da sie keine sichern Wegweiser hatten, so überfielen sie Danji selbst, und nach einem Kampfgetümmel von einigen Stunden ward der unglückliche Ort überwältigt und zerstört. Die meisten Weiber und Kinder flohen während der Nacht in den Wald. Die Männer von Danji, welche ihren Herd hinter der Stadtmauer vertheidigten, schossen dabei etwa 600 Dahomier nieder, was den Feind so erbitterte, daß er die Stadt in Brand steckte. Das Musketenfeuer ward in der Hauptstadt Kedu gehört, und der dortige König sandte eine große Zahl Bogenschützen Danji zu Hülfe, aber zu spät. Als die Dahomier die Keduksrieger heranziehen sahen, rückten sie ihnen ins Feld entgegen, wo nun ein Treffen erfolgte. Wie erzählt wird, fielen etwa 200 Dahomier durch die Pfeile ihrer Gegner; auch machten Letztere neun Dahomier zu Gefangenen. Andererseits verloren die Keduleute 38 Mann, welche theils fielen, theils gefangen wurden. Die Nacht machte dem Gefecht ein Ende. Am folgenden Tag zogen die Dahomier, freilich mit nur etwa 40 Gefangenen, heimwärts. Die Kunde von diesem betrübten Vorfall erreichte bald Abbeofuta, und Viele jubelten und feuerten ihre Gewehre ab, daß sie selbst nun von Dahome errettet seien. Einige Tage nachher, als die Kriegshäuptlinge und das Volk Gewißheit erhielten, daß es mit dem Heimzug der Dahomier seine Richtigkeit habe, brachen sie die Lagerstätten ab und zogen in ihre Wohnungen heim, nachdem sie mit großer Entschlossenheit und Ausdauer zehn Tage und Nächte hinter ihrer Mauer Wache gehalten hatten.

„Ich und meine Familie waren in dieser ganzen Zeit sehr in Noth und völlig hilflos gewesen. Wir hätten weder uns vertheidigen noch fliehen können. Doch bei alle dem waren wir völlig ruhig und nicht im mindesten ängstlich. Wir fühlten, daß wir in der Hand unsers himmlischen Vaters seien, und konnten glauben, daß der Hüter Israels wie gestern so heute und in Ewigkeit derselbe ist; auf Ihn stützten wir uns früher in den Zeiten des Kriegs und hatten an Ihn genug; darum konnten wir Ihn auch jetzt wieder vertrauen und wurden nicht zu Schanden.

„Viele aus dem Volk bedauerten beinahe den Rückzug der Dahomier; sie schienen entschlossen, dieses Mal ihren Feind zu vernichten.

Unsre Befehrten, in großer Anzahl zur Vertheidigung versammelt, waren im Allgemeinen wohl bewaffnet und zeigten größern Muth, als viele Heiden, die mit allerlei Zaubermitteln bedeckt waren, so daß der oberste Befehlshaber selbst bemüht war, sie zu seiner Unterstützung um sich zu haben, und bat, sie möchten in sein Lager rücken.

„Da die Dahomier viel mehr verloren als gewonnen hatten, wollten sie nicht so ruhmlos heim kommen; sie wandten sich deshalb gegen die Küste, griffen drei kleine Städte in der Nähe von Porto Novo an, zerstörten sie und schleppten ungefähr 4000 [?] Gefangene hinweg; und diese armen Leute gehören doch zu derselben Nation wie sie selbst, und sprechen ein und dieselbe Sprache mit ihnen. Um diese unerwartete Gewaltthat zu vergelten, vereinigen sich nunmehr die Leute von Porto Novo (sonst gewöhnlich Freunde von Dahome), von Badagry und Alle, die in Abhängigkeit von ihnen stehen, und rüsten sich, ihrerseits einige Dahome-Städte anzugreifen.

„Der Schauplatz aller dieser traurigen Scenen liegt im Westen der Hauptstadt Abbeokuta, während zur selben Zeit auch nördlich von uns das Kriegsgeschrei erscholl und noch erschallt. Ibādan, eine Yoruba-Stadt von mehr als 100,000 Einwohnern, etwa 2½ Tagereisen nordöstlich von uns, befindet sich gegenwärtig im Kriege mit Idschaye, einer kleineren Yorubastadt von vielleicht 40,000 Einwohnern und 2½ Tagereisen nördlich von uns. (Beide Städte liegen nur ungefähr 8 Stunden Wegs auseinander.) Die eigentliche Veranlassung zu einem Kriege läßt sich gewöhnlich in diesem Lande nicht leicht auffinden und darthun; so auch in diesem Falle. Ich kann nicht sagen, was wirklich den Anstoß zu diesem Bruderkrieg gab. Ire, der Häuptling von Idschaye, ist ein rücksichtsloser, stolzer und grausamer Charakter. Einige sagen, er habe den König von Oyo und die Häuptlinge von Ibādan durch irgend etwas beleidigt; Andere behaupten, es sei Neid darüber, daß aller Handel von der Küste und Abbeokuta her nach dem Innern und umgekehrt durch Idschaye gehe. In Ibādan ist es ein einziger mächtiger Kriegshäuptling, der für diesen Krieg ist; andere Kriegshäuptlinge und das Volk sind nicht dafür, sonst würde die Sache ernsthafter sein. Dieser nämlich gottlose Ibādan-Häuptling soll auch in ein Bündniß mit Dahome gegen Abbeokuta sich eingelassen haben, und man glaubt, er habe im Februar, als die Dahomier gegen uns aufbrachen, seine Krieger ins Feld geschickt, damit sie eine Tagereise nördlich von uns

auslauern, um gelegentlich mit Dahöme zusammenwirken zu können. Jene (die Ibādan-Krieger) sollten das Kriegsvolk von Abbeokuta herauslocken und so denen von Dahöme Gelegenheit geben, in die Stadt einzudringen. Aber dazu waren die von Abbeokuta zu klug; sie blieben ruhig hinter ihrer Mauer, wohlgerüstet auf Jeden wartend, der sie angreifen möchte, und darin lag mit Gottes Hülfe ihre Stärke und ihre Sicherheit.

„Seitdem sind die Straßen nach dem Innern versperrt und unsre Freunde in Idschaye sind abgeschnitten. Letzte Woche kam eine bewaffnete Karawane von dort herunter, welche uns Briefe brachte. Zu unsrer Freude fanden wir, daß unsre Geschwister dort ganz wohl und gutes Muthes sind. Von unsrer Gesellschaft befindet sich nämlich Br. Mann mit Gattin daselbst, und von der amerikanischen Baptisten MG. Br. Philipps und Br. Stone mit Gattin. Die Ibādan-Krieger waren eifrig daran, sich zu verschanzen und ein Lager hart an Idschaye zu schlagen. Einige Gefechte haben bei den Idschaye=Dörfern stattgefunden, wo die Ibādan-Leute sich Lebensmittel zu verschaffen suchten, aber auf die Stadt selbst hat bis jetzt kein Angriff stattgefunden. Und nun hören wir, daß eine andere neue Verbindung sich bilden soll. Die Städte Isaki, nordwestlich von Idschaye und mit ihr längst verbündet, Ilorin, durch die Sperrung der Handelsstraßen erbittert und benachtheiligt, und endlich Abbeokuta, durch Beleidigungen und viele andere Ursachen gegen Ibādan aufgebracht, haben sich verbündet, um mit vereinigten Kräften Idschaye zu helfen, die Ibādan-Krieger aus ihrem Lager zu treiben und die Straßen für den Handel wieder zu öffnen. Demgemäß rüsten sich die Leute hier (in Abbeokuta) und wollen ausbrechen, sobald der Ogunfluß, welcher westlich an Abbeokuta vorbeifließt, ein wenig mehr angeschwollen ist, damit Dahöme keinen Versuch mache, nach ihrem Auszug in die Stadt einzubringen.

„Eine Deputation, bestehend aus Lieutenant Lobber und aus zwei eingeborenen angesehenen Sierra Leone-Leuten, jener abgesandt von dem englischen Consul, diese von den Kaufleuten in Lagos, kamen letzte Woche hier an, in der Absicht, wenn immer möglich die streitenden Parteien zu vereinigen, Frieden zu stiften und freundlichen Verkehr und Handel wieder ins Geleise zu bringen. Die Deputation wurde hier nicht so gut aufgenommen, als sie erwartete, einfach weil die Dinge schon zu weit gekommen und die jungen Leute hier für

den Krieg sind; man sagte den Herren, sie hätten zuerst die Leute hier als theilhabende Partei zu Rathe ziehen sollen u. Von Ibādan hören wir, daß es durchaus unwahrscheinlich ist, daß man dort den Vorschlägen zum Frieden Gehör schenken werde, da auch sie für Krieg sind. Wir können keine Hoffnung hegen, daß der Kriegshauptling im Feldlager oder der Hauptling von Idschaye sich herbeilassen werden, Frieden zu schließen, ohne daß sie ihre Kräfte versucht haben; denn Jeder prahlt, er sei des Sieges gewiß. Während ich dieses schreibe, kehrt die brittische Gesandtschaft von Ibādan zurück, und zwar völlig unverrichteter Dinge. Ibādan will nichts von Frieden hören; auch wollte man den Abgeordneten nicht einmal gestatten, sich in das Feldlager oder nach Idschaye zu begeben.

„Was für ein dunkles Gemälde ist dieß, werden Sie vielleicht sagen; ja, so ist es. Ich fühle es; aber die Wahrheit muß gesagt werden. Sie wissen, daß auch in der Heimath, die doch mit dem Leuchter und dem hellen Lichte des Wortes Gottes gesegnet ist, Finsterniß sich findet, und daß ein treuer Berichterstatter den dunkeln Hintergrund nicht verdecken darf, um nur die lichten Parthieen seines Gegenstandes hervorzuführen; nein, wie in einem Gemälde, sind die Schatten gerade nothwendig, damit die Lichtseite um so stärker und vorthellhafter hervortrete.

„Was unser Land betrifft, so müssen wir allerdings sagen: 'Finsterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker;' aber wir können auch hinzufügen: 'über dir wird aufgehen der Herr, und seine Herrlichkeit wird über dir scheinen.' Jes. 60, 2. Es ist schmerzlich für uns, zu erzählen von den dunkeln Orten der Erde, die noch voll sind von den Wohnungen der Grausamkeit (Ps. 74, 20); und schmerzlich ist es für Sie, davon zu lesen. Aber es ist nothwendig, von Zeit zu Zeit klar zu zeigen, wie viel noch zu thun ist, um alsdann dasjenige besser würdigen zu können, was durch die Hülfe und den Segen Gottes bereits erreicht worden ist. Und in der That, der Herr ist schon über diesem Volke aufgegangen, und seine Herrlichkeit leuchtet über ihm. Dieß ist Ihnen bekannt, und die Berichte der englisch-kirchlichen MG. zeigen dieß und bezeugen es hin und wieder; ich darf aber sagen, nicht die Hälfte ist davon berichtet worden. Fremde, welche diesen Platz besuchen, sind erstaunt, inmitten dieses heidnischen Landes den Garten der sichtbaren Kirche vorzufinden und die vielseitigen Reime und Fortschritte der Civilisation zu schauen, die

hier unverkennbar zu Tage treten. Andere Gäste, wie z. B. unser kürzlich verstorbenen Bischof,*) freuen sich, die Herrlichkeit des Herrn in so vielen Gliedern der Kirche zu schauen, und rufen aus: 'Das hat Gott gethan!' Für die Ermuthigung unsrer theuern Missionsfreunde in der Heimath hätten wir wünschen mögen, daß der eine oder der andere unsrer Bischöfe am Leben geblieben wäre, um einen eingehenden Bericht von dem Werke Gottes in diesem Lande zu geben; aber es sollte nicht also sein."

Missionar Gollmer, dem wir diesen Bericht verdanken, geht nun über zur Schilderung der einzelnen Stationen des Yoruba-Landes und zeichnet den Gang der Mission in kurzen Umrissen. Vielleicht ist es nicht unpassend, diese Umrisse auszufüllen und zu ergänzen aus dem neuesten gedruckten Jahresbericht der kirchlichen MG. in London.

Gollmer beginnt mit Oyo, der nördlichsten Station, die auf dem Wege nach Ilorin und dem Niger liegt. „Bruder Meakin [der europäische Katechist, der dort seit nicht langer Zeit stationirt ist] kann von einem hoffnungsvollen Anfang reden, und von einigen Seelen, die ihm dort bereits geschenkt seien.“ [In dem Jahresbericht klagt Meakin, daß das noch immer nicht beendigte Bauwesen ihn nicht so recht, wie er wünsche, zur eigentlichen Missionsarbeit kommen lasse. „Doch,“ fügt er hinzu, „bringt uns eben dieses Bauwesen in

*) Der treffliche Bischof Bowen, der so früh mitten aus seiner kaum begonnenen Arbeit in die ewige Ruhe abgerufen ward (Mai 1859), besuchte kurz vor seinem Tode das Yoruba-Land, und in seinem letzten kurzen Schreiben an die kirchl. MG. in London (vom 13. April 1859) sagt er: „Ich bin dem Herrn wahrhaft dankbar, daß Er mir gestattet hat, das Gute zu sehen, das in jenem Land ausgerichtet worden ist. Wohl giebt es dort viele Widersacher, aber eine weite Thür ist dem Evangelium geöffnet. . . .“ Dann schildert er kurz die verschiedenen Missionsplätze, die er besucht, und was er Alles dort gethan habe, und schließt den Brief mit den Worten: „Das Land im Allgemeinen ist eines der schönsten, die ich je gesehen, und dazu so gesund, als nur irgend ein tropisches Land sein kann. Der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar, und das Volk ist, wenn auch noch nicht in Gewerben vorgeschritten, doch sicherlich nicht träge und müßig. . . . Alles was ich sah, ist ermuthigend. Ich habe im Ganzen 240 Personen confirmirt. Die Eingeborenen geben viel Beweise von vorhandenem geistlichem Leben, und ihr Wandel ist im Ganzen befriedigender, als es bei den Sierra Leone Leuten der Fall ist.“

Ann. der Reb.

fierte Verührung mit vielen Leuten aus der Stadt, denen wir das Heil verkündigen, und diese sagen's wieder Andern, so daß immer neue Leute herzukommen, um uns zu hören. Manche fangen an, den Sonntag heilig zu halten und regelmäßig in unsre Gottesdienste zu kommen. Wir hoffen, der Same wird Wurzel fassen und Frucht tragen zur Ehre des Herrn. . . . Meine zwei eingeborenen Katechisten sind mir eine große Hilfe, besonders mein Schulmeister, der von freien Stücken die Leute aussucht und zum Reiche Gottes einladet." — Bei einem Besuch des Miss. Townsend in Oyo empfing ihn der König in einer öffentlichen Audienz und drückte seine Freude und seinen Dank aus, daß Meakin in seiner Stadt sich befinde.]

Zunächst südlich von Oyo liegt Idschaye. „Es ist ein harter Boden," sagt Gollmer von dieser Station, „besonders um des Häuptlings Are willen, der die Leute abschreckt, die Kirche zu besuchen. Dennoch hat Br. Mann, der mit seiner Gattin allein dort steht, eine kleine Heerde zum Herrn gesammelt." [Nach dem Jahresbericht sind die Schwierigkeiten dort eher im Zunehmen. „Die Folge der entschlossenen Feindschaft, welche der grausame Tyrann Are dem Christenthum entgegensetzt, ist die, daß die Widersacher ermuthigt, die angeregten Seelen aber zurückgeschreckt werden. Die Zahl der eingeborenen Christen ist sehr klein und eher im Abnehmen. Die Väter wollen ihre Kinder nicht zur Schule senden. Dennoch ist Idschaye wichtig um der umliegenden Ortschaften willen." Missionar Mann selbst schreibt: „Unter den 14 Taufbewerbern sind drei, die ich bald zu taufen hoffe; aber es fehlt ihnen Allen der rechte Ernst und Eifer. Ihre kleine Zahl ist entmuthigend, und zwar um so mehr, als nur drei oder vier von ihnen aus der Stadt selbst sind; alle Uebrigen sind Fremde, somit Leute, die nicht durch Familienrücksichten, noch durch die Tyrannei Are's gebunden sind. Mehrere von ihnen machen Miene, als wollten sie auch weggehen. Wohl kann man fragen: 'Wo sind denn die eigentlichen Idschaye-Leute? Ist denn unsre Predigt an ihnen umsonst?' Ich muß antworten: Ja, scheinbar ist's so, so lange Are lebt. Das Gesetz verbietet jedem der Unterhäuptlinge, uns zu besuchen. Dieß ist hinreichend, die Leute von uns abzuschrecken und den Widersachern Anlaß zu geheimen Verfolgungen gegen die schwachen Christen zu geben. . . . Doch wir wollen nicht matt und muthlos werden, so lange ein Odem in uns ist."]

Weiter nach Süden liegt Idadan, die volkreiche Negerstadt,

wo Missionar Hinderer mit seiner trefflichen Gattin arbeitet. „In Ibādan,“ sagt Gollmer, „hat Br. Hinderer viel zu kämpfen; dennoch segnet der Herr seine Arbeiten, und trotz aller Verfolgung wächst die Zahl der Befehten. Am letzten Christfest hatte er die Freude, 16 Erwachsene zu taufen, und nun hat er eine schöne kleine Gemeinde. Er hat auch neuerdings drei Außenstationen aufgenommen und Schriftleser dort stationirt.“ [Da wir nachher Ausführlicheres aus Ibādan zu berichten haben, fügen wir hier nichts aus dem Jahresbericht bei.]

„Oschielle,“ fährt Br. Gollmer fort, „ist eine Außenstation von Abbeokuta. Dort ist seit vielen Jahren Br. Moore, ein eingeborener ordinirter Prediger, stationirt, und zu seinen stillen demüthigen Arbeiten hat sich der Herr in reichem Segen bekannt, so daß er seine kleine Kirche ganz voll von aufmerkamen Zuhörern hat.“ [Oschielle, eine der schönsten Arbeitsstätten im Yoruba-Lande, wurde einst von Missionar Hinderer gegründet und wird nun ganz durch den sogenannten „Korallenfonds“ unterhalten, welchen eine englische Dame, Miß Barber in Brighton, gegründet hat. Diese Dame nemlich giebt seit vielen Jahren ein kleines Kinder-Missionsblatt (Children's Missionary Magazine) heraus, dessen Ertrag hauptsächlich für die Unterstützung von Missionen bestimmt ist. Dabei erinnerte sie ihre jungen Leser an die stille unscheinbare Arbeit der Korallenthierchen im Meere, welche, klein und schwach wie sie sind, doch durch emsiges Zusammenwirken endlich die mächtigen Korallenmauern aus der Tiefe des Meeres aufzubauen im Stande sind. Solche Korallen-Arbeit könnten auch die Christenkinder thun zum Aufbau der Mauern Gottes, wenn sie nur treu und emsig zusammenwirken wollten. Deshalb schlug Miß Barber vor, einen „Korallenfonds“ zu gründen, durch welchen die Station Oschielle unterhalten werden solle. Und siehe, so gesegnet war dieses Unternehmen, daß nicht nur der dort stationirte Missionar dadurch unterhalten wird, sondern auch, nachdem das alte aus Lehm gebaute Kirchlein untauglich geworden, aus jenem Fonds eine neue Kirche gebaut, Schulen gegründet und viele Anstaltskinder erzogen werden konnten. Seit 1860 hat das niedliche Missionsblatt nun auch den Titel angenommen: Coral Miss. Magazine.*) Oschielle hat jetzt

*) Die Geschichte der Station Oschielle hat Miß Barber in einer eigenen höchst anmuthigen Schrift veröffentlicht unter dem Titel: Oschielle, or Village life in the Yoruba Country, from the Journals and letters of a Catechist

eine Gemeinde von 42 Kommunikanten neben einer viel größeren Zahl von Gemeindegliedern. Es ist eine der blühendsten Stationen des Landes.]

„Ischaga,“ fährt Br. Gollmer fort, „ist eine Außenstation auf der entgegengesetzten (westlichen) Seite von Abbeofuta im Gebiet von Kedu, und steht unter meiner Aufsicht. Ein eingeborener Schriftleser arbeitete dort etwa vier Jahre lang; es war ihm vergönnt, etwa 12 Seelen auf den Weg des Friedens zu führen, und ebenso viele sind in den letzten zwei Jahren hinzugethan worden. Gegenwärtig arbeitet dort Br. Smith, ein europäischer Katechist. Die kleine Gemeinde pflegte früher auf dem offenen bedeckten Platz vor dem Missionshause zum Gottesdienst und zur Sonntagschule sich zu versammeln. Durch den Edelmuth einer englischen Dame in Brighton aber (Miss Gore), die mir 40 Pf. Sterl. (Fr. 1000) gab, ward ich in den Stand gesetzt, eine kleine nette Kirche dort zu bauen, welche zur Zeit mit Zuhörern und Neugierigen stets angefüllt ist.“ [Missionar Smith selbst sagt im gedruckten Jahresbericht: „Es ist wohlthuend, den wachsenden Liebeseifer zu bemerken, den die Leute hier überall an den Tag legen, wo es gilt, ihren Landsleuten um sie her Gutes zu thun und das Wort der Wahrheit ihnen nahe zu bringen; und obwohl sie viel Widerspruch erfahren, so sind sie nur um so muthiger, denselben zu überwinden. Der König und seine Rätke sind noch immer freundlich gegen uns gesinnt. Sie besuchen uns von Zeit zu Zeit, und wir haben Freiheit, sie ihrerseits zu jeder Zeit zu besuchen. Auch die Aeltesten der Stadt versprechen, ihre Kinder zur Schule zu senden; aber freilich müssen wir oft lange darauf warten.“ — Bei einem Besuch, den Br. Gollmer voriges Jahr dort machte, traf sich gerade, daß der König und seine Rätke ein Fest des Kriegsgottes Dro auf den Sonntag ausgerufen hatten. Bei einem solchen Dro-Fest darf keine weibliche Person sich aus dem Hause wagen. Gollmer machte Vorstellungen dagegen, weil dadurch die Hälfte der Gemeinde verhindert worden wäre, am Gottesdienst theilzunehmen. Da gab der König folgende Entscheidung: „Wir müssen unsre Pflicht thun;

there; describing the rise of a christian Church in an African village. By M. A. S. Barber. Lond. 1857. Das von Dr. Barth herausgegebene und in Calw erscheinende „Missionsblatt für Kinder“ hat im Lauf der letzten Jahre eine Reihe lieblicher Einzelschilderungen aus diesem netten Büchlein mitgetheilt.

aber wir dürfen auch euch nicht hindern, eure Pflicht zu thun. Deshalb muß die Stadt heute in zwei Theile getheilt werden. Dro muß den Theil der Stadt einnehmen, den wir bewohnen; ihr und eure Kirchenleute aber möget denjenigen Theil einnehmen, wo die Kirche und das Missionshaus steht, und wo die Besehrten wohnen.“]

„Ibara und Iaro,“ sagt Gollmer weiter, „sind zwei weitere Außenstationen, wo Bibelleser die frohe Botschaft verkünden. Es ist dort ein Anfang gemacht. Mehrere kommen zu hören, und Einige geben gute Hoffnung.“

Weiter gegen das Meer zu, zwischen Abbeofuta und Lagoß, liegt Otta, wo Miss. White, ein eingeborener ordinirter Prediger, arbeitet. „Der Herr,“ sagt Gollmer, „hat ihn in seiner Glaubens- und Liebesarbeit reich gesegnet; eine ziemliche Anzahl Leute haben ihre Götzen in die Löcher der Maulwürfe geworfen und beten jetzt den Herrn an, welcher Gott ist. Vor einigen Jahren wurde ich durch den 'Korallensonds' mit den Mitteln (30 Pf. Sterl.) versehen, um eine Kirche zu bauen, welche sich nun allmählig füllt.“ [Der Jahresbericht erwähnt sechs Erwachsene, die im vorigen Jahr dort getauft wurden. Miss. White selbst schreibt: „Unsre Besehrten besuchen regelmäßig den Gottesdienst, und der König von Otta selbst und seine Häuptlinge rühmen die Standhaftigkeit und den Muth unsrer Christen. Gleichwohl nehme ich viele Gebrechen bei ihnen wahr, namentlich Selbstsucht, Selbstbetrug und Lieblosigkeit. Wir predigen den Heiden so oft als möglich auf den Straßen, auf dem Markt und unter schattigen Bäumen. Die Meisten stimmen uns mit Worten zu, und Viele sind von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt; aber sie besitzen nicht Muth genug herauszutreten, und die gewöhnliche elende Entschuldigung dafür ist, daß sie die Vorwürfe ihrer Landsleute scheuen.“ — Als Miss. White wegen schwerer Krankheit die Station für längere Zeit verlassen mußte, benützten die Widersacher der Wahrheit diese Gelegenheit, um die Christen einzuschüchtern, zu bedrohen und zum Abfall zu bewegen. Allein sie hielten standhaft an ihrem christlichen Bekenntniß fest. „Unter sehr schweren und drohenden Umständen,“ schreibt White nach seiner Rückkehr, „benahmen sich unsre Christen wahrhaft heldenmüthig. Nichts und Niemand konnte sie zum Wanken in ihrem Glauben bringen. Männer und Frauen übergaben sich dem Willen ihres himmlischen Vaters und waren standhaft entschlossen, lieber Alles zu dulden, als den Herrn zu verlassen. . .

Selbst der König rühmte die Standhaftigkeit der Christen. Gott sei dafür gepriesen.“]

„Iforodu,“ schreibt Gollmer, „ist eine weitere Außenstation. Sie liegt im Ibschebbu-Lande und gehört zu Lagos. Ein Bibelleser redet zu den Wenigen, welche hören wollen, und obwohl wir jetzt noch keine Frucht sehen, so ist es doch von Wichtigkeit, diesen Platz zu behaupten, da er in einer feindlichen Provinz liegt, welche noch viel unter dem Einfluß der Portugiesen und des Sklavenhandels steht.“ [Nach dem Jahresbericht befinden sich sechs erwachsene eingeborene Christen dort. Br. Maser besuchte den Ort im August 1859 und fand, daß das Volk im Allgemeinen sehr gegen die Engländer eingenommen war, weil sie dem Sklavenhandel ein Ende zu machen suchten. Doch genießt der eingeborene Schriftleser, der selbst ein Glied des Volkes von Iforodu ist, viel Achtung von Seiten der Ältesten der Stadt.]

Wir betreten an der Hand unsres lieben Berichterstatters die Küstenstationen. Dort begegnet uns zuerst Badägr, „wo wir (sagt Gollmer) so lange gearbeitet, so viel gebetet und geweint, so viel Samen ausgestreut haben. Ach, dieser Boden ist jetzt so unfruchtbar und hoffnungslos als je. Die meisten der älteren Leute, welche uns vor 10 oder 15 Jahren predigen hörten, sind durch Krieg oder sonstwie ums Leben gekommen, aber ihre Kinder sind nicht beser; sie sind so fleischlich als ihre Väter. Der eingeborene Katechist, Br. Pearse, schrieb erst vorlezte Woche: 'Alle Popo's haben sich von uns abgewendet; es ist klar, sie wollen das Wort Gottes nicht hören.' Sie scheinen wirklich wie verhärtet, und es ist, als ob es in ihren Herzen beschlossen wäre, um keinen Preis ihre bösen Wege zu verlassen. Ich fürchte, wir müssen am Ende doch noch die Station ganz aufgeben, zumal da sonst so viele Thüren offen stehen und so viele rufen: Komm herüber und hilf uns!“ — [Nach dem Jahresbericht scheint es, als sei ein letzter Versuch, in Badägr festen Boden zu fassen, im Sommer 1859 gemacht worden, indem man zwei eingeborene Katechisten, Pearse und Biso, dahin stationirte. Der letztere ist der bekehrte Sohn eines der angesehensten Häuptlinge der Stadt, und somit besonders geeignet, mit dem Volke in seiner eigenen Sprache, dem Popo- oder Dahöme-Dialekt, zu reden. Anfangs schien dieser neue Versuch einen günstigen Erfolg zu versprechen, indem Viele kamen und um Unterricht baten. Allein diese Bewegung war nur vorüber-

gehend; ehe das Jahr zu Ende gieng, kehrte die alte Gleichgültigkeit wieder und die Katechisten sahen sich ganz und gar im Stich gelassen. „Die Popo's oder Dahomier,“ heißt es im Jahresbericht, „unterscheiden sich von den Yoruba-Leuten insbesondere dadurch, daß unter ihnen ein nationaler Gözendienst herrscht, welcher seine Anhänger in mächtige Fesseln schlägt und sie verpflichtet, gegenseitig über einander mit einer wahrhaft mörderischen Eifersucht zu wachen, daß ja keiner von der väterlichen Sitte abtrünnig werde. Dazu kommt noch der Uebelstand, daß Badägrý von so vielen sittenlosen und gott-entfremdeten Europäern besucht wird, so daß fremdländische Laster und einheimischer Gözendienst zusammenwirken, um die Eingeborenen zu ruiniren.“ — Zwar fand sich in der letzten Zeit ein leiser Licht- und Hoffnungschimmer darin, daß Br. Pearse in dem benachbarten Porto Novo mit einem ehemaligen Schüler der Missionare zusammentraf, der in seiner Familie regelmäßig christliche Morgen- und Abendandacht hielt, ja der sogar ein Nebengebäude in seinem Gehöfte zu einer christlichen Kapelle umzuwandeln im Sinn hatte. Allein der arme Mensch lebt im Uebrigen ganz wie ein Heide und ist von den Banden der Vielweiberei umstrickt, aus denen er sich nicht loszumachen weiß. Wohl rief er unter Thränen aus: „Ich bin ein unglücklicher Mensch! Soll ich meine Seele und den Himmel verlieren um der Weiber willen? .. Herr, hilf mir! Ich weiß, ich muß die Sünde aus meinem Hause schaffen!“ .. Aber die Kraft zum Durchbrechen fehlt. Der Jahresbericht sagt: „Die Katechisten werden wohl in Kurzem von Badägrý entfernt und anderswohin versetzt werden.“]

Nähe am Ausfluß des Dgun, der von Abbeofuta herabkommt, und mitten in der Lagune, die am Meeresstrand sich weithin ausdehnt, liegt Lagos. „Dieses Lagos,“ sagt Gollmer, „ist wie ich fürchte nicht mehr, was es war. Ein gewaltiger Strom von vielem Bösen hat sich in den letzten Jahren von Sierra Leone, Brasilien und der Havannah her dorthin ergossen. Viele der (Sierra Leone) Einwanderer sind in Sittenlosigkeit und Gözendienst versunken und machen sich nichts aus Vielweiberei und Sklavenhandel. Das böse Beispiel der Europäer, welche ohne Gott in dieser Welt leben und kein einziges seiner heiligen Gebote halten, übt auf die Eingeborenen nothwendig einen überaus traurigen Einfluß aus. Br. Mafer, mit den zwei eingeborenen ordinirten Missionaren Macaulay und Morgan, findet es sehr schwer, den Strom dieses verderblichen Einflusses der Weißen und

Schwarzen zu hemmen und ihre Heerden vor Ansteckung und Verderbniß zu bewahren. Leider findet sich in der eingeborenen Christengemeinde das Unkraut reichlicher als der gute Weizen. Dennoch gewinnt das Wort Gottes Boden und Einer nach dem Andern wird errettet. Für die Europäer wird englischer Gottesdienst gehalten, ist aber sehr wenig besucht; die Kirche dagegen, welche für die eingeborenen Christen bestimmt ist, ist immer gedrängt voll." — [Aus dem Jahresbericht geht hervor, daß Br. Maser eine ziemliche Anzahl Heiden während des Jahres 1859 durch die Taufe der christlichen Gemeinde einverleiben konnte. Die höhere Lehranstalt, welche von Miss. Macaulay geleitet wird, und worin er im Lesen, Schreiben, Arithmetik, englischer Grammatik, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Geometrie und sogar im Latein Unterricht erteilt, war Ende 1859 von 22 Zöglingen besucht, ungeachtet Jeder derselben vierteljährlich eine Guinee (Fr. 26) Schulgeld zu zahlen hat.]

„Abbeokuta," fährt Br. Gollmer fort, „obwohl zuletzt aufgeführt, ist wahrlich nicht die geringste unsrer Arbeitsstätten. Der Herr hat unsre Arbeit gesegnet, und täglich thut Er solche hinzu, die da selig werden. Ich wünschte nur, Sie könnten einen Sonntag hier zubringen und den verschiedenen Gottesdiensten beiwohnen. Sie könnten sehen die zahlreichen Versammlungen, hören den munteren frischen Gesang und die laut tönenden Responsorien, wahrnehmen die Aufmerksamkeit der Bekehrten, kennen lernen ihre Erkenntniß von Gott und seinem Wort und beobachten ihren christlichen Wandel in der Liebe und in der Wahrheit; ich bin überzeugt, Sie würden den Herrn preisen und ausrufen: 'Hier sehe ich viele Verheißungen und Weissagungen erfüllt.' Gott sei Dank, drei von unsern vier hiesigen Kirchen sind zu klein geworden für die sonntäglichen Versammlungen. Br. Townsend (im Stadttheil Ake) wurde durch seine gütigen Freunde in Greter (England) in den Stand gesetzt, eine große geräumige Kirche mit Thurm und Glocke zu bauen, welche sich schnell füllt, während die alte Kirche nun als Schulzimmer dient. Er hält auch alle Sonntage einen englischen Gottesdienst für die wenigen Europäer hier. Unser eingeborener ordinirter Miss. King (im Stadttheil Igbein) hat seine Kirche um 20 Fuß verlängert, und jetzt ist sie kaum groß genug für die stets wachsende Versammlung. Auch ich habe meine Kirche (im Stadttheil Ibibsha) um 20 Fuß verlängert und sie durch Erhöhung der Mauern und Fenster um 3 Fuß, sowie durch Aufrichtung

eines neuen Daches wesentlich verbessert, so daß wir uns nun nicht mehr so eng und unbehaglich fühlen in diesen Räumen.

„Unsre Sonntagschulen sind überall gut besucht, besonders von unsern erwachsenen Christen. Mit Freuden darf ich sagen, daß Viele derselben alle Theile der heiligen Schrift in der Yoruba-Sprache zu lesen im Stande sind. Alle neu Heraustretenden sind eifrig bemüht, lesen zu lernen. Unsre Leute kaufen gerne jedes Buch, das sie erhalten können. Vor kurzer Zeit hatte ich die Freude, 3000 Exemplare von dem Traktat: 'Des Sünders Freund,' zu vertheilen. Ich hatte das Büchlein übersetzt, und die Traktatgesellschaft in London ließ es auf ihre Kosten drucken. Mit Dank und Freude empfangen unsre Leute das gesegnete Büchlein. Und nun habe ich eine Kiste von Dr. Barth's 'biblischer Geschichte' erhalten, welche ich unter Mitwirkung meines eingeborenen Schullehrers King vor einiger Zeit übersetzt habe. Die Leute lieben die Bücher sehr, und Eines nach dem Andern kommt, um solche zu kaufen.

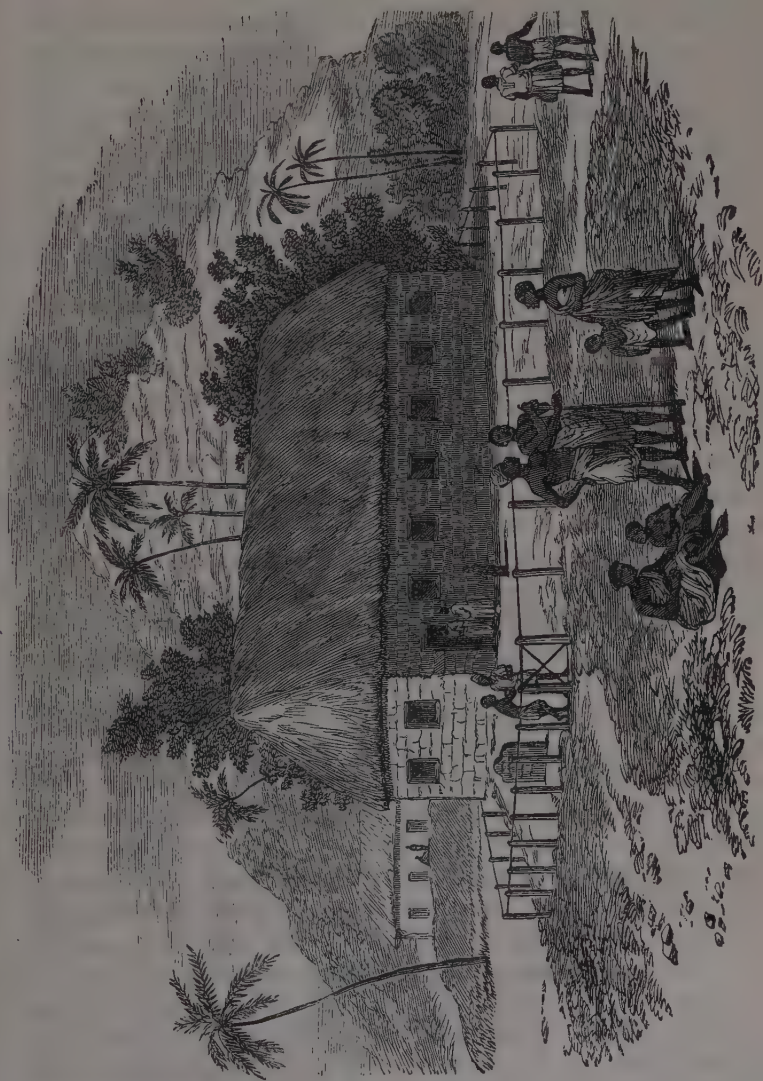
„Unsre Tagsschulen waren weniger zahlreich besucht. Die meisten Kinder unsrer Christen kommen zur Schule, aber von den Heiden können nur wenige den Werth der Schulbildung würdigen. In ihren Augen ist die kleine Dienstleistung, welche der Knabe oder das Mädchen zu Hause oder auf dem Felde thun kann, von größerem Werth für sie, als lesen und schreiben zu lernen. Doch beginnen die Fortschritte der äußeren Civilisation und namentlich die Anforderungen, welche der zunehmende Handel an sie stellt, die Augen Vieler für den Nutzen des 'Buchwissens' zu öffnen, und manche Kinder werden nun in die Schule gesandt, wenn auch nur in der Absicht, Schreiber und Comptoiristen für den Handel aus ihnen zu machen. — Der Herr hat uns in der letzten Zeit eine Reihe von Neubekehrten zugeführt, welche ihre Götzen verlassen haben und hinfort dem lebendigen Gott zu dienen entschlossen sind.“

[Der Jahresbericht führt aus einem Schreiben des eingeborenen Miss. Crowther unter Anderem folgende Stelle an: „Eine auffallende Erscheinung ist auch die, daß die Bevölkerung von Abbeokuta dem Landbau eine stets wachsende Aufmerksamkeit zuwendet. Viele, die vor nicht langer Zeit nur mit Krieg und Menschenraub sich beschäftigten, wenden sich nun, seitdem der Palmöl- und Baumwollhandel aufgekommen ist, der Bodenkultur zu, und zwar nicht bloß für den eigenen Bedarf, sondern vorzüglich für den Export. Die

Ankunft des Herrn Scala mit seinen 20 Reinigungsmaschinen und einer Schraubenpresse, sowie das Eintreffen von vier Manchester Kaufleuten, welche erklärt haben, alle Baumwolle aufkaufen zu wollen, die sie nur irgend haben könnten, hat dem Volk einen mächtigen Antrieb gegeben. Es kann dieß nicht ohne bedeutenden Einfluß auf das Volk bleiben, theils zum Guten, theils zum Bösen. Es ist eben eine Zeit der Prüfung und Sichtung, wo sich der wahre Charakter der eingeborenen Christen bewähren wird." — Weiter wird im Jahresbericht erzählt, wie in der Stadt ein Bibelfest am 20. Juni 1859 gehalten wurde, bei welchem die Kirche gedrängt voll und selbst jedes Fenster mit schwarzen Gesichtern dicht besetzt war. Europäer und Eingeborene hielten Ansprachen, und die am Schluß veranstaltete Kollekte trug eine solche Masse von Kauris (Muschelgelb) ein, daß acht Männer erforderlich waren, es wegzutragen. Es waren 170,000 Kauris im Werth von etwa 188 Franken. — Eine der bedeutendsten Erscheinungen ist die Herausgabe einer eigenen Zeitung, welche zweimal monatlich in der Landessprache erscheint unter dem Titel: Iwe Trohin. Das Blatt enthält Berichte aus der Nähe und Ferne und steht unter der Leitung der Missionare. Auch liefert die Presse Gesangbücher, Katechismen, Gebetbücher etc. — Missionar Towusend versuchte auch einen eigentlichen Missionsfönn in der jungen Christengemeinde zu wecken. Zu dem Ende machte er an Weihnachten 1859 der versammelten Gemeinde den Vorschlag, einen Verein zur Aussendung von Schriftlesem nach Ilorin (im Norden) zu gründen. Alle stimmten freudig zu. Eine Kommittee aus lauter Eingeborenen ward gebildet, Geld zusammengelegt und ein tauglicher Mann ausgesondert, der nun bereits nach Ilorin als erster Missionar der Abbeokuta-Gemeinde abgegangen ist. — Eine christliche Erziehungs-Anstalt für Knaben und Mädchen, durch den „Korallensonds“ der Miß Barber unterhalten, zählt 26 Kinder; die Tagsschule wird von 108 Kindern besucht. — Das Seminar zur Bildung von Schullehrern und Katechisten hatte im J. 1859 in Folge der Abwesenheit des Vorstands, des Miß. Bühler, eher etwas gelitten.]

3. Bilder aus Ibadan.

Dem Gemälde, das uns Br. Gollmer von dem gegenwärtigen Stand der Yoruba-Mission im Allgemeinen gezeichnet hat, dürfen



Neue Kirche zu Sabab, mit Missionar Kefers Grab.

wir noch einige besondere Züge aus Ibādan beifügen, die wir dem dort arbeitenden Missionar, Br. David Hinderer und seiner trefflichen Gattin verdanken. Er ist, wie Br. Gollmer, ein Würtemberger, war von 1840 bis 1846 in der Missionschule zu Basel und trat von da aus in die Dienste der englisch-kirchlichen MG. über, welche ihn nach Westafrika ausandte. Am 25. März 1849 traf er in Abbeokuta ein. Er war es, der, wie schon oben erwähnt, die Station Dschielle gegründet, nicht ferne von der Hauptstadt, und dort in großem Segen gearbeitet hat, bis die Aufmerksamkeit der Missionare auf das etwa zwei Tagereisen entfernte volkreiche Ibādan sich richtete.

Es war bald nach dem glücklich zurückgeschlagenen Angriff Dahōme's auf Abbeokuta (1851), daß Hinderer die Weisung erhielt, eine Untersuchungsreise nach Ibādan zu machen. Die Häuptlinge von Abbeokuta, ohne deren Zustimmung und Mithilfe dieß nicht geschehen konnte, wiesen die Sache rundweg ab unter dem Vorwand, die Straße dahin sei nicht sicher, und was würden die Engländer sagen, wenn sie ihn gehen ließen und ihm auf der Reise etwas zustößen würde? Hinderer erwiderte: eben seine „Väter in England“ heißen ihn gehen, und was würden diese nun sagen, wenn die Häuptlinge von Abbeokuta ihn daran hindern wollten? „Ueberdieß,“ fügte er hinzu, „ihr wißt, wenn weiße Leute sich einmal etwas in den Kopf gesetzt haben, so führen sie es aus, mag auch kommen was will.“

Was war zu thun? Die Häuptlinge gaben nach, hofften aber insgeheim, die Großen in Ibādan, die man ja doch erst um Erlaubniß für einen solchen Besuch anfragen mußte, würden dieselbe nicht ertheilen. Aber gegen alles Erwarten kam von dort die Antwort: man werde sich freuen, den weißen Mann bei sich zu sehen. Es blieb nun keine Wahl übrig, die Abbeokuta-Häuptlinge mußten die Reise nicht bloß gestatten, sondern dieselbe so gefahrlos zu machen suchen als möglich. Hinderer sollte sich an eine Karawane anschließen, die unter kriegerischem Geleite dahin zog. Einer der Häuptlinge gab ihm sogar seinen Amtsstab mit dem silbernen Knopf mit, um ihn als unter seinem besonderen Schutze stehend zu legitimiren.

Am 16. Mai 1851 brach man auf. Die Karawane belief sich auf nicht weniger als etwa 4000 Köpfe. Wie schwerfällig eine solche Menschenmasse sich fortbewegen mußte, ist leicht zu erachten. Dazu kam, daß die militärische Eskorte aus zuchtlosem Volk bestand, das bald in wilde Händel unter einander gerieth, bald sich voll trank

und gegen die Reisenden sich allerlei Blacereien erlaubte. Am dritten Tag hielt der lebhafteste kleine Missionar es nicht mehr aus und beschloß, in Gottes Namen voranzueilen und wenn es sein müsse, allein nach Ibādan zu gehen. Etliche Handelsleute von der Karawane schlossen sich an ihn an. Der Weg führte durch Busch und Wald, über Berg und Thal. „Ich muß bekennen,“ schrieb damals Br. Hinderer, „daß es mir manchmal doch nicht ganz wohl zu Muthe war, als ich so der ganzen Karawane voraus, mitten durch die dunkeln Wälder und Schlupfwinkel unsrer Todfeinde, der Idschebbu's, dahinzog; aber mein Vertrauen stand auf den Herrn, dessen Bote ich war. Gegen Mittag machten wir Halt, und bald erschien der Hauptführer der Karawane, der mit etlichen Soldaten uns nachgeeilt war. Er bat uns, nicht die gerade Straße weiter zu verfolgen, da er neuerdings Kunde von auslauernden Idschebbu's erhalten habe; wir möchten vielmehr in die verschlungenen Waldpfade einkenten, wo die Jäger zu gehen pflegen. Als Schutzwehr gab er mir sechs Soldaten mit, in deren Geleite ich nun weiter zog. Nachdem wir etwa eine Stunde marschirt waren, fiengen die Soldaten an, etwas langsamer zu gehen und sahen sich ängstlich und geheimnißvoll um. Ich bemerkte, daß sie durch den Anblick eines Idschebbu-Räubers in Angst versetzt waren. Aber auch dieser war erschrocken und verkroch sich tiefer in den Busch. Die Mühseligkeit, mit der ich mich bis dahin auf meinem Kößlein durch den verschlungenen Buschwald und über umgestürzte Baumstämme durchgewunden hatte, war nichts im Vergleich mit dem, was ich nun von der Enge des Waldpfads, von dem dornigten Unterholz und von den überhängenden Zweigen und Schlingpflanzen auszustehen hatte, so sehr ich auch manchmal durch den köstlichen Duft der Waldblumen erquickt ward. Um 4 Uhr Abends setzten sich die Soldaten nieder und weigerten sich, weiter zu gehen; ich aber zog mit meinen Gepäckträgern vorwärts, in der Hoffnung, vor dem Einbruch der Nacht einen der zerstreuten Bauernhöfe von Ibādan zu erreichen. Aber bald fanden wir, daß dieß unmöglich sei, und suchten nun nur nach Wasser; denn unser Durst war fast unerträglich geworden. Aber erst als es bereits dunkel geworden, gelang es uns, ein vertrocknetes Bachrinnsal mitten im düstern Wald aufzufinden, wo sich noch vom Regen der vorhergehenden Nacht einiges Wasser in den Höhlungen der Felsen vorfand. Es war so finster, daß wir kaum einander zu sehen vermochten, und wir hatten nichts,

um Licht oder Feuer anzumachen. Auch mein Zelt war zurückgeblieben, und so hatten wir keine andere Wahl, als unter dem freien Himmelszelt unter Anrufung des Schutzes unsres Gottes uns zur Ruhe niederzulegen. Meine Lage die ganze Nacht hindurch war nicht beneidenswerth. Alles um mich her lag bald in tiefem Schlaf, und das unheimliche Brüllen und Heulen der wilden Thiere, von dem die tiefe Stille der stockfinstern Nacht hin und wieder unterbrochen ward, trug nicht wenig zu dem Gefühl peinlichen Alleinseins bei. Aber der, bei dem keine Finsterniß ist, war mir nahe. Nach Mitternacht stieg der Mond auf, aber sein blasses Licht konnte kaum die Finsterniß des dichten Waldes durchbringen."

Am andern Morgen gieng der Zug weiter, und gegen 9 Uhr erreichte man den kleinen Fluß Onna, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Ibādan. Hier mußte man warten, bis der Häuptling der Stadt seine Boten sandte, um dem weißen Gast vollends das Geleite zu geben. Diese erschienen bald, und nun gieng's unter dem Zusammenlauf einer großen Volksmenge und unter lauten Grüßen, die von allen Seiten ertöntem, durch die Straßen Ibādans. Hinderer wurde von den Häuptlingen freundlich empfangen und in eine kleine Negerhütte einquartiert.

Ibādan, eine ächte Yoruba-Stadt und nicht wie Abeokuta vornehmlich von Egba's bewohnt, liegt auf dem sanften Abhang einer Hügelkette, die von Nordwest nach Südost sich erstreckt. „Es ist,“ schreibt Hr. Hinderer in seinem neuesten Briefe, „eine außerordentlich große Stadt, volle 15 englische Meilen (5 Stunden) im Umfang, und so dicht gebaut und bevölkert, daß sogar die ursprünglich breiteren Straßen durch die Masse der Hütten und Häuser zu lauter schmalen Gäßchen geworden sind. Es ist unmöglich, die Einwohnerzahl irgend genau zu bestimmen; wir schätzen sie etwa zu 120,000 Seelen.“ Das Ganze ist von einer Erdmauer umgeben, die stets in gutem Stand erhalten wird. Die Bevölkerung ist im Ganzen mehr dem Kriegswesen als dem Landbau ergeben; fast alle Häuptlinge sind zugleich Kriegsoberste, und die Wildheit der Kriegerleute hat ihnen den nicht eben beneidenswerthen Titel der „tollen Hunde von Ibādan“ erworben. Der letzte oberste Häuptling, der kurz vor Hinderer's Ankunft gestorben war, stand an Grausamkeit und Tyrannei dem König Gezo von Dahōme nicht viel nach; Menschenopfer waren bei ihm fast die Tagesordnung, und noch über seinem Grabe wurden 70 unglückliche Opfer geschlachtet. Uebrigens waren alle Großen der Stadt,

den neuen Oberhäuptling Abere an der Spitze, grausam und demokratisirt, und die Häuptlinge waren so häufig betrunken, daß sie, wenn Br. Hinderer in ihrer Rathsversammlung erschien, um irgend eine Sache zu besprechen, oft nicht im Stande waren, eine vernünftige Antwort zu geben.*)

Nur Einer unter ihnen, Agbaki, ein ältlicher Mann, schien eine rühmliche Ausnahme zu machen. An sittlicher Haltung und sonstiger Tüchtigkeit stand er über allen Andern, und sein Einfluß in der Rathsversammlung war so groß, daß selbst der Oberhäuptling Abere nicht leicht eine Entscheidung faßte, ohne seinen Rath gehört zu haben. Er war es auch, der den neu angekommenen Missionar mit besonderer Herzlichkeit aufnahm und ihm, wo er nur konnte, Vorschub that. Bei einer Gelegenheit geschah es, daß etliche Muhamedaner, die bei dem Oberhaupt Abere in besonderer Gunst standen, den versammelten Rath aufforderten, den Weißen sobald als möglich wieder aus Ibādan fortzuschaffen; denn „die weißen Lehrer hätten das Volk von Abbeofuta zu Weibern gemacht, so daß sie nicht mehr Lust zum Kriege hätten; das Gleiche sei nun auch in Ibādan von ihnen zu fürchten.“ Wie nun die Verhandlung darüber begann und bereits mehrere diesem Vorschlag zuzufallen schienen, erhob sich der alte Agbaki und rief: „Der weiße Mann wird da bleiben; ihr aber (indem er sich zu den Muhamedanern wandte) könnet die Stadt verlassen, sobald es euch beliebt, je eher, je besser; wollt ihr aber hier bleiben, so hütet euch, daß ihr nicht wieder einen guten Mann verunglimpfet.“

Doch waren es schon um jene Zeit mehr die Häuptlinge und die Soldaten, die das Kriegshandwerk liebten, während die untern Volksklassen und namentlich die Ackerbauern laut nach Frieden begehrt und überhaupt sich aus dem gegenwärtigen Druck und Elend heraussehten. Oft wenn Br. Hinderer durch die Straßen der Stadt wanderte, ward er mit dem Zuruf von allen Seiten begrüßt: „Gott

*) Von Abere erzählt Br. Hinderer, er habe eines Tages sein Weib um einer höchst unbedeutenden Kleinigkeit willen binden und dann öffentlich aufs grausamste geißeln lassen. Darauf ward die Unglückliche in den Kerker geworfen, und Jedermann erwartete, sie werde, wenn ihre Wunden geheilt seien, als Sklavin verkauft werden. „Aber was sah ich?“ schreibt der Missionar. „Am folgenden Morgen tanzten etwa hundert verlarvte Gestalten um des Häuptlings Haus her und spielten mit dem — abgeschlagenen Kopf der unglücklichen Frau!“

segne dich und helfe dir! Du sprichst allezeit Worte des Friedens; aber unsre Häuptlinge sind nur für den Krieg. Du mußt kommen und uns helfen, weißer Mann; denn wenn sie auch uns nicht Gehör geben, so werden sie doch dich hören.“

Schon damals richtete der muntre Missionar seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Jugend von Ibadan. Auch die afrikanische Kinderwelt ist eine fröhliche, lebenslustige, muntere Welt. Ein Zug aus jener Zeit mag dieß zeigen. Hinderers Wohnung bestand damals aus einem einzigen kleinen niedrigen Gemach, etwa 6 Fuß lang und 5 breit, ohne Fenster, nur mit einer Thüre, die sich gegen die gewöhnliche niedrige Veranda oder Gallerie öffnete, von welcher ein Theil durch Dielen und Matten gleichfalls zu einem kleinen Gemach eingerichtet war. Das innere Gemach in der Hütte diente dem Missionar als Schlafzimmer, Studierzimmer, Speisezimmer und Vorrathskammer; das Gemach auf der Veranda war für den Knecht und das Köpfelein bestimmt. Eines Tags nun, als der Knecht im kleinen Hof ein Bündel Heu auseinander zettelte, fiel der Grassamen hin und her auf den Boden, und sofort erschienen die Vögel von allerlei Art und Gefieder, um über die Körnlein herzufallen. Einige der Vögel waren von glänzendem Blau, Andere hatten ein prächtig rothes Gefieder; zwischen ihnen allen hin und her aber flatterte ein kleines überaus lebhaftes niedliches Geschöpfchen, das bald mitten unter die andern befiederten Gäste hineinlog und ein oder zwei Körnlein aufpickte, bald fröhlich zwitschernd über ihren Köpfen herumschwirrte.

Nun war seitdem schon öfters irgend ein Paar kleiner glänzender Augen über der niedrigen Erdmauer erschienen, die des Missionars Gehöfte von dem des Nachbars trennte, und hatte mit Neugierde das Thun und Treiben des weißen Mannes beobachtet; heute aber waren die kleinen buntfarbigen Vögel für jene herüberstannenden Augen noch anziehender selbst als der Fremdling in der weißen Haut. Eine Anzahl schwarzer Kinder erschienen auf der Mauer, und ihre Augen beobachteten unverwandt die niedliche Gruppe der befiederten Gäste, die sich an den Samenkörnlein gütlich thaten. Plötzlich erblickten sie den Missionar und im Nu sind die kleinen schwarzen Gesichter hinter der Lehmmauer verschwunden. Aber ein paar Augenblicke darauf ertönte Kindergefang aus des Nachbars Hof. Eine Stimme intonirte, der Chor fiel nach jeder Strophe ein. Es war folgende Improvisation:

Seht da den Vogel mit dem glänzenden Blau:
Vom Indigo hat er es gestohlen!

Und der rothe, der rothe dort:
Mit der Farbe von Cam-Holz nimmt er es auf!

Aber jener dort ist uns der liebste:
Niedlicher ist er, als alle andern.

Jetzt flattert er obenhin:
Jetzt schießt er herab auf die Kbrnlein.

Jetzt erhebt er sich lustig wieder:
Und wiegt sich auf seinen Flügeln.

Die Sonnenstrahlen spiegeln sich auf seiner Brust:
O, der ist uns der liebste vor Allen!

Das ist afrikanische Kinderart, und sie ist wahrlich ein hoffnungsvolles Zeichen. Aber ehe Br. Hinderer mit seinem eigenen heitern Kinder Sinn sich dieses jungen vielversprechenden Völkchens annehmen konnte, ward er krank und sah sich genöthigt, für einige Zeit nach Europa zu gehen und im heimatlichen Klima neue Stärkung zu suchen. Der Abschied von Ibādan (2. Okt. 1851) war ihm doppelt schwer. Die geistliche Unwissenheit und sittliche Versunkenheit der Tausende und Zehntausende, die hier zusammengedrängt waren, einerseits, die offene Thür für die Predigt des rettenden Wortes vom Kreuze andererseits, und dazu das Gefühl der eigenen Schwachheit und Hinfälligkeit, — Alles lastete schwer auf ihm. Ganz Ibādan schien ihn zu bitten, da zu bleiben. Er versprach, so Gott ihn erhalte und stärke, wieder zu kommen. Und er kam wieder, nicht mehr krank und schwach, sondern mit neugestärkter europäischer Kraft und Gesundheit; nicht mehr allein, sondern an der Seite einer lebenswürdigen Lebensgefährtin, einer ächten Missionsfrau. Noch in seinem neuesten Briefe (15. Mai 1860) kann er schreiben, während er selbst aufs Neue krank darnieder lag: „Als eine der größten Wohlthaten Gottes darf ich es preisen, daß Er mir eine Gattin gegeben hat, die rüstig und gesund mir unter allen Umständen zur Seite steht und mir auch in der Missionsarbeit wacker unter die Arme greift. Was würde jetzt aus meiner Missionsthätigkeit werden, wenn ich ein krankes und hinfälliges Weib hätte!“

Im Anfang des Jahres 1853 erschien er wieder in Ibādan. Wir können seine Arbeiten und Erlebnisse nicht im Einzelnen ver-

folgen. Mühsal und Noth, Anstrengungen aller Art, Entmuthigungen und vielfache Feindseligkeit der Häuptlinge und des Volks wechselten mit großen Freuden und Erquickungen, mit reichen Erfolgen und Tagen unvergeßlichen Segens. Eine erträgliche Wohnung ward erbaut — fast ausschließlich durch des Missionars eigene Hände; eine kleine Gemeinde sammelte sich; um die Missionsfrau, die ohne eigene Kinder blieb, scharte sich eine Anzahl hoffnungsreicher Negerkinder, die mit zärtlicher Liebe an ihrer „Mutter“ hingen; Missionsreisen bis zu dem strengen König von Oyo wurden gemacht; Krankheit wechselte mit gesunden Tagen. Das Alles können wir nicht im Einzelnen wiedergeben; doch sei es uns vergönnt, in dem Bibelblatte, das diesem Hefte beigegeben ist, eine der wunderbaren Scenen mitzutheilen, welche die liebe Missionsfamilie im Lauf der ersten vier Jahre dort erleben durfte.

Im Jahr 1857 war Hinderer mit seiner Gattin abermals genöthigt, in der Heimath Erholung und Stärkung zu suchen. Auf den balsamischen Berghöhen der Schweiz schenkte ihm Gott, was er suchte, — neue Kraft für die heiße Arbeit in Afrika. Am Anfang des Jahres 1858 war er schon wieder in Ibádan. „Bereits stehen wir wieder mitten in der Arbeit,“ schreibt er unter dem 20. April desselben Jahres, „und zwar Gott sei Dank ganz gesund. Bei unsrer Ankunft wurden wir von Jedermann mit offenen Armen empfangen. Häuptlinge und Volk, besonders aber unser Christenhäuflein, begrüßte uns mit großer Freude. Viele waren uns, als es bekannt wurde, daß wir uns der Stadt näherten, eine gute Strecke Wegs entgegengekommen. Das erste Recht auf fröhliche Begrüßung aber schienen die Kinder haben zu wollen, welche vor uns her und hinter uns drein unserm Hause zumarschirten. Denn auch sie waren uns entgegengezogen. Da schien es wirklich, als ob es ein rechter Triumphzug wäre; denn ihnen mußte Alles aus dem Wege gehen. Wir fühlten uns bald wieder zu Hause; nur galt es jetzt, Besuche zu empfangen und zu erwidern unter Großen und Kleinen, wie es hier zu Lande Sitte ist. Dann giengs ans Inspiciren von Haus und Hof und der Station überhaupt, und bald zeigte sich, daß es überall fehlte. Einiges hatte ich selbst unvollendet zurückgelassen, Anderes war mittlerweile vernachlässigt worden, weil kein Europäer da war. Doch wird bald wieder Alles in Ordnung sein. . . . Unsrer kleine Gemeinde ist ordentlich gewachsen; aber mit dem äußeren Wachs-

thum zeigen sich auch innere Gebrechen, zu deren Bekämpfung es großer Kraft und Gnade vom Herrn bedarf. Die Vielweiberei ist nemlich in Ibādan so furchtbar zu Hause, wie kaum in einer andern Yoruba-Stadt. Da kommt nun ein wohlhabender Mann mit nicht weniger als sechs seiner Weiber regelmäßig zur Kirche, und er samt einigen der letzteren erhält auch speciellen Unterricht in der christlichen Wahrheit. Er ist sehr eifrig und begehrt die Taufe; aber wie kann ich sie ihm unter solchen Umständen ertheilen? Er selbst sähe es gerne, wenn eine seiner Frauen nach der andern ihn von freien Stücken verliese; aber sie wegschicken mag er nicht. Das Betrübendste ist, daß Hunderte ganz in der gleichen Lage sind. Die Vielweiberei und die Schwierigkeit, der überzähligen Frauen los zu werden, hält sie ab, das Wort Gottes zu hören; denn sie denken von vorne herein, es sei ihnen unmöglich, unter diesen Umständen Christen zu werden. Da gilt's Beten. Leichter geht es mit Leuten, welche eine andere Kette des Teufels — den Sklavenhandel — zu zerreißen haben. So habe ich gegenwärtig einen jungen Mann im Taufunterricht, der mit entschlossenem Sinn diese Fessel durchbrochen hat. Es war allerdings auch schwer; denn ein leicht und ohne Mühe zu erwerbender Gewinn mußte in den Wind geschlagen werden. Aber die Freiheit, womit der Sohn Gottes uns frei macht, bekam die Oberhand, und so brachte er mir unlängst die eisernen Werkzeuge, womit er seine Sklaven gefangen hielt und zum Verkauf ausstellte, und erklärte, er werde dieß 'verfluchte Zeug' seine Lebetime nicht mehr anrühren. . . .

„Wir sind nun seit vier Monaten wieder hier, in diesem Ibādan, das als so ungesund verschrien ist; wir hatten gute und schlechte Bitterung aller Art, und doch sind wir durch Gottes Gnade ganz gesund. Ich weiß, es wird anders kommen; wir werden wieder krank werden. Aber was ist das! Als wir nach Afrika giengen, erwarteten wir nichts anders, als daß Krankheiten sich einstellen werden. . . . Ach daß bald ein zweiter Missionar aus England oder Deutschland zu uns hieher käme! Aber es muß ein Mann sein mit einem starken Herzen, und nicht bloß mit einem starken kräftigen Leibe. Was wir bedürfen, das sind Leute, die sich nichts daraus machen, in die Gefahr kühn und muthig hinein zu gehen, wenn es Noth thut, nicht aber Leute, die überall Gefahr sehen, wo keine ist. . . .“

Diesem Schreiben sind etliche Worte von Hinderers Gattin beigefügt, ob schon sie dieselben mit der Entschuldigung einleiten muß:

„Schreiben kann ich leider nicht viel, da ich den ganzen Tag für 30 Kinder zu sorgen habe, die in meiner Pflege sind, und ehe diese lieben kleinen Geschöpfe alle wieder zu Bette gebracht sind, ist ans Brieffschreiben kaum zu denken. Und doch ist's eine selige Arbeit, diese Kinderpflege, bei all der Mühe, Sorge und Anstrengung, die damit verbunden ist; ja eine selige Arbeit, und der Herr läßt uns in Gnaden schon bei der Arbeit gleich den süßen Lohn genießen.“

„Vorletzten Sonntag,“ fährt sie dann fort, „sah eine Scene statt, die auf dem Papier freilich vielleicht geringfügig sich ausnimmt; aber sie war mir doch überaus wohlthuend und ein hoffnungsvolles Zeichen, daß der Herr sein Werk unter diesen Kindern habe. Die Eltern unsrer Pfleglinge kommen zuweilen hieher in unser Missionshaus, um die letzteren zu besuchen, und dann bringen sie gewöhnlich irgend etwas zum Essen für sie mit. Im Englischen pflegen wir zu sagen: 'Was die Mutter gebacken hat, das schmeckt am süßesten,' und so ist's auch bei den schwarzen Knaben und Mägdelein. Nun gut, vorletzten Sonntag, nachdem die Gottesdienste alle vorüber waren, kam die Mutter eines kleinen acht- oder neunjährigen muntern Jungen, der bei uns ist, und trug auf ihrem Kopf die wohlbekannte Kalabafche (ausgehöhlten Kürbis, der als Korb dient). Den setzte sie vor ihrem Söhnlein nieder, und die hellen glänzenden kleinen Augen schauten begierig hinein, was wohl drinn sein möge. Allein nach einer Minute ruft er: 'Aber, Mutter, hast du diese Sachen heute gekauft?' — 'Ja mein Kind,' war die Antwort. — 'Aber Mutter,' fuhr der Junge fort, 'heute ist Gottes Tag; da kaufen wir in diesem Hause nie etwas. Wir verwenden diesen Tag dazu, daß wir Gott dienen und viel über Ihn hören. O Mutter, du solltest auch an jedem Gottestag hieher kommen und Gottes Wort hören, und dann würdest du den Weg kennen lernen, den wir gehen müssen, um in den Himmel zu kommen.' Die Mutter hörte verwundert zu und nahm still und nachdenklich die Kalabafche, samt den Gewaaren darin, wieder mit sich fort. Möge der Herr die einsältige und kindliche Bitte des lieben Knaben am Herzen seiner Mutter segnen und aus dem Munde dieses Unmündigen sich ein Lob bereiten. — Sie sehen daraus, daß der Same, den wir ausstreuen, nicht verloren ist.“

„Letzten Sonntag wurden drei schwarze Kindlein unsrer Christen dem Herrn in der Taufe geweiht, — ja Gottlob, dem hochgelobten barmherzigen Herrn, unfrem Heiland, und nicht dem Teufel und

den hölzernen und steinernen Bögen oder gar einer Kokosnußschale! Ach, mögen sie als treue Streiter und Diener des Heilandes aufwachsen, der mit so leutseligem Sinne gesagt hat: 'Lasset die Kindlein zu Mir kommen!' Die kleinen Geschöpfe sahen alle so allerliebste aus in ihren weißen Kleidchen und Häubchen, die ich in der vorangehenden Woche für sie gemacht hatte; als aber der Sonntag kam, mußte ich sie ihnen auch anziehen helfen, denn obgleich die Mütter entzückt waren über die niedlichen Sachen, so hatten sie doch keinen Begriff davon, wie man sie den Kindlein anlegen müsse.

„Nun muß ich Ihnen auch noch eine recht lehrreiche Unterhaltung mittheilen, die zwischen unfrem jungen eingeborenen Schulmeister und einer guten Negerfrau statt fand, welche erst kürzlich bekehrt wurde und nun viel Kampf und Versuchung von Seiten ihrer heidnischen Verwandten und Freunde zu bestehen hat. Sie kam ganz niedergeschlagen zu dem wackern Schulmeister, gieng aber nachher getröstet und fröhlich wieder von ihm. 'Ich bin so ein altes schwaches Weib,' sagte sie zu ihm; 'ich weiß, der Weg, den ihr Alle mir gezeigt habt, ist der einzige Weg zur Seligkeit, — ich spüre das in meinem Herzen. Allein meine Verwandten und Freunde kommen immer wieder zu mir und sagen: dieß und das werde mir geschehen, weil ich die Götter meiner Väter verlassen hätte; und das macht mir bange. Ja ich fürchte, sie könnten mich wieder ins Heidenthum zurückbringen. Wird denn wohl Gott mich auch erhalten und beschirmen, und mich den Weg lehren, wie ich Ihm dienen soll?' — Der Schulmeister erwiderte: 'Höre mir zu! Gott will und kann dich bewahren; traue nur auf Ihn und bete zu Ihm. Wenn du Abends zu uns ins Missionshaus kommen könntest, so würdest du die schöne Lampe sehen, die der weiße Lehrer von England mitgebracht hat. Er zündet sie am Abend an und stellt sie auf der offenen Gallerie auf. Aber da könnte der Zugwind sie bald ausblasen; auch die vielen herumfliegenden Nachtvögel würden sie bald auslöschen. Nun siehe, da wird eine schöne Glasglocke über die Flamme gesetzt rings herum, und noch dazu etwas anderes, das man oben drauß setzt [wir haben nemlich eine sogenannte indische Windlampe]. Da kommt nun der Wind und bläst darauf; es kommen die Nachtvögel und die großen Fliegen, rennen an das Glas und möchten gerne zum Licht kommen; aber umsonst, sie können's nicht. Warum nicht? Weil das Licht wohl verwahrt und geschützt ist. — Nun, meine gute Frau,

du bist gerade wie jene Lampe. Du hast ein kleines Lichtlein in deiner Seele, das dir zum Heile dient; aber da kommen deine Feinde und möchten es gerne auslöschen. Das soll ihnen aber nicht gelingen. Du bist ja wohl verwahrt und geschützt. Gott wird dein Schild und Schirm sein, und durch Seinen heiligen Geist wird Er es dahin bringen, daß das Lichtlein in dir heller und heller brennt. Traue auf Ihn, fürchte dich nicht! Was können dir Menschen thun?"

"Doch damit sei's genug für dießmal. . . ."

* * *

Es bleibt uns nur noch übrig, aus dem neuesten Schreiben des I. Br. Hinderer (Ibadan, 15. Mai 1860) Einiges mitzutheilen. „Mein Arbeitsfeld," sagt er, „ist hart und felsig. Da sitze ich in dieser ungeheuern volkreichen Negerstadt, an der südwestlichen Ecke, der einzige Missionar mit einigen eingeborenen Lehrern, die selbst beständig der Anleitung und Aufmunterung, wo nicht der Aufrüttelung bedürfen. Ach, was ist das unter so Viele! Wir haben die Stadt wohl schon oft der Länge und Breite nach mit der Straßenpredigt durchzogen; aber um in den entlegenen Quartieren etwas Bleibendes zu wirken, müssen auch bleibende Anhaltspunkte daselbst bestehen. Deshalb machte ich mich vor einem Jahr ans Werk, im nördlichen Theile der Stadt, etwa $\frac{3}{4}$ Stunden von meiner Wohnung entfernt, eine weitere Station zu errichten, und ich hoffe, am Ende dieses Jahres ein Wohnhäuschen für einen Katechisten und eine kleine Kapelle dort fertig zu sehen; einige Neubefehrte in jenem Distrikt werden dann den Kern einer mit Gottes Hülfe wachsenden Gemeinde dort bilden. Eine zweite ähnliche Nebenstation hoffe ich, so Gott will, auch im östlichen Quartier begründen zu können. Aber freilich Alles geht hier zu Lande langsam.

„Zu Ibadan gehören viele Städte und Dörfer im Innern, namentlich gegen Osten, die ihm unterworfen sind, und von mehreren hatte ich wiederholte Einladungen. In vier der größten Städte, Ise, Mordakete, Ilesha und Dschogbo, stationirte ich voriges Jahr Eingeborene von Sierra Leone. Es sind dieß aber eben einfache und im Lehren nicht geübte Leute, anspruchslose Ackerbauern; doch wenn sie nur aufrichtig und untadelig unter den Heiden wandeln, und von dem, was etwa Herz und Kopf vom Evangelium inne hat, kindlich zeugen, so wird Gottes Segen mit ihnen sein. Aber in die Länge können doch solche Leute nicht allein stehen. Ich schreie

unsre Kommittee in London beständig um Hülfe an, aber es scheint vergeblich; sie antworten: 'Wir haben keine Leute,' und daneben nimmt das liebe Indien alle Kraft und Aufmerksamkeit der Missionsfreunde in Anspruch. . . .

„Mit dem Zuwachs unsrer Gemeinde in Ibādan geht es langsam und durch große Schwierigkeiten. Bei den Familienvätern ist es hauptsächlich Vielweiberei, bei den Frauen und Sklaven ist es Menschen- und namentlich Priesterfurcht, was sie gefangen hält. Doch hatte ich die Freude, im verflossenen Jahre etliche Zwanzig, worunter 16 Erwachsene, durch die Taufe der streitenden Gemeinde des Herrn einzuverleiben. Es sind dieß rechte Erquickungen auf dem rauen Missionspfade.

„Was das Schulwesen betrifft, so sehen eben die Heiden, namentlich hier im Innern des Landes, keinerlei Nutzen in dem 'Buchlernen' ihrer Kinder, und so können wir kaum einen Tagsschüler aus ihrer Mitte erhalten. Dagegen können wir von Zeit zu Zeit Knaben und Mädchen ins Haus aufnehmen, die uns ganz zur Erziehung überlassen sind. Es sind gegenwärtig 19. Sie sind außer den Schulstunden hauptsächlich der Pflege und Sorge meiner Frau übergeben, und Sorge machen sie, je mehr sie heranwachsen, doch Gottlob auch Freude. Und da gerade aus ihnen die künftigen Lehrer und Lehrerinnen ihres Volkes herauswachsen sollen, so liegt Alles daran, daß sie recht gegründete Christen werden. . . .

„Leider muß ich Ihnen auch noch von Krieg und Kriegsgeschrei reden. Vor etlichen Monaten ist Zwietracht entstanden zwischen den Häuptlingen von Ibādan und dem in Idschaye, — einer Stadt, etwa 6 Stunden von hier, wo Br. Mann stationirt ist. Seitdem ist nun dieses Idschaye von einer Ibādan-Armee belagert, und im Laufe des verflossenen Monats kam es zu mehreren heftigen Zusammenstößen, aber ohne entscheidenden Erfolg für die eine oder andere Seite; doch sind Viele gefallen oder verwundet worden. Ich glaube kaum, daß Idschaye in die Hände Ibādans fallen wird (es wäre wahrlich auch nicht zu wünschen); denn einerseits fechten die Idschaye-Leute tapfer, weil es um Freiheit und Leben sich handelt; andererseits ist Ibādan nicht unter sich einig, und der oberste Kriegshäuptling war von Anfang an gegen den Krieg, nur der zweite setzte ihn durch. Außerdem sind Hunderte, wo nicht Tausende unter den Ibādan-Kriegern, die nur aus Zwang im Feldaager sind und wahrscheinlich

im Gefecht blind [ohne Augen] schießen, weil fast kein Haus in Idschaye ist, das nicht mit Ibādan durch Verschwägerung oder sonstwie verwandt ist, so daß sie natürlich nicht ihre eigenen Verwandten um Leben und Freiheit zu bringen geneigt sind. Nun aber hat unglücklicher Weise auch Abbeokuta mit Idschaye sich verbündet und kommt ihm zu Hülfe. Ich nenne das ein Unglück; denn falls diese Hülfsstruppen von Abbeokuta nicht im Stande sind, Ibādan gründlich zu schlagen, so haben sie zu dem gefürchteten Dahōme im Westen sich nun auch noch einen keineswegs zu verachtenden Feind an Ibādan im Osten gewonnen. Doch der Herr wird auch das in Gnaden zum Besten Seiner Sache wenden. Vielleicht werden beide Theile gedemüthigt, und das ist ja gerade, was unsre Yoruba-Neger am meisten bedürfen, um für das Evangelium mürbe und empfänglich gemacht zu werden. Beten Sie für uns." — —

So schreibt Missionar Hinderer. Es ist wahr, das Yoruba-Land ist „noch sehr voll Nacht;“ aber am Horizont dämmert der helle lichte Streif eines Morgenroths, das da Gutes verkündet. Beten und hoffen wir, daß es sei „wie des Lichtes Glanz, das da fortgeht und leuchtet bis auf den vollen Tag.“ Spr. 4, 18.





Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4.

Inhalt. Ogunomi, oder das Sklavenkind und seine Mutter. 1. Das Land Afrika's. 2. Die Freistätte im Missionshaus zu Ibadan. 3. Das Wiedersehen.

Bibelzeitung. Etwas von den alten Handschriften der Bibel.
— Die Bibel in Rußland. — Aus vergangenen Zeiten.

1860.

Ogunomi, oder das Sklavenkind und seine Mutter.

1. Das Land Afrika's.

Der mittlere Theil der Westküste von Afrika wird im Allgemeinen mit dem Namen Guinea bezeichnet. Einzelne Strecken davon haben wieder ihre besonderen Namen, wie z. B. Goldküste, Pfefferküste, Elfenbeinküste u., weil die europäischen Schiffe in früheren Zeiten dort viel Elfenbein, Gold und Pfeffer zu holen pflegten. Aber derjenige Theil der Küste, wo der schöne wasserreiche Strom Niger ins Meer sich ergießt, hat einen Namen, der in jedem menschlich fühlenden Gemüthe die allerschmerzlichsten Empfindungen erwecken muß. Sie heißt die Sklavenküste, weil dort seit Jahrhunderten zahllose Negerflaven eingehandelt, auf die Schiffe verpackt und als die einträglichste Handelswaare nach fremden Ländern geschleppt wurden. Wahrlich, daß der Name „Sklavenküste“ noch bis auf den heutigen Tag auf unsern Karten von Westafrika steht und stehen darf, ist ja schon an und für sich ein Zeichen unauslöschlicher Schmach für die Christenheit und ein Brandmal auf ihrem Gewissen. Denn bis auf diesen Tag steht ja der Name mit Recht auf unsern Landkarten, in-

dem noch immer jedes Jahr amerikanische und spanische Schiffe dort erscheinen, um Negerklaven zu Tausenden einzukaufen. Wie groß mag doch das Gottesgericht sein, das über alle diejenigen ergeht, welche „Seelen der Menschen als Waare“ betrachten (Eph. 18, 13) und „mit Menschenseelen ihren Handel führen“ (Ezech. 27, 13)!

Landeinwärts von dieser Sklaventüste wohnt das Yoruba-Volk. Es besitzt viele und große, von Menschen wimmelnde Städte und Dörfer, und sein liebstes Handwerk ist der Krieg und die Sklavenjagd. Seit 1845 aber sind christliche Missionare in dieses Land eingedrungen, und Gottes reicher Segen ist mit ihrer Arbeit gewesen. Sie durften nicht nur viele Seelen zum lebendigen und seligmachenden Glauben an Jesum führen, sondern es haben auch einzelne Häuptlinge, in ihrem Gewissen vom Worte Gottes getroffen, dem blutigen Kriegswesen und dem abscheulichen Sklavenhandel den Abschied gegeben. Dieß ist namentlich in der Hauptstadt des Yoruba-Landes, in Abbeokuta, der Fall, wo jetzt nicht weniger als vier Kirchen und Bethäuser stehen und eine zahlreiche Christengemeinde um die Missionare versammelt ist. Auch in andern Yoruba-Städten ist ein hoffnungsreicher Anfang mit der Mission gemacht. Ein besonderes Gnadenwerk Gottes aber scheint in der großen volkreichen Stadt Ibàdàn sich anzubahnen. Dahin möchten wir heute unsre Leser insonderheit führen.

Ibàdàn liegt auf dem sanften Abhang einer Hügelkette, nicht fern von einem kleinen Fluß, der dem Lande Fruchtbarkeit und Gedeihen giebt. Die Stadt hat volle fünf Stunden im Umfang, ist so dicht mit Hütten und Häusern überbaut, daß überall nur enge Gassen zum Verkehr der Menschen übrig sind, und schließt eine Bevölkerung von etwa 120,000 Seelen in sich. Rings um die Stadt her läuft eine starke Mauer, welche zum Schutz gegen feindliche Ueberfälle dient. Hier wohnt seit dem Jahr 1853 Missionar Hinderer mit seiner Gattin, und sucht die Alten und Jungen, die Häuptlinge und das Volk zum Reiche Gottes einzuladen. Während er selbst auf die Gassen und Märkte der Stadt geht, um den Leuten zu predigen, oder am Sonntag in der Kapelle Gottesdienst hält, sammelt seine wackere Gattin eine Anzahl Negerkinder um sich, nimmt sie mit großer Liebe ganz in ihr Haus auf, und verpflegt und versorgt sie, als wären es ihre eigenen Kinder. Ein schwarzer christlicher Schulmeister aber giebt den Kleinen Unterricht in Allem, was ihnen gut und heilsam ist.

Das Missionsgehöfte zu Ibàdàn ist ein kleiner Garten Gottes

mitten in der Wüsten- und Heidenthums. Die Liebe, die aus Gott stammt, hat ihn gepflanzt; dieselbe Liebe ist es auch, die jenen beiden einsamen Missionsleuten Kraft und Muth verleiht, mit Geduld und Treue dieses Gartens zu warten und die zarten Pflanzen zu pflegen. Das Wort Gottes aber ist der Same, der dort ausgestreut wird und der unter dem befruchtenden Segen des heiligen Geistes da und dort liebliche Früchte trägt. Hören wir nun, was Frau Hinderer uns von einer jener Pflanzen erzählt, welche Gott in ihre Pflege gegeben hat.

„Die Leute in Ibādan,“ so schreibt sie, „sind von jeher überaus kriegslustig gewesen. Neuerdings jedoch sind die älteren Leute des ewigen Kriegs müde und sehnen sich nach Frieden. Auch glauben sie, die Zeit sei nun gekommen, wo das unaufhörliche Kriegsgetümmel ein Ende nehmen müsse. Ueberhaupt besitzt die kriegslustige Partei viel weniger Einfluß unter dem Volke, seitdem das Wort Gottes in dieser Stadt gepredigt wird. Es ist auch eine alte Weissagung unter ihnen in Umlauf, 'daß weiße Leute vom Westen her über das große Salzwasser (d. h. über das Meer) kommen und den Frieden bringen werden.' Ist das nicht merkwürdig?

„Aber obgleich in den letzten 5 oder 6 Jahren viel weniger Kriege vorgekommen sind, als früher, so haben dieselben doch nicht völlig aufgehört. So geschah es im Jahr 1854, daß eine benachbarte Stadt, Namens Ison, welche den Häuptlingen von Ibādan unterthan und tributpflichtig war, plötzlich die Steuerzahlungen einstellte und die Leute von Ibādan beschimpfte. Da erhob sich die hiesige Kriegspartei und beschloß, die Stadt Ison mit den Waffen in der Hand zu züchtigen und den Schimpf mit Blut zu rächen. Es war ein harter Kampf auf beiden Seiten; denn der Ison-Stamm ist mächtig und tapfer. Allein die Ibādan-Krieger trugen, wie gewöhnlich, dennoch den Sieg davon, obwohl Hunderte von ihnen im Kampfe fielen. Schmerzhafte, überaus schmerzliche Jammerscenen könnten aus diesem Kriege erzählt werden; aber ich will mich nur auf Eines beschränken, — auf die Geschichte eines kleinen, etwa achtjährigen Mädchens, das in jenem Krieg zum Sklaven gemacht ward, aber durch die gute Hand Gottes eine glückliche und friedliche Heimath in unserm Hause fand.

„Das Kind heißt Oguyomi*“). Bis zum Ausbruch des Kriegs

*) Bei der Aussprache liegt der Ton auf dem u — Ogūyōmī, was in der Landessprache „Tochter des Eisengottes“ bedeutet.

lebte sie glücklich und im Frieden daheim bei Vater und Mutter nebst zwei Brüdern. Als die einzige Tochter war sie der Liebling ihrer Mutter. Als nun die Ibādan-Armee sich vor Ison, Oguyomi's Heimath, lagerte, mußten alle waffenfähigen Männer aus der Stadt dem Feind entgegenziehen, unter ihnen auch Oguyomi's Vater. Man hat nie wieder etwas von ihm gesehen oder gehört. Wahrscheinlich ist er im Kampfe gefallen. Schrecken und Angst erfüllte die Stadt, als der Rest der geschlagenen Kriegerleute vom Kampfplatz durch die Thore sich herein flüchtete und hinter den festen Mauern von Ison Schutz suchte. Doch hoffte man, die starkbefestigte Stadt selbst werde nicht vom Feinde erstürmt werden können. Allein endlich erstiegen die Ibādan-Krieger die Mauern, erbrachen die Thore und drangen siegesdrunken in die unglückliche Stadt. Es war ein Schreckenstag ohne Gleichen. Die Hütten und Wohnungen wurden in Brand gesteckt, um die Verwirrung vollständig zu machen. Alles lief durch einander, um sich zu retten. Die Männer und Jünglinge, die sich zur Wehre setzten, wurden niedergemacht; die Weiber und Kinder, die unter unendlichem Jammergeschrei umherliefen, nahm man gefangen und machte sie zu Sklaven. Nur einigen Wenigen, die schneller laufen konnten als Andere, gelang es, aus dem Getümmel der Stadt zu entkommen und in den umliegenden Buschwald sich zu retten. Unter ihnen war Oguyomi und ihre Mutter.

„Die Angst trieb die Beiden tiefer und tiefer in den Wald hinein. Wurzeln und zarte Blätter waren ihre einzige Speise. Bereits waren sie zwei oder drei Tage im finstern pfadlosen Waldbesdicht umhergeirrt, und schon hielten sie sich sicher vor den umherschweifenden Feinden. Dennoch wagten sie kein lautes Wort zu sprechen, aus Furcht, von Jemand gehört und entdeckt zu werden. Erschöpft von Hunger und Müdigkeit warfen sie sich endlich unter einen großen Baum nieder, um zu ruhen. Mutter und Kind hielten sich fest umschlungen, als ahnten sie noch immer eine nahe Gefahr. Da stürzen plötzlich zwei Männer aus dem Dickicht auf sie los. Der Eine schrie: 'Die Mutter ist mein!' — der Andere: 'Das Kind gehört mir!' Was halfen die Bitten und Thränen der Mutter, was half das herzerreißende Geschrei und Wehklagen des Kindes! Beide wurden erbarmungslos auseinander gerissen, um nach verschiedenen Richtungen fortgeschleppt zu werden.

„Es war für uns ein herzerreißendes Schauspiel, bald hernach

da und dort einen heimkehrenden Trupp von Ibādan-Kriegern in die Stadt einziehen zu sehen, Jeden mit einem Gefolge von unglücklichen Männern, Weibern und Kindern, die sie zu Sklaven gemacht und nun als Siegesbeute mit sich nach Hause gebracht hatten. Noch schmerzlicher war es für uns Missionsleute, daß wir nichts thun konnten, um den Unglücklichen zu helfen oder ihren Gram zu lindern. Das Einzige, was uns möglich war und was wir auch reichlich thaten, war das herzliche Flehen zu unfrem himmlischen Vater, daß Er aus all diesem Jammer, aus all diesem namenlosen Elend doch noch etwas Gutes hervorbringen möge zum ewigen Heil dieser armen Sklaven. Vielleicht konnte ja hier in Ibādan, — so dachten und beteten wir, — eines oder das Andere dieser Unglücklichen das Wort Gottes hören und zum Glauben kommen an den Heiland, den Trost aller Elenden, der die Seelen allein wahrhaft frei machen und aus allem Elend erlösen kann. — Man rechnet, daß nicht weniger als 10,000 Menschen in diesem Kriege zu Sklaven gemacht wurden; der größere Theil derselben ward nach Ibādan gebracht, während etliche Wenige nach Abbeokuta, Idschaye und andern Städten als Geschenk an Freunde gesandt wurden.“

2. Die Freistätte im Missionshaus zu Ibādan.

„Zu unsrer hiesigen Christengemeinde,“ fährt Frau Hinderer fort, „gehört auch ein Mann, der einst gleichfalls Sklave gewesen, aber in Sierra Leone in Freiheit gesetzt worden war. Dort hatte er das Evangelium kennen gelernt, bekehrte sich aufrichtig zum Herrn und kehrte dann in sein Vaterland (Yoruba) zurück, um hier auch seinen heidnischen Landsleuten die süße Kunde von Jesu, dem menschgewordenen Sohne Gottes, zu bringen. Er wohnt nun in Ibādan. Dieser Mann kam eines Tags zu uns gelaufen und sagte, hart bei seiner Wohnung werde ein nettes kleines Mädchen feilgeboten, und wenn es nicht bald einen Käufer finde, so werde man es nach der Küste schleppen, wo es dann ohne Zweifel auf ein Sklavenschiff werde verkauft werden. Zugleich bat er uns aufs herzbeweglichste, wir möchten doch das arme Kind kaufen. Seine Erzählung, seine Schilderung von dem unglücklichen Loos, das auf das arme Sklavenkind warte, und seine flehentlichen Bitten giengen uns tief zu Herzen;

allein wir fürchteten, man möchte uns, wenn wir seiner Bitte willfahren, für Sklavenhändler ansehen, die da Menschen kaufen und verkaufen. Der liebe Mann aber hielt so mit Bitten und Flehen an und wußte mit so beweglichen Worten das unglückliche Loos eines solchen Sklaventindes zu schildern, daß wir endlich nach reiflichem Nachdenken ihm das Kaufgeld zur Auslösung des Mädchens gaben. Zugleich aber schärften wir ihm ein, den Leuten aufs klarste und deutlichste zu sagen, daß wir nicht Sklaven kaufen und verkaufen, sondern daß das Kind vom Augenblick an, wo es seinen Fuß in unser Haus setze, frei sei; und wenn des Kindes Vater oder seine Mutter ausfindig gemacht werden könne, so sei es wieder ihr Kind und könne frei und ungehindert mit ihnen ziehen, wohin es wolle. Wir werden es zwar gerne bei uns behalten und in allem Guten unterrichten, bis es groß gewachsen sei und für sich selbst sorgen könne; aber es werde ein freies Kind sein und nicht unsre Sklavin.

„Dem guten Manne leuchteten die Augen vor Freude. Er lief davon, als wenn ihm irgend eine große Beute entgehen könnte, und nach wenigen Minuten kam er wieder zurück, das kleine losgekaufte Mädchen an der Hand. Aber nun, wie soll ich den Schrecken des armen kleinen Wesens beschreiben, als ihre Augen auf uns fielen! Sie hatte in ihrem Leben noch nie ein weißes Gesicht gesehen. Bei unsrem Anblick stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, der uns durch Mark und Bein gieng. Um sie zu beruhigen, ließ ich sie in das Gemach bringen, wo gerade unsre andern afrikanischen Pfleglinge, die bei uns wohnen und erzogen werden, ihr Abendessen einnahmen. Diese umringten sogleich den neuen Ankömmling, suchten das bebende Kind zu beruhigen und sagten ihr: 'sie soll sich doch nicht fürchten, es werde ihr hier kein Leid geschehen; sie sei an einem guten Ort, wo sie Kleider und Nahrung erhalte, und wo sie das Buch lernen könne; so lange sie in diesem Hause sei, werde sie nie mehr in die Sklaverei verkauft werden &c.' Ja, so eifrig waren Alle, sie zu trösten, daß ein Jedes ihr von seinem Abendessen geben wollte. Es verging kaum eine Stunde, so war die arme Kleine so weit beruhigt, daß sie mich, als ich wieder in das Gemach trat, fast mit einem geheimen wohlgefälligen Lächeln empfing und auf meine Fragen nach ihrem Namen, ihrer Heimath &c. ganz ordentliche Antworten gab.

„Bei dem Allem war das Kind noch sehr angsthaft aufgeregt von all den Schrecknissen des Kriegs, und namentlich von der Er-

innerung an jene entsetzliche Scene im Walde, wo sie aus den Armen ihrer Mutter gerissen ward. Doch wurde sie bald überaus anhänglich an mich, nannte mich ihre 'weiße Mama' und wollte sich fast nie von mir trennen. Wenn fremde Leute in den Hof kamen, so hängte sie sich noch fester und ängstlicher an mich, als wenn sie fürchtete, man möchte sie wieder von hier wegnehmen. Erst allmählig wurde sie ruhiger und gefasster. Am glücklichsten war sie, wenn sie neben mir auf dem Boden saß, vertieft in die Geheimnisse des ABC oder in die gleich wunderbaren Kunstgriffe, die zum Einfädeln einer Nadel oben zu den ersten Stichen einer Näh-Arbeit erforderlich sind. Singen machte ihr immer große Freude, und ebenso gerne lernte sie kleine Kindergebete oder Bibelsprüche. Es war so rührend, sie niederknien zu sehen, wenn die andern Kinder es thaten, wie sie da ihre Händchen faltete und dann mit so erstauntem Gesicht bald die andern Kinder, bald mich ansah. Sie fühlte sich bald sehr glücklich, und ihr herzliches Lachen konnte man oft aus der Mitte aller Andern heraushören.

„Aber wie mit einem Mal kam eine ganz eigenthümliche Umwandlung über sie. Jenes herzliche Lachen hörte man nicht mehr. Sie sah bekümmert und oft recht betrübt aus. Ihre einzige Freude schien noch zu sein, ihr wolliges Köpfchen still auf meinen Schoos zu legen und jeweilen mir in die Augen zu schauen. Was ist dir, Ogunomi? fragte ich. Keine Antwort. — Ist Jemand unfreundlich gegen dich? — 'O nein,' sagte sie schnell. — Bist du etwa nicht gerne hier? Sie sah mich mit großer Zärtlichkeit an und erwiderte: 'Hier? Ach, Mama, hier bin ich so gerne!' — Nun, rief ich, was hast du denn? was macht dich so traurig? Da brach sie in einen Strom von Thränen aus und rief: 'Aya mi! Aya mi!' (meine Mutter! meine Mutter!) Sie hatte Heimweh nach ihrer armen unglücklichen Mutter, von der sie nicht wußte, was aus ihr geworden sei. Wir versuchten sie zu trösten, fragten nach dem Namen ihrer Mutter u. und versprachen ihr, alle möglichen Nachforschungen nach ihr anzustellen, um sie wieder aufzufinden. Dieß thaten wir denn auch; allein in einer Stadt, in der mehr als hunderttausend Menschen bei einander leben, war es in der That schwer, Erkundigungen dieser Art einzuziehen. Auch geschieht es hier zu Lande sehr häufig, daß man den unglücklichen Personen, welche Sklaven werden, ganz andere neue Namen giebt. Ebenso konnten wir ja nicht wissen, ob die

arme Frau wirklich in der Stadt Ibadan wohne. Es war auch Alles umsonst; wir konnten nicht eine Spur von ihr ausfindig machen. Des Kindes Kummer war wirklich oft sehr groß, obwohl ihre Liebe und Anhänglichkeit an uns wahrhaft rührend war. So nahm ich sie eben öfters zu mir und sagte zu ihr: 'Mein liebes Kind, du hast hier zu Gott beten gelernt. Du weißt auch, daß Gott die Gebete von kleinen Kindern gerne hört. Gott allein kann dir deine Mutter wieder zuführen. Bitte du nun eben fleißig den lieben Gott, daß Er dir deine Mutter wieder schenken möge, wenn es anders Sein Wille ist.' Von nun an kam in allen ihren kleinen kindlichen Gebeten die Bitte vor, Gott möge doch machen, daß sie ihre Mutter noch einmal sehen dürfe. — Aber die Mutter kam nicht. Oguyomi wurde zwar allmählig wieder ruhiger, ja sogar heiter; aber auch wenn sie recht fröhlich war, konnte man doch auf ihrem Angesicht immer wieder einen Zug des Sehns nach der geliebten verlorenen Mutter erkennen."

3. Das Wiedersehen.

"So war," schreibt Frau Hinderer weiter, "etwa ein halbes Jahr vergangen, seit Oguyomi zu uns gekommen war. Eines Morgens in aller Frühe gieng sie mit den andern kleinen Mädchen, wie dieß täglich zu geschehen pflegte, nach dem nahen Bach, der hart an unfrem Gehöfte vorbeisließt, um Wasser zu holen. Hier ergözte das kleine Volk sich, wie Kinder zu thun pflegen, damit, daß sie einander unter lautem Jubel Wasser ins Gesicht spritzten. Während dem geht eine Frau nahe dabei vorüber. Verwundert über die nie gesehene Erscheinung von weiß gekleideten schwarzen Kindern (unsre Kleinen tragen nemlich Kleidchen nach europäischem Schnitt, die uns als Geschenk von England gesandt wurden), steht sie still und betrachtet die Gruppe der spielenden Kinder mit steigendem Erstaunen. Da hört sie aus ihrer Mitte heraus eine Stimme, die ihr so bekannt schien. Sie nimmt den Korb, den sie auf dem Kopfe trug, ab, stellt ihn an den Boden und horcht aufs Neue. Sie hört die kleine Stimme, den wohlbekannten Ton wieder. War es ein Traum, eine Täuschung? Zitternd an allen Gliedern ruft sie: 'Oguyomi!' — Oguyomi wendet sich um, schaut die Frau eine Zeitlang stumm und starr an und mit dem Schrei: 'Meine Mutter! Meine Mutter!' stürzt sie in ihre Arme.

„Die andern Kinder laufen ins Haus und rufen: 'Oguyomi hat ihre Mutter gefunden! Oguyomi hat ihre Mutter gefunden!' Wir konnten unsern Ohren fast nicht trauen, liefen hinaus, und — wer will die Scene beschreiben, die da unserm Auge begegnete? Die Mutter war kaum ihrer selbst mächtig. 'Ist das mein Kind? Ist's wahr, daß ich mein eigenes Kind sehe? Meine Oguyomi? Bist du's?' So rief sie einmal über das andere. Ueber des Kindes Wangen aber liefen stromweise die Thränen unbeschreiblichen Entzückens. Endlich drang sie in ihre Mutter mit Bitten, doch ins Haus hineinzukommen und ihre 'weißen Freunde' zu sehen. Aber die Mutter fürchtete sich vor den weißen Gesichtern. 'O nein, Mutter,' rief Oguyomi, 'fürchte dich nicht! Sie sind so gut, so lieb; sie werden es auch gegen dich sein. Hätten sie mich nicht zu sich genommen, so hätte ich dich nie wieder gesehen! Mutter, Mutter, ich werde nie, nie mehr eine Sklavin sein!'

„Mittlerweile hatten sich alle Bewohner unsres Hauses und Gehöfts um die Beiden versammelt, und kein Auge blieb trocken. Die Mutter versuchte uns zu danken, aber die Aufregung der Freude ersticke ihre Worte. Wieder und wieder warf sie sich auf den Boden und schluchzte laut vor Freude und großer Bewegung. Endlich konnten wir sie etwas beruhigen und führten sie ins Haus, erzählten ihr ihres Kindes Geschichte und fragten sie über ihr eigenes Schicksal aus. Da hörten wir, daß sie wirklich in Ibadan selbst als Sklavin lebe, und daß sie einen wohlwollenden Meister habe. Zwischenhinein aber konnte sie ihr Kind ein paar Schritte weit von sich weg stellen und es wie eine Träumende anschauen. Dann faßte sie es wieder mit überströmendem Muttergefühl in die Arme und rief: 'Es ist wirklich mein Kind! Es ist kein Traum!' Es war überaus rührend. Als wir sie nun weiter versicherten, sie könne, so oft sie wolle, zu uns kommen und ihr Kind sehen, da rief sie: 'Nun, Gott hat mir mein Kind wieder gegeben. Nun kann ich getrost an meine Arbeit gehen. Mein Meister hat mich heute aufs Feld geschickt, dort zu arbeiten. Dahin will ich nun gehen und dann wieder kommen, um mein Kind zu sehen.'

„Von ihren beiden Knaben und von ihrem Manne hatte sie seitdem nichts wieder gehört; nur das war ihr zu Ohren gekommen, daß ihr Mann aller Wahrscheinlichkeit nach im Gesecht gefallen sei. Aber der heutige Tag war für uns Alle ein glücklicher Tag. Doch

am köstlichsten war es, am Abend unsre Oguyomi so herzlich und rührend dem lieben Gott danken zu hören, daß Er ihr Gebet erhört und ihr ihre Mutter wieder geschenkt habe. Dann verbarg sie ihr Köpfchen in meinen Schoos, um ihre Freude recht auszuweinen. Sie war übergelukkig und voll Dankes gegen Gott.

„Mehrere Wochen lang gieng Alles gut. Die Mutter kam oft, und immer wieder, ihr Kind zu sehen. Oguyomi's Glück war nun vollkommen. Da wurde mein lieber Mann wieder ernstlich krank, und alle unsre Freunde, Schwarz und Weiß, rathen uns, unverzüglich zur Erholung nach Europa abzureisen, wenn der theure Kranke nicht ein Opfer dieses neuen Krankheitsanfalls werden sollte. Alle unsre lieben schwarzen Kinder waren sehr betrübt; aber Oguyomi wurde ganz krank vor Kummer bei dem Gedanken, von uns scheiden zu müssen. Seltsamer Weise kam eben um jene Zeit auch ihre Mutter nicht mehr zu uns. Fragte man die Leute nach der Ursache, so hieß es entweder: 'Sie ist auf des Meisters Bauernhof gegangen, um dort eine Zeitlang zu arbeiten;' oder: 'sie ist über Land gegangen' ic. Denn bei unsern Negern ist es Sitte, lieber alles Andere vorzuwenden, als von Jemand zu sagen: 'er ist krank,' oder: 'er ist gestorben.' Endlich drangen wir auf Gewißheit und erklärten den Leuten, wir müßten wissen, wo Oguyomi's Mutter sei. Da gestanden sie endlich, daß die arme Frau sehr krank sei. Aufregung, Kummer und andere Umstände hatten bei ihr eine Krankheit zum Ausbruch gebracht, die in Afrika häufig ist, aber von welcher selten Jemand sich wieder erholt. Wir dachten nicht anders, als daß die arme Frau werde sterben müssen, glaubten aber, es werde ihrem Kinde zum Trost gereichen, wenn sie ihre Mutter in der Krankheit noch pflegen dürfte. Dabei hofften wir, das liebe Kind werde ihr wohl auch vom Heiland der Sünder reden; und dann sollte der armen Sklavin doch auch noch ein anständig Begräbniß zu Theil werden. So kauften wir Oguyomi's Mutter los von ihrem Meister und ließen sie zu ihrer und ihres Kindes großen Freude in unser Gehöfte bringen.

„Drei Tage darauf reisten wir von Ibādan nach England ab; aber oft war mir's, während wir über die große Tiefe fuhren, als hörte ich im Geiste die Stimme unsrer lieben Oguyomi, wie sie mit ihrer Mutter von Jesu rede, dem Heiland aller Welt, oder wie sie das Gebetlein, das sie so schnell lernte, und das ihr so besonders lieb geworden war, für sich und ihre Mutter bete: 'Oluwa nitor

Jesu Kristi, fi Eni Mimo re fun mi,' das heißt: O Herr, um Jesu Christi willen, gib mir deinen heiligen Geist.

„Beim Abschied hatte ich die Anordnung zurückgelassen, daß ein eingeborener Arzt fleißig die Kranke besuchen und Alles, was er mit seiner Kunst vermöge, für sie thun sollte. Käme sie dann je wieder auf, so solle sie das Amt einer Köchin bei den Kindern versehen, welche während unsrer Abwesenheit unter der Pflege eines unsrer Katechisten blieben. In den Briefen nun, die wir aus Ibadan erhielten, hieß es anfangs immer wieder: 'Oguyomi's Mutter ist nicht besser;' dann hieß es auf einmal: 'sie ist etwas besser.' Der folgende Brief sagte: 'Oguyomi's Mutter ist viel besser, und hat die Küche nun übernommen; sie fühlt sich in diesem neuen Amte sehr glücklich.' — In einem der letzten Briefe, die wir von dort erhielten*), schreibt der Katechist: 'Wir haben von einem der beiden Brüder Oguyomi's gehört; er ist Sklave nicht weit von hier. Könnten und wollten Sie wohl uns Geld senden, um ihn loszukaufen?' Wir antworteten sogleich und sandten das nöthige Geld, das uns einige liebe Freunde in England, denen wir von der Sache erzählten, zu diesem Zwecke gegeben hatten. Ich zweifle nicht, in Kurzem werden wir auch von dem zweiten Knaben irgendwie Kunde erhalten; und dann traue ich es dem Herrn zu, Er werde uns die Mittel in die Hand legen, um auch ihn loszukaufen. Ach wie herrlich wäre es, wenn diese ganze Familie nicht nur in leiblicher Freiheit wieder vereinigt würde, sondern wenn es dem Geist des Herrn und Seinem seligmachenden Worte gelänge, auch ihre geistlichen Ketten zu zerbrechen und sie Alle zu der wahrhaftigen Freiheit der Kinder Gottes zu führen! Dann werden sie dastehen, ihrem ganzen Lande als ein Zeichen und Denkmal der rettenden Liebe Gottes, die da will, daß allen Menschen geholfen werde."

* * *

So schrieb Frau Hinderer im Jahr 1857. Schon im Jahr darauf stand sie mit ihrem lieben Gatten mit neugestärkter Kraft wieder in der Liebesarbeit zu Ibadan. Ob die Mutter noch lebe, ob der eine Knabe losgekauft und der andere auch gesunden sei, wissen wir nicht. Aber von Oguyomi selbst schreibt Missionar Hinderer im ersten seiner Briefe nach seiner Ankunft in Ibadan: „Sie

*) Frau Hinderer schrieb diese Erzählung während ihres Aufenthalts in Europa auf die Bitte des Herausgebers nieder.

erinnern sich wohl noch unsrer lieben Ogujomi, die ihre Mutter wieder fand. Lassen Sie mich von diesem unsrem Pflegekinde hier Einiges Ihnen mittheilen. Nun muß ich vorausschicken, daß mehrere unsrer schwarzen Kinder eine Art Kohlgarten haben, von dessen Ertrag sie sich in der Regel Doruba-Bücher anschaffen. Andere haben ein Huhn, dessen Eier sie zu einem ähnlichen Zweck verkaufen. Unter den letzteren ist auch Ogujomi. Kaum drei Tage nach unsrer Rückkehr nun, als wir noch kaum recht eingehaust waren, kommt sie eines Morgens mit weinenden Augen zu uns. Wir saßen eben beim Frühstück und hatten dabei, wie es hier zu Lande Sitte ist, einige Eier vor uns, und zwar Eier von Ogujomi's eigenem Huhn. Auch gestern schon war dieß der Fall gewesen. Weint sie nun etwa darum, daß wir ihr diese Eier als einen Raub entführt hätten? Ach nein, ihre Thränen kommen daher, daß wir so lieblos gewesen sind, ihr diese Eier zu bezahlen. Wir hatten ihr nemlich ein paar Pfennige dafür zugesandt. Nun ließ sie sich so lange nicht trösten, bis wir das Geld wieder zurückgenommen hatten. Diese Thränen reden eine sehr rührende Sprache." — —

Ob es uns gelingt, später noch mehr von Ogujomi und den Andern zu hören, — wir wissen es nicht. Aber was wird es doch für eine selige Freude sein, am Throne Gottes mit allen den Tausenden geretteter Seelen zusammen zu treffen, die durch den Dienst der Mission zur seligmachenden Erkenntniß der Wahrheit geführt wurden, und sich von ihnen die Wunderwege erzählen zu lassen, auf denen der Herr ein Jedes gefunden hat! Wohl uns, wenn wir selbst einmal in jener Versammlung der ewig Geretteten nicht fehlen.

Bibelzeitung.

Etwas von den alten Handschriften der Bibel.

Wie Viele haben es schon bedauert, daß wir die Evangelien und die Briefe der Apostel, oder gar die fünf Bücher Mose, die Schriften eines Jesajas u.

Handschrift dieser heiligen Männer Gottes besitzen. Damit wäre ja mit einem Mal all dem vorwitzigen Gerede der Ungläubigen vorgebeugt, die da so gerne zu sagen pflegen: dieses oder jenes Buch der heiligen Schrift stamme eigentlich nicht von Mose,

Jesajas, Matthäus oder Paulus ic. her, deren Namen es trage. Warum, könnte man nun fragen, hat der liebe Gott nicht dafür gesorgt, daß diese ursprünglichen Handschriften der Propheten und Apostel im Lauf der Jahrhunderte erhalten wurden und unverletzt bis auf unsre Zeiten kamen? Es wäre dieß ja dem lebendigen Gott ein Leichtes gewesen, und wie viel Zank und Streit der Theologen wäre damit verhütet worden!

Darauf muß ich nun mancherlei antworten. Fürs Erste glaube ich nicht, daß die Herren Theologen und Gelehrten, auch wenn wir die Urhandschriften der Propheten und Apostel noch besäßen, aufgehört hätten, sich darüber zu zanken und zu streiten. Denn der Eine hätte mit großem Scharfsinn zu beweisen gesucht, daß diese Handschriften doch nicht ganz ächt seien; vielmehr möchten sie wohl wahrscheinlich von einem Andern, als von Mose, Johannes oder Paulus geschrieben worden sein. Ein Anderer hätte mit noch größerem Scharfsinn herausgebracht, daß zwar im Ganzen diese Handschriften ächt seien, aber einige Stücke darin seien unzweifelhaft unächt und von fremder Hand beigelegt. Ein dritter hätte noch andere Weisheit herbeigebracht, und der Zank wäre ganz der alte geblieben. Denn wer am Buchstaben hängen bleibt und gerne daran seine eigene Weisheit glänzen lassen will, statt sich von Gottes Weisheit lehren zu lassen, der muß eben Zank und Streit haben.

Fürs Zweite, wie viele Gräuel der Abgötterei würden sich doch an solche Urhandschriften der Apostel und Propheten heften, wenn wir dergleichen jetzt noch besäßen! Die ka-

tholische Kirche hängt sich an die Knochen und Gebeine der „Heiligen“, an die vermeintlichen Splitter vom Kreuze Christi, an die vorgeblichen Nägel und Dornen, womit der Hellsand gemartert worden sei, an das Schweistuch und den ungenähten Rock des Herrn, an die Ketten Petri, an das Schwert Pauli, an die Kohlen vom Scheiterhaufen Polykarpus ic. und weicht all diesen Dingen göttliche Verehrung. Ach, was hätte man vollends aus einer Handschrift des Matthäus oder Johannes, aus einem Brief von Petri oder Pauli eigener Hand gemacht! Wenn aber Gott in seiner großen Geduld zugelassen hat und noch zuläßt, daß ein großer Theil seiner armen Christenheit sich an verwesliche Knochen, Holzstücke und Leinwandlumpen hängt und ihnen die Ehre giebt, die doch dem Herrn allein gebührt, so wollte Er wenigstens Sein theures heiliges Gotteswort von diesem Frevel und Unfug bewahren, und hat lieber die Urhandschriften seiner Knechte verloren und zu Grunde gehen lassen, als daß sein Wort so entehrt und gemißbraucht würde. Und ist es nicht wunderbar und sehr denkwürdig, daß die katholische Kirche jenen Knochen der Heiligen und andern Reliquien so viel abgöttische Ehre erweist, dagegen das Wort Gottes, das allein unsre Seelen selig machen kann, dem Christenvolke entzieht und verschließt, ja die Bibeln und Neuen Testamente geradezu als etwas Gefährliches verbrennt?

Fürs Dritte weiß ich gewiß, so gewiß als ich diese Worte mit meiner Feder aufs Papier schreibe, daß durch die Urhandschriften der Apostel und Propheten, wenn wir sie noch besäßen,

keine einzige Menschenseele eher und leichter bekehrt worden wäre, als durch eine gewöhnliche gedruckte Bibel, wie wir sie Alle in Händen haben. Denn die bekehrende und seligmachende Kraft des Wortes Gottes liegt nicht in der Tinte, Feder und Papier, welche jene Knechte des Herrn zum Schreiben ihrer Schriften gebraucht haben, sondern in dem heiligen Geist, der in ihren Worten lebt und wirkt; und dieser heilige Geist lebt und wirkt ebenso gut und ebenso gotteskräftig in deiner gedruckten Bibel, die du in Händen hast, als in der ersten ursprünglichen Handschrift, welche die Apostel und Propheten selbst geschrieben haben. Und wenn du diesen lebendigmachenden Geist nicht aus deiner gedruckten Bibel herausfühlst und an deinem Herzen verspürst, so würdest du ihn ebenso wenig aus einem eigenhändigen Brief des Apostels Paulus oder Petrus herausspüren.

Doch ich will nicht weiter hievon reden; dagegen will ich nur kurz von einem merkwürdigen Fund erzählen, den ein gelehrter und wackerer Mann, Professor Tischendorf, kürzlich gemacht hat. Vor etwa drei Jahren nemlich machte dieser Gelehrte der russischen Regierung den Vorschlag, sie möge ihm die Mittel darreichen, um in den verschiedenen griechischen, syrischen, persischen, abessinischen und andern Klöstern des Morgenlandes Nachforschungen anzustellen, ob er nicht ganz alte wichtige Handschriften der heiligen Schrift auffinden könnte. Der edle Kaiser von Rußland unterstützte ihn nun wirklich reichlich mit den nöthigen Mitteln und Empfehlungen, und Professor Tischendorf durchreiste und durchforschte das

ganze Morgenland. Nun fand er zwar allerdings keine Urhandschrift der Apostel und Propheten selbst, aber doch so alte und merkwürdige Handschriften der Bibel, wie man, so viel ich weiß, bisher noch keine gekannt hat. Das wichtigste ist eine griechische Handschrift der ganzen heil. Schrift vom höchsten Alterthum. Die verschiedenen Bibliotheken Europa's besitzen zwar viele alte Handschriften der Bibel, aber kein einziges vollständiges Exemplar des ganzen Neuen Testaments, das vor dem zehnten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung geschrieben worden wäre. Die beiden Handschriften, die man bisher für die ältesten und vollständigsten hielt, befinden sich das eine in Rom, das andere in London. Aber im ersteren fehlen vier ganze Briefe des Paulus und ein bedeutendes Stück von einem fünften, sowie die ganze Offenbarung Johannis; im letzteren aber fehlt das Evangelium Matthäi, sowie einzelne Theile der paulinischen Briefe und des Evangeliums Johannis. Die Handschrift aber, welche Prof. Tischendorf auf dem Berg Sinai fand, und die jetzt in Petersburg sich befindet, ist nicht nur so vollständig, daß nicht das kleinste Stück unsres N. Testaments darin fehlt, sondern es sind hinten auch noch zwei sehr alte Büchlein beigezeichnet, welche die ersten Christen sehr gerne lasen, obschon sie nicht von einem Apostel stammten. Professor Tischendorf, der in diesen Sachen ein scharfes Urtheil haben soll, behauptet, daß diese Handschrift aus dem Anfang des vierten Jahrhunderts, also aus der Zeit Constantins des Großen, stammen soll. Dann wäre es allerdings die älteste Handschrift des Neuen Testaments,

welche die Christenheit bis jetzt be-
sitzt.

Für die Gelehrten ist dieß gewiß ein sehr wichtiger Fund, obschon der Zank und Streit darüber natürlich bereits angegangen ist; allein ob dadurch nur ein Einziger eher und leichter zum seligmachenden Glauben an das Wort Gottes gebracht werden wird, zweifle ich sehr. Denn dieses Neue Testament des Professors Tischendorf ist ja kein anderes, als eben das, welches wir Alle in Händen haben. Nur für die Zweifler wächst dadurch allerdings die Verantwortung.

Die Bibel in Rußland.

Im russischen Reiche bestand einst unter Kaiser Alexander I eine Bibelgesellschaft, welche ungehindert das Wort Gottes in der Landessprache unter dem Volke verbreiten durfte. Sein Bruder und Nachfolger Nikolaus I aber verbot die Verbreitung der russischen Bibel. Dagegen hat nun dessen Sohn und Thronfolger Alexander II dem hungernden Volke in Rußland den Zugang zur Quelle des Lebens, zum Worte des lebendigen Gottes, wieder eröffnet. Es ist dieß ein Schritt, der, wie es scheint, ausschließlich und persönlich vom Kaiser selbst ausgieng. Denn schon bei seiner Thronbesteigung soll er die Verbreitung der heiligen Schrift in der (neu-russischen) Landessprache angeordnet haben; allein der „Synod“ d. h. die oberste Behörde in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten suchte bis in die neuere Zeit die Sache aufzuhalten, unter dem Vorwande, die vorhandene neu-russische Uebersetzung bedürfe einer sorgfältigen

Durchsicht und Verbesserung. Auf das Andringen des edlen Kaisers aber wurde doch endlich ein thatkräftiger Anfang gemacht. Die vier Evangelien wurden vor Kurzem in zwei Ausgaben, eine mit dem alt-russischen (slavonischen) Text neben dem neu-russischen, und eine ohne den slavonischen Text, herausgegeben. Beide Ausgaben wurden in 36,000 Exemplaren bis jetzt gedruckt und in ganz kurzer Zeit vergriffen. Eine neue größere Auflage wird jetzt veranstaltet; auch soll die Uebersetzung der Episteln und des Alten Testaments nachfolgen.

Es wird nicht ausbleiben, daß in Folge davon eine ernste und durchgreifende Krise dem russischen Reiche bevorsteht, aber gewißlich nicht zu seinem Schaden. Denn ein Land, in welchem das Wort Gottes freien Lauf gewinnt und behält, hat eine große und geeignete Zukunft. Das Wort Gottes ist die Grundbedingung aller politischen und socialen Wohlfahrt der Völker.

Aus vergangenen Zeiten.

Der edle Kaiser Alexander II von Rußland scheint sich wieder an jenen göttlichen Beruf der Fürsten zu erinnern, wornach „Könige die Pfleger ihrer Völker, und Fürstinnen ihre Säugammen sein sollen.“ Jes. 49, 23. In früherer Zeit war dieß häufiger der Fall. So wird von dem frommen Kurfürsten Karl Friedrich von Baden erzählt, daß er „im achten Jahr seiner Regierung, als ein junger Fürst von 26 Jahren (1754), beschloß, alle Familien seines Landes mit Bibeln zu versehen, die Vermöglicheren anzuhalten, daß sie sich dieselben kaufen, die Aermere aber aus seiner

eigenen Kasse zum Ankauf zu unterstützen.“ Ja im folgenden Jahr (1755) verordnete er eine Hausvisitation, bei welcher Gelegenheit in jeder Haushaltung aufgezeichnet werden mußte, ob sie mit einer Bibel oder wenigstens einem N. Testament versehen sei. Darauf ließ er eine große Anzahl von heiligen Schriften unentgeltlich unter die Armen austheilen. —

In ähnlicher Weise wollte auch die treffliche Herzogin Dorothea Sybilla von Biegitz, die von ihrem Volke nur „die liebe Dorel“ genannt wurde, die Pflegerin und Säugamme ihrer Unterthanen sein. Sie vereinigete sich im Jahr 1616 mit einigen frommen Frauen ihrer Residenz Brieg (an der Oder), um dem großen Mangel an Bibeln, besonders auf dem Lande, abzuhelpen, und beschloß, alle Viertelsjahre mit ihnen eine Kollekte zu veranstalten, um auf diese Weise Bibeln, die damals sehr kostbar waren, unter die Armen vertheilen zu können. Sie bestimmte ferner, daß namentlich an solche Wirthe auf den Dörfern, welche nicht selbst das Buch sich anzuschaffen im Stande waren, unentgeltlich Bibeln verabreicht würden. Auch forderte sie die Pfarrherren des Landes auf, alljährlich ein Register einzureichen von solchen armen Leuten, die dieser großen Wohlthat bedürftig wären. Leider starb die „liebe Dorel“, diese Landesmutter

im edelsten Sinne des Wortes, schon im Mai 1625, zur tiefsten Trauer des ganzen Volkes. Bald darauf überzog Krieg und viel Drangsal das arme Herzogthum. Der Herzog mußte flüchten, und von Bibelverbreitung war 200 Jahre lang keine Rede mehr.

Da beschloß im J. 1841 die jetzt noch lebende Königin von Preußen, Elisabeth, geborene Prinzessin von Baiern (also Katholikin), das Andenken jener trefflichen Fürstin dadurch zu ehren, daß sie dem Magistrat zu Brieg ein Kapital v. 300 Reichsthalern als Stiftung übergab, damit aus dessen Zinsen alljährlich am Geburtstage der seligen Dorothea Sybilla (19. Okt.) auf dem Brieger Rathhause 24 Bibeln an Arme vertheilt werden, nemlich 12 an Bedürftige aus der Stadt und 12 an Arme vom Lande. Die Prediger haben die 24 Personen vorzuschlagen und die Vertheilung mit einer passenden Ansprache zu begleiten. Diese Stiftungsurkunde liegt auf dem Rathhause zu Brieg, und noch heute wird alljährlich die Vertheilung auf den genannten Tag vorgenommen.

Ja, wohl dem Lande, dessen Könige in diesem Sinne die Pfleger ihres Volkes, und dessen Fürstinnen seine Säugammen sind. Denn das Wort Gottes ist die einzig wahre und gesunde Lebensnahrung der Völker.

Redactor: Dr. A. Dörteag.

Druck von G. Schulze, in Commission bei G. Detloff in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 30 Cent. oder 9 fr.

I n h a l t.

Abbeokuta, Stadt im Norubaland, 526 ff., 548 ff.
 Abere, afrik. Häuptling, 555.
 Abomey, Stadt in Dahome, 526.
 Acland, engl. Parlamentzmitglied, 339.
 Afghanenrieg, 377.
 Afrika und die Mission, 239 f.
 Afrikanische Colonisationsgesellsch., 240.
 Agra, Indien, 368.
 Ainos, japan. Volksstamm, 20.
 Ake, Stadttheil von Abbeokuta, 532.
 Algerien, f. Statistik.
 Amherst, Lord, 201.
 Andamanen=Inseln, 234 ff.
 Are, afrik. Häuptling, 538. 542.
 Arthur, Miss., 105 ff.
 Australien, 153 ff., f. auch Neuholland.
 —, Goldgruben in, 156.

Badagry, afrik. Küstenstadt, 534. 546.
 Barber, Miß, 543.
 Barkly, Sir, Gouverneur, 273.
 Benares, Indien, 372.
 Bengalen, Bauernaufstand in, 385.
 Bergvölker, indische, 386 ff.
 Bernasko, Miß., 530.
 Bettelheim, Miß. Dr., 194. 202 ff.
 — und die Mission auf den Lu-tschu-Inseln, 205 ff.
 Bhagelpur, Indien, 390 f.
 Bihls, ind. Volksstamm, 387.
 Bibel, die, in Algerien, 467 ff.
 —, in Indien, 346 ff., 382.
 Bibelfest in Abbeokuta, 550.
 Binue, Fluß, 526.
 Blumhardt's Universitätszeit, 83 ff.
 Boers, 51.
 Boga=See, 254 f.
 Botany=Bay, 154.
 — Verbrecherkolonie, 157 ff.
 Bourne, amerik. Prediger, 240.
 Bowen, Bischof, 541.
 Brüdermissionen, f. Statistik.
 Buddhismus, 29.

Miss. Maq. IV.

Bühler, Gottlob, Miß., 530. 550.
 Burton, Kapitän, 49 f.
 Butler, John, Miß., 499.

Campbell, Miß., 255 ff.
 Cannanur, Indien, 121 f.
 Canning, Lord, Gouverneur, 375.
 Carey, William, Miß., 330.
 Cartwright, Miß., 182.
 Castlereagh, Lord, 334.
 Chase, Prediger, 247.
 Christian, Miß., 390.
 Clark, Miß., 356.
 Cleveland, Gouverneur, 387 ff.
 Clifford, engl. Seeoffizier, 201.
 Coles, f. Rohls.
 Colonisationsgesellschaft, afrik., 240.
 Cook, Capitän, 154 ff., 455, 485 ff.
 Crowther, Miß., 531. 549.

Dahome, afrik. Königreich, 526 ff.
 —, Gräueltthaten in, 526 f.
 —, Verhandl. darüber im engl. Parlament, 528 f.
 Dalhousie, Generalstatthalter, 352.
 Danji, Rebustadt, 536.
 Desima, japan. Insel, 19, 71 ff.
 Dombtrain, Rob., Miß., 227 f.
 Dröse, Miß., 391.
 Drusen, 418 ff.
 Duaterra, f. Ruatara.
 Dubnath Lewerry, Bramansipon, 235 ff.

Ebenezer, austr. Missionsstation, 277.
 Edwardes, Sir Herbert, 329, 349 ff.
 — Urtheil über Indien, 360 ff.
 Egba's, afrik. Volk, 531.
 Egbadu, Yoruba=Provinz, 534.
 Elgin, Lord, 296 ff.
 Eland=Gesellschaft, 478.
 Ellenborough, Lord, 340.
 Erdbeben auf Neuseeland, 424 f.
 — in Japan, 14.
 Erweckungen in Tinnevely, 522.

Fermoy, Lord, 528.
 Flath, Missionsgehilfe, 530.
 Flatt, Joh. Friedr., Prof., 86, 98 ff.
 Forbes, britt. Gesandter, 527.
 Forcade, Bischof v. Samos, 202.
 Formosa, Chines. Insel, 20.
 Fortescue, C., engl. Unterstaatssekretär, 528.
 Fusi-yama, jap. Feuerberg, 13 f.

Gaah, Prof., 86.
 Gebetsmaschine auf der Insel Jesso, 34.
 Gezo, König v. Dahome, 526 ff.
 Gollmer, Miss., 530 ff.
 Gore, Miß, 544.
 Götzendienst in Indien, 105 ff.
 — engl. Unterstützungsgelder für denselben, 345.
 Gray, Miß, 523.
 Greiner, Miß, 120.
 Grenville, Lord, 337.
 Grey, George, Gouverneur, 52. 55 ff.
 Günther, Miß., 184.

Hagenauer, Miß., 273 f.
 Hafodabe, jap. Hafen, 8 ff., 34.
 Hall, Basil, Schiffskapitän, 201.
 —, William, Miß., 499. 502.
 Halliday, Statthalter, 398. 414.
 Handelsverträge mit Japan, 298 ff.
 Handt, Miß., 184.
 Häring, J. J., Rfm. in Stuttg., 99.
 Havelock, Sir Henry, 373.
 Hebiß, Sam., Miß., 105 ff.
 —, Jugendzeit, 116 f.
 —, Missionszögling in Basel, 119.
 —, Missionar in Indien, 120 ff.
 —, Rückkehr nach Europa, 150 ff.
 Helmore, Miß., 51.
 Herrnhut, 241.
 Hinderer, David, Miß., 530. 535. 543. 552 ff.
 Hinderer, Frau, 559.
 Hongi (Schongi), neuseeländ. Häuptling, 508 ff., 529.
 Hotham, Sir, Gouverneur, 271.
 Hurter, Miß., 390.

Japan, 1 ff., 283 ff., 475 f.
 —, Bevölkerung von, 20 ff.
 —, Engländer in, 73 ff.
 —, Erdbeben in, 14.
 —, geographische Lage von, 7 ff.
 —, Geschichte von, 61 ff.
 —, Gewerbsthätigkeit in, 23 f.
 —, Handelsverträge von, 298 ff.

Japan, Einrichtung von Christen in, 65.
 —, Holländer in, 69 ff.
 —, Literatur in, 25.
 —, Missions-Aussichten in, 310 ff.
 —, Politik von, 36 ff.
 —, Portugiesen in, 60 ff.
 —, Regierungsform von, 20 f.
 —, religiöse Zustände in, 28 ff.
 —, Russen in, 79 ff.
 —, Volksunterricht in, 22 f.
 —, weibliches Geschlecht in, 25 ff.
 Jabadan, Negersstadt, 535. 538. 542. 552.
 Jbara, Yoruba-Station, 545.
 Jbschaye, Yoruba-Station, 538. 542.
 Jeddo, japan. Hauptst., 12. 15.
 Jesso, Insel, 8.
 Jabein, Stadttheil v. Abbeokuta, 532.
 Jidscha, Stadttheil von Abbeokuta, 532.
 Jforudo, Station im Jbscheybu-Land, 546.
 Jlorin, Yoruba-Stadt, 535. 539.
 Indien, die Bibel in, 346 ff., 382.
 —, Ehegesetz für d. eingeb. Christen in, 383.
 —, Götzendienst in, 105 ff.
 —, Grundsteuern in, 401 ff.
 —, Indigopflanzer in, 404 ff.
 —, Steuereinnahmer in, 393 ff.
 Jfati, Yoruba-Stadt, 539.
 Jschaye, Yoruba-Station, 544.
 Judson, Miß., 330.
 Jung-Stilling, 99.

Kassern, 55 f.
 Kamtschatka, 7.
 Kebu, Yoruba-Provinz, 534.
 Kendall, Thomas, Miß., 499. 505.
 Khunds, ind. Volksstamm, 387.
 King, John, Miß., 499. 502. 532. 548.
 Kinnaird, engl. Parlamentsmitglied, 528.
 Kio, f. Miato.
 Kirk, Dr., 48. 50.
 Kipling, Miß., 518.
 Kiu-siu, Insel, 19.
 Kohls, ind. Volksstamm, 387.
 Korallenfons, 543. 550.
 Korea, China, 7.
 Kuarra, Fluß, 526.
 Kurilen-Inseln, 7.
 Kuruman, Südafrika, 51.
 Küstenbevölkerung, westaf., 531.

Lacroix, Miß., 413.
 Lagos, afrik. Küstenstadt, 534. 547.
 Lafrobe, J., Gouverneur, 246. 268.

Lawrence, Sir Henry, 352 ff.
 —, Sir John, 347. 352 ff.
 Lehner, Wißf., 120.
 Leigh, Wißf., 181.
 Leupolt, Wißf., 372.
 Lieb, Missionsgehilfe, 530.
 Lieu-kieu oder Lu-tschu-Inseln, 20.
 189 ff.
 — Mission, 201 f.
 — Volksleben, 195 ff.
 Piggins, Wißf., 324.
 Livingstone, Dr., 46.
 Lupata, Südafrika, 47.
 Lu-tschu-Inseln, f. Lieu-kieu-Inseln.

Macgowan, Dr., 326.
 Macquarie, Gouverneur, 176.
 Maier, Siebmacher in Tübingen, 99.
 —, Julie, 99 f.
 Mackenzie, Archidiacon, 53.
 Mann, Ab., Wißf., 530. 539. 542.
 Maori (Neuseeländer), 433 ff. 491 ff.
 Mapla's (Mapilla's), ind. Volksstamm,
 128 ff.
 Marion du Fresne, Seefahrer, 488 ff.
 Maroniten, 418 ff.
 Marsden, Samuel, Kaplan, 176 ff.
 478 ff.
 — Jugendzeit, 477 f.
 — als Prediger unter Deportirte, 479 ff.
 — als Missionar in Neuseeland, 493 ff.
 Martin, Major, 353.
 Maier, Wißf., 530. 547.
 Matsmai, japan. Stadt, 8.
 Meakin, Katechist, 541.
 Melbourne, Australien, 246 f.
 Meku, Redustadt, 537.
 Menschenopfer in Dahome, 526 ff.
 — in Ibadan, 554 f.
 Merambala, afr. Berg, 48.
 Methodistin in Neuholland, 181.
 Miako, jap. Residenz, 18.
 Milner, J., Dr., 478.
 Mission, der Brüdergemeinde, 473 ff.
 — in Central-Südafrika, 46 ff.
 — und Civilisation, 175 ff.
 — in Japan, röm. kathol., 61 ff.
 — auf den Lieu-kieu-Inseln, 201 ff.
 — in Neuholland, 175 ff. 248 ff.
 — auf Neuseeland, 248 ff.
 —, Urtheil der Augsb. Allg. Zeitung
 über, 211 f.
 — und Revolution, 1.
 — im Yoruba-Land, 225 ff.
 Missionen, röm. kathol., 278.
 Missionsaussichten in Japan, 310 ff.

Missionsgesellschaft in Basel, f. Statistik.
 —, kirchliche, in London, 180. 184. 530.
 —, seemännische, 202.
 —, wesleyanische, 530.
 Missionsgesellschaften, evang., in allen
 Ländern, 4 f.
 Missionschiff in der Südsee, 505.
 Missionsverein für Central-Afrika, 52.
 M'Leob, Donald, Gouverneur, 371.
 Moffat, Wißf., 46. 51.
 Montgomery, Robert, Gouverneur, 371.
 Moore, Prediger, 543.
 Moreton, Georg, Wißf., 228 ff.
 Mount Franklin, Australien, 219.
 Murray, Fluß, 249.

Nagasaki, jap. Hafenstadt, 19.
 Naier, ind. Kaste, 129 ff.
 Napa, Hafenstadt, 191. 201. 205. 283.
 Neuholland (Australien), 153 ff.
 —, Eingeborene in, 165 ff., 241 ff.
 —, Europäer in, 259 ff.
 —, Methodistin in, 181.
 —, Mission in, 175 ff., 248 ff.
 —, Verbrecherkolonie in, 153 ff.
 Neuseeland, Beschaffenheit des Landes,
 422 ff.
 —, Bevölkerung, 432 ff.
 —, Erdbeben, 424 f.
 —, Kämpfe der Eingeborenen mit den
 Engländern, 518 ff.
 —, Klima, 431 f.
 —, Menschenfresserei und religiöse Ge-
 bräuche, 454 ff.
 —, Missionsversuche, 493 ff.
 —, nationales und gesellschaftl. Leben,
 439 ff.
 —, Pflanzen- u. Thierwelt, 429 ff.
 Neu-Südwales, 159.
 —, Deportirte in, 160 ff.
 Neutralitätsprincip der indobritt. Regie-
 rung in Sachen der Religion, 329 ff.
 397.
 Niger, Fluß, 526.
 Nippon, jap. Insel, 12.
 Nyinesti (Nyanza), südafr. See, 49 f.

Ogun-Fluß, 526.
 Ochielle, Yoruba-Station, 543. 552.
 Ostindische Compagnie, 332.
 Otta, Yoruba-Station, 545.
 Owu, Afrika, 532.
 Oyo, Yoruba-Stadt, 541.

Palmerton, Lord, 215. 528.
 Pandshab, Indien, 376.

Papua's, neuholl. Volk, 248 ff.
 Paramatta, Neuholland, 177. 480 ff.
 Parker, Farmer in Australien, 249 ff.
 Parlamentsverhandlungen, engl., über

Indien, 333 ff.
 — über Dahome, 528.
 Payamur, Götzenfest in, 114.
 Perry, Commodore, 8. 12. 283 ff.
 Beschawer, Indien, 372.
 Pfander, Miss., 356.
 Philipp, Arthur, Kapitän, 158.
 Philipps, Miss., 539.
 Popo's, afr. Volk, 521.
 Port Jackson, 158.
 Puhari's, ind. Volksstamm, 387 ff.

Nabschamehal = Berge, 386.
 Rayatz ober ind. Bauern, 386. 400 ff.
 Revolution und Mission, 1.
 Ruapahu, Gebirge, 423.
 Ruatara, neuseeländ. Häuptling, 500 ff.
 Russell, Lord, 528.

Santhal's, ind. Volksstamm, 385 ff.
 —, Zustand derselben, 393 ff.
 —, Evangelisierung derselben, 398.
 Schire, Fluß, 47 ff.
 Schirwa, See, 49.
 Shongi, f. Hongi.
 Schuidi, Hauptstadt d. Lu-tschu-Inseln, 191 f.
 Seemannische Lu-tschu = Missionsgesellschaft, 202.

Semindare, ind. Gutbesitzer, 388 ff.
 Sifok, jap. Insel, 19.
 Simoda, jap. Hafenstadt, 6 ff.
 Sintobienst, Volksreligion in Japan, 28 f.
 Sina, jap. Vulkan, 14.
 Smith, Dr., Bischof v. Viktoria, 191 f. 205. 215 ff. 475.

Smith, Katechist, 544.
 Speke, Reisender in Süd-Afrika, 50.
 Spieske, Miss., 246.
 Statistik von Algerien, 467 ff.
 — der Brüderrmissionen, 473 ff.
 — der evang. Missionsgesellschaft in Basel, 471 ff.

Steinkopf, C., Pred. in London, 87 ff.
 Stephen, engl. Parlamentsmitglied, 339.
 Stone, Miss., 539.
 Storr, Gottf. Chr., Prof., 84.
 Strobel, Miss., 126 ff.
 Südband, f. Australien.
 de Surville, Admiral, 488.
 Süskind, Prof., 85.

Swanhill, Fluß, 254.
 Sydney, Australien, 158 f., 495 ff.
 Syrien, 418 ff.

Täger, Miss., 246.
 Tahiti = Mission, 497. 503.
 Taliparambu, Indien, 114. 125 ff.
 —, Götzenfeste in, 125 ff.
 Tanganika, f. Njiji.
 Tarrakai, Insel, 7.
 Tasman, Abel, Seefahrer, 153. 484 f.
 Taupo = See, 423.
 Tete, Südafrika, 47.
 Thomson, N. S., Med. Dr., 422.
 Threlfeld, Miss., 170. 182 ff.
 Tijer, Palmweinbauern, 130.
 Tinnevely, Erndtungen in, 522.
 Townsend, Miss., 532. 548.
 Trotter, Henry, Schiffskapitän, 202.
 Tschadda, Fluß, 526.
 Tschiratal, Indien, 125.
 Tucker, Henry Carre, 372.
 Tuckfield, Miss., 182.

Umland, Dr., Prof., 97 ff.
 Njiji, centralaf. See, 50.

Bandiemen, Generalstatthalter, 153.
 Bandiemenland, Uebersiedlung von
 Bienen, europäischen Singvögeln und
 Pflanzen nach, 57 ff.
 Bindhya = Gebirge, 386.

Walker, Methodist, 181.
 Watson, Miss., 184.
 v. Watteville, Friedr., 243.
 Wellesley, Lord, 335.
 Wellington-Dale, Neuholl., 184.
 White, Miss., 545.
 Wilberforce, 333 f.
 Williams, Miss., 324.
 Wolta = Strom, 526.

Yofu = Yama, Japan, 288.
 Yoruba = Land, 525 ff.
 —, geographische Lage, 526.
 —, Handel im, 532.
 —, Landbau im, 550.
 —, Mission im, 531 ff.
 —, Kriege im, 535 f.

Zambesi, südaf. Fluß, 46.
 Zoro, Berg in Austr., 273.
 Zinzendorf, Graf, 241 f.
 Zomba, südaf. Berg, 49.

